This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Deutsches Lesebuch

von

Philipp Wackernagel.

Erster Teil.

☆ M[illegible]

Deutsches Lesebuch

von

Philipp Wackernagel.

Erster Teil.

Zwölfter, durchgesehener Abdruck.

Stuttgart,

Verlag von S. G. Liesching.

1851.

Erſter Teil.

Das Schöne ſtammet her vom Schonen: es iſt zart,
und will behandelt ſein wie Blumen edler Art.

Wie Blumen vor dem Froſt und rauher Stürme Drohen
will es geſchonet ſein, verſchont von allem Rohen.

Vorwort.

Ueber den Gebrauch dieses neuen Lesebüchleins und das Verhältnis desselben zu dem Unterricht, dessen Gegenstand die deutsche Sprache ist, sowie über die Grundsätze, nach welchen dieser Unterricht überhaupt erteilt werden müße, hatte ich versucht, mich in einer größeren Vorrede ausführlich zu erklären. Da dieselbe aber zu einem Umfange angewachsen, der es mir nicht mehr angemeßen erscheinen läßt, sie dem Büchlein unmittelbar vorzusetzen, so laße ich sie nunmehr besonders abdrucken, als einen bloß für Lehrer bestimmten Teil des Buchs, unter dem Titel: Ueber den Unterricht in der Muttersprache. Auf diese Weise ist dann nicht jeder, der sich das Lesebuch anschafft, genöthigt, auch diesen Teil mitzukaufen, und umgekehrt.

Damit sei denn dieses Büchlein, an dem es gewis kein Fehler ist, daß es in poetischer, nationaler und religiöser Richtung einen

sehr entschiedenen Charakter ausspricht, Eltern und Lehrern aufs freundlichste empfohlen. Den letzteren wird es angenehm sein zu wißen, daß dasselbe unter Mitwirkung ausgezeichneter Schulmänner zu Stande gekommen, daß sie also ein um so größeres Vertrauen zu der Zweckmäßigkeit seiner Einrichtung und ganzen Haltung haben dürfen.

Stetten, den 8. August 1842.

Ph. W.

1.

Das Frühlingsmahl.

(Von W. Müller.)

Gott hat gedeckt die Tische
in seinem weiten Saal,
Und ruft was lebet und webet
zum großen Frühlingsmal.

Wie strömts aus allen Blüten
herab von Strauch und Baum,
Und jede Blüt ein Becher
voll süßer Düfte Schaum!

Hört ihr des Wirtes Stimme?
„Heran, was kriecht und fliegt,
Was geht und steht auf Erden,
was unter den Wogen sich wiegt!

Und du, mein Himmelspilger!
hier trinke trunken dich,
Und sinke selig nieder
aufs Knie und denk an mich.“

2.

Das Hirtenbüblein.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

Es war einmal ein Hirtenbübchen, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König hörte auch davon, glaubte es nicht, und ließ das Bübchen kommen. Da sprach er zu ihm: „Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich dich ansehen wie mein eigen Kind, und du sollst bei mir in meinem königlichen Schloß wohnen.“ Sprach das Büblein: „Wie lauten die drei Fragen?“ Der König sagte: „Die erste lautet: wie viel Tropfen

Waßer ſind in dem Weltmeer?“ Das Hirtenbüblein antwortete: „Herr König, laßt alle Flüße auf der Erde verſtopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus ins Meer lauft, das ich nicht erſt gezählt habe, ſo will ich euch ſagen, wie viel Tropfen im Meere ſind.“ Sprach der König: „Die andere Frage lautet: wie viel Sterne ſtehen am Himmel?“ Das Hirtenbübchen ſagte: „Gebet mir einen großen Bogen weiß Papier,“ und dann machte es mit der Feder ſo viel feine Punkte darauf, daß ſie kaum zu ſehen und faſt gar nicht zu zählen waren, und einem die Augen vergiengen, wenn man darauf blickte. Darauf ſprach es: „So viel Sterne ſtehen am Himmel, als hier Punkte auf dem Papier: zählt ſie nur.“ Aber niemand war dazu im Stand. Sprach der König: „Die dritte Frage lautet: wie viel Secunden hat die Ewigkeit?“ Da ſagte das Hirtenbüblein: „In Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahr ein Vöglein und wetzt ſein Schnäblein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt iſt, dann iſt die erſte Secunde der Ewigkeit vorbei.“

Sprach der König: „Du haſt die drei Fragen aufgelöſt wie ein Weiſer, und ſollſt fortan bei mir in meinem königlichen Schloße wohnen, und ich will dich anſehen wie mein eigenes Kind.“

3.

Der Vogel am Fenſter.

(Fabel, von W. Hey.)

An das Fenſter klopft es, pick! pick!
„Macht mir doch auf einen Augenblick!
Dick fällt der Schnee, der Wind geht kalt,
habe kein Futter, erfriere bald.
Liebe Leute, o laßt mich ein,
will auch immer recht artig ſein.“

Sie ließen ihn ein in ſeiner Noth;
er ſuchte ſich manches Krümchen Brot,
blieb fröhlich manche Woche da:
doch als die Sonne durchs Fenſter ſah,
da ſaß er immer ſo traurig dort;
ſie machten ihm auf: huſch, war er fort.

4.

Des Vogels Freude.

(Von Deinhardſtein.)

In blauer Luft
über Berg und Kluft
läßt du luſtig dein Lied erklingen,
Schwebeſt hin und her
in dem blauen Meer,
dir zu kühlen die luftigen Schwingen.

Wo die Wolke ſauſt,
wo der Waldſtrom brauſt,
kannſt du auf, kannſt du nieder ſchweben,
So mit einem mal
aus der Luft ins Thal:
ach, was führſt du ein herrliches Leben!

5.

Der Knabe im Feldlager.

(Aus dem Lebensfrühling. Berlin 1824.)

Ein preußischer Soldat schrieb im Frühling des Jahres 1793 aus dem Lager am Rhein an seine Frau im Magdeburgischen und äußerte in diesem Briefe unter andern sein Verlangen nach einem Gericht Kartoffeln. Der Brief kam gegen Abend an. Der zwölfjährige Sohn des Soldaten vernahm diesen Wunsch seines Vaters, steckte den Brief zu sich, stund des Morgens früh auf, gieng in den Keller, füllte einen Quersack mit drei Metzen Kartoffeln, nahm seinen Wanderstab und marschierte, ohne Zehrpfennig und ohne irgend jemand ein Wort zu sagen, gerade nach dem preußischen Heere.

Er kam glücklich bis an die Vorposten. Hier wurde er ausgefragt. Er sagte die Absicht seiner Reise und zeigte zu seiner Rechtfertigung statt eines Passes den Brief seines Vaters an seine Mutter. Man lachte ihn aus, gab ihm zu essen und zu trinken und ließ ihn passieren. So kam er bei dem Heere an, fragte nach dem Regiment und der Schar, worunter sein Vater stund, und ward zu dem Hauptmann des letztern gebracht. Dieser fragte ihn aus. Der Knabe erzählte abermals offenherzig den Endzweck und die Schicksale seiner Reise zum preußischen Heere und brachte wieder den Brief seines Vaters hervor. Der Hauptmann erstaunte über die Erzählung des Kindes, ließ den Vater sogleich, ohne daß derselbe von der Anwesenheit seines Sohnes etwas erfahren konnte, zu sich holen, führte ihn in ein besonderes Zimmer und fragte ihn nach dem Inhalt des letzten Briefes, den er an seine Frau geschrieben hatte. Der Soldat bekannte den Inhalt und besonders das Verlangen nach einem Gericht Kartoffeln. „Dein Wunsch ist erfüllt," sagte der Hauptmann, und führte den Vater in das Zimmer, wo der Sohn, in banger Erwartung des Ausganges, mit seinen Kartoffeln noch wartete. Vater und Sohn erkannten sich, fielen einander in die Arme, und Thränen der innigsten Freude flossen über die braunen Wangen des Kriegers.

Der durch diesen Auftritt äußerst gerührte Hauptmann ließ den Knaben einige Tage bei dem Vater ausruhen und gab ihnen etwas, daß sie sich gütlich thun und sich pflegen konnten. Sodann ermahnte der Hauptmann und der Vater den Knaben, nunmehr zu seiner über seine Abwesenheit sehr bekümmerten Mutter wieder zurückzukehren; auch reichte ihm der Hauptmann als Zehrpfennig zur Reise ein Goldstück. „Zur Reise," sagte der kleine Pilgrim, „brauche ich kein Geld; denn gegen Aufweis meines Briefes haben mir gute Leute unterwegs doch zu essen gegeben. Aber meiner Mutter will ich das Geschenk bringen."

So trat er denn seine Rückreise wieder an, verirrte sich aber und kam an die feindlichen Vorposten. Hier wurde er angehalten und ins Hauptlager zum General Custine geführt, der ihn durch einen Dollmetscher scharf aus-

forschen ließ. Ohne Scheu erschien der deutsche Knabe vor dem französischen Feldherrn, beantwortete alle Fragen desselben offenherzig nach der Wahrheit, zeigte abermals den Brief seines Vaters und erzählte, was ihm im preußischen Lager begegnet war. Gerührt und lächelnd über das große und gute Herz des preußischen Soldatenkindes, schenkte ihm der feindliche Heerführer zwei Goldstücke und gab ihm einen Wegweiser mit, der ihn durchs französische Heer begleiten sollte, bis er in völliger Sicherheit sei. „Denn," sagte er zu ihm, „du hast in deiner Kindheit bisher schon auf einem zu guten Wege gewandelt, als daß man nicht dafür sorgen sollte, daß du nicht wieder irre gehen mögest."

Glücklich und wohlbehalten kam der Knabe endlich in seiner Heimat wieder an und verwandelte die Thränen der Betrübnis, die seine Mutter bisher über ihren Sohn geweint hatte, in Thränen der Freude. Er bat sie wegen seiner heimlichen Entweichung um Verzeihung, sagte ihr zur Ursache und Entschuldigung derselben das, was die Leser schon wißen, und überlieferte die Geschenke, die er vom Hauptmann seines Vaters und vom Heerführer der Feinde empfangen hatte, getreulich in ihre Hände.

6.

Um ein reines Herz.

(Von H. G. Neuß.)

O reines Herz, Herr, schaff in mir,
schleuß zu der Sünde Thor und Thür,
Vertreibe sie und laß nicht zu,
daß sie in meinem Herzen ruh.

Laß deines guten Geistes Licht
und dein hellglänzend Angesicht
Erleuchten mein Herz und Gemüth,
o Brunnen unerschöpfter Güt.

Dir öffn' ich, Jesu, meine Thür,
ach komm und wohne du bei mir,
Treib all Unreinigkeit hinaus
aus deinem Tempel und Wohnhaus.

Und mache dann mein Herz zugleich
an Himmelsgut und Segen reich,
Gib Weisheit, Stärke, Rath, Verstand
aus deiner milden Gnadenhand.

So will ich deines Namens Ruhm
ausbreiten als dein Eigentum;
Und dieses achten für Gewinn,
wenn ich nur dir ergeben bin.

7.

Der Hund von St. Bernhard.

(Aus den Alpenrosen. Siehe H. O. Lenz, Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. I. S. 154.)

Ueber den großen St. Bernhard führt ein sehr betriebener Bergpaß aus Wallis nach Italien. In dem öden hohen Felsenthale, von Bergen umschloßen, die ewiger Schnee bedeckt, steht die höchste menschliche Wohnung in

der alten Welt, das Kloster des heiligen Bernhards. Hier wohnen zehn bis zwölf fromme Mönche, deren einziges Geschäft es ist, die Reisenden unentgeltlich zu bewirten und ihnen alle Hilfe angedeihen zu laßen. In den acht oder neun Monaten des Jahrs, wo Schnee, Nebel, Ungewitter und Schneelauwinen den Weg sehr gefährlich machen, streifen diese Geistlichen oder ihre Diener täglich umher, um Verirrte aufzusuchen oder Versunkene zu retten. Schon viele Jahre her bedienen sie sich zur Rettung der Verunglückten auch besonders abgerichteter großer Hunde. Diese gehen entweder allein aus oder werden von den Mönchen mitgenommen. Sobald der Hund einen Verunglückten ausgewittert hat, kehrt er in pfeilschnellem Laufe zu seinem Herrn zurück und gibt durch Bellen, Wedeln und unruhige Sprünge seine gemachte Entdeckung kund. Dann wendet er um, immer zurücksehend, ob man ihm auch nachfolge, und führt seinen Herrn nach der Stelle hin, wo der Verunglückte liegt. Oft hängt man diesen Hunden ein Fläschchen mit Brantwein oder andern stärkenden Getränken und Körbchen mit Brot um den Hals, um es einem ermüdeten Wanderer zur Erquickung darzubieten. Ein solcher Hund war Barry. Zwölf Jahre lang war er unermüdet thätig und treu im Dienste der Menschheit, und er allein hat in seinem Leben mehr als vierzig Menschen das Leben gerettet. Der Eifer, den er hiebei bewies, war außerordentlich. Nie ließ er sich an seinen Dienst mahnen. Sobald der Himmel sich bedeckte, Nebel sich einstellten oder die gefährlichen Schneegestöber sich von Weitem zeigten, so hielt ihn nichts mehr im Kloster zurück. Nun strich er rastlos und bellend umher, und ermüdete nicht, immer und immer wieder nach den gefährlichen Stellen zurückzukehren und zu sehen, ob er nicht einen Sinkenden halten oder einen Vergrabenen hervorscharren könnte, und konnte er nicht helfen, so setzte er in ungeheuren Sprüngen nach dem Kloster hin und holte Hilfe herbei. Als er kraftlos und alt war, sandte ihn der würdige Prior nach Bern, wo er starb und in dem Museum aufgestellt wurde.

8.

Knabe und Hündchen.

(Fabel, von W. Hey.)

Knabe.

Komm nun, mein Hündchen, zu deinem Herrn,
ordentlich gerade sitzen lern.

Hund.

Ach, soll ich schon lernen und bin so klein,
o laß es doch noch ein Weilchen sein!

Knabe.

Nein, Hündchen, es geht am besten früh,
denn später macht es dir große Müh.

Das Hündchen lernte; bald wars geschehn,
da konnt es schon sitzen und aufrecht gehn,
getrost in das tiefste Waßer springen,
und schnell das Verlorene wieder bringen.
Der Knabe sah seine Lust daran,
lernt' auch und wurde ein kluger Mann.

9.

Die sonderbare Mauer.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen. Rotweil. Nr. 58.)

Die Leute eines einsamen Bauernhofes waren während des letzten Kriegs in großen Aengsten. Besonders war eine Nacht für sie sehr fürchterlich. Der Feind nahte sich der Gegend, der nächtliche Himmel war bald da bald dort von Feuersbrünsten roth wie Blut. Zudem war es Winter, und das Wetter sehr kalt und stürmisch. Die guten Leute waren keinen Augenblick sicher, ausgeplündert und jetzt zur rauhesten Jahreszeit von Haus und Hof verjagt zu werden.

Großeltern, Eltern und Kinder blieben die ganze Nacht hindurch in der Stube bei einander auf, und beteten beständig. Die Großmutter las aus einem alten Gebetbuche vor. In einem „Gebete zur Zeit des Krieges" kamen die Worte vor: Gott wolle eine feste Mauer aufführen, um die Feinde von dieser Wohnung abzuhalten. Der junge Bauer, der andächtig zugehört hatte, meinte jedoch, das Aufführen einer Mauer sei gar zu viel von dem lieben Gott verlangt.

Indes gieng die Nacht vorüber, ohne daß ein feindlicher Soldat in das Haus kam. Alle im Hause wunderten sich darüber. Als sie aber Morgens sich vor die Thüre wagten, sieh, da war gegen jene Seite hin, wo die Feinde stunden, der Schnee von dem Winde hoch wie eine Mauer aufgetürmt, so daß man gar nicht hindurch kommen konnte.

Alle lobten und priesen Gott. Die Großmutter aber sagte: „Seht, so hat Gott eine Mauer aufgeführt, die Feinde von unserer Wohnung abzuhalten. Ich bleibe dabei:

Wer auf den lieben Gott vertraut,
Der hat auf festen Grund gebaut."

10.

Fritz Oberlin.

(Aus W. Sterns erstem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1839.)

Eine Bäuerin bot in Straßburg Eier in einem Korbe zum Verkauf aus. Zwei muthwillige Knaben rannten an den Korb, stießen denselben um und machten sich mit Lachen davon. Der kleine Oberlin, später Pfarrer im Steinthal, sah diesen Streich der losen Knaben mit an. Ungesäumt lief er nach Hause, holte seine wohlgefüllte Sparbüchse, kehrte alsbald zurück und schüttelte all sein Geld in die Schürze der Bäuerin. Auf das schnellste entfernte er sich wieder und die Bäuerin konnte ihm nicht einmal danken.

Ein andermal gieng Oberlin bei einer Trödlerin (die mit alten Sachen handelt) vorüber. Ein armes Weib handelte um ein altes Kleidungsstück;

es fehlten ihr nur noch zwei Groschen zum geforderten Preise. Sie mußte vom Ankaufe des benöthigten Kleides abstehen und gieng betrübt davon. Fritz Oberlin bemerkte den Handel; er wartete nur auf den Augenblick des Weggehens der Armen; alsdann gieng er schnell zur Trödlerin, drückte derselben die zwei Groschen in die Hand und sagte leise zu ihr: Rufet jetzt die arme Frau zurück und laßet ihr den Rock. Er aber gieng eilend davon.

11.

Sonnenkäfer.

(Gemeinnützige Naturgeschichte, von H. O. Lenz. Gotha 1836. III. S. 272.)

Man nennt diese niedlichen Käfer, insbesondere den bekanntesten unter ihnen, den Siebenpunkt, auch Marienkäfer, Muhkühchen, Herrgottskälbchen u. s. w. Sie thun nirgends Schaden, stiften dagegen viel Nutzen, indem ihre sehr beweglichen Larven auf allen Pflanzen herumklettern und einzig von Blattläusen leben. Die Käfer nähren sich von derselben Speise, nehmen aber weit weniger zu sich. Man sieht sie fast allenthalben herumkriechen, zuweilen auch fliegen, und findet sie selbst mitten im Winter in Häusern, wo sie entweder in der warmen Stube herumlaufen, oder bei milden Tagen und Sonnenschein auch an die Fenster kalter Theile des Hauses kriechen. Mit beginnendem Frühjahr sind sie allenthalben, erstarren bei eintretender Kälte und laufen kurz darauf beim Sonnenschein wieder neben dem Schnee herum. Um einzelne Pflanzen oder Gewächshäuser von Blattläusen zu befreien, kann man nichts beßeres thun, als die Larven, oder wenn man diese nicht findet, die Käferchen selbst hineinzusetzen. Greift man letztere an, so ziehen sie gewöhnlich Beine und Fühlhörner an sich und stellen sich todt; zugleich laßen sie aus jedem Kniegelenk einen gelben, eigenthümlich riechenden Tropfen treten.

12.

Marienwürmchen.

(Wunderhorn, I. Seite 235.)

Marienwürmchen, setze dich
auf meine Hand, auf meine Hand,
ich thu dir nichts zu leide!
Es soll dir nichts zu leid geschehn,
will nur deine bunten Flügel sehn,
bunte Flügel, meine Freude!

Marienwürmchen, fliege weg!
dein Häuschen brennt, die Kinder schrein,
so sehre, wie so sehre!
Die böse Spinne spinnt sie ein:
Marienwürchen, flieg hinein,
deine Kinder schrein so sehre!

Marienwürmchen, fliege hin
zu Nachbars Kind, zu Nachbars Kind,
sie thun dir nichts zu leide;
Es soll dir da kein Leid geschehn,
sie wollen deine bunten Flügel sehn,
und grüß sie alle beide!

13.

Doktor Allwißend.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

Es war einmal ein armer Bauer, Namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochsen ein Fuder Holz in die Stadt, und verkaufte es für zwei Thaler an einen Doktor. Wie ihm nun das Geld ausbezahlt wurde, saß der Doktor gerade zu Tisch; da sah der Bauer, was er schön aß und trank, und das Herz gieng ihm darnach auf, und er wäre auch gern ein Doktor gewesen. Also blieb er noch ein Weilchen stehen, und fragte endlich, ob er nicht auch könnte ein Doktor werden. „O ja," sagte der Doktor, „das ist bald geschehen: erstlich kauf dir ein Abcbuch, so eins, wo vorne ein Göckelhahn drin ist; mach deinen Wagen und deine zwei Ochsen zu Geld, und schaff dir damit Kleider an und was sonst zur Doktorei gehört; drittens laß dir ein Schild malen mit den Worten: Ich bin der Doktor Allwißend, und laß das oben über deine Hausthüre nageln." Der Bauer that alles, wie es ihm geheißen war. Als er nun ein wenig gedoktert hatte, aber noch nicht viel, ward einem reichen großen Herrn Geld gestohlen. Da ward ihm von dem Doktor Allwißend gesagt, der in dem und dem Dorfe wohnte, und auch wißen müßte, wo das Geld hingekommen wäre. Also ließ der Herr seinen Wagen anspannen, fuhr hinaus ins Dorf, und fragte bei ihm an, ob er der Doktor Allwißend wäre? ‚Ja, der wär er.' ‚So sollte er mitgehen, und das gestohlene Geld wieder schaffen.' ‚O ja, aber die Grethe, seine Frau, müßte auch mit.' Der Herr war das zufrieden, ließ sie beide in den Wagen sitzen, und sie fuhren zusammen fort. Als sie auf den adlichen Hof kommen, war der Tisch gedeckt, da sollte er erst miteßen. „Ja, aber meine Frau, die Grethe, auch," sagte er, und setzte sich mit ihr hinter den Tisch. Wie nun der erste Bediente mit einer Schüßel schönem Eßen kam, stieß der Bauer seine Frau an und sagte: „Grethe, das war der erste," und meinte, es wäre derjenige, welcher das erste Eßen brächte. Der Bediente aber meinte, er hatte damit sagen wollen: „Das ist der erste Dieb," und weil ers nun wirklich war, ward ihm angst, und er sagte draußen zu seinen Kameraden: „Der Doktor weiß alles, wir kommen übel an, er hat gesagt, ich wäre der erste." Der zweite wollte gar nicht hinein, er mußte aber doch. Wie er nun mit seiner Schüßel kam, stieß der Bauer seine Frau an: „Grethe, das ist der zweite." Dem Bedienten ward ebenfalls angst, und er machte, daß er hinaus kam. Dem dritten giengs nicht beßer, der Bauer sagte wieder: „Grethe, das ist der dritte." Der vierte mußte eine verdeckte Schüßel hereintragen, und der Herr sprach zum Doktor, er solle seine Kunst zeigen, und rathen, was darunter läge; es waren aber Krebse.

Der Bauer sah die Schüßel an, wußte nicht, wie er sich helfen sollte, und sprach: „Ach, ich armer Krebs!“ Wie der Herr das hörte, rief er: „Da, er weiß es, nun weiß er auch wer das Geld hat.“

Dem Bedienten aber ward gewaltig angst, und er blinzelte den Doktor an, er möchte einmal herauskommen. Wie er nun hinauskam, gestanden sie ihm alle vier, sie hätten das Geld gestohlen; sie wollten ja gerne herausgeben, und ihm eine schwere Summe dazu, wenn er sie nicht verrathen wollte: es gieng ihnen sonst an den Hals. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld versteckt lag. Damit war der Doktor zufrieden, gieng wieder hinein und sprach: „Herr, nun will ich in meinem Buch suchen, wo das Geld steckt.“ Der fünfte Bediente aber kroch in den Ofen, und wollte hören, ob der Doktor noch mehr wüßte. Der saß aber, und schlug sein Abcbuch auf, blätterte hin und her, und suchte den Göckelhahn. Weil er ihn nun nicht gleich finden konnte, sprach er: Du bist doch darin, und mußt auch heraus.“ Da meinte der im Ofen, er wäre gemeint, sprang voller Schrecken heraus und rief: „Der Mann weiß alles.“ Nun zeigte der Doktor Allwißend dem Herrn, wo das Geld lag, sagte aber nicht, wers gestohlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung, und ward ein berühmter Mann.

14.

Räthsel um Räthsel.

(Nach dem Wunderhorn, II. Seite 407.)

Ei Knabe, ich will dir
was zu rathen aufgeben,
Und wenn du es ratheſt,
so kriegst du es eben.

Was für eine Straße
ist ohne Staub?
Welcher grüne Baum
ist ohne Laub?

„Die Straße auf der Donau
ist ohne Staub,
Der grüne Tannenbaum
ist ohne Laub.“

Was für ein König
ist ohne Land?
Was für ein Waßer
ist ohne Sand?

„Der Zaunkönig
ist ohne Land,
Das Waßer in dem Auge
ist ohne Sand.“

Was für ein König
ist ohne Thron?
Und was für Knechte
haben keinen Lohn.“

„Der Kartenkönig
ist ohne Thron,
Und die Stiefelknechte
haben keinen Lohn.“

Welches schöne Haus
hat weder Holz noch Stein?
Welcher große Strauß
hat keine Blümelein?

„Das kleine Schneckenhaus
hat weder Holz noch Stein,
Der große Vogel Strauß
hat keine Blümelein.“

Was für ein Herz
thut keinen Schlag?

Und was für ein Tag
hat keine Nacht?

„Das todte Herz
thut keinen Schlag,
Und der allerjüngste Tag
hat keine Nacht.“

15.

Der Diogeneskrebs.

(Gemeinnützige Naturgeschichte von H. O. Lenz. Gotha 1836. III. Seite 148.)

Es gibt einen kleinen, im Meere lebenden Krebs, welchen man Diogeneskrebs oder Bernhardskrebs nennt; derselbe wird etwa fingerslang und hat die merkwürdige Eigenschaft, daß er zu seiner Wohnung ausgestorbene Schneckenhäuschen wählt, in die er seinen Schwanz steckt und vorn herausguckt, auch damit herumkriecht. Zuweilen wohnt er auch in andern Löchern. Wird ihm sein Häuschen zu klein, so sucht er sich ein neues. Oft läßt er sich eher in Stücke reißen, als daß er sich herausziehen ließe. Er ist häufig an den europäischen Küsten. Aehnliche gibt es in Ostindien, die einem so viel Aerger machen. Legt man nämlich schöne Schneckenhäuser zum Bleichen an den Strand, so kommen sie über Nacht, tragen sie fort und laßen dafür ihr altes, abgeriebenes Haus liegen. Will man sie herausziehen, so wehren sie sich tapfer und kriechen immer tiefer hinein; hält man dann den Wirbel des Schneckenhauses an eine glühende Kohle, so springen sie heraus; doch gibt es auch welche, die sich darin braten laßen.

16.

Fuchs und Ente.

(Fabel, von W. Hey.)

Frau Ente, was schwimmst du dort auf dem Teich?
komm doch einmal her an das Ufer gleich:
ich hab dich schon lange was wollen fragen.
„Herr Fuchs, ich wüßte dir nichts zu sagen:
du bist mir so schon viel zu klug,
drum bleib ich dir lieber weit genug.“

Herr Fuchs der gieng am Ufer hin,
und war verdrießlich in seinem Sinn;
es lüstete ihn nach einem Braten;
das hatte die Ente gar wohl errathen.
Heut hätt er so gerne schwimmen können,
nun mußt er ihr noch das Leben gönnen.

17.

Der Fuchs.

(Nach der Naturgeschichte für Kinder, von G. Ch. Raff. Göttingen 1833. Seite 457 ff.)

Fuchs, rede! Sage deine ganze Geschichte nebst allen deinen listigen Streichen selbst her. Doch lüge nicht mitunter. Mährchen darfst du allen-

falls wohl mit anbringen. Wie gern hört man nicht das Mährchen, daß du mit deinem Schwanze Krebse fangest, während du doch gar keine ißest.

Ich, Meister Fuchs, bin so groß als ein mittelmäßiger Schäferhund, und sehe auch diesem Hunde fast ganz ähnlich, habe rothgelbe Haare — doch gibt es auch graue, weiße und schwarze Füchse — und einen langen zottichten Schwanz, wohne in allen nördlichen Gegenden der Welt, in Höhlen unter der Erde, freße Hühner und Tauben, Gänse und Enten, und was ich sonst noch von Geflügel erwischen kann, auch Hasen und Kaninchen, und Eier und Käse, Milch und Butter. Habe ich aber alle diese guten Bißen nicht, so nehme ich auch mit Ratten und Mäusen, Schlangen und Eidechsen und Kröten fürlieb. Ach, und wie gerne freße ich nicht Honig und Weintrauben! Den Honig raube ich eben so wohl den Bienen, als den Wespen und Hummeln, und achte gar nicht darauf, wenn sie mich auch gleich ganz jämmerlich zerstechen.

Ist es wahr Fuchs, daß du keine eigene Wohnung baust, sondern andre Thiere aus der ihrigen verdrängest?

Allerdings. Ich kann mir zwar, wenn ich will, meine Wohnung selbst graben; allein ich thue es nicht gern, weil ich darüber zu viel Zeit verderbe, die ich zu Durchstreichung meiner Gegend weit beßer anwenden kann. Ich jage daher lieber die Dachse oder Kaninchen aus ihrem Loche heraus, und mache dasselbe sodann für mich und mein Weibchen und meine Jungen zurecht. Wir bekommen alle Jahr vier bis sechs Junge, die ich nach einigen Wochen mit Tauben, Hühnern, Käse und was ich sonst Weiches den Bauern abzwacken kann, so lange füttere, bis sie groß und stark genug sind, mit uns gemeinschaftlich auf das Rauben auszugehen.

Ich schlage meine Wohnung gern nahe bei Dörfern und Bauerhöfen auf, damit ich schon von ferne die Hühner gackern, die Hähne krähen, die Gänse schnattern und das übrige Geflügel schreien hören kann. Nur des Nachts gehe ich gewöhnlich auf das Rauben und Morden aus. Und dieß mache ich so: Erst mache ich mir die nahen Dörfer, Meierhöfe und abgelegenen Häuser genau bekannt. Sodann spüre ich das Federvieh darin aus. Hierauf merke ich mir diejenigen Höfe, worin ich Hunde und andere Bewegungen höre. Nun untersuche ich die Mauern und Hecken und andere bedeckte Oerter, wo ich am leichtesten durchkriechen oder darüber wegspringen kann. Jetzt schleiche ich ganz langsam an den Ort meiner Bestimmung, setze über Zäune und Mauern, oder krieche und grabe mich unter dieselben durch. Und endlich breche ich in die Bauerhöfe ein, und erwürge Alles, was mir vorkommt. Ach, wie geht es da nicht über die dummen Gänse und die armen Hühner her! Werde ich nun in meinem Berufe nicht gestört, so würge und schleppe ich so lange fort, bis mir entweder der Anbruch des Tages oder ein Geräusch

im Haus eine Warnung gibt, mich davon zu machen und für dießmal nicht wieder zu kommen oder mich sehen zu laßen. Und so trage ich oft in einer einzigen Nacht auf drei bis vier Tage Fraß genug zusammen.

Eben so mache ich es auch auf den Vogelheerden und Dornstrichen. Hat sich da ein Krametsvogel oder eine Schnepfe oder sonst ein Vogel in einer Schlinge oder Leimruthe gefangen, so komme ich den Vogelstellern zuvor, und nehme sie weg. Auf dem freien Felde aber überfalle ich die Hasen in ihrem Lager, und jage ihnen zuweilen ein wenig nach. Die Kaninchen besuche ich in ihren unterirdischen Wohnungen; auch die Rebhühner und Wachteln spüre ich mit leichter Mühe auf, und freße die Mutter nebst ihren Eiern und Kindern weg.

Und das geht dir alles so ungestraft hin?

O nein! Man verfolgt und quält mich entsetzlich. Hunde und Jäger und Bauern sind fast immer hinter mir her, und jagen und verfolgen mich oft ganze Tage lang in Einem fort. Man legt mir Schlingen und Fallen, und schießt und prügelt mich zu Tode. So lange ich aber noch Kräfte und Athem habe zu laufen, laße ich mich nicht so leicht gefangen nehmen. Ueberfällt man mich in meinem Bau, so grabe ich geschwind einen andern Ausgang, und fliehe mit Weib und Kind davon, und betrüge den Jäger, der nun vergebens auf meinen Pelz lauert. Ist auch gleich meine ganze Höhle mit Fallen umgeben und mir zur Flucht fast gar keine Hoffnung mehr übrig, so leide ich doch lieber den grausamsten Hunger, ehe ich mich in den ersten vierzehn Tagen zum Gefangenen ergebe, und versuche alles mögliche, noch zu entkommen. Hilft aber alles nicht, je nun, so ist es endlich einerlei, ob ich in meiner Höhle verhungere, oder in der Falle eines gewaltsamen Todes sterbe. Ich klaffe und seufze eher nicht, als wenn man mich lebendig ergreift und zu Tode prügelt. Und auch das hält schwer, denn ich habe ein sehr zähes Leben; oft scheine ich todt, wenn ich nur auf einen günstigen Augenblick warte, meine Feinde zu beißen und zu entfliehen.

Ich lebe ungefähr zwanzig Jahre, und laße mich nicht leicht zähmen. Schlägt man mich des Winters todt, so gibt mein Balg treffliche Pelzkleider und auch mein Schwanz thut dann allerhand Dienste. Man steckt ihn in die Muffe und hängt ihn um den Hals. Ermordet man mich aber des Sommers, so kann nur der Hutmacher meine Haare gebrauchen. In vielen Gegenden ißt man auch mein Fleisch.

Du hast ganz recht, schlauer Fuchs; dein Sommerbalg ist weit schlechter, als dein Winterbalg. Ei, weißt du auch wohl, was der Winterbalg eines deiner schönsten schwarzen Kameraden in Norwegen, Lappland oder Sibirien kostet?

Nein. Wie viel denn?

Dreißig bis vierzig, und einige Leute sagen sogar sechshundert bis tausend Thaler.

Ei, das wäre sehr viel! — Soll ich ihnen nun erzählen, wie ich mich von meinen Flöhen reinige, ohne Schnauze noch Füße dazu nöthig zu haben? und wie ich bei dieser Gelegenheit zu gleicher Zeit Krebse fange?

Gut, erzähle! Wir hören dir ganz gern zu. Aber du weißt wohl, daß man diese Geschichten nicht für wahr hält.

Wenn mich die Flöhe allzusehr plagen, und ich sie gern alle auf einmal los sein will, so nehme ich ein Büschelchen Moos oder Heu oder sonst so etwas in die Schnauze, gehe sodann rückwärts, doch sehr langsam, und allmählich, immer tiefer ins Waßer, damit meine Flöhe Zeit behalten, nach und nach an den Hals, und vom Hals auf den Kopf, und vom Kopf in die Schnauze, und von dieser endlich in das Büschelchen Moos oder Heu zu fliehen. Sind sie nun alle im Moos drin, so tauche ich plötzlich unter, und laße es fallen. Und siehe, so bin ich auf einmal aller dieser häßlichen Peiniger los. Während dieser Entflöhung nun geschieht es zuweilen, daß sich Krebse an meinem wollichten Schwanz so fest anklammern, daß ich sie daran hinschleppen kann, wohin ich will.

18.

Trau, schau, wem?

(Von Sebastian Franck.)

Ein Fuchs verkündete den Hühnern und Hähnen, die auf einem Baume saßen, einen ewigen Frieden, der da wäre angestellt mit allen Thieren, also daß fürderhin Wolf und Schaf, Fuchs und Hühner ewige Freundschaft und Bündnis mit einander haben sollten. Damit hätte er gerne die Hennen vom Baume geschwätzt. Aber der Hahn sagte: Das hör ich gern! und reckte dabei den Kopf auf. Der Fuchs fragte: Was siehst du? Der Hahn antwortete: Ich sehe einen Jäger mit Hunden von Ferne. Der Fuchs sprach: Da bleib ich nicht. Antwortete der Hahn: Harre, so wollen wir auch mit dir hinab, wenn wir sehen, daß die Hunde mit dir Frieden haben. Der Fuchs sagte: Ei, er möchte ihnen noch nicht verkündigt sein; ich fahre dahin!

19.

Fuchs und Hahn.

(Fabel, von W. Hey.)

Fuchs. Wer räth mir ein Räthsel? wer ist so klug?
Hahn. Komm, sag mirs, ich habe Verstand genug!

Fuchs. Einen Kopf hat er voll von Hinterliſt,
eine Schnauze, die gern was Gutes frißt:
jetzt kommt er geſprungen und packet dich!

Hahn. O weh mir Armen! jetzt frißt er mich!

Der arme Hahn! er ſollte ſich wahren!
das gar zu geſcheit ſein bringt Gefahren.
Er kannte den Fuchs! er hätte nicht ſollen
ihm ſeine Räthſel errathen wollen.
Nun hats ihn gereut zu tauſend Malen,
nun muß ers mit ſeiner Haut bezahlen.

20.

Der ſchlaue Pilgrim.

(Von J. P. Hebel. Schatzkäſtlein.)

Vor einigen Jahren zog ein Müßiggänger durch das Land, der ſich für einen frommen Pilgrim ausgab, gab vor, er komme von Paderborn, und laufe geraden Weges zum heil. Grab nach Jeruſalem, fragte ſchon in Müllheim an der Poſt: Wie weit iſt es noch nach Jeruſalem? Und wenn man ihm ſagte: Siebenhundert Stunden; aber auf dem Fußweg über Mauchen iſt es eine Viertelſtunde näher, ſo gieng er, um auf dem langen Weg eine Viertelſtunde zu erſparen, über Mauchen. Das wäre nun ſo übel nicht. Man muß einen kleinen Vorteil nicht verachten, ſonſt kommt man zu keinem großen. Man hat öfter Gelegenheit, einen Batzen zu erſparen oder zu gewinnen, als einen Gulden. Aber 15 Batzen ſind auch ein Gulden, und wer auf einem Wege von 700 Stunden nur allemal an 5 Stunden weiß eine Viertelſtunde abzukürzen, der hat an der ganzen Reiſe gewonnen — wer rechnet aus, wie viel? Allein unſer verkleideter Pilgrim dachte nicht eben ſo, ſondern weil er nur dem Müßiggang und gutem Eßen nachzog, ſo war es ihm einerlei, wo er war. Ein Bettler kann nach dem alten Sprichwort nie verirren; er muß in ein ſchlechtes Dorf kommen, wenn er nicht mehr darin bekommt, als er unterwegs an den Sohlen zerreißt, zumal wenn er barfuß geht. Unſer Pilgrim aber dachte doch immer darauf, ſobald als möglich wieder an die Landſtraße zu kommen, wo reiche Häuſer ſtehen und gut gekocht wird. Denn der Halunke war nicht zufrieden, wie ein rechter Pilgrim ſein ſoll, mit gemeiner Nahrung, die ihm von einer mitleidigen und frommen Hand gereicht wurde, ſondern wollte nichts eßen, als nahrhafte Kieſelſtein-Suppen. Wenn er nämlich irgendwo ſo ein braves Wirtshaus an der Straße ſtehen ſah, wie zum Exempel das Poſthaus in Krotzingen, oder den Baſelſtab in Schliengen, ſo gieng er hinein und bat ganz demüthig und hungrig um ein gutes Waßerſüpplein von Kieſelſteinen, um Gotteswillen,

Geld habe er keines. — Wenn nun die mitleidige Wirtin zu ihm sagte: „Frommer Pilgrim, die Kieselsteine könnten euch hart im Magen liegen!“ so sagte er: Eben deswegen! die Kieselsteine halten länger an, als Brot, und der Weg nach Jerusalem ist weit. Wenn ihr mir aber ein Gläslein Wein dazu bescheeren wollt, um Gotteswillen, so könnt ichs freilich beßer verdauen. Wenn aber die Wirtin sagte: „Aber, frommer Pilgrim, eine solche Suppe kann euch doch unmöglich Kraft geben!“ so antwortete er: Ei, wenn ihr anstatt des Waßers wolltet Fleischbrühe dazu nehmen, so wärs freilich nahrhafter. Brachte nun die Wirtin eine solche Suppe, und sagte: „Die Tünklein sind doch nicht so gar weich worden,“ so sagte er: Ja und die Brühe sieht gar dünn aus. Hättet ihr nicht ein paar Gabeln voll Gemüs darin, oder ein Stücklein Fleisch, oder beides? Wenn ihm nun die mitleidige Wirtin auch noch Gemüs und Fleisch in die Schüßel legte, so sagte er: Vergelts euch Gott! Gebt mir jetzt Brot, so will ich die Suppe eßen. Hierauf streifte er die Aermel seines Pilgergewandes zurück, setzte sich, und griff an das Werk mit Freuden, und wenn er Brot und Wein und Fleisch und Gemüs und die Fleischbrühe aufgezehrt hatte bis auf den letzten Brosamen, Faser und Tropfen, so wischte er den Mund am Tischtuch oder an dem Aermel ab, oder auch gar nicht, und sagte: Frau Wirtin, eure Suppe hat mich rechtschaffen gesättigt, so daß ich die schönen Kieselsteine nicht einmal mehr zwingen kann. Es ist schade dafür! Aber hebt sie auf. Wenn ich wieder komme, so will ich euch eine heilige Muschel mitbringen von dem Meeresstrand von Ascalon, oder eine Rose von Jericho.

21.

Die Faulheit.

(Von G. E. Lessing. Sämmtliche Schriften, I. Seite 51.)

Fleiß und Arbeit lob ich nicht,
Fleiß und Arbeit lob ein Bauer!
Ja, der Bauer selber spricht,
Fleiß und Arbeit werd ihm sauer.
Faul zu sein sei meine Pflicht,
diese Pflicht ermüdet nicht.

22.

Mährchen von der Unke.

(Von den Brüdern Grimm.)

Ein Kind saß vor der Hausthüre auf der Erde, und hatte sein Schüßelchen mit Milch und Weckbrocken neben sich und aß. Da kam eine

Unke gekrochen, und senkte ihr Köpfchen in die Schüßel, und aß mit. Am andern Tag kam sie wieder, und so eine Zeit lang jeden Tag. Das Kind ließ sich das gefallen, wie es aber sah, daß die Unke immerfort bloß die Milch trank, und die Brocken liegen ließ, nahm es sein Löffelchen, schlug ihr ein bischen auf den Kopf und sagte: „Ding, iß auch Brocken.“ Seine Mutter aber hörte, daß es mit Jemand sprach, kam heran, und als sie die Unke erblickte, schlug sie sie todt. Und das Kind, das, seit die Unke mit ihm gegeßen hatte, schön und groß geworden war, magerte von dem Augenblicke an ab, und starb bald darauf.

23.

Die Bettlerin.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. Nr. 88.)

Zur Zeit der Teurung gieng eine unbekannte Bettlerin, die sehr ärmlich, jedoch sehr reinlich gekleidet war, in dem Dorfe herum und flehte um Almosen.

Bei einigen Häusern wurde sie mit rauhen Worten abgewiesen; bei andern bekam sie eine sehr geringe Gabe; nur ein armer Bauer rief sie, da es sehr kalt war, herein in die warme Stube, und die Bäuerin, die eben Kuchen gebacken hatte, gab ihr ein schönes großes Stück davon.

Am folgenden Tage wurden alle die Leute, bei denen die Unbekannte gebettelt hatte, in das Schloß zum Abendeßen eingeladen. Als sie in den Speisesaal traten, erblickten sie ein kleines Tischchen voll köstlicher Speisen, und eine große Tafel mit vielen Tellern, auf denen hie und da ein Stückchen verschimmeltes Brot, ein Paar Erdäpfel, oder eine Handvoll Kleie, meistens aber gar nichts zu sehen war.

Die Frau des Schloßes aber sprach: Ich war jene verkleidete Bettlerin, und wollte bei dieser Zeit, wo es den Armen so hart geht, eure Wohlthätigkeit auf die Probe stellen. Diese zwei armen Leute hier bewirteten mich, so gut sie konnten; sie speisen deshalb jetzt mit mir und ich werde ihnen ein Jahrgeld auswerfen. Ihr Andern aber nehmt mit den Gaben vorlieb, die ihr mir gereicht habt und hier auf den Tellern erblickt. Dabei bedenkt, daß man euch einmal in jener Welt auch so auftischen werde.

Wie man die Aussaat hier bestellt,
so erntet man in jener Welt.

24.

Lied eines Armen.

(Von Ludwig Uhland.)

Ich bin so gar ein armer Mann
und gehe ganz allein,
Ich möchte wohl nur einmal noch
recht frohen Muthes sein.

In meiner lieben Eltern Haus
war ich ein frohes Kind:
Der bittre Kummer ist mein Teil,
seit sie begraben sind.

Der Reichen Gärten seh ich blühn,
ich seh die goldne Saat;
Mein ist der unfruchtbare Weg,
den Sorg und Mühe trat.

Doch weil' ich gern mit stillem Weh
in froher Menschen Schwarm,
Und wünsche Jedem guten Tag
so herzlich und so warm.

O reicher Gott! du ließest doch
nicht ganz mich freudenleer:
Ein süßer Trost für alle Welt
ergießt sich himmelher.

Noch steigt in jedem Dörflein ja
dein heilig Haus empor,
Die Orgel und der Chorgesang
ertönet jedem Ohr.

Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
so liebevoll auch mir,
Und wenn die Abendglocke hallt,
so red ich, Herr, mit dir.

Einst öffnet jedem Guten sich
dein hoher Freudensaal,
Dann komm auch ich im Feierkleid
und setze mich ans Mahl.

25.

Adams Tod.

(Von Herder.)

Neunhundert dreißig Jahr war Adam alt, als er das Wort des Richters in sich fühlte: Du sollst des Todes sterben.

„Laß alle meine Söhne vor mich kommen," sprach er zur weinenden Eva, „daß ich sie noch sehe und segne." Sie kamen alle auf des Vaters Wort, und stunden vor ihm da, viel hundert an der Zahl, und flehten um sein Leben.

„Wer unter euch," sprach Adam, „will zum heiligen Berge gehen? Vielleicht daß er für mich Erbarmung finde, und bringe mir die Frucht vom Lebensbaum." — Alsbald erboten sich alle seine Söhne, und Seth, der frömmste, ward vom Vater selbst zur Botschaft auserwählet.

Sein Haupt mit Asche bestreuet, eilte er und säumte nicht, bis er vor der Pforte des Paradieses stund. „Laß ihn Erbarmung finden, Barmherziger," so flehete er, „und sende meinem Vater eine Frucht vom Lebensbaum."

Schnell stund der glänzende Cherub da, und statt der Frucht vom Lebensbaum hielt er einen Zweig von dreien Blättern in seiner Hand. „Bringe dem Vater ihn," so sprach er freundlich, „zu seiner letzten Labung hier: denn ewiges Leben wohnt nicht auf der Erde. Nur eile; seine Stunde ist da!"

Schnell eilte Seth und warf sich nieder und sprach: „Keine Frucht vom Baume des Lebens bringe ich dir, mein Vater; nur diesen Zweig hat mir der Engel gegeben, zu deiner letzten Labung hier.“

Der Sterbende nahm den Zweig und freute sich. Er roch an ihm den Geruch des Paradieses. Da erhob sich seine Seele: „Kinder,“ sprach er, „ewiges Leben wohnt für uns nicht auf der Erde: ihr folgt mir nach. Aber an diesen Blättern athme ich Hauch einer andern Welt, Erquickung.“ — Da brach sein Auge, sein Geist entfloh.

Adams Kinder begruben ihren Vater, und weinten um ihn dreißig Tage lang; Seth aber weinte nicht. Er pflanzte den Zweig auf seines Vaters Grab zum Haupt des Todten und nannte ihn den Zweig des neuen Lebens, des Auferwachens aus dem Todesschlaf.

Der kleine Zweig erwuchs zum hohen Baum, und viele Kinder Adams stärkten sich an ihm mit Trost des andern Lebens.

So kam er auf die folgenden Geschlechter. Im Garten Davids blühete er schön, bis sein bethörter Sohn an der Unsterblichkeit zu zweifeln anfieng; da verdorrete der Zweig, doch kamen seine Blüten unter andre Völker.

Und als an einem Stamm von diesem Baum der Wiederbringer der Unsterblichkeit sein heiliges Leben aufgab, streuete sich von ihm der Wohlgeruch des neuen Lebens umher, weit unter alle Völker.

26.

Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Christ.

(Von Ernst Moritz Arndt.)

Du lieber, heilger, frommer Christ,
der für uns Kinder kommen ist,
Damit wir sollen weiß und rein
und rechte Kinder Gottes sein;

Du Licht, vom lieben Gott gesandt
in unser dunkles Erdenland,
Du Himmelskind und Himmelsschein,
damit wir sollen himmlisch sein;

Du lieber, heilger, frommer Christ,
weil heute dein Geburtstag ist,
Drum ist auf Erden weit und breit
bei allen Kindern frohe Zeit.

O segne mich, ich bin noch klein,
o mache mir das Herze rein!
O bade mir die Seele hell
in deinem reichen Himmelsquell!

Daß ich ein Engel Gottes sei,
in Demuth und in Liebe treu,
Daß ich dein bleibe für und für,
du heilger Christ, das schenke mir!

27.

Morgen.

(Von W. Hey.)

Wie fröhlich bin ich aufgewacht,
wie hab ich geschlafen sanft die Nacht!

Hab Dank, im Himmel du Vater mein,
daß du hast wollen bei mir sein!
Nun sieh auf mich auch diesen Tag,
daß mir kein Leid geschehen mag.

28.

Der Negersohn.

(Aus W. Sterns drittem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

Ein Neger, der in den dänischen Besitzungen an der Küste Afrikas wohnte, war durch Unglücksfälle in schwere Schulden gerathen, und sah, da er von dem Gläubiger gedrängt ward, kein Mittel, sie zu bezahlen. „Ich habe nichts weiter," sagte der unglückliche Mann, „als meine Person. Willst du also, so verkaufe mich, wenn es dir beliebt." Der hartherzige, erbitterte Gläubiger ergriff ihn sogleich und verkaufte ihn. Darauf ward er mit mehreren Sklaven an einer gemeinschaftlichen Halskette, wie es Sitte ist, eingeschmiedet und nach dem Strande geführt. Hier blieb er, bis das Schiff, welches die Sklaven nach Westindien bringen sollte, seine ganze Ladung eingenommen hatte. Vor der Abfahrt aber kam ein junger Neger, von mehreren seiner Verwandten begleitet, zum Strande, und erklärte, daß er Willens sei, für einen der hier versammelten Neger einzutreten. Der dänische Arzt, der herbei gerufen ward und ihn untersucht hatte, erklärte, daß der Umtausch der Schade des Sklavenhändlers nicht sei. Nun führte man den verlangten ältern Neger herbei. Welch ein Auftritt, als der Sohn seinen Vater in den Ketten erblickte, ihm um den Hals fiel und Thränen der Freude weinte, daß er so glücklich sei, seinen Vater noch erlösen zu können. Die Kette ward geöffnet, der Vater befreit und der Sohn eingeschmiedet. Dieser war vollkommen ruhig und bat den Vater dringend, sich seinetwegen nicht im mindesten zu betrüben. Aber tief bewegt zeigte der dänische Arzt den merkwürdigen Vorfall dem dänischen Statthalter an, und dieser, von gleicher Menschenliebe durchdrungen, ließ sogleich den befreiten Vater und die Verwandten vor sich kommen, redete es mit ihnen ab, daß der Kaufpreis nach und nach abbezahlt werden könnte, ließ nun auch den wackern Sohn frei, und alle reisten vergnügt nach ihrer Heimat zurück.

29.

Gott weiß.

(Von W. Hey.)

Weißt du, wie viel Sterne stehen
an dem blauen Himmelszelt?
Weißt du, wie viel Wolken gehen
weithin über alle Welt?
Gott der Herr hat sie gezählet,
daß ihm auch nicht eines fehlet
an der ganzen großen Zahl.

Weißt du, wie viel Mücklein spielen
in der hellen Sonnenglut?
Wie viel Fischlein auch sich kühlen
in der hellen Waßerflut?
Gott der Herr rief sie mit Namen,
daß sie all ins Leben kamen,
daß sie nun so fröhlich sind.

Weißt du, wie viel Kinder frühe
stehn aus ihrem Bettlein auf,
Daß sie ohne Sorg und Mühe
fröhlich sind im Tageslauf?
Gott im Himmel hat an allen
seine Lust, sein Wohlgefallen,
kennt auch dich und hat dich lieb.

30.

Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth.

(Von G. H. Schubert. Altes und Neues, III.)

Die kleine Rosina war das einzige Kind sehr armer, aber gottesfürchtiger Eltern. Der Vater lebte als Tagelöhner zu Nickern, in der Pfarrei Lockwitz bei Dresden. Er hatte zwar ein eigenes Häuslein, aber nichts darinnen, als was seine Hände von Tag zu Tag, von Woche zu Woche erwarben, so viel, als eben zur Nahrung und Kleidung für ihn und die Seinen hinreichte. Aber diese seine fleißigen Hände hatten nicht bloß gelernt zu arbeiten, sondern auch sich gern zum Gebet zu falten. Er betete oft und aus Herzensgrunde mit den Seinen, denn er war fromm. Dieser gute Vater war erst dreißig Jahr alt, da führte ihn Gott zum Krankenlager, von welchem er nicht wieder aufstund. Die Krankheit dauerte etliche Wochen. Der Pfarrer Gerber und sein Sohn besuchten ihn oft in seinen letzten Tagen, um ihn zu trösten und zu stärken. Ihm selber war der Trost nicht so von Nöthen, als seiner armen Frau; denn er war ruhig und Gott ergeben, die Frau aber sollte von dem lieben Manne und Versorger scheiden, und es war weder Geld noch Brot in dem Hause, als was mitleidige Seelen ins Haus brachten. In dieser Zeit der Leiden war das Töchterlein des Tagelöhners, damals noch nicht acht Jahre alt, den armen Eltern zum besondern Trost. Wenn der Seelsorger weg war, blieb das Kind an des Vaters Bette sitzen, sang ihm Lieder vor und betete ihm die Sprüche, die es vom Pfarrer gehört oder in der Schule gelernt hatte.

Der Vater starb. Die Witwe trauerte sehr um ihren frommen, fleißigen Ehemann und weinte oft viel. Da tröstete das Mägdlein immer die Mutter, wenn sie diese so weinen sah, mit schönen Trostsprüchen aus der heil. Schrift, die sie in der Schule gehört hatte, oder mit Versen aus guten christlichen Liedern, zum Beispiel aus dem kinderfrommen Liede des Hans Sachs: „Warum betrübst du dich, mein Herz,“ mit dem Vers: „Ach Gott, du bist noch heut so reich, als du gewesen ewiglich; mein Trauen steht zu dir,“ und mit dem Vers aus Paul Gerhardts Liede:

„Schickt uns Gott ein Kreuz zu tragen, bringt herein Angst und Pein, sollt ich drum verzagen?“ Oder sie sagte zu der sorgenden Mutter: „Liebe Mutter, weinet nur nicht, wir wollen recht beten und arbeiten; wenn ich aus der Schule komme, will ich fleißig Strohhüte flechten, der liebe Gott wird uns nicht verlaßen.“

So vergieng fast ein Jahr nach des Vaters Tode, die Wittwe hielt mit ihrem einigen Kinde sparsam und treulich Haus, und beide hatten durch Gottes Segen keinen Mangel. Das Mägdlein gieng fleißig zur Schule, flocht nach der Schule eben so fleißig Stroh zu Hüten; seine einzige äußerliche Unterhaltung und Freude war eine Henne, die sich die kleine Waise vom Küchlein auferzogen und mit den abgesparten Brotkrumen ernährt hatte. Eines Tages, in der Erntezeit, geht die Mutter zu einem Bauer in dem nächsten Dorfe, um bei diesem Hafer rechen zu helfen, das Mägdlein aber geht nach seiner Gewohnheit in die Schule, und setzt sich, sobald es nach Hause gekommen, vor die Thüre seiner Hütte hin, um Stroh zu Hüten zu flechten. Da kommt ein Nachbarsmädchen von zwölf Jahren, ein Kind von sehr wilder Art, und will Rosinen nöthigen, mit ihr herumzuspringen und Muthwillen zu treiben. Die kleine, fromme Waise will das nicht. Hierüber erzürnt, reißt das stärkere Nachbarmädchen sie zu Boden und kniet ihr auf den Leib, bis das Kind vor Schmerzen laut aufschreit. Als die Mutter Abends von der Arbeit nach Hause kommt, klagt ihr die Kleine, was ihr geschehen sei. Die Mutter aber meint, es werde ihr wohl nicht viel Schaden gethan haben, und geht mit dem Kinde schlafen. Am Morgen aber klagt dieses sehr über Schmerz in seinem Leibe, kann schon nicht mehr aufstehen, und auch durch die von einem guten Arzte in Dresden verordneten Arzneimittel werden die Schmerzen nicht gelindert, sondern immer nur größer. Da bittet das Mägdlein seine Mutter, sie solle ihm doch den Seelsorger holen laßen, daß er mit ihr bete wie mit ihrem Vater, denn sie werde sterben. Die Mutter sagte: „Mein liebes Kind! wen hätte dann ich? Du bist noch mein Trost. Du wirst ja nicht sterben wollen!“ Das Kind antwortet: „Liebe Mutter! Gott muß euer Trost sein, vertraut nur ihm. Wißet ihr nicht, wie wir singen: Weil du mein Gott und Tröster bist, dein Kind du wirst verlaßen nicht? Laßt mir nur den Herrn Pfarrer holen.“

Die Mutter erfüllte denn des Kindes Wunsch; der Pfarrer kam. Das arme Waislein bezeugte eine große Freude über des Seelsorgers Gegenwart, betete sehr herzlich, ja wahrhaftig brünstig und gab dem Pfarrer zu erkennen, daß es ein innig beständiges Verlangen nach dem Himmel habe. Da fragte die Mutter abermal: „Liebes Kind, warum willst du denn so gerne sterben, du bist ja noch so jung.“ Das Kind antwortete: „Es ist ja im Himmel beßer, dort komme ich zu meinem lieben Herrn Jesus und ihr werdet schon auch

nachkommen. Indessen lobe ich mit meinem Vater den lieben Gott und den Herrn Jesum. Weinet ihr nur nicht um mich."

Die Krankheit währte bis an den neunten Tag. Der Pfarrer Gerber und sein Sohn besuchten in dieser Zeit das selige Kind oft. Ja wahrhaftig selig, schon auf seinem Lager der Schmerzen. Denn sie fanden es immer betend und wie es glaubensfroh seine Mutter tröstete, dabei mitten in den sehr großen Schmerzen der Entzündung geduldig und still wie ein Lämmlein. Am Tage vor seinem Ende sagte es zu seiner Mutter: „Der Herr Pfarrer hat mich so oft besucht und mit mir gebetet, und ihr habt nichts, das ihr ihm geben könnt. Ach, schenkt ihm doch meine Henne, wenn ich todt bin, und ich laße ihn bitten, er soll immer damit vorlieb nehmen."

Am neunten und letzten Tage der Krankheit waren etliche christliche Nachbarinnen bei dem Mägdlein. Da bittet dieses, man solle ihm doch das Lied vorsingen: „Wie schön leuchtet der Morgenstern." Und als das Lied fast zu Ende, schläft das Kind darüber sanft und süß ein.

Seliges Kind! wäre mein Herz wie dein Herz, so treu, so ohne Falsch; wäre einst mein Ende wie dein Ende! — Ja, von solchen Seelen heißt es: Diese sind Jungfrauen und folgen dem Lamme, wohin es geht!

31.

Kinderabendlied.

(Von W. Hey.)

Wald ist es wieder Nacht,
ja wieder Nacht,
mein Bettlein ist gemacht.
Drein will ich mich legen
wohl mit Gottes Segen,
weil er die ganze Nacht,
die ganze Nacht
gar treulich mich bewacht.

Dann schlaf ich ruhig ein,
ja ruhig ein,
gar sicher kann ich sein:
Vom Himmel geschwinde
kommen Engelein linde
und decken still mich zu,
ja still mich zu,
und schützen meine Ruh.

Und wirds dann wieder hell,
ja wieder hell,
dann wecken sie mich schnell.
Dann spring ich so munter
vom Bettlein herunter:
hab Dank, Gott Vater du,
Gott Vater du,
ihr Englein auch dazu!

32.

Die Hirtenflöte.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. Nro. 66.)

Ein König hatte einen Schatzmeister, der sich vom Hirtenstabe zu diesem wichtigen Amte aufgeschwungen hatte. Der Schatzmeister wurde aber bei dem Könige verklagt, daß er die königlichen Schätze veruntreue und die

geraubten Gelder und Kostbarkeiten in einem eignen Gewölbe mit eisernen Thüre aufbewahre. Der König besuchte den Schatzmeister, besah dessen Palast, kam an die eiserne Thüre und befahl sie zu öffnen. Als der König nun hinein trat, war er nicht wenig erstaunt. Er sah nichts, als vier leere Wände, einen ländlichen Tisch und einen Strohsessel. Auf dem Tische lag eine Hirtenflöte, nebst einem Hirtenstabe und einer Hirtentasche. Durch das Fenster sah man auf grüne Wiesen und waldige Berge.

Der Schatzmeister aber sprach: „In meiner Jugend hütete ich die Schafe. Du, o König, zogst mich an deinen Hof. Hier in diesem Gewölbe brachte ich nun täglich eine Stunde zu, erinnerte mich mit Freuden meines vorigen Standes, und wiederholte die Lieder, die ich ehemals bei meinen Schafen zum Lobe des Schöpfers gesungen hatte. Ach, laß mich wieder zurückkehren auf meine väterlichen Fluren, wo ich glücklicher war, als an deinem Hofe!“

Der König ward über die Verleumder sehr unwillig, umarmte den edlen Mann, und bat ihn, ferner in seinen Diensten zu bleiben.

Ein ruhiges Herz, nicht Gold und Pracht,
ists, was uns Menschen glücklich macht.

33.

Hirtenreigen.

(Von Johannes Falk.)

Was kann schöner sein,
was kann edler sein,
als von Hirten abzustammen,
Ja zu aller Zeit
arme Hirtenleut
selbst zu Königswürden kamen.
Moses war ein Hirt mit Freuden,
Joseph mußt in Sichem weiden;
Selbst der Abraham
und der David kam
von der Hürd und grünen Weiden.

Ja, der Herr der Welt
kam vom Himmelszelt,
um bei Hirten einzukehren!
Laßt uns jeder Zeit
arme Hirtenleut
halten drum in großen Ehren.
Die auf Gold und Seid sich legen,
sollten billig dieß erwägen:
Daß der Hirten Tracht
Christus nicht veracht't
und in Krippen dargelegen.

34.

Dornröschen.

(Märchen, von den Brüdern Grimm.)

Vor Zeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „Ach wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Endlich aber bekamen sie ein so schönes Mädchen, daß der König vor Freude sich nicht

zu laden wußte und ein großes Fest anstellte. Er lud nicht bloß seine Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen würden. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reich, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie eßen sollten, konnte er eine nicht einladen. Die geladen waren kamen, und nachdem das Fest gehalten war, beschenkten sie das Kind mit ihren Wundergaben; die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichtum, und so mit allem, was Herliches auf der Welt ist. Als eilf ihre Wünsche eben gethan hatten, kam die dreizehnte herein, die nicht eingeladen war und sich dafür rächen wollte. Sie rief: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel stechen und todt hinfallen.“ Da trat die zwölfte hervor, die noch einen Wunsch übrig hatte; zwar konnte sie den bösen Ausspruch nicht aufheben, aber sie konnte ihn doch mildern, und sprach: „Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in den die Königstochter fällt.“

Der König hoffte sein liebes Kind noch vor dem Ausspruch zu bewaren, und ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreich sollten abgeschafft werden. An dem Mädchen aber wurden alle die Gaben der weisen Frauen erfüllt, denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, lieb haben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahr alt ward, der König und die Königin nicht zu Haus waren und das Fräulein ganz allein im Schloß zurückblieb. Da gieng es aller Orten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Turm. Es stieg eine enge Treppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thüre. In dem Schloß steckte ein gelber Schlüßel, und als es umdrehte, sprang die Thüre auf und saß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau und spann emsig ihren Flachs. „Ei du altes Mütterchen,“ sprach die Königstochter, „was machst du da?“ „Ich spinne,“ sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Wie das Ding herumspringt!“ sprach das Fräulein, und nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie die Spindel angerührt, so gieng die Verwünschung des Zauberweibes in Erfüllung und sie stach sich damit.

In dem Augenblicke aber, wo sie sich gestochen hatte, fiel sie auch nieder in einen tiefen Schlaf. Und der König und die Königin, die eben zurückgekommen waren, fiengen an, mit dem ganzen Hofstaat einzuschlafen. Da schliefen auch die Pferde im Stall ein, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dach, die Fliegen an der Wand, ja das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief, und alles, was lebendigen Athem hatte, ward still und schlief.

Um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß so umzog und drüber hinauswuchs, daß gar nichts mehr, selbst nicht die Fahnen auf den Dächern, zu sehen war. Es gieng aber die Sage in dem Land von dem schönen, schlafenden Dornröschen, denn so wurde die Königstochter genannt, also, daß von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich, denn die Dornen hielten sich gleichsam wie an Händen zusammen und sie blieben darin hängen und starben jämmerlich. Nach langen, langen Jahren kam wieder ein Königssohn durch das Land; dem erzählte ein alter Mann von der Dornhecke: es solle ein Schloß dahinter stehen, in welchem ein wunderschönes Königsfräulein, Dornröschen genannt, schlafe mit dem ganzen Hofstaat. Er erzählte auch, daß er von seinem Großvater gehört, wie viele Königssöhne gekommen wären, um durch die Dornhecke zu dringen, aber darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling: „Das soll mich nicht abschrecken, ich will hindurch und das schöne Dornröschen sehen.“ Der Alte mochte ihm abrathen, wie er wollte, er hörte gar nicht darauf.

Nun waren aber gerade an dem Tage, wo der Königssohn kam, die hundert Jahre verflossen. Und als er sich der Dornhecke näherte, waren es lauter große, schöne Blumen, die thaten sich von selbst auseinander, daß er unbeschädigt hindurch gieng; hinter ihm aber thaten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Er kam ins Schloß; da lagen im Hof die Pferde und scheckigen Jagdhunde und schliefen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da gieng er weiter und sah den ganzen Hofstaat da liegen und schlafen, und oben drüber den König und die Königin. Da gieng er noch weiter, und alles war so still, daß einer seinen Athem hören konnte, und endlich kam er zu dem Turm und öffnete die Thüre zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte sich und gab ihm einen Kuss. Wie er ihm den Kuss gegeben, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und sah ihn freundlich an. Da giengen sie zusammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat, und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof stunden auf und rüttelten sich, die Jagdhunde sprangen und wedelten; die Tauben auf dem Dach zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, sahen umher und flogen ins Feld; die Fliegen an den Wänden krochen weiter; das Feuer in der Küche erhub sich, flackerte und kochte das Essen, und der Braten brutzelte fort; der Koch gab

dem Jungen eine Ohrfeige, daß er ſchrie, und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königsſohns mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und ſie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

35.

Von dem Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

(Märchen, von Friedrich Rückert.)

Es iſt ein Bäumlein geſtanden im Wald
in gutem und ſchlechtem Wetter,
Das hat von unten bis oben halt
nur Nadeln gehabt ſtatt Blätter;
Die Nadeln die haben geſtochen,
das Bäumlein das hat geſprochen:

Alle meine Kameraden
haben ſchöne Blätter an,
Und ich habe nur Nadeln,
niemand rührt mich an;
Dürft ich wünſchen, wie ich wollt,
wünſcht ich mir Blätter von lauter Gold.

Wies Nacht iſt, ſchläft das Bäumlein ein,
und früh iſts aufgewacht;
Da hatt' es goldene Blätter fein,
das war eine Pracht!
Das Bäumlein ſpricht: Nun bin ich ſtolz,
goldne Blätter hat kein Baum im Holz.

Aber wie es Abend ward,
gieng der Jude durch den Wald,
Mit großem Sack und großem Bart,
der ſieht die goldnen Blätter bald:
Er ſteckt ſie ein, geht eilends fort,
und läßt das leere Bäumlein dort.

Das Bäumlein ſpricht mit Grämen:
die goldnen Blättlein dauern mich;
Ich muß vor den andern mich ſchämen,
ſie tragen ſo ſchönes Laub an ſich;
Dürft ich mir wünſchen noch etwas,
ſo wünſcht ich mir Blätter von hellem Glas.

Da ſchlief das Bäumlein wieder ein,
und früh iſts wieder aufgewacht;
Da hatt' es glaſene Blätter fein,
das war eine Pracht!
Das Bäumlein ſpricht: Nun bin ich froh,
kein Baum im Walde glitzert ſo.

Da kam ein großer Wirbelwind
mit einem argen Wetter,
Der fährt durch alle Bäume geſchwind,
und kommt an die glaſenen Blätter:
Da lagen die Blätter von Glaſe
zerbrochen in dem Graſe.

Das Bäumlein ſpricht mit Trauern:
mein Glas liegt in dem Staub,
Die andern Bäume dauern
mit ihrem grünen Laub;
Wenn ich mir noch was wünſchen ſoll,
wünſch ich mir grüne Blätter wol.

Da ſchlief das Bäumlein wieder ein,
und wieder früh iſts aufgewacht,
Da hatt' es grüne Blätter fein;
das Bäumlein lacht,
Und ſpricht: Nun hab ich doch Blätter auch,
daß ich mich nicht zu ſchämen brauch.

Da kommt mit vollem Euter
die alte Geiß geſprungen;
Sie ſucht ſich Gras und Kräuter
für ihre Jungen;
Sie ſieht das Laub und fragt nicht viel
ſie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

Da war das Bäumlein wieder leer;
es ſprach nun zu ſich ſelber:
Ich begehre nun keiner Blätter mehr,
weder grüner, noch rother, noch gelber!
Hätt ich nur meine Nadeln,
ich wollte ſie nicht tadeln.

Und traurig schlief das Bäumlein ein,
und traurig ist es aufgewacht;
Da besieht es sich im Sonnenschein
und lacht, und lacht!
Alle Bäume lachens aus,
das Bäumlein macht sich aber nichts draus.

Warum hats Bäumlein denn gelacht,
und warum denn seine Kameraden?
Es hat bekommen in einer Nacht
wieder alle seine Nadeln,
Daß jedermann es sehen kann,
geh 'naus, siehs selbst, doch rührs nicht an.

Warum denn nicht?
Weils sticht.

36.

Wie Gott einen Menschen durch Hunde vom Tode errettete.

(Aus W. Sterns zweitem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

Ein Landmann gieng mit seinen beiden Hunden in den Wald und bestieg eine sehr hohe Buche. Er glitt aus, stürzte, blieb aber mit dem Fuße zwischen zwei gabelförmig stehenden Aesten, mit dem Kopfe abwärts, hängen. So schwebte er zwischen Himmel und Erde, ohne sich helfen zu können. Seine Hunde winselten, liefen hin und her und gaben auf alle Weise ihre Angst und ihren Schmerz um ihren Herrn zu verstehen. Endlich lief der eine von denselben nach Haus, erhub vor den Angehörigen seines Herrn ein klägliches Geheul, geberdete sich äußerst unruhig, lief fort, kam wieder, lief wieder weg, und gab auf alle Weise zu verstehen, daß man ihm folgen solle. Zuletzt gieng man ihm nach; da rannte der Hund nach dem Walde zurück, wo sein Herr hieng, lief wieder rückwärts, wenn die begleitenden Leute nicht schnell genug giengen. So brachte er sie zu rechter Zeit noch zu dem Baum, auf welchem sein Herr hieng, und der Verunglückte ward gerettet. — Der andre Hund war indessen bei seinem Herrn geblieben, erhub seine Stimme so stark er konnte, um durch sein Bellen andre Leute aufmerksam zu machen und zur Hilfe zu veranlaßen.

37.

Die Störche.

(Fabel, von W. Hey.)

1.

Ihr lieben Störche, was habt ihr im Sinn?
warum fliegt ihr alle zur Sonne hin?
„Es wird so kalt und schaurig hier,
uns friert, drum ziehen von dannen wir.“
Fliegt hin denn mit eurem leichten Gefieder,
doch, Störche, das bitt ich, kommt recht bald wieder!

Und wie sie waren fortgeflogen,
da kam der Winter hergezogen;
Das leere Nest auf dem Dache droben
das streut' er mit Federn voll bis oben:
Doch mocht es ein kaltes Lager sein,
da konnte sich wohl kein Storch dran freun.

2.

„Die Sonne scheint, der Sommer ist nah,
nun sind auch wir Störche wieder da.
Wir haben im fernen Land unterdessen
nicht unser liebes Nest vergeßen:
Da stehts noch, nun wollen wirs putzen
und hüten,
und still drin wohnen und fröhlich brüten."

Sie bauten es aus mit Holz und Stroh
sie waren so eifrig dabei, so froh.
Frau Störchin saß drauf drei Wochen
lang,
da hörte man bald gar mancherlei Klang:
Fünf Störchlein reckten die Köpfchen herauf
und sperrten die hungrigen Schnäbel auf.

38.

Der Kranich.

(Von J. J. Kaup. Das Thierreich. Darmstadt 1836. II. Seite 327 ff.)

Der Kranich kann eine Länge von vier Fuß und darüber erhalten, ist aschgrau mit nacktem rothem Scheitel, schwarzer Kehle und zerschlißenen hintern Flügel-Deckfedern, die aufgerichtet werden können.

Die Kraniche wandern in großen Scharen, und zwar immer in zwei Reihen, die vorn in einen Winkel zusammen stoßen, wo einer der stärksten den Anführer macht, der öfters abgelöst wird. Bei diesen Zügen laßen sie ihre weittönende Stimme hören, die wie Irr-gorr klingt. Ihr Flug ist leicht und schön und öfters so hoch, daß man nur ihr Geschrei vernimmt, ohne sie selbst zu erblicken.

In der Gefangenschaft wird der Kranich außerordentlich zahm und zeigt eine Fähigkeit zur Entwicklung seiner geistigen Anlagen, die Staunen erregt.

Der Freiherr von Seiffertitz erhielt im Jahr 1822 zwei junge Nestkraniche, die sich in einem Stall sehr bald an die Nahrung von Fröschen und Brot, in langen Stücken in Waßer geworfen, gewöhnten. Allmählich lernten sie, sich beim Namen rufen zu laßen, mischten sich unter menschliche Gesellschaft und nahmen selbst von Fremden, was ihnen gereicht wurde, ohne Scheu an. Außer Gemüse und Obst verzehrten sie Brot, Fleisch, Zwieback, kleine lebendige Thiere und zumal gern Insekten. Doch rupften sie auch wohl Blätter ab. Sie tranken sehr viel. Mit der Zeit verloren sie alle Scheu, machten den Bewohnern des Orts Besuche, kamen in die Wohnzimmer und fraßen mit großen Hühnerhunden aus einer Schüßel. Der Besitzer ließ ihnen die Flügel nicht lähmen, sondern nur einige Schwungfedern verschneiden, so daß sie sich immer noch auf funfzig Schritte hoch in den Lüften herumtummeln konnten. Zuweilen waren sie halbe Tage verschwunden, stellten sich aber jedesmal in der Nacht in ihrem Stall wieder ein.

Wahrscheinlich durch Bosheit wurde dem Männchen der Flügel zerschmettert. Seine Schwester bezeugte sich sehr teilnehmend und als treue Wärterin, auch ließ sie Niemand nahe zu dem Kranken. Durch geschickten

Verband wurde der Bruch glücklich geheilt. Kaum war jedoch dieser Vogel hergestellt, als seine Schwester gleiches, noch traurigeres Schicksal traf, denn sie überlebte die Verletzungen nicht. Während der Krankheit betrug sich jetzt der Bruder ebenso teilnehmend; als sie aber todt war, gerieth er ganz außer sich, kam mit schneidendem Geschrei zu dem Besitzer gelaufen, suchte die Schwester mit dem Schnabel aufzurichten, und auf alle Weise seinen Schmerz zu beweisen. Herr von Seiffertitz ließ ihn entfernen und den todten Vogel wegtragen. Kaum war er wieder frei, als er alles im ganzen Haus zu durchsuchen anfieng, ja darauf drang, daß ihm verschloßene Zimmer des Erdgeschoßes geöffnet werden mußten, und die Treppen hinaufeilte. Endlich verschwand er auf mehrere Tage; am dritten Morgen fand man ihn traurig und unbeweglich auf einer Stelle, und auf eine Drohung gieng er allein in seinen Stall, den er von nun an nicht mehr verließ.

Er ertrug die Winterkälte ganz gut, und im kommenden Frühjahr wurde er kräftiger und suchte wiederum die Gesellschaft. Hier wählte er sich denn einen ganz eigenen Freund, den Bullochsen des Rittergutes. Die starke Bassstimme dieses Thieres schien auf ihn einen besondern Eindruck gemacht zu haben. Er begleitete seinen gehörnten Freund auf die Weide, besuchte ihn öfter im Stalle, benahm sich mit aller Ehrfurcht gegen ihn, und betrachtete ihn völlig als seinen Vorgesetzten. Im Stalle stund er ganz aufgerichtet neben ihm, als wenn er seine Befehle erwartete. War der Ochse unter anderem Vieh auf dem Hofe, so machte er förmlich seinen Adjutanten, gieng zwei Schritte hinter ihm her, tanzte oft um ihn herum, machte ihm Verbeugungen, und benahm sich so drollig, daß es nicht ohne Lachen anzusehen war. Auch der Ochse fieng allmählich an, einiges Interesse für ihn zu zeigen, und ihn wenigstens zu rufen. Doch nur vor ihm bewies der Kranich wahren Respekt, über alle anderen Thiere des Dorfes maßte er sich die Oberherschaft an. Vorzüglich auf dem Gute machte er den Aufseher und hielt streng auf Ordnung, bei der Viehherde vertrat er die Stelle des Hirtenhundes. Unter dem Hausgeflügel litt er durchaus keinen Streit, bei der geringsten Fehde eines jeden Bewohners stellte er sich als Schiedsrichter ein und strafte nach Gebühr. Pferde, Ochsen und Schafe bekamen derbe Hiebe mit dem Schnabel; Enten und Hühner wurden weit schonender als Gänse und Truthühner behandelt.

Diese und noch eine Menge kleiner von ihm erzählter Züge beweisen, bis zu welchem vorzüglichen Grade auch Thiere sich in freundlichen Sitten ausbilden können. Es ist lediglich eine bequeme Art mancher Menschen von beschränkten Verstandeskräften, solchen Schilderungen den gemeinen Zweifel der Uebertreibung entgegen zu setzen, als ob nicht jedes Gemälde sein richtiges Auge verlangte, um es nach Verdienst zu schätzen. Hier, wo wohl Niemand

den Argwohn willkührlicher Zuthat hegen kann, spricht die einfache Darstellung schon für sich selbst; und nichts ist in der vorliegenden Geschichte dieses Vogels, was mit seiner allgemeinen Natur unverträglich wäre.

Aus den weitern Erzählungen des Berichterstatters wäre allenfalls noch hinzuzufügen, daß jener Kranich eine besondere Furcht vor aller schwarzen Farbe, selbst schwarzen Truthühnern, insbesondere vor dem Essenkehrer zeigte. Daß er sich aus den Vorüberziehenden ein Weibchen wählte, welches jedoch, zu sehr beunruhigt, nach acht Tagen wieder verschwand, und daß, da die Bullochsen des Guts immer bald wieder verkauft wurden, er seine Zuneigung stets auf den Nachfolger übertrug, gehört gleichfalls zu seiner Lebensgeschichte. Vor einem Meßer zeigte er große Angst, dagegen beschaute er sich gern im Spiegel, indem er einen Kameraden darin zu erblicken glaubte. Noch vier Jahre später befand sich dieser Kranich auf dem erwähnten Gute, war aber von einem Mastochsen, den er zur Ordnung bringen wollte, im Stalle niedergestoßen und so getreten worden, daß der Besitzer verzweifelte, ihn ganz wieder herzustellen.

Die Alten kannten diese Vögel sehr gut, sprachen viel von ihnen und bezeichneten sie als Sinnbild der Wachsamkeit.

39.

Wachtel wacht.

(Wunderhorn, I. 159.)

Hört, wie die Wachtel im Grünen schön schlagt:
lobet Gott! lobet Gott!
mir kommt kein Schauder, sie sagt.
Fliehet von einem ins andre grün Feld,
und uns den Wachstum der Früchte vermeldt;
rufet zu allen mit Lust und mit Freud:
Danke Gott! danke Gott!
der du mir geben die Zeit.

Morgens sie ruft, eh der Tag noch anbricht:
guten Tag! guten Tag!
wartet der Sonnen ihr Licht;
Ist sie aufgangen, so jauchzt sie vor Freud,
schüttert die Federn, und strecket den Leib,
wendet die Augen gen Himmel hinzu:
Dank sei Gott! Dank sei Gott!
der du mir geben die Ruh.

Blinket der kühlende Thau auf der Haid,
werd ich naß! werd ich naß!
zitternd sie balde ausschreit,
Fliehet der Sonne entgegen und bitt,
daß sie ihr teile die Wärme auch mit:

Laufet zum Sande und scharret sich ein:
Hartes Bett! hartes Bett!
sagt sie, und legt sich darein.

Kommt nun der Waidmann mit Hund und mit Blei,
fürcht mich nicht! fürcht mich nicht!
liegend ich beide nicht scheu;
Steht nur der Waizen und grünet das Laub,
ich meinen Feinden nicht werde zum Raub,
aber die Schnitter, die machen mich arm!
Wehe mir! wehe mir!
daß sich der Himmel erbarm!

Kommen die Schnitter, so ruft sie ganz keck:
tritt mich nicht! tritt mich nicht!
liegend zur Erde gestreckt;
Flieht von geschnittenen Feldern hindann,
weil sie sich nirgend verbergen mehr kann,
klaget: Ich finde kein Körnlein darin,
Ist mir leid! ist mir leid!
flieht zu den Saaten dahin.

Ist nun das Schneiden der Früchte vorbei,
harte Zeit! harte Zeit!
schon kommt der Winter herbei,
Hebt sich zum Lande zu wandern nun fort
hin zu dem andern weit fröhlichern Ort,
wünschet indessen dem Lande noch an:
Hüt dich Gott! hüt dich Gott!
fliehet in Frieden bergan.

40.

Unglück der Stadt Leiden.

(Von J. P. Hebel.)

Diese Stadt heißt schon seit undenklichen Zeiten Leiden und hat noch nie gewußt warum, bis am 12. Januar 1807. Sie ligt am Rhein in dem Königreich Holland, und hatte vor diesem Tage eilftausend Häuser, welche von vierzigtausend Menschen bewohnt waren, und war nach Amsterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreich. Man stund an diesem Morgen noch auf, wie alle Tage: der Eine betete sein „Das walte Gott," der Andere ließ es sein, und Niemand dachte daran, wie es am Abend aussehen würde, obgleich ein Schiff mit siebenzig Fäßern Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag und ließ sichs schmecken, wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als Nachmittags der Zeiger auf dem großen Turm

auf halb fünf stund — fleißige Leute saßen daheim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute giengen ihren Geschäften nach, Kinder waren beisammen in der Abendschule, müßige Leute hatten lange Weile und saßen im Wirtshaus beim Kartenspiel und Weinkrug, ein Bekümmerter sorgte für den andern Morgen, was er eßen, was er trinken, womit er sich kleiden werde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüßel in eine fremde Thüre, — und plötzlich geschah ein Knall. Das Schiff mit seinen siebenzig Fäßern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft, und in einem Augenblicke, (ihr könnts nicht so geschwind lesen, als es geschah) in einem Augenblick waren ganze lange Gaßen voll Häusern mit Allem, was darin wohnte und lebte, zerschmettert und in einen Steinhaufen zusammengestürzt oder entsetzlich beschädigt. Viele hundert Menschen wurden lebendig und todt unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet. Drei Schulhäuser giengen mit allen Kindern, die darin waren, zu Grunde; Menschen und Thiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert und kamen in einem kläglichen Zustand wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wüthete, und fast nimmer gelöscht werden konnte, weil viele Vorrathshäuser voll Oel und Thran mit ergriffen wurden. Achthundert der schönsten Häuser stürzten ein oder mußten niedergerißen werden. Da sah man auch, wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war; nicht nur mit einem schwachen Menschen, sondern auch mit einer großen und volkreichen Stadt. Der König von Holland setzte sogleich ein namhaftes Geschenk auf jeden Menschen, der noch lebendig gerettet werden konnte. Auch die Todten, die aus dem Schutt hervorgegraben wurden, wurden auf das Rathhaus gebracht, damit sie von den Ihrigen zu einem ehrlichen Begräbnis konnten abgeholt werden. Viele Hilfe wurde geleistet. Obgleich Krieg zwischen England und Holland war, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Hilfsmitteln und große Geldsummen für die Unglücklichen, und das ist schön — denn der Krieg soll nie in das Herz der Menschen kommen. Es ist schlimm genug, wenn er außen vor allen Thoren und vor allen Seehäfen donnert.

41.

Gottes Treue.

(Von Joh. Friedrich v. Meyer.)

Es steht im Meer ein Felsen,
die Wellen kreißen herum:
Die Wellen brausen am Felsen,
doch fällt der Fels nicht um.

Ein Turm ragt überm Berge
und schaut in das Thal hinab:
Die Winde rasen am Berge,
doch fällt kein Stein herab.

Es zeucht einher ein Wetter
und raßelt am starken Baum:
Zur Erde sinken wohl Blätter,
doch eisern steht der Baum.

Des Höchsten ewige Treue
steht fester den Fels und Turm,
Und grünt und blühet aufs neue
und trotzt dem rasenden Sturm.

42.

Das Lächeln im Tode.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. Nr. 99)

Ein frommer Greis war dem Tode nahe, und seine Kinder und Enkel stunden um sein Sterbebett. Er schien jetzt zu schlafen und lächelte dreimal mit geschloßenen Augen. Als er die Augen wieder öffnete, fragte einer seiner Söhne, warum er denn dreimal gelächelt habe?

Der fromme Greis sagte: „Das erste Mal giengen alle Freuden meines Lebens vor mir vorüber — und ich mußte lächeln, daß die Menschen dergleichen Seifenblasen für etwas Wichtiges ansehen können."

„Das zweite Mal erinnerte ich mich an alle Leiden meines Lebens — und freute mich, daß sie nun für mich ihre Dornen verloren haben, und daß die Zeit da ist, wo sie mir Rosen bringen werden."

„Das dritte Mal gedachte ich des Todes, und mußte lächeln, daß die Menschen diesen Engel Gottes, der sie von allen Leiden befreien und sie in die Wohnungen ewiger Freuden einführen will, so gar fürchten und scheuen können."

Wer sich befleißt, hier fromm zu leben,
dem wird Gott dort den Himmel geben.

43.

Die Sternthaler.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr, darin zu schlafen, und gar nichts mehr, als die Kleider, die es auf dem Leibe trug, und ein Stückchen Brot, das es in der Hand hielt und das ihm ein mitleidiges Herz noch geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlaßen war, gieng es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus ins Feld; da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: „Ach gib mir doch etwas zu eßen, ich bin so hungrig." Es reichte ihm das ganze Stückchen Brot und sagte: „Gott segne dirs!" und gieng weiter. Da kam ein Kind, das jammerte und sprach: „Es friert mich so an meinem Kopf, schenk mir doch

etwas, womit ich ihn bedecken kann!“ Da that es seine Mütze ab, und gab sie ihm. Und als es noch ein Bißchen gegangen war, kam wieder ein Kind, und hatte kein Leibchen an und fror, da gab es ihm seins; und noch weiter, da bat eins um ein Röcklein, das gab es auch von sich hin. Endlich kam es in einen Wald, und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte: es ist dunkle Nacht, da kannst du wohl dein Hemd weggeben, und gab es auch noch hin. Und wie es so stund, und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel, und waren lauter harte, blanke Thaler, und ob es gleich sein Hemdlein weggegeben, so hatte es ein neues an vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Thaler hinein, und ward reich für sein Lebtag.

44.

Der gute Hirte.

(Von W. Hey.)

Du lieber Heiland Jesus Christ,
weil du ein guter Hirte bist
Und merkst so treu auf deine Heerde,
daß keins davon verloren werde,
So will ich auch dein Schäflein sein,
will fröhlich folgen dir allein,
Will stets auf deine Stimme hören,
will nie mich wieder rückwärts kehren.

Christus, mein Helfer und mein Hirt,
der treulich für mich sorgen wird,
Und mich behüten, führen, weiden,
in Ewigkeit nicht von mir scheiden.

45.

Rabbi Möir und seine Gattin.

(Aus W. Sterns drittem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

Rabbi Möir, der große Lehrer, saß am Sabbath in der Lehrschule und unterwies das Volk. Unterdessen starben seine beiden Söhne, beide schön von Wuchs und wohl unterrichtet im Gesetze. Seine Hausfrau nahm sie und trug sie auf den Söller, legte sie auf ihr Bett und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Möir nach Hause. „Wo sind meine Söhne,“ fragte er, „daß ich ihnen den Segen gebe!“ „Sie sind in die Lehrschule gegangen,“ war ihre Antwort. „Ich habe mich umgesehen,“ erwiderte er, „und bin ihrer nicht gewar geworden.“ Sie reichte ihm einen Becher, er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbaths, trank und fragte abermals: „Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Weine des Segens?“ „Sie werden nicht weit sein,“ sprach sie, und setzte ihm vor zu essen. Als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: „Rabbi, erlaube mir eine Frage!“ „Sage an, meine Liebe!“ antwortete er. — „Vor wenig Tagen,“ sprach sie,

„gab mir Jemand Kleinodien in Verwarung, und jetzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben?“ „Dieß sollte meine Frau nicht erst fragen,“ sagte Rabbi Möir; „wolltest du Anstand nehmen, einem Jeden das Seine wiederzugeben?“ „O nein!“ versetzte sie, „aber auch wiedergeben wollte ich ohne dein Vorwißen nicht.“ Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin und nahm das Gewand von den Leichnamen. „Ach, meine Söhne,“ jammerte der Vater — „meine Söhne!“ Sie wandte sich hinweg und weinte. Endlich ergriff sie ihn bei der Hand und sprach: „Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müße sich nicht weigern, wiederzugeben, was uns zur Verwarung anvertraut ward? Siehe, der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen; der Name des Herrn sei gelobt!“ — „Der Name des Herrn sei gelobet!“ — stimmte Rabbi Möir mit ein.

46.

Morgenlied.

(Von Ernst Moritz Arndt.)

Die Nacht ist nun vergangen,
der Morgen steht so herrlich da,
Und alle Blumen prangen
und alle Bäume fern und nah.

Die frommen Nachtigallen
die singen laut im Freudenklang,
Die Lerchen höchst vor allen,
zum Himmel bringen sie Gesang.

Der Kuckuck auf den Zweigen
und auch der Zeisig klein,
Sie wollen sich dankbar zeigen,
will keiner der letzte sein.

47.

Gute Nacht, mein Kind.

(Wunderhorn, Kinderlieder. Seite. 63.)

Guten Abend, gute Nacht!
mit Rosen bedacht,
mit Näglein besteckt,
schlupf unter die Deck;
Morgen früh, wenns Gott will,
wirst du wieder geweckt.

48.

Die Verwandlung der Insekten.

(Von G. H. Schubert. Lehrb. d. Naturgesch. 1823. Seite 128.)

Die Klasse der Insekten ist unter den unvollkommneren Thieren dasselbe, was die Klasse der Vögel unter den vollkommneren Thieren ist; denn

der größte Theil davon ist leicht geflügelt, wie die Vögel. Ueberhaupt sind die Insekten auch in vielen andern Eigenschaften gar merkwürdige Thiere, an denen sich wundervolle Kunsttriebe, Vorgefühl des Künftigen und vor allen Dingen eine Verwandlung und gänzliche Umgestaltung finden, wodurch ein und dasselbe Thier zu einem ganz andern wird. Erst ist es z. B. eine häßliche Raupe, die ungemein gefräßig und schädlich ist, indem sie eine große Menge von Blättern und Knospen frißt, oder auch ein häßlicher Wurm, der von Koth lebt. Auf einmal wird die Raupe krank, sie krümmt und windet sich und muß als Raupe sterben, nachdem sie sich noch öfters vorher ihr Sterbekleid gesponnen oder ihren Sarg zurecht gemacht hat. Da liegt sie oder hängt sie denn lange als todt, und die Raupe ist auch wirklich nicht mehr vorhanden. Auf einmal aber bricht der Frühlings-Sonnenschein herein, da springt der Sarg entzwei und aus dem Grabe geht nun ein ganz anderes Leben hervor, als das vorige war; ein schöner bunter Schmetterling, der all das Schädliche und Häßliche, das die Raupe hatte, abgelegt hat, der gar keine Blätter und keinen Koth mehr freßen mag, sondern mit seiner niedlichen langen Zunge allenfalls bloß die Thautröpflein oder auch den Honigsaft aus den Blüten saugt, sehr oft aber auch gar nichts mehr zu genießen braucht, weil er sich in dieser seiner letzten Gestalt der Welt nur ganz kurze Zeit zeigt. Sehr viele Insekten machen eine solche Absterbung und gänzliche Verwandlung durch, und leben hernach zuletzt als schönes geflügeltes Insekt in der Luft und auf Blumen, während sie vorher als Wurm in der Erde, im Waßer, im Moraft und Unrath lebten; doch können sich auch manche Insekten, z. B. die häßliche Laus, der giftige Skorpion, die Spinne, nicht dazu entschließen, so zu sterben, und bleiben bis ans Ende das, was sie waren, eine häßliche Spinne, oder Laus, oder Skorpion.

Bei einer solchen Verwandlung kann man sich viel denken, und schon die Alten haben deshalb den Schmetterling und seine Verwandlung als ein Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele betrachtet.

49.

Frühlingslied.

(Von L. H. Ch. Hölty.)

Wie Luft ist blau, das Thal ist grün,
die kleinen Maienglocken blühn
und Schlüßelblumen drunter,
Der Wiesengrund
ist schon so bunt
und mahlt sich täglich bunter.

Drum komme, wem der Mai gefällt,
und freue sich der schönen Welt
und Gottes Vatergüte,
Die solche Pracht
hervorgebracht,
den Baum und seine Blüte.

50.

Pudel.

(Fabel, von W. Hey.)

Wer hat hier die Milch genascht?
hätt ich doch den Dieb erhascht!
Pudel, wärst denn du es gar?
Pudel, komm doch! Ei fürwahr,
einen weißen Bart hast du:
sag mir doch, wie geht das zu?

Die Hausfrau sah ihn an mit Lachen:
Ei Pudel, was machst du mir für Sachen!
Willst wohl gar noch ein Naschkätzchen werden?
Da hieng er den Schwanz bis auf die Erden,
und heulte und schämte sich so sehr.
Der naschet wohl sobald nicht mehr.

51.

Der Igel.

(Von H. O. Lenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. I. S. 72 ff.)

Der Körper des Igels ist unten mit Haaren, oben mit weißen, braun und schwarz geringelten Stacheln besetzt, und hat eine Länge von zehn bis eilf Zoll; die Ohren sind kurz und auch der Schwanz ist nur einen Zoll lang. Er ist in Europa sehr gemein und bewohnt auch Asien bis zum Jaik. Am liebsten ist er in Laubwäldern, Zäunen, Getraidefeldern, kurz an Orten, wo es ihm weder an Versteck noch an Nahrung gebricht. Den Winter verbringt er in einer oft selbst gescharrten, mit Laub, Moos, Heu u. s. w. recht weich ausgepolsterten Höhlung, welche er mit eintretendem Froste bezieht und wo er, so lange die Kälte anhält, ruhig schläft. Auch in einer kühlen Kammer schläft er den Winter über recht ruhig. Man findet ihn noch im November und schon Anfangs März bei gutem Wetter herumlaufend. Seine Nahrung besteht aus kleinen Thieren und Früchten. Vorzüglich liebt er Mäuse und erhascht deren sehr viele. Passt man ihm in mondhellen Nächten auf, so sieht man ihn leise umherschleichen, öfters, obgleich er sonst langsam ist, plötzlich schnell zufahren, eine Maus haschen und verzehren. Käfer, Regenwürmer, Frösche, Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern sind ihm ebenfalls sehr angenehm. Will er eine Kröte fressen, so wischt er sich anfangs nach jedem Bisse, den er gegeben, wahrscheinlich, weil ihm der scharfe Saft nicht behagt, das Maul an der Erde ab. Kleine Vögel und deren Eier verschont er eben so wenig. Birnen, Aepfel und Pflaumen genießt er auch, aber nicht so gern, als thierische Nahrung. Er kann, da er nicht klettert, nur das Obst auflesen, welches am

Boden liegt, und wenn er großen Vorrath findet, so wälzt er sich auch darauf, spießt es mit seinen Stacheln an, und trägt es so nach seinem Versteck. Im Juli oder August bekommt das Weibchen vier bis acht Junge, welche drittehalb Zoll lang und etwas über einen Zoll dick sind. Nur um das Maul stehen kurze Borsten, übrigens sind sie unbehaart, Augen und Ohren geschloßen. Schon binnen den ersten vierundzwanzig Stunden werden die Stacheln vier Linien lang, und sind anfangs ganz weiß. Nach einem Monat hat der junge Igel die Farbe des alten, frißt auch schon allein, obgleich er noch saugt. Wenn er dieses Alter hat, so verläßt er das in einer versteckten Lage angebrachte, weich ausgepolsterte Nest in warmen Nächten und läßt dann seine piepende Stimme hören. Am Tage ruht die Gesellschaft wieder im Neste. Bis zum Winter sind sie etwa halb ausgewachsen.

Obgleich der Igel so scheu ist, daß er sich an unruhigen Orten am Tage fast niemals sehen läßt, nur des Nachts seinen Geschäften nachgeht und sich gewöhnlich bei Annäherung eines Menschen oder Hundes augenblicklich zusammenkugelt und sich durch keine Qual dahin bringen läßt, sich wieder aufzurollen, bis alles sicher scheint, so zeigt er doch in mancher Hinsicht großen Muth. Ich ließ zu einem alten Igel, der seine Jungen säugte, acht Hamster. Sogleich unternahm er einen Angriff auf den, welcher in der Ecke der Kiste saß, die sein Lieblingssitz war. Seine Kopfstacheln waren gesträubt und bildeten eine Art Helm, die Nase tief am Boden hinschiebend nahete er sich und versetzte dem Hamster, der wüthend fauchte und ihn oft vergeblich und zu eigenem Schaden in die Stacheln biß, bald Stiche mit seinem Helm, bald Bisse mit seinen Zähnen; dabei fauchte er trommelnd. Abwechselnd griff er auch den in der nächsten Ecke sitzenden Hamster an, und ich mußte diese Gäste, um ihr Leben zu retten, entfernen. Merkwürdig und lächerlich waren die vielen Kämpfe, welche er gegen Kreuzottern, die er gern frißt, liefern mußte. So wie er diese giftige Schlange in seiner Nähe riecht, rückt er auf sie zu und beschnuppert sie, vorzüglich am Rachen, weil er da bloßes Fleisch riecht, packt aber nicht fest zu, sondern kneipt sie nur oft mit den Zähnen. Die Otter wird wüthend, zischt und beißt fürchterlich; er aber kehrt sich nicht im geringsten dran, zuckt auch kaum vor ihren Bissen zurück. Endlich, wenn sich die Otter abgetobt hat und ihr Rachen von ihren Bissen, die sie seinen Stacheln gegeben hat, vom Blute trieft, packt er ihren Kopf, zermalmt ihn sammt den Giftzähnen, frißt zuerst den Kopf und dann das Uebrige. Bei andern Schlangen ist es ihm einerlei, an welchem Theile er zuerst zu freßen beginnt. Er hat oft bei einem solchen Gefecht acht, zehn, zwölf Bisse in die Ohren, das Gesicht, die Lippen, ja sogar in die Zunge erhalten, mit welcher er seine Wunden lecken wollte, und hat doch weder Geschwulst noch sonst einen krankhaften Zustand erlitten. Auch seine an ihm

saugenden Jungen blieben gesund. Er ist ein giftfestes Thier. Man hat gesehen, wie ein Igel hunderte von spanischen Fliegen ohne Schaden fraß. Ein Arzt wollte einen Igel skeletiren, und gab ihm, um ihn zu tödten, die heftigsten Gifte, unter andern auch Blausäure und Arsenik ein, aber alles vergeblich. Endlich brachte er ihn noch durch Stickstoffgas vom Leben zum Tode.

Der Igel hat sehr viel Aehnlichkeit mit dem Dachse: dasselbe schwarze, kleine, blöde Auge, das fast gar nicht zu sehen scheint, daher er immer dem Geruche folgt; dieselbe Nahrung, dieselbe Langsamkeit; die Winterruh; das Fettwerden im Herbst; das aus dem Bauche kommende Trommeln in der Bosheit: aber es fehlt ihm das gewaltige Gebiß des Dachses, denn er hat nur schwache Zähne und Kinnladen, und Noth genug, eine Schlangen- oder Krötenhaut zu durchschneiden.

Ein eigenes Gefühl scheint es ihm zu verursachen, wenn man ihm mit einem Rüthchen über den Rücken streichelt; er fährt dann jedesmal die Stacheln sträubend und fauchend empor.

Der Igel ist ein nützliches, aller Schonung werthes Thier, wo man von Schlangen und Mäusen geplagt wird. Will man ihn aber doch wo wegfangen, so geschieht dieses leicht durch die Rattenfalle, worin eine von den obengenannten Speisen liegt.

52.

Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen.

(Mährchen, von Friedrich Rückert.)

Denk an, das Büblein ist einmal
spazieren gangen im Wiesenthal;
Da wurds müd gar sehr;
und sagt: Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme,
und mich mitnähme!

Da ist das Bächlein geflossen kommen,
und hats Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich aufs Bächlein gesetzt,
und hat gesagt: So gefällt mirs jetzt.

Aber was meinst du? das Bächlein war kalt,
das hat das Büblein gespürt gar bald;
Es hat gefroren gar sehr,
es sagt: Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme,
und mich mitnähme!

Da ist das Schifflein geschwommen kommen,
und hats Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich aufs Schifflein gesetzt,
und hat gesagt: Da gefällt mirs jetzt.

Aber siehst du? das Schifflein war schmal,
das Büblein denkt: da fall ich einmal!
Da fürcht es sich gar sehr,
und sagt: Ich mag nicht mehr!
Wenn nur was käme,
und mich mitnähme!

Da ist die Schnecke gekrochen gekommen,
und hats Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich ins Schneckenhäuslein gesetzt,
und hat gesagt: Da gefällt mirs jetzt.

Aber denk! die Schnecke war kein Gaul,
sie war im Kriechen gar zu faul;
Dem Büblein giengs langsam zu sehr,
es sagt: Ich mag nicht mehr;
Wenn nur was käme,
und mich mitnähme!

Da ist der Reiter geritten gekommen,
der hats Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich hinten aufs Pferd gesetzt,
und hat gesagt: So gefällt mirs jetzt.

Aber gib Acht! das gieng wie der Wind,
es gieng dem Büblein gar zu geschwind,
Es hopst drauf hin und her,
und schreit: Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme,
und mich mitnähme!

Da ist ein Baum ihm ins Haar gekommen,
und hats Büblein mitgenommen;
Er hats gehängt an einen Ast gar hoch,
dort hängt das Büblein und zappelt noch.

Das Kind fragt:
Ist denn das Büblein gestorben?

Antwort:
Nein! es zappelt ja noch!
morgen gehn wir 'naus und thuns 'runter.

53.

Sechse kommen durch die ganze Welt.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

Es war einmal ein Mann, der verstand allerlei Künste; er diente im Krieg und hielt sich brav und tapfer, aber als der Krieg zu Ende war, bekam er den Abschied und drei Heller Zehrgeld auf den Weg. „Wart," sprach er, „mit mir geht man nicht so um! Find ich die rechten Leute, so soll mir der König noch den Reichtum des ganzen Landes herausgeben." Da gieng er voll Zorn in den Wald, und sah einen darin stehen, der hatte sechs Bäume ausgerupft, als wärens Kornhalme. Sprach er zu ihm: „Willst du mein Diener sein und mit mir ziehen?" „Ja," antwortete er, „aber erst will ich meiner Mutter das Wellchen Holz heimbringen," und nahm einen von den Bäumen und wickelte ihn um die fünf andern, hob die Welle auf die Schultern und trug sie fort; dann kam er wieder und gieng mit seinem Herrn; der sprach: „Wir zwei sollten wohl durch die ganze Welt kommen." Und als sie ein Weilchen gegangen waren, fanden sie einen Jäger, der lag auf den Knieen, hatte die Büchse angelegt und zielte. Sprach der Herr zu ihm: „Jäger, was willst du schießen?" Er antwortete: „Zwei Meilen von hier sitzt eine Fliege auf einem Eichenästchen, der will ich das linke Auge herausschießen." „O, geh mit mir," sprach der Mann, „wenn wir drei zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen." Da gieng der Jäger mit ihm, und sie kamen zu sieben Windmühlen, deren Flügel trieben ganz hastig herum, und gieng doch rechts und links kein Wind und bewegte sich kein Blättchen. Da sprach der Mann: „Ich weiß nicht, was die Windmühlen treibt, es regt sich ja kein Lüftchen;" und gieng mit seinen Dienern weiter; und als sie zwei Meilen fortgegangen waren, sahen sie einen auf einem Baum sitzen, der hielt das eine Nasenloch zu, und blies aus dem andern. „Mein! was treibst du da oben?" fragte der Mann. Er antwortete: „Zwei Meilen von hier stehen sieben Windmühlen, seht, die blase ich an, daß sie gehen." „O, geh mit mir," sprach der Mann, „wenn wir vier zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen." Da stieg der Bläser herab und gieng mit; und über eine Zeit sahen sie einen, der stund auf einem Bein und hatte das andere abgeschnallt und neben sich gelegt. „Ei," sprach der Herr, „du hast dirs ja bequem gemacht zum Ausruhen." „Ich bin ein Laufer," antwortete er, „und damit ich nicht gar zu schnell springe, habe ich mir das eine Bein abgeschnallt; denn wenn ich mit zwei Beinen laufe, so gehts geschwinder als ein Vogel fliegt." „O, geh mit mir, wenn wir fünf zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen." Da gieng er mit;

und gar nicht lang, so begegneten sie einem, der hatte ein Hütchen auf, hatte es aber ganz auf dem einen Ohr sitzen. Da sprach der Herr zu ihm: „Manierlich! Manierlich! setz deinen Hut doch ein Bißchen gerad, du siehst ja aus wie ein Hans Narr.“ „Ich darfs nicht thun,“ sprach der andere, „denn setz ich meinen Hut gerad, so kommt ein gewaltiger, entsetzlicher Frost, und die Vögel unter dem Himmel erfrieren und fallen todt zur Erde.“ „O, geh mit mir,“ sprach der Herr, „wenn wir sechs zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen.“

Nun giengen die Sechse in die Stadt, wo der König hatte bekannt machen laßen: wer mit seiner Tochter in die Wette laufe und den Sieg davon trage, der solle ihr Gemahl werden, wer aber verliere, müße auch seinen Kopf hergeben. Da meldete sich der Mann und sprach: „Ich will aber meinen Diener für mich laufen laßen.“ Der König antwortete: „Dann mußt du auch noch dessen Leben zum Pfand setzen, also daß sein und dein Kopf für den Sieg haften.“ Nun ward das verabredet und fest gemacht; da schnallte der Mann dem Laufer das andere Bein an und sprach zu ihm: „Nun sei hurtig und hilf, daß wir siegen.“ Es war aber bestimmt, daß wer am ersten Waßer aus einem fern gelegenen Brunnen brächte, Sieger sein sollte. Nun bekam der Laufer einen Krug und die Königstochter auch einen, und sie fiengen zu gleicher Zeit zu laufen an; aber in einem Augenblick, als die Königstochter erst eine kleine Strecke fort war, konnte den Laufer schon kein Zuschauer mehr sehen, und es war nicht anders, als wäre der Wind vorbei gesaust. In kurzer Zeit langte er bei dem Brunnen an, schöpfte den Krug voll Waßer und kehrte wieder um. Mitten aber auf dem Heimweg überkam ihn eine Müdigkeit; da setzte er den Krug hin, legte sich nieder und schlief ein. Er legte aber den Kopf auf einen Pferdeschädel, damit er hart liege und bald wieder erwache. Indessen war die Königstochter, die auch gut laufen konnte, so gut als ein gewöhnlicher Mensch vermag, zu dem Brunnen gekommen und lief mit ihrem Krug voll Waßer zurück, und als sie den Laufer daliegen und schlafen sah, war sie froh und sprach: „Der Feind ist in meine Hände gegeben,“ leerte seinen Krug aus und sprang weiter. Nun wäre alles verloren gewesen, wenn nicht zu gutem Glück der Jäger mit seinen scharfen Augen eben auf dem Schloß gestanden und alles mit angesehen hätte. Da sprach er: „Die Königstochter soll dennoch gegen uns nicht aufkommen,“ lud seine Büchse und schoß sie so künstlich auf den Laufer, daß er den Pferdeschädel ihm unter dem Kopfe wegschoß, ohne ihm weh zu thun, und ihn aufweckte. Da erwachte der Laufer, sprang in die Höhe und sah, daß sein Krug leer und die Königstochter schon vor ihm war. Aber er verlor den Muth nicht, faßte den Krug, lief wieder zum Brunnen zurück, schöpfte aufs neue Waßer und

war doch noch zehn Minuten eher als die Königstochter daheim und gewann sie also seinem Herrn. „Seht ihr," sprach der Laufer, „jetzt hab ich erst die Beine aufgehoben, vorher wars gar kein Laufen zu nennen."

Den König aber kränkte es, und seine Tochter noch mehr, daß sie so ein gemeiner, abgedankter Soldat davon tragen sollte, und sie rathschlagten miteinander, wie sie ihn samt seinen Gesellen los würden. Da sprach der König zu ihr: „Ich habe ein Mittel gefunden, laß dir nicht bang sein, sie sollen nicht wieder heim kommen." Und sprach zu ihnen: „Ihr sollt euch nun zusammen lustig machen, eßen und trinken;" und führte sie zu einer Stube, die hatte einen Boden von Eisen und die Thüren waren auch von Eisen und die Fenster waren mit eisernen Stäben verwart. In der Stube war eine Tafel mit köstlichen Speisen besetzt; da sprach der König zu ihnen: „Nun geht hinein und laßts euch wohl sein;" und wie sie darin waren, ließ er die Thüre verschließen und verriegeln. Dann ließ er den Koch kommen und befahl ihm, ein Feuer so lang unter die Stube zu machen, bis das Eisen glühend würde. Das that der Koch, und es fieng an und ward den Sechsen in der Stube, während sie an der Tafel saßen, ganz warm, und sie meinten, das käme vom Eßen, als aber die Hitze immer größer ward und sie hinaus wollten, Thüre und Fenster aber verschloßen fanden, da merkten sie, daß der König Böses im Sinne gehabt und sie ersticken wollte. „Es soll ihm aber nicht gelingen," sprach der mit dem Hütchen, „ich will einen Frost kommen laßen, vor dem sich das Feuer schämen und verkriechen soll." Da setzte er sein Hütchen gerad und alsobald fiel ein Frost, daß alle Hitze verloschen und die Speisen auf den Schüßeln zusammenfroren.

Als nun ein paar Stunden herum waren und der König glaubte, sie wären von der Hitze verschmachtet, ließ er die Thüre öffnen und wollte selbst nach ihnen sehen. Aber wie die Thüre aufgieng, stunden sie alle sechse da, frisch und gesund, und sagten, es wäre ihnen lieb, daß sie herauskämen, sich zu wärmen, denn bei der großen Kälte in der Stube frören die Speisen an den Schüßeln fest. Da gieng der König voll Zorn hinab zu dem Koch, schalt ihn und fragte, warum er nicht beßer gethan hätte, was ihm befohlen worden. Der Koch antwortete: „Es ist Glut genug da, seht nur selbst." Da sah der König, daß ein gewaltiges Feuer unter der Eisenstube brannte, und merkte daß er den Sechsen auf diese Weise nichts anhaben könnte.

Nun sann der König aufs neue, wie er der bösen Gäste los würde; ließ den Meister kommen und sprach: „Willst du Gold nehmen und dein Recht auf meine Tochter aufgeben; so sollst du haben, so viel du willst." Da antwortete er: „Ja, Herr König, gebt mir so viel als mein Diener tragen kann, so verlang ich eure Tochter nicht." Das war der König zufrieden, und jener sprach noch: „So will ich in vierzehn Tagen kommen und

es holen.“ Darauf ließ er alle Schneider aus dem ganzen Reiche zusammen kommen, die mußten vierzehn Tage lang sitzen und einen Sack nähen. Und als er fertig war, mußte der eine, welcher Bäume ausrupfen konnte, den Sack auf die Schulter nehmen und mit ihm zu dem König gehen. Da sprach der König: „Was ist das für ein gewaltiger Kerl, der den Linnenhaufen auf der Schulter trägt?“ erschrack und dachte, was wird der für Gold wegschleppen! Da hieß er eine Tonne Gold herbringen, die mußten sechszehn der stärksten Männer tragen; aber jener packte sie mit einer Hand, stopfte sie in den Sack und sprach: „Warum bringt ihr nicht gleich mehr, das deckt ja kaum den Boden.“ Da ließ der König nach und nach seinen ganzen Reichtum herbeitragen, den steckte der Starke in den Sack hinein und er ward davon noch nicht zur Hälfte voll. „Schafft mir mehr herbei,“ rief er, „die Brocken füllen nicht.“ Da mußten noch siebentausend Wagen mit Gold in dem ganzen Reich zusammen gefahren werden, die stopfte der Starke mit den vorgespannten Ochsen in seinen Sack. „Ich wills nicht lang besehen,“ sprach er, „und nehmen was kommt, damit der Sack nur voll wird.“ Wie alles darin stak, gieng noch viel hinein, da sprach er: „Ich will dem Ding nur ein Ende machen, und denken, man bindet einen Sack zu, wenn er auch noch nicht voll ist.“ Dann huckte er ihn auf den Rücken und gieng mit seinen Gesellen fort.

Als der König nun sah, wie der Einzige des ganzen Landes Reichtum forttrug, ward er zornig und ließ alle seine Reiterei aufsitzen, die sollten den Sechsen nachjagen, und hatten Befehl, dem einen den Sack wieder abzunehmen. Zwei Regimenter holten sie bald ein, riefen ihnen zu: „Ihr seid Gefangene, legt den Sack mit dem Gold nieder, oder ihr werdet zusammengehauen!“ „Was,“ sprach der Bläser, „wir sind Gefangene? eher sollt ihr sämtlich in der Luft herumtanzen,“ hielt das eine Nasenloch zu und blies mit dem andern die beiden Regimenter an; da fuhren sie aus einander und in die Luft über die Berge fort, der eine hierhin, der andere dorthin. Ein Feldwebel rief um Gnade: er hätte neun Wunden und wäre ein braver Kerl, der den Schimpf nicht verdiene. Da ließ der Bläser ein wenig nach, so daß er ohne Schaden wieder herab kam; dann sprach er zu ihm: „Nun geh heim zum König und sag ihm, er soll nur noch mehr Reiterei schicken, ich wollte sie alle in die Luft hineinblasen.“ Der König, als er den Bescheid vernahm, sprach: „Laßt sie gehen, sie haben etwas an sich!“ Da brachten die sechs den Reichtum heim, theilten ihn unter sich und lebten vergnügt bis an ihr Ende.

54.

Till.

(Von C. F. Gellert.)

Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt,
als vielen, die ihn gern belachen,
und der vielleicht, um andre klug zu machen,
das Amt des Albernen gewählt:
(wer kennt nicht Tills berühmten Namen?)
Till Eulenspiegel zog einmal
mit andern über Berg und Thal.
So oft als sie zu einem Berge kamen,
gieng Till an seinem Wanderstab
den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab;
allein wenn sie berganwärts stiegen,
war Eulenspiegel voll Vergnügen.
Warum, fieng einer an, gehst du bergan so froh?
bergunter so betrübt? Ich bin, sprach Till, nun so;
wenn ich den Berg hinunter gehe,
so denk ich Narr schon an die Höhe,
die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz;
allein, wenn ich berganwärts gehe,
so denk ich an das Thal, das folgt, und faß ein Herz.
Willst du dich in dem Glück nicht ausgelaßen freun,
im Unglück nicht unmäßig kränken,
so lern so klug wie Eulenspiegel sein,
im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Unglück denken.

55.

Kannitverstan.

(Von J. P. Hebel.)

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieses kostbare Gebäude, die Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte

er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund,“ redete er ihn an, „könnt ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipänen, Sternenblumen und Levkoien?“ — Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstund, als der Fragende von der holländischen, nämlich Nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan;“ und schnurrte vorüber. Dieß war ein holländisches Wort oder drei, wenn mans recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel als: Ich kann euch nicht verstehn. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er, und gieng weiter. Gaß aus, Gaß ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: „Het Ey,“ oder auf deutsch: „Das Ypsilon.“ Da stund nun Schiff an Schiff, und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor Kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon stunden ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere heraufgewälzt, und Fäßer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren an das Land bringe. „Kannitverstan,“ war die Antwort. Da dachte er: Haha, schauts da heraus? Kein Wunder! wem das Meer solche Reichtümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt gieng er wieder zurück, und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Mensch sei, unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: wenn ichs doch nur auch einmal so gut bekäme wie dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel, und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis Alles vorüber war. Doch machte er sich an den Letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Centner um zehn Gulden aufschlüge,

ergriff ihn sachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Entschuldigung. „Das muß wohl auch ein guter Freund von euch gewesen sein," sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht." „Kannitverstan!" war die Antwort. Da fielen unserm guten Tuttlinger ein Paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. „Armer Kannitverstan," rief er aus, „was hast du nun von allem deinem Reichtum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leichentuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute." Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte, und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstund, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab. Endlich gieng er leichten Herzens mit den Andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutsch verstund, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien, und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

56.

Räthsel.

Wer es macht, der will es nicht,
der es trägt, behält es nicht,
Der es kauft, gebraucht es nicht,
der es hat, der weiß es nicht.

57.

Die drei Feste.

(Von Johannes Falk.)

O du fröhliche,
o du selige
gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt gieng verloren,
Christ ist geboren:
freue, freue dich, o Christenheit!

O du fröhliche,
o du selige
gnadenbringende Osterzeit!
Welt lag in Banden,
Christ ist erstanden:
freue, freue dich, o Christenheit!

O du fröhliche,
o du selige
gnadenbringende Pfingstenzeit!
Christ unser Meister
heiligt die Geister:
freue, freue dich, o Christenheit!

58.

Der Solenhofer Knabe.

(Erzählungen von Karl Stöber. 1841. I. Seite 207 ff.)

An der Altmühl, ungefähr eine Viertelstunde unterhalb Solenhofen, ist eine Glashütte im Gang. Das Holz zu den Oefen kann leicht über die jähen Bergwände herabgelaßen werden, und der reine zuckerweise Sand findet sich da und dort in Nestern, einen oder wenige Schuhe unter dem Rasen.

Ehe man aber anfieng diesen Sand in Glas zu verwandeln, bestreuten oder fegten schon die Hausfrauen in der Umgegend ihre Stubenböden, Tische, Bänke, hölzerne Geschirre u. s. w. damit, und kauften ihn von Weibern, die ihn bei Solenhofen gruben und in kleinen Säckchen zum Verkauf in die umliegenden Orte trugen.

In der ältesten Zeit befaßte sich eine Zeit lang nur ein einziges Weib mit diesem beschwerlichen Handel, bei welchem sie oft über funfzig Pfund auf dem Rücken aus- und nur ein paar Heller in der Tasche dafür heimtrug. Es war eine Wittwe in mittlerem Alter, und hatte einen Knaben von zwölf Jahren, der im Sommer die Ziegen des Orts hütete und im Winter mit seiner Mutter in den unterirdischen Felsklüften Sandnester aufsuchte und ausbeutete, wenn man vor Schnee und Eis in den Boden kommen konnte.

Einmal in einem besonders harten Winter wollte es den guten Leuten gar nicht gelingen. Lange war der Boden bald so fest gefroren und bald so hoch mit Schnee bedeckt, daß sie gar nicht zu ihrer unterirdischen Nahrungsquelle gelangen konnten. Der kleine Vorrath von Sand, den sie sich im Herbst gegraben hatten, gieng zu Ende, und mit ihm das Brot, das sie sich für die erlösten Pfennige aus den benachbarten Orten mitzunehmen pflegten. An den Sommerseiten der Berge, wo die Februarsonne die dünneren Schneeschichten weggeleckt hatte, fiengen sie nun an zu schürfen, aber überall vergebens und ohne Erfolg. Ihre Werkzeuge zerbrachen, und sie hatten noch kein weißes Sandkorn gefunden. Dazu gieng das Futter für die Ziegen auf die Neige, und in der Hütte waren nun vier Geschöpfe, denen der Hunger aus den Augen sah. Das Einzige, was sie noch unter sich theilen konnten, war eine Kufe mit eingestampften Rüben und weißem Kohl, und auch diese stritten schon mit der Verwesung, weil sie nur wenig gesalzen waren. Die Geißen erhielten ihren Antheil roh, wie er aus der Kufe kam, die Portionen für sich und ihren Knaben kochte die Wittwe und salzte sie oft mit ihren bittern Kummerthränen. Denn es war damals unter ihrem Dache, wie in der Hütte der Wittwe von Zarpath, als sie dem Propheten antwortete: „So wahr der Herr, dein Gott, lebet, ich habe nichts Gebackenes, ohne eine Hand voll Mehl im Topf und ein wenig Oel im Kruge. Und siehe, ich habe Holz aufgelesen,

und gehe hinein, und will mir und meinem Sohne zurichten, daß wir eßen und sterben."

Der Knabe liebte seine Mutter, und bewies seine Liebe meistens dadurch, daß er nie über seinen Hunger klagte, sondern geduldig von einer Mahlzeit auf die andere wartete, und überhaupt Alles vermied und verbarg, was ihr das Herz noch schwerer machen konnte. Aber fast die ganze andere Hälfte seines Herzens war den Ziegen zugewandt, und es wollte ihm brechen, wenn er sah, wie sie, von Hunger getrieben, an der Kufe hinaufsprangen und vergebens Hals und Zunge streckten, um die Neige darin zu erreichen. Hätten sie von seinen schönen Worten und Vertröstungen auf den nahen Frühling satt werden können, dann hätten sie mehr als genug gehabt. Aber so wurden sie immer magerer, und der Knabe entschloß sich endlich, für sie zu thun, was er noch nicht einmal für seine Mutter gethan hatte.

In Solenhofen war ein Benediktinerkloster. An die Pforte desselben pochte der Knabe mit dem schweren eisernen Klöpfel, der daran hieng, und antwortete dem Bruder Pförtner, der nach seinem Begehren fragte, er müße mit dem Abt selbst reden. Er wurde vor diesen ehrwürdigen Diener Gottes geführt, küste ihm die Hand und bat, er möchte ihm doch nur erlauben, das Heu aufzulesen, das die Klosterkühe unter den Barren und unter die Streu würfen. Denn seine zwei Ziegen wären am Verhungern. Den Abt überraschte anfangs die Bitte, deren Gewährung gar leicht misbraucht oder wenigstens zu einer großen Versuchung werden konnte. Aber bald überzeugte er sich, mit was für einer aufrichtigen und redlichen Seele er es zu thun habe. Er fragte unter andern Dingen nach dem Wenigen, was nach den damaligen Anforderungen der Kirche ein Christ wißen sollte. Der Knabe sagte seinen Glauben, sein Vaterunser nebst einigen andern kürzeren Gebeten gut her und beantwortete munter etliche Fragen aus den Evangelien. — Nun sprach der Abt: „Mein Söhnlein, du darfst alle Tage, wenn unsere Kühe zur Tränke getrieben werden, kommen und holen, was sie unter dem Barren liegen laßen. Und wenn der Bruder Küchenmeister etwas übrig hat, so wird er es dir auch mitgeben für dich und deine Mutter." Dann segnete er den Knaben, und entließ ihn froh und getröstet.

In der Hütte der Wittfrau hatte nun die Noth ein Ende. Bald kam auch der warme und freundliche Frühling; die Wittwe entdeckte wieder eine ergibige Sandgrube, und ihr Benedikt trieb als gedungenes Ziegenhirtlein die Ziegen des Dorfes auf die hohen luftigen Berge. In die Kost gieng er bei den einzelnen Besitzern der Ziegen der Reihe nach. Sein Osterlamm aß er im Kloster, seinen Pfingstkuchen buk ihm die Wirtin, seinen Kirchweihschmaus hielt er in der neuen Mühle, und seinen Namenstag feierte er wieder mit den Benediktinern.

An Unterhaltung fehlte es ihm auch auf den einsamen Höhen nicht. Da lag der damals noch unbenützte Kalkschiefer so am Tage, daß es ihm leicht ward, Platten davon herauszuheben, und aus ihnen mit einem ganz kleinen Hammer, den ihm noch sein verstorbener Vater gemacht hatte, regelmäßige Vierecke zu fertigen.

Was man so unrichtiger und sündlicher Weise Zufall nennt, führte den Knaben zu einer wichtigen Erfindung. Benedikt legte einmal eine Schieferplatte, wie er sie aus dem Boden gebrochen hatte, auf seinen Schooß, zeichnete mit einer Kohle von seinem Hirtenfeuer ein Viereck darauf, und sprach dann bei sich: „Funfzig solche viereckige Tafeln wenn ich hätte, könnte ich meine ganze Hausflur damit belegen, wo jetzt die Hühner scharren, wenn es draußen regnet.“ Und während er dieß dachte, klopfte er mit seinem Hämmerlein auf dem einen schnurgeraden Kohlenstrich sanft auf und ab. Denn er freute sich über den hellen Klang der Platte. Aber auf einmal wurden die hellen Töne dumpf und immer dumpfer, wie bei einer zersprungenen Glocke, und zuletzt sprang die Tafel gerade in der Richtung des Kohlenstriches mitten entzwei. Ist es da so gegangen, dachte nun Benedikt, so kann es bei den übrigen drei Seiten eben so gehen. Und hämmerte auch auf dem zweiten Kohlenstrich eine Weile vorwärts und rückwärts. Sein Schluß war richtig. Nachdem er noch einige Minuten so fortgemacht hatte, lag eine vollkommene viereckige Platte auf seinen Knieen. Eine zweite gelang nicht minder, und so fort. Früher schon hatte er manchmal zwei Schiefertrümmer an einander gerieben, um sie zu poliren, und gefunden, daß er damit am schnellsten zu Stande kam, wenn er von dem Sande, womit seine Mutter handelte, dazwischen that und Waßer dazu nahm. Diese frühere Erfindung wandte er nun auf seine Pflastersteine an, und gewann so einige sehr schöne Platten.

Indes trieb er dieß alles als eine bloße Spielerei, und sagte davon Niemand etwas, selbst seiner Mutter nicht. Seine schönsten Tafeln verbarg er da und dort unter einem Busch, wie etwa ein Hirtenknabe an der Donau schöne Kiesel, die er in ihrem Bette findet, in einem hohlen Weidenstamm aufhebt. Eines Abends aber, als er eingetrieben hatte und seiner Mutter gegenüber an der Suppenschüßel saß, erzählte sie ihm, daß sie mit Sand in Eichstädt gewesen und dort dem Bischof so nahe gekommen sei, daß sie jedes seiner Worte verstanden habe.

„Was sagte er denn?“ fragte Benedikt.

„Er stund,“ antwortete die Wittwe, „mitten unter den Domherren in der neuen Kirche, die er hat bauen laßen, und berathschlagte mit ihnen, mit was für Steinen der Fußboden belegt werden dürfte. Der Eine rieth dieß, und der Andere das, bis der hochwürdige Herr der Unterredung damit ein Ende machte, daß er sagte: „Nun, morgen um die eilfte Stunde haben wir die fremden Stein-

metzen hieher bestellt und wollen die Proben beschauen, die sie von allerlei Sand- und Marmelsteinen bei sich haben. Aber wir fürchten, ein solches Pflaster möchte für unseren bischöflichen Beutel zu teuer kommen. Wir werden uns wohl die Backsteine gefallen laßen müßen, die am wohlfeilsten sind."

„So, so!" versetzte Benedikt, warf seinen Löffel von Horn in die Tischlade, wünschte seiner Mutter eine gute Nacht, und gieng unter das Dach hinauf in seine Schlafstätte.

Das Sandweib hatte übrigens den Fürstbischof ganz recht verstanden. Schon bald nach der zehnten Stunde des Morgens versammelten sich in der neuen Kirche zu Eichstädt, in der von der Hand des Maurermeisters nichts mehr fehlte als das Pflaster, etliche Steinmetzen, die der Bischof aus Tyrol, dem Fichtelgebirge und dem Rheingau auf seine Kosten berufen hatte. Die Steinproben trugen ihnen ihre Gesellen in kleinen hölzernen Kästen nach und stellten sie neben einander auf eine lange Tafel. Darauf fanden sich nach und nach mehrere Grafen und Herren aus der Nachbarschaft ein, die schon reichlich zu dem Kirchenbau beigesteuert hatten und nun auch noch bei dem Pflaster ein Uebriges thun sollten. Endlich erschien auch der Fürstbischof mit der ganzen Geistlichkeit und seinen weltlichen Beamten hinter sich. Und als alle beisammen waren, schien es fast, als sollte eine Kirchenversammlung gehalten werden, so viele waren ihrer.

Der Bischof nahm nun die schön geschliffenen Proben aus den Kästlein, eine nach der andern, und es war keine darunter, die ihm und seinem Gefolge nicht gefallen hätte. Auch waren zum Theil die kleinen Marmelsteine in den Schubladen so neben einander gelegt, weiße und schwarze, gelbe und graue, bunte und einfarbige, daß man schon im Kleinen sehen konnte, wie herrlich schön ein Steinpflaster davon im Großen ausfallen würde. Aber als die fremden Steinmetzen nach einander sagten, was der Quadratfuß davon schon an Ort und Stelle koste, und als der Baumeister an den Fingern herrechnete, wie viel Quadratfuß er brauche, und als der Rentmeister die Totalsumme in Goldgülden aussprach, fuhr der Bischof mit der Hand hinter das Ohr, und sein Schatzmeister schüttelte mit dem Kopf, und die Grafen und Herren machten große Augen. Ja, ein Mönchlein, das noch nie mehr als einige Heller im Opferstock seines Klosters beisammen gesehen hatte, schlug in dem ersten Schrecken ein Kreuz. Alle stunden und sahen einander schweigend an.

In diesem Augenblick entstund unter dem Hauptportal der Kirche ein Geräusch. Zwei Trabanten des Fürstbischofs wollten einen barfüßigen Bauernknaben nicht hereinlaßen und hielten ihre Hellebarden vor. Aber der Knabe duckte sich, schlüpfte darunter hinweg, wie eine Henne unter der Gartenthüre, und drängte sich dann ohne Umstände mitten durch die Versammlung, bis er vor dem Bischof stund, dem er den Saum seines Kleides

küßte. Seine Mütze, an der nicht viel zu verkrüppeln war, nahm er zwischen die Kniee, drei viereckige und zolldicke Schieferplatten, eine blaßgelbe, eine blaugraue und eine marmorierte, nahm er aus der Schürze, womit sie umwickelt waren, und legte sie auf die Tafel. Sie waren noch naß, denn er hatte sie erst in den Dombrunnen getaucht. Desto mehr aber glänzten die geschliffenen Seiten und zeigten, wie schön die Steine erst dann werden würden, wenn eine kunstgeübte Hand darüber käme.

Seine Waare zu empfehlen, meinte der Knabe, sei nicht nöthig, sondern er schaute nur Einem von den Umstehenden nach dem Andern ins Gesicht und wischte sich mit der Schürze den Schweiß von der Stirne. Als aber der Bischof anfieng, ihn zu fragen, antwortete er munter und sprach: „Ich gehöre dem Sandweib von Solenhofen, und die Steine habe ich auf dem Berg hinter dem Kloster gemacht. Und wenn ihr noch mehr braucht, so dürft ihr mir nur eure Steinhauer mitgeben, so will ich ihnen zeigen, wie sie es anfangen müßen."

Denn der Knabe war Benedikt, unser Ziegenhirtlein. Er hatte nach der Abendsuppe, bei der ihm seine Mutter von der neuen Kirche in Eichstädt erzählte, nicht mehr geschlafen. Sondern ein Gedanke, der ihm unter dem Eßen gekommen war, trieb ihn durch die Hinterthüre hinaus auf den Berg, wo seine Steine lagen, und von da mit ihnen in der mondhellen Nacht gen Eichstädt, wohin er den Weg genau kannte von dem Sandhandel her. Seine Mutter erschrak freilich, als sie ihn in aller Frühe wecken wollte und das Nest leer fand. Und sie konnte nicht einmal gehen, ihn zu suchen oder ihm nachzufragen. Denn die Ziegen waren schon alle aus den Ställen gelaßen, und stunden meckernd auf der Gaße oder naschten von den Blumenstöcken vor den Fenstern des Pfarrhauses. Uebel oder wohl, mußte sie thun, als wäre ihr Benedikt krank. Sie nahm Geißel und Stecken, und trieb das Vieh selbst auf den Berg, wo sie den langen, langen Tag unter vergeblichem Warten und Sorgen zubrachte.

Aber als sie Abends hinter der gehörnten Schar das Dorf hinunter gieng, kamen einige Maulthiere herauf ihr entgegen. Und auf dem vordersten saß ihr Benedikt hinter einem Knechte des Fürstbischofs, und zwar so munter, daß die Wittfrau sogleich sah, es müße ihm den Tag über nicht schlecht gegangen sein.

Und so war es auch. Der Bischof hatte sich sogleich für die Pflastersteine des Sandbuben entschieden und die fremden Steinmetzen in ihre Heimat entlaßen, den Knaben aber mit sich in sein Haus genommen, gespeist und ihm versichert, daß er für ihn und seine Mutter sorgen wolle. Dann hatte er ihn mit dem Baumeister, der das Steinlager untersuchen sollte, nach Solenhofen zurückgehen laßen.

Der Bischof hielt Wort. Nachdem Benedikt bei einem Meister Steinmetz in Eichstädt in der Lehre gewesen war, ließ er sich in Solenhofen nieder und hatte fortwährend so viele Bestellungen an Pflaster- und Quadersteinen, daß es ihm und seiner Mutter nie mehr an dem täglichen Brot fehlte.

59.

Des Knaben Berglied.

(Von Ludwig Uhland.)

Ich bin vom Berg der Hirtenknab,
seh auf die Schlößer all herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
ich trink ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels im wilden Lauf,
ich fang ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigentum,
da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen sie von Nord und Süd,
so überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
so steh ich hoch im Blauen hier,
Ich kenne sie und rufe zu:
laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab vom Berge!

Und wenn die Sturmglock einst erschallt,
manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig ich nieder, tret ins Glied
und schwing mein Schwert und sing mein Lied:
Ich bin der Knab vom Berge!

60.

Die Schlangen.

(Von G. H. Schubert. Lehrbuch der Naturgeschichte. 1823. Seite 165 ff.)

Die Schlangen sind unter allen Amphibien mit Recht für den Menschen die eckelhaftesten und zugleich auch die gefährlichsten. Denn außerdem, daß es unter ihnen welche gibt, die ganze Stiere, wie viel mehr Menschen verschlingen können, sind auch viele von ihnen so giftig, daß ihr Biß nach wenigen Minuten tödten kann. Dieses Gift ist in eigenen Bläschen, oder und hinter den hohlen, wie Katzenkrallen gebogenen, vorschiebbaren und zurückziehbaren Giftzähnen enthalten. Die Schlangen, besonders die giftigen, haben meist einen häßlichen, zum Theil etwas moschusartigen Geruch. Sie sind mit mehr oder minder großen Schuppen bedeckt.

Die Klapperschlange, die sich durch häutige, dürre, gliederweise in einander gefügte Klapperstücke am Schwanze unterscheidet, ist eine der abscheulichsten und furchtbarsten unter allen Schlangen, und es ist nur gut,

daß sie so weit von uns, in Amerika und Afrika, lebt. Sie wird zuweilen (doch in den bewohnten Gegenden, wo man sie immer mehr ausrottet, seltner,) sechs Fuß lang und achtzehn Zoll im Umfang gefunden. Ihre tückischen Augen funkeln wie glühende Kohlen im Finstern, die schwarze, gespaltene Zunge bewegt sich immer hin und her. Sonst ist die Farbe dieses Thieres traurig und häßlich grau. Jedes Jahr setzt sie am Schwanze ein neues Klapperstück an. Alte Colonisten in Amerika erinnern sich, daß sie sonst welche mit einundvierzig Klapperstücken gesehen haben, jetzt findet man sie nur noch mit zwölf in der Nähe der Colonien. Zum Glück verräth sich die Nähe dieses furchtbaren Thieres, dessen Biß einen Menschen in wenig Minuten tödtet, theils durch den abscheulichen Geruch, den eine solche Schlange von sich gibt, noch mehr aber durch das Klappern des Schwanzes bei jeder Bewegung. Ist es aber naßes Wetter, dann klappert sie nicht und ist so am gefährlichsten. Zuweilen werden wohl Menschen, die von Klapperschlangen gebißen waren, durch die Anwendung der besten Mittel wieder geheilt, aber sie behalten dann für immer an den gebißenen Theilen Schmerzen, die von Zeit zu Zeit heftig wieder kommen, auch bleibt eine Schwäche zurück. Die Klapperschlangen vermehren sich sehr stark, und die Colonisten, die zwar manche, besonders wenn sie im Winter scharenweise in ihren Löchern erstarrt liegen, umbringen, würden nicht im Stande sein, sich ihrer großen Anzahl zu erwehren, wenn nicht wahrscheinlich diese Thiere, wie alle bösen Thiere, unter einander selbst oft uneins wären, sich bißen und dadurch gegenseitig vergifteten und tödteten. Denn in einem Weibchen hat man oft über siebenzig lebendige Junge angetroffen.

Die Riesenschlange ist schon viel buntfarbiger, auch nicht giftig, wie die Klapperschlange, aber ich möchte doch keine in meinem Hause haben, und noch weniger eine anbeten, wie manche abgöttische Völker thun, die gerade nur das sklavisch ehren, was sie fürchten müßen, nicht, wie wir, einen Gott, der uns liebt und den wir wieder lieben. Denn sie wird in den heißen Ländern, in denen ihre Heimat ist, manchmal über zwanzig Ellen lang und so dick, daß schon Reisende, die durch Grasgegenden kamen, wo eine solche Schlange in der kühlen Zeit der Regenmonate erstarrt da lag, sie für einen dicken Baumstamm hielten, aber freilich erschrocken genug davon flohen, wenn sie bemerkten, daß sich der vermeintliche Baumstamm zu bewegen anfieng. Denn diese gefräßige Schlange frißt nicht bloß Menschen, sondern nimmt es auch mit dem großen afrikanischen Büffel und mit starken Tigern auf, und wenn sie solche Thiere, die ihren Durst an den Waßern zu löschen suchen, in deren Nähe die furchtbare Schlange lauert, erpackt und einmal mit ihren Windungen umschlungen hat, da hört man jene nur kurze Zeit dumpf brüllen und mit den Füßen um sich stampfen, dann wird aber gleich alles still und man hört nur das Krachen der Rippen, die ihnen die große Schlange zer-

drückt wie Rohrstäbchen und dann das länglich wie eine Wurst zusammengequetschte Thier hinunterschlingt. Colonistenleute, die ihre kranke zwölfjährige Tochter herausgelegt hatten in die Abendsonnne, während sie drinnen das Abendeßen zuberejteten, hörten das Kind auch dumpf schreien, liefen heraus und sahen nun wie eine solche, noch nicht sehr große Schlange das Kind schon im Rachen hatte. Der Vater zerhieb die Schlange mit dem Beil, aber das Kind war von den Umschlingungen und von den Zähnen derselben so übel zugerichtet, daß es doch sterben mußte. Wenn sich aber eine solche Schlange recht satt gefreßen hat, dann liegt sie einige Zeit ganz still und kann sich, wie gelähmt, gar nicht bewegen. Dann suchen sie die Neger oder Indianer auf und schlagen sie todt, ziehen ihr ihr buntes Fell ab und genießen das Fleisch, das so fett sein und so schmecken soll, wie Schweinefleisch.

Die Natter hat am Rücken kleine, am Bauche größere und breite Schuppen, die bis zum After ungetheilt, hinter dem After aber immer in zwei getheilt sind. Von dieser Thiergattung leben besonders in den schönen Palmenländern, wo es so tausendfältige bunte Blumen, so herrliche Früchte und so kostbare Edelsteine gibt, so viele furchtbar giftige Arten, deren Biß in wenigen Minuten tödtet, daß einem schon dieß allein jene schönen Länder gar sehr verbittern kann. Denn wenn man oft seine Hand nach einer prächtigen Blume oder Frucht ausstreckt, oder sich auf einen smaragdgrünen Rasen niedersetzen will, da schießt eine giftige Schlange heraus, und nimmt alle Freuden sammt dem Leben selber weg. Ja, nicht einmal in seinem eigenen Hause ist man davor sicher, und jene Schlangen verbergen sich selbst in den Schlafkammern, fahren plötzlich, wenn man eine Thüre öffnet, auf einen herein, verstecken sich selbst unter den Bettstellen. Darum will ich denn doch lieber in meinem Lande bleiben, wo es zwar keine Palmen- und Bananenfrüchte, aber doch auch nicht so viele giftige Schlangen, Skorpionen und Tiger gibt, und es ist doch gut, daß jedes Land seine Freuden, aber auch jedes in demselben Verhältnis seine Plage hat, und daß, wo viel Lust, auch viel Last ist. Freilich gewöhnen sich die Menschen in den Ländern, wo es die vielen giftigen Schlangen gibt, am Ende so sehr daran, daß ein Missionär, der auf den Nicobar-Inseln wohnte, mit seinen dicken Lederstiefeln, einem Stocke mit einem Stachel und einem großen Filzhut bewaffnet, ordentlich auf den Fang der giftigen Schlangen, (die er für Naturalienliebhaber in Europa sammelte,) wie auf eine Lustjagd ausgieng. Er reizte die Schlange mit dem Stock zum Zorn; wenn sie auf den Stock losſprang, hielt er seinen großen Filzhut wie einen Schild hin, die Schlange biß wüthend hinein, und nun riß er ihr die krummen Giftzähne, die ganz locker in den Kinnladen stehen und sich in den Filz verwickelt hatten, heraus und brachte das Thier um.

61.

Der Kampf der Riesenschlange mit dem Tiger.

(Von Friedrich Rückert.)

An einem Morgen sahn wir nach den Palmen wieder,
da wars, als hieng ein Ast vom höchsten Gipfel nieder,

Ein Ast, der wunderbar sich auf und niederzog,
in Schlangenwindungen sich hin und wider bog.

Als den Verschlingungen wir zugesehen lange,
erkannten wir, es sei die Königsriesenschlange.

An Dicke wie ein Mann und sechszig Fuß an Länge,
so schätzten wir, daß sie von oben niederhänge.

In Lüften war der Schweif, verhüllt vom Palmenlaub,
der Rachen erdennah, weit aufgethan zum Raub,

Weit aufgethan zum Raub ohnmächtger kleiner Thiere,
die ihr Verhängnis trieb zu diesem Jagdreviere.

Sie schien, am Zorngebrüll des Tigers wars zu hören,
zu schmälern seine Jagd und sein Gehäg zu stören.

Da trat er, wie zum Kampf gerüstet, selbst hervor,
und jene ringelte sich in sich selbst empor.

Doch als grad unter ihr er hob den stolzen Nacken,
schoß sie ihr Haupt herab, von hinten ihn zu packen.

Er krampfte sich zurück, als sie mit einem Biß
ein ungeheures Stück vom bunten Fell ihm riß.

Daran hielt sie ihn fest, ließ dann von oben nieder
stets mehr und mehr von sich, und schnürt ihm alle Glieder.

In ihrem Rachen wird des seinigen Geheul
erstickt, und athemlos preßt ihn der Riesenknäul.

Zu schwach doch, daß ihr Druck allein den Feind zermalme,
zog sie zur Hilfe bei den Schaft der Kokospalme.

Sie zog zum Schaft hinan den Tiger, und ein Krach
war hörbar, als sie ihm die ehrnen Rippen brach.

Am Boden lag er nun, sie aber kampfesmatt
zog sich, um auszuruhn, hinauf ins Palmenblatt.

Einwürgend hatte sie den Tag vollauf zu thun,
worüber Nacht es ward und wir sie ließen ruhn.

Am dritten Morgen kam herbeigeströmt die Schar
von Weib und Kind, da nun vorbei war die Gefahr.

Da lag die Siegerin, die starre, schlaffe, matte,
die an dem Siegesmahl sich übernommen hatte.

Sie konnte sich getraun, den Tiger ohne Graun
zu tödten, aber nicht, den Todten zu verdaun.

62.

Die Kartoffel.

(Von G. H. Schubert. Lehrbuch der Naturgeschichte für Schulen. 1839. S. 121.)

Dieses nützliche Gewächs kam erst vor etlichen hundert Jahren aus Amerika zu uns. Und fast hätte sie der Freund von Franz Drake, dem dieser aus Amerika Kartoffeln zur Aussaat schickte, und dazu schrieb, „die Frucht dieses Gewächses sei so trefflich und nahrhaft, daß er ihren Anbau für sein Vaterland für höchst nützlich halte," aus seinem Garten wieder herausreißen und wegwerfen laßen. Denn er dachte, Franz Drake habe mit dem Worte „Frucht" die Samenknollen gemeint, die oben am Kräuterich hängen. Da es nun Herbst war und die Samenknollen waren gelb, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem Gastmahle ein, wobei es hoch hergieng. Am Ende kam auch eine zugedeckte Schüßel, und der Hausherr stund auf und hielt eine schöne Rede an die Gäste, worinnen er diesen sagte, er habe hier die Ehre, ihnen eine Frucht mitzutheilen, wozu er den Samen von seinem Freunde, dem berühmten Drake, mit der Versicherung erhalten habe, daß ihr Anbau für England höchst wichtig werden könne. Die Herren aus dem Parlament*) kosteten die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmet bestreut war, aber sie schmeckte abscheulich und es war nur Schade um den Zucker. Darauf urtheilten sie alle, die Frucht könne wohl für Amerika gut sein, aber in England werde sie nicht reif. Da hieß denn der Gutsherr einige Zeit nachher die Kartoffelsträuche herausreißen und wollte sie wegwerfen laßen. Aber eines Morgens, im Herbste, gieng er durch seinen Garten und sah in der Asche eines Feuers, das sich der Gärtner angemacht, schwarze runde Knollen liegen. Er zertrat einen, und siehe, der duftete so lieblich, wie eine gebratene Kartoffel. Er fragte den Gärtner, was das für Knollen wären? und der sagte ihm, daß sie unten an der Wurzel des fremden amerikanischen Gewächses gehangen hätten. Nun gieng dem Herrn erst das rechte Licht auf. Er ließ die Knollen sammeln, zubereiten, und lud dann die Parlamentsherren wieder zu Gaste, wobei er wohl wieder eine Rede gehalten haben mag, von der der Inhalt der gewesen sein wird, daß der Mensch, wenn er bloß nach dem urteilt, was oben an der Oberfläche ist, und nicht auch tiefer gräbt, manchmal gar sehr irren könne.

*) Parlament heißt in England die Versammlung der Stände des Landes.

63.

Abendlied eines Bauersmanns.

(Von Matthias Claudius. Sämmtl. Werke III. Seite 10.)

Das schöne große Taggestirne
vollendet seinen Lauf;
Komm, wisch den Schweiß dir von der Stirne,
lieb Weib, und dann tisch auf.

Kannst hier nur auf der Erde decken,
hier unterm Apfelbaum:
Da pflegt es Abends gut zu schmecken,
und ist am besten Raum.

Und rufe flugs die kleinen Gäste,
denn hör, mich hungerts sehr;
Bring auch den Kleinsten aus dem Neste,
wenn er nicht schläft, mit her.

Es leuchtet uns bei unserm Mahle
der Mond, so silberrein,
Und kuckt von oben in die Schale
und thut den Segen drein.

Nun, Kinder, eßet! eßt mit Freuden,
und Gott gesegn' es euch;
Sieh, Mond! ich bin wohl zu beneiden,
bin arm und bin doch reich!

64.

Der Brotbaum.

(Von Funke. Naturgeschichte. 1805. II. S. 323 ff.)

Der Brotbaum ist ein sehr wohlthätiges Geschenk für diejenigen Länder, in welchen unsere gemeinen Getraidearten wegen zu großer Hitze nicht wohl fortkommen. Er wächst theils in Ostindien, theils und vorzüglich auf den Inseln der Südsee, und wird ungefähr so groß wie eine mittelmäßige Eiche; die Blätter sind anderthalb Fuß lang und enthalten einen milchigen Saft. Die Frucht ist länglichrund, fast von der Gestalt einer Melone. Die samentragende soll zuweilen hundert, gemeiniglich aber nur zwanzig bis dreißig Pfund wiegen; die ohne Samen erreicht höchstens die Größe eines Menschenkopfes. Unter der rauhen, grünen Rinde derselben befindet sich ein weißes, schwammichtes Fleisch, so locker wie neugebackenes Brot. Die völlig reife Frucht sieht gelb aus und enthält einen widerlich süßen Brei, der aber selten und nur mit Vorsicht genoßen wird, weil er ungesund sein soll. Gewöhnlich nimmt man die Frucht vor der Reife ab, schneidet sie geschält oder ungeschält in drei bis vier Theile, wickelt sie in Blätter und röstet sie auf heißen Steinen; denn ungeröstet kann sie nicht gegeßen werden. Nach dieser Zubereitung schmeckt sie wie Waizenbrot, worunter etwas Kartoffelmehl gemischt ist. Man bereitet sie aber auch noch auf eine andere Art zu. Die nicht völlig reifen Früchte werden abgenommen und aufgeschüttet, damit sie nachreifen. Sodann wirft man das von der Rinde und dem Fruchtkern abgesonderte Fleisch in tiefe, gepflasterte Gruben, bedeckt es mit Blättern und Steinen und läßt es gären. Von diesem gegohrenen oder durchgesäuerten Teige bildet

man kleine Brote, wickelt sie in Blätter und bäckt sie auf heißen Steinen. So hält das Brot sich länger, als wenn es ungegoren geröstet wird, daher es die Taheitier auf weiten Reisen mit sich nehmen.

Der Brotbaum läßt sich in jenen Ländern sehr leicht fortpflanzen. Drei Bäume ernähren einen Mann beinahe ein ganzes Jahr, und zehn derselben sind für eine nicht allzu zahlreiche Familie hinreichend. Das Holz ist weich und gelblich, und wird zwar zu allerlei Arbeiten benutzt, nimmt aber keine Politur an. Aus dem Splinte bereitet man Zeuge, und die Blätter dienen theils zum Einwickeln der Frucht beim Rösten und Backen, theils statt Tischtücher beim Speisen. Die abgefallenen männlichen Blüten werden als Zunder benutzt. Der Saft, welcher nach gemachten Einschnitten aus dem Stamme hervordringt, gibt, mit Kokosmilch eingekocht, einen guten Vogelleim, und mit Sagomehl, Zucker und Eiweiß, einen festen Kitt.

Man hat bisher vergebens versucht, diesen nützlichen Baum in Südeuropa anzupflanzen; doch hat man die Hoffnung eines glücklichen Erfolges noch nicht aufgegeben.

65.

Sprüche.

Wenn eine eigne Hand dich nähren soll,
so lebst du recht und es geht dir wohl.

Im Unglück hab einen Heldenmuth;
trau Gott, es wird noch Alles gut.

Ein frohes Herz, gesundes Blut
ist besser als viel Geld und Gut.

Still von Mund und treu von Handen
macht frei reisen in allen Landen.

Laß deinen Mund verschlossen sein,
so schluckst du keine Fliegen ein.

Wer auf jede Feder acht,
nie das Bette fertig macht.

Schweigen bis zu rechter Zeit
übertrifft Beredtsamkeit.

Wer sein Bette macht am Morgen,
braucht am Tag nicht mehr zu sorgen.

Es ist auf Erden keine bessere List,
als wer seiner Zunge Meister ist.

Gute Sprüche, weise Lehren
soll man üben, nicht blos hören.

66.

Hans im Glück.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gern wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir mein Lohn.“ Der Herr antwortete: „Du hast mir treu und ehrlich gedient, wie der Dienst so soll der Lohn sein,“ und gab ihm ein Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war. Hans zog sein Tüchlein, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter, und machte sich auf den

Weg nach Haus. Wie er so dahin gieng und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferde vorbei trabte. „Ach," sprach Hans ganz laut, „was ist das Reiten ein schönes Ding! da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein, spart die Schuh, und kommt fort, er weiß nicht wie." Der Reiter, der das gehört hatte, rief ihm zu: „Ei, Hans, warum laufst du auch zu Fuß?" „Ach, da muß ich den Klumpen heimtragen, es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht gerad halten, auch drückt mirs auf die Schulter." „Weißt du was," sagte der Reiter und hielt an, „wir wollen tauschen ich gebe dir mein Pferd, und du gibst mir deinen Klumpen." „Von Herzen gern," sprach Hans, „aber ich sage euch, ihr müßt euch damit schleppen." Der Reiter stieg ab, nahm das Gold, und half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel fest in die Hände, und sprach: „Wenns nun recht geschwind soll gehen, so mußt du mit der Zunge schnalzen und hopp, hopp rufen."

Hans war seelenfroh, als er auf dem Pferd saß und so frank und frei dahin ritt. Ueber ein Weilchen fiels ihm ein, es sollte noch schneller gehen und er fieng an mit der Zunge zu schnalzen und hopp, hopp zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und ehe sichs Hans versah, war er abgeworfen und lag in einem Graben, der die Aecker von der Landstraße trennte. Das Pferd wär auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor sich trieb. Hans suchte seine Glieder zusammen und machte sich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich, und sprach zu dem Bauer: „Es ist ein schlechter Spaß, das Reiten, zumal wenn man auf so eine Mähre geräth wie diese, die stößt und einen herabwirft, daß man den Hals brechen kann; ich setze mich nun und nimmermehr wieder auf. Da lob ich mir eure Kuh, da kann einer mit Gemächlichkeit hinter her gehen, und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewis. Was gäb ich drum, wenn ich so eine Kuh hätte!" „Nun," sprach der Bauer, „geschieht euch so ein großer Gefallen, so will ich euch wohl die Kuh für das Pferd vertauschen." Hans willigte mit tausend Freuden ein: der Bauer schwang sich aufs Pferd, und ritt eilig davon.

Hans trieb seine Kuh ruhig vor sich her, und bedachte den glücklichen Handel. „Hab ich nur ein Stück Brot, und daran wird mirs doch nicht fehlen, so kann ich, so oft mirs beliebt, Butter und Käse dazu eßen; hab ich Durst, so melke ich meine Kuh und trinke Milch. Herz, was verlangst du mehr?" Als er zu einem Wirtshaus kam, machte er Halt, aß in der großen Freude alles, was er bei sich hatte, sein Mittags- und Abendbrot rein auf, und ließ sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze wurde aber drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand

sich in einer Haide, die wohl noch eine Stunde dauerte. Da ward es ihm ganz heiß, so daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. „Dem Ding ist abzuhelfen," dachte Hans, „jetzt will ich meine Kuh melken, und mich an der Milch laben." Er band sie an einen dürren Baum, und stellte seine Ledermütze unter, aber so sehr er sich auch abmühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Weil er sich aber ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Thier endlich mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte, und eine Zeitlang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicherweise kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche!" rief er, und half dem armen Hans auf. Hans erzählte was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm die Flasche und sprach: „Da trinkt einmal und erholt euch! Die Kuh will wohl keine Milch geben? Das ist ein altes Thier, das höchstens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten." „Ei, ei," sprach Hans, und strich sich die Haare über den Kopf, „wer hätte das gedacht? Es ist freilich gut, wenn man so ein Thier ins Haus abschlachten kann, was gibts für Fleisch! aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel, es ist mir nicht saftig genug. Ja, wer so ein junges Schwein hätte! das schmeckt anders, dabei noch die Würste." „Hört, Hans!" sprach da der Metzger, „euch zu Liebe will ich tauschen, und will euch das Schwein für die Kuh laßen." „Gott lohn euch eure Freundschaft," sprach Hans, übergab ihm die Kuh, und ließ sich das Schweinchen vom Karren losmachen, und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch gienge, begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gut gemacht. Es gesellte sich darnach ein Bursch zu ihm, der trug eine schöne weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fieng an, ihm von seinem Glück zu erzählen, und wie er immer so vortheilhaft getauscht hätte. Der Bursch sagte, daß er die Gans zu einem Kindtaufschmaus bringe. „Hebt einmal," fuhr er fort, und packte sie bei den Flügeln, „wie sie schwer ist, sie ist aber auch acht Wochen lang genudelt worden. Wer in den Braten beißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen." „Ja," sprach Hans, und wog sie mit der einen Hand, „die hat ihr Gewicht, aber mein Schwein ist auch keine Sau." Indessen sah sich der Bursch nach allen Seiten bedenklich um, schüttelte auch wohl mit dem Kopf. „Hört," fieng er darauf an, „mit eurem Schwein mags nicht ganz richtig sein. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, ist eben dem Schulzen eins aus dem Stall gestohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, ihr habts da in der Hand; es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie euch damit fiengen, das geringste ist, daß ihr ins finstere Loch gesteckt werdet." Dem guten Hans ward

bang. „Ach Gott,“ sprach er, „helft mir aus der Noth! ihr wißt hier herum beßern Beſcheid, nehmt mein Schwein da, und laßt mir eure Gans.“ „Ich muß ſchon etwas aufs Spiel ſetzen,“ antwortete der Burſche, „aber ich will doch nicht Schuld ſein, daß ihr ins Unglück gerathet.“ Er nahm alſo das Seil in die Hand, und trieb das Schwein ſchnell auf einem Seitenweg fort; der gute Hans aber gieng, ſeiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arme ſeiner Heimat zu. „Wenn ichs recht überlege,“ ſprach er mit ſich ſelbſt, „habe ich noch Vortheil bei dem Tauſch; erſtlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die herausträufeln wird, das gibt Gänſefettbrot, auf ein Vierteljahr; und endlich die ſchönen weißen Federn, die laß ich mir in mein Kopfkiſſen ſtopfen und darauf will ich wohl ungewiegt einſchlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben!“

Als er durch das letzte Dorf gekommen war, ſtund da ein Scheerenſchleifer mit ſeinem Karren, und ſang zu ſeiner ſchnurrenden Arbeit:

„Ich ſchleife die Scheere, und drehe geſchwind,
und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind.“

Hans blieb ſtehen, und ſah ihm zu; endlich redete er ihn an und ſprach: „Euch gehts wohl, weil ihr ſo luſtig bei eurem Schleifen ſeid.“ „Ja,“ antwortete der Scheerenſchleifer, „das Handwerk hat einen goldenen Boden. Ein rechter Schleifer iſt ein Mann, der ſo oft er in die Taſche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt ihr die ſchöne Gans gekauft?“ „Die hab ich nicht gekauft, ſondern für mein Schwein eingetauſcht.“ „Und das Schwein?“ „Das hab ich für eine Kuh gekriegt.“ „Und die Kuh?“ „Die hab ich für ein Pferd bekommen.“ „Und das Pferd?“ „Dafür habe ich einen Klumpen Gold, ſo groß als mein Kopf gegeben.“ „Und das Gold?“ „Ei, das war mein Lohn für ſieben Jahre Dienſt.“ „Ihr habt euch jederzeit zu helfen gewußt,“ ſprach der Schleifer, „könnt ihrs nun dahin bringen, daß ihr das Geld in der Taſche ſpringen hört, wenn ihr aufſteht, ſo habt ihr euer Glück gemacht.“ „Wie ſoll ich das anfangen?“ ſprach Hans. „Ihr müßt ein Schleifer werden, wie ich; dazu gehört eigentlich nichts, als ein Wetzſtein, das andere findet ſich ſchon von ſelbſt. Da hab ich einen, der iſt ein wenig ſchadhaft, dafür ſollt ihr mir aber auch weiter nichts, als eure Gans geben; wollt ihr das?“ „Wie könnt ihr noch fragen,“ antwortete Hans, „ich werde ja zum glücklichſten Menſchen auf Erden; habe ich Geld, ſo oft ich in die Taſche greife, was brauche ich da zu ſorgen?“ und reichte ihm die Gans hin. „Nun,“ ſprach der Schleifer und hob einen gewöhnlichen ſchweren Feldſtein, der neben ihm lag, auf, „da habt ihr noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem ſichs gut ſchlagen läßt und ihr eure alten Nägel gerade klopfen könnt. Nehmt ihn und hebt ihn ordentlich auf.“

Hans lud den Stein auf, und gieng mit vergnügtem Herzen weiter;

seine Augen leuchteten vor Freude. „Ich muß in einer Glückshaut geboren sein!“ rief er aus, „alles, was ich wünsche, trifft mir ein, wie einem Sonntagskind.“ Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen war, begann er müde zu werden; auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrath auf einmal in der Freude über die erhaltene Kuh aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weiter gehen, und mußte jeden Augenblick Halt machen, dabei drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geschlichen, da wollte er ruhen, und sich mit einem frischen Trunk laben; damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens. Darauf drehte er sich und wollte sich zum trinken bücken; da versah ers, stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpten hinab. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freuden auf, kniete dann nieder, und dankte Gott mit Thränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade erwiesen, und ihn auf eine so gute Art von den Steinen befreit, das sei das einzige, was ihm noch zu seinem Glück gefehlt habe. „So glücklich wie ich,“ rief er aus, „gibt es keinen Menschen unter der Sonne.“ Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun, bis er daheim bei seiner Mutter war.

67.

Die beiden Wächter.

(Von C. F. Gellert.)

Zween Wächter, die schon manche Nacht
die liebe Stadt getreu bewacht,
verfolgten sich aus aller Macht
auf allen Bier- und Brantweinbänken,
und ruhten nicht, mit pöpelhaften Ränken
einander bis aufs Blut zu kränken.
Denn keiner brannte von dem Spahn,
woran der andre sich den Tabak angezündet,
aus Haß den seinen jemals an;
kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach erfindet,
den Feinde jemals Feinden angethan,
den thaten sie einander an;
und jeder wollte bloß den andern überleben,
um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.
Man rieth, man wußte lange nicht,
warum sie solche Feinde waren;
doch endlich kam die Sache vor Gericht,

da mußte sichs denn offenbaren,
warum sie seit so vielen Jahren
so heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brotneid? War ers nicht?
Nein. Dieser sang: Verwahrt das Feuer und das Licht!
Allein so sang der Andre nicht;
er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
Aus dieser so verschiednen Art,
an die sich beid im Singen zänkisch banden,
aus dem Verwahrt und dem Bewahrt
war Spott, Verachtung, Haß und Rach und Wuth entstanden.

68.

Die Schwalben im Dorfe.

(Von Friedrich Rückert.)

Die Schwalben fliegen nächtig
das Dorf noch einmal um,
Gesellig und einträchtig,
und sind dabei nicht stumm.

O dürften sie erzählen
von lauter Einigkeit,
Und müßten nicht verhehlen
viel bösen Zank und Streit,

Unfrieden, den mit Grauen
so manche Hütt umschließt,
Daß unterm Dach zu bauen
die Schwalbe fast verdrießt.

69.

Der Pilger.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. Nr. 95.)

In einem schönen Schloße, von dem schon längst kein Stein auf dem andern geblieben ist, lebte einst ein sehr reicher Ritter. Er verwandte sehr viel Geld darauf, sein Schloß recht prächtig auszuzieren, den Armen that er aber wenig Gutes.

Da kam nun einmal ein armer Pilger in das Schloß, und bat um Nachtherberge. Der Ritter wies ihn trotzig ab, und sprach: „Dieses Schloß ist kein Gasthaus.“ Der Pilger sagte: „Erlaubt mir nur drei Fragen, so will ich wieder gehen.“ Der Ritter sprach: „Auf diese Bedingung hin mögt ihr immer fragen. Ich will euch gerne antworten.“

Der Pilger fragte ihn nun: „Wer wohnte doch wohl vor euch in diesem Schloße?“ „Mein Vater!“ sprach der Ritter. Der Pilger fragte weiter: „Wer wohnte vor eurem Vater da?“ „Mein Großvater!“ antwortete der Ritter. „Und wer wird wohl nach euch darin wohnen?“ fragte der Pilger weiter. Der Ritter sagte: „So Gott will, mein Sohn.“

„Nun,“ sprach der Pilger, „wenn jeder nur seine Zeit in diesem Schloße wohnet, und immer einer dem andern Platz macht — was seid ihr denn anders hier, als Gäste? Dieses Schloß ist also wirklich ein Gasthaus. Verwendet daher nicht so viel, dieses Haus so prächtig auszuschmücken, das euch nur kurze Zeit beherberget. Thut lieber den Armen Gutes, so bauet ihr euch eine bleibende Wohnung im Himmel.“

Der Ritter nahm diese Worte zu Herzen, behielt den Pilger über Nacht und wurde von dieser Zeit an wohlthätiger gegen die Armen.

Die Herrlichkeit der Welt vergeht,
nur was wir Gutes thun, besteht.

70.

Beim Aufstehen.

(Von Friedrich Rückert.)

Rein gehalten dein Gewand,
rein gehalten Mund und Hand.

Rein das Kleid von Erdenputz,
rein von Erdenschmutz die Hand.

Sohn, die äußre Reinlichkeit
ist der innern Unterpfand.

71.

Winterlied.

(Von F. A. Krummacher.)

Wie ruhest du so stille
in deiner weißen Hülle,
du mütterliches Land!
Wo sind des Frühlings Lieder,
des Sommers bunt Gefieder
und dein beblümtes Festgewand?

Du schlummerst nun entkleidet,
kein Lamm und Schäflein weidet
auf deinen Aun und Höhn;
Der Vöglein Lied verstummet
und keine Biene summet;
doch bist du auch im Schlummer schön.

Die Zweig' und Aestlein schimmern
und tausend Lichter flimmern,
wohin das Auge blickt.
Wer hat dein Bett bereitet,
die Decke dir gespreitet
und dich so schön mit Reif geschmückt?

Der gute Vater droben
hat dir dein Kleid gewoben,
er schläft und schlummert nicht.
So schlummre denn in Frieden!
der Vater weckt die Müden
zu neuer Kraft und neuem Licht.

Bald in des Lenzes Wehen
wirst du verjüngt erstehen
zum Leben wunderbar:
Sein Odem schwebt hernieder,
dann, Erde, stehst du wieder
mit einem Blumenkranz im Haar.

72.

Der Wolf.

(Von G. H. Schubert. Lehrbuch der Naturgeschichte für Schulen, 1839. Seite 343.)

Der Wolf ist jetzt immer mehr von uns weg auf die polnischen und russischen Wälder verwiesen, wo er noch in ganzen Scharen herumläuft und öfters in großer Menge die Schlitten und Wägen anfällt, die durch seine Wälder fahren, dann die Pferde und, wenn es ihm gelingt, auch die Menschen würgt und frißt.

Vor nicht so gar langer Zeit gab es auch noch in unsern deutschen Wäldern viele Wölfe, und mancher Bauer weiß noch die Geschichte von jenem Geiger in der Wolfsgrube so gut, als wäre sie gestern geschehen, obgleich sie ihm schon sein Großvater erzählt hat. Es gieng nämlich einmal ein Geigersmann von einer Kirchweih nach Hause, auf welcher er den Leuten bis tief in die Nacht aufgegeigt hatte. Das Männlein gieng ohnehin nicht gerne auf dem geraden Wege und kam daher auch in dem dicken Forste, durch den es mußte, bald so weit zur Seiten ab, daß es am Ende in eine Grube fiel, welche der Jäger zum Wolfsfange gegraben hatte. Der Schreck war schon groß genug für den Geiger, da er so ohne Weiteres von der ebenen Erde hinunter in die Tiefe fuhr, wurde aber noch größer, da er unten auf etwas Lebendiges auffiel, was wild aufsprang, und da er merkte, daß es ein Wolf sei, der ihn da mit glühenden Augen ansah. Der Mann hatte nichts in seiner Hand, als seine Geige, und in der Angst fängt er an, da vor dem geöffneten Wolfsrachen alle seine Stücklein aufzugeigen, die ihm aber dießmal selber gar nicht lustig vorkamen. Dem Wolf mußte aber diese Musik ganz besonders schön und rührend vorkommen, denn das dumme Vieh fieng an überlaut zu heulen, was wohl, wie bei unsern musikalischen Hunden, wenn sie Sang und Klang hören, gesungen heißen sollte. Die andern Wölfe draußen im Walde, da sie ihren Kameraden drinnen in der Grube so singen hörten, stimmten auch mit ein, und ihr Geheul kam manchmal so nahe, daß das Geigerlein, an welchem kaum ein einziger Wolf satt geworden wäre, geschweige zwei, jeden Augenblick fürchten mußte, es käme noch ein anderer, auch wohl noch ein dritter und vierter Gast zu seinem Bißchen Fleisch in die Grube herein. Unser Capellmeister in der Wüste guckte indes einmal übers andere in die Höhe, obs noch nicht Tag werden wollte, denn das Geigen war ihm sein Lebtag noch nicht so lang geworden und so ganz sauer und niederträchtig vorgekommen, als da vor dem Wolfe, und er hätte lieber Holz dafür hacken wollen zwanzig Jahre lang alle Wochentage. Ehe aber der Morgen kam, waren schon zwei Saiten an seiner Geige gerißen, und da es Tag wurde, riß die dritte, und der Geiger spielte nun bloß noch auf der vierten und letzten,

und wäre die auch noch gerißen, so hätte ihm der Wolf, der durch das viele Heulen, die ganze Nacht hindurch, nur noch hungriger war, keine Zeit mehr gelaßen zum Wiederaufziehen, sondern hätte ihn dabei aufgefreßen. Da kam zum Glück der alte Jobst, der Jäger, der den Wolf schon von weitem singen, den Geiger aber in der Nähe geigen hörte. Dieser zog den Capellmeister gerade noch zur rechten Zeit von dem hungrigen Wolfe heraus, und erlegte dann diesen. Der Capellmeister gieng aber ganz still seines Weges, und nahm sich vor, künftig lieber am Tage und auf geradem Wege nach Hause zu gehen. Das Geigen im Wirtshaus war ihm auch so ganz entleidet, daß er zu seinen Kameraden sagte, er wollte sich lieber mit der Nähnadel (denn er war ein Schneider) sein tägliches Brot ergeigen, und wenn er einmal eins auf Saiten aufspielen wollte, so thäte ers lieber in der Kirche als im Wirtshaus, denn von dort sei ein geraderer und sicherer Weg nach Hause, sei auch nicht so weit dahin, als vom Wirtshaus.

73.

Das Kind und die Wölfe.

(Aus W. Sterns erstem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1839.)

Auf dem Riesengebirge lebte eine arme Frau; diese hatte ein kleines Kind, und hütete für andere Leute eine Viehherde. Ein Mal saß sie mit ihrem Kinde im Walde, und gab dem Kinde Brei aus dem Napfe; die Kühe aber weideten auf der Wiese. Von der Weide giengen die Kühe in den Wald. Die Frau lief zu den Kühen hin und wollte dieselben forttreiben. Unterdessen kam eine große Wölfin aus dem Dickicht des Waldes, gieng auf das Kind los, packte es an seinem Röckchen und trug es in das Innere des Waldes. Die Mutter kam von den Kühen zurück, fand aber ihr Kind nicht mehr; auch fehlte der Eßlöffel. Die Mutter lief zu ihrem Dorfe zurück und jammerte gar sehr um ihr Kind. — Unterdessen kam ein Bote durch den Wald gegangen und verirrte sich. Aus einem Gebüsche vernahm er die Worte: „Geh, oder ich gebe dir Eins; geh, oder ich gebe dir Eins.“ Er geht in das Gebüsche, findet auf dem Boden ein kleines Kind und sechs junge Wölfe um dasselbe; die jungen Wölfe fuhren immer auf das Kind zu, schnappten nach seinen Händchen; das Kind aber schlug ihnen stets mit dem hölzernen Löffel auf die Nase, und sagte dabei die Worte: „Geh, oder ich gebe dir Eins.“ — Der Bote verwunderte sich, lief geschwind hin, holte einen Prügel und schlug damit die sechs jungen Wölfe todt. Das Kind nahm er geschwind auf die Arme, und eilte aus allen Kräften aus dem Gebüsche. Am Ende des Waldes kamen ihm Bauern mit Heugabeln und Dreschflegeln entgegen und wollten den Wolf erlegen. Die

Mutter war unter den Suchenden und empfieng zu ihrer großen Freude aus den Händen des Boten ihr kleines Kind wieder. Das Kind ließ bis dahin den hölzernen Löffel nicht aus den Händen fahren.

74.

Im Sommer.

(Von Göthe.)

Wie Feld und Au
so blinkend im Thau!
Wie perlenschwer
die Pflanzen umher!
Wie durchs Gebüsch
die Winde so frisch!
Wie laut im hellen Sonnenstral
die süßen Vöglein allzumal!

75.

Deutsche Herzhaftigkeit.

(Aus dem „Lebensspiegel“ von H. Dittmar. II. Berlin 1824.)

Als Kaiser Friedrich I. im Jahr 1158 Mailand belagerte, ritt eines Tages ein stolzer Mailänder auf das deutsche Lager zu, und sprach den Deutschen Hohn, als seien sie in ritterlichen Uebungen ganz unerfahren. Er forderte den Tapfersten von ihnen zum Kampf auf, tummelte sein Roß vor ihren Augen sehr ringfertig herum und zeigte ihnen seine Gewandtheit.

Die Deutschen sahen, nach ihrer gewöhnlichen Kaltblütigkeit, ihm lange zu, ohne daß sich einer vom Fleck geregt hätte. Einige hielten es gar nicht der Mühe werth, ihre Waffen gegen diesen Prahler zu ergreifen, und andere hielt der Gedanke zurück, daß es, ihn zu überwinden, eben keine allzugroße Ehre, aber überwunden zu werden, eine Schande sein würde; und so blieben sie alle ruhig.

Allein diese Ruhe machte den Mailänder nur noch verwegener, er legte sie für Furcht und Feigheit aus, und höhnte und spottete nur immer ärger.

Endlich aber konnte der junge Graf Albrecht von Tyrol die Unverschämtheit des Italieners nicht länger aushalten. Er setzte sich, ohne sich zu rüsten, zu Rosse, nahm, unbewappnet wie er war, nur Schild und Lanze zu sich, sprengte den Prahler an, streckte ihn mit dem ersten Stoße zu Boden und ließ ihn, ohne ihn zu tödten, weil er sich dessen schämte, liegen, ritt zu den Seinigen zurück und erwähnte der ganzen Sache mit keinem Worte.

„Er war ein gar bescheidener Herr, dieser Graf Albrecht, und that lieber brav handeln, als von sich sprechen.“

76.

Graf Eberhard Weißdorn.

(Von Ludwig Uhland.)

Graf Eberhard im Bart
vom Würtemberger Land,
Er kam auf frommer Fahrt
zu Palästinas Strand.

Daselbst er einsmals ritt
durch einen frischen Wald;
Ein grünes Reis er schnitt
von einem Weißdorn bald.

Er steckt' es mit Bedacht
auf seinen Eisenhut,
Er trug es in der Schlacht
und über Meeres Flut.

Und als er war daheim,
ers in die Erde steckt,
Wo bald manch neuen Keim
der milde Frühling weckt.

Der Graf, getreu und gut,
besucht' es jedes Jahr,
Erfreute dran den Muth,
wie es gewachsen war.

Der Herr war alt und laß,
das Reislein war ein Baum,
Darunter oftmals saß
der Greis in tiefem Traum.

Die Wölbung hoch und breit,
mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit
und an das ferne Land.

77.

Der kleine Bergmannsknabe.

(Von G. H. Schubert. Altes und Neues, I.)

„Was ich thue, das weißt du jetzt nicht, du wirst es aber hernachmals erfahren."
Joh. 13, v. 7.

Johann Gottlob Anger war zu Ober-S. bei S. im sächsischen Erzgebirge im Jahr 1768 geboren. Er war der jüngste Sohn einer herzlich guten aber armen Bergmannsfamilie. Als in den Jahren 1771 und 1772 die Teurung und der Mangel, besonders in dem armen sächsischen Erzgebirge, sehr groß war, reichte das, was seine Eltern durch ihre Arbeit verdienten, nicht mehr hin, um sie und ihre vielen Kinder zu sättigen. Wie damals in vielen tausend armen Hütten, legten sich auch in der armen Hütte der guten stillen Bergmannsfamilie Eltern und Kinder an den meisten Abenden hungernd und nach Brote weinend, und doch auch immer wieder gestärkt und aufrecht erhalten durchs gemeinschaftliche Gebet und Vertrauen zu Gott, auf ihr armes Lager. Die Noth gab damals den armen Menschen gar viele vorher nie versuchte Mittel, sich zu sättigen, an die Hand, wovon manche wohl sehr traurig waren. Einige buken sich eine Speise aus Kartoffelschälern und andern, als unbrauchbar für die Küche weggeworfenen Abgängen, die sie vor den Häusern der etwas wohlhabenderen Bauern und

Bürger aus dem Staube auflasen, Andere suchten wohl, so lange sie noch Kräfte zum Gehen oder auch nur zum Fortkriechen hatten, ihre Speise an noch traurigern Orten. Je mehr die Teurung zunahm, desto seltner wurde auch die Gelegenheit, etwas zu verdienen, denn in einigen Gegenden wollten die meisten Bauern und Bürger keine Taglöhner und Handarbeiter mehr dingen, weil sie nicht im Stande waren, ihnen Brot zu geben.

Der Winter von 1770 auf 71 war wohl recht jammervoll. Die Noth nahm immer zu, überall, wo man hinsah, traurige, bleiche Gesichter, die einander gegenseitig den Muth nur noch mehr benahmen, statt zu stärken; auf der Gaße sah man abgezehrte oder auch krankhaft geschwollene hungernde Kinder, die nicht, wie sonst, muthig kindlich herumliefen, sondern schlichen, und ganz stille waren; dazu war auch in dem traurigen Winter der Himmel fast immer trübe und neblicht, eine fast beständige feuchte Kälte. Am Abend brannte wohl in den Oefen der armen Hütten das Feuer wie sonst, aber es war nichts, gar nichts da, was die Mutter ans Feuer setzen konnte; die kleinern Kinder zogen den Tischkasten heraus, wo sonst in beßern Zeiten das übrig bleibende Brot gelegen hatte, und suchten hinter dem alten Gebetbuch nach alten Bröckchen, die sich vielleicht da noch verhalten hatten, aber sie fanden nichts, denn es war schon lange kein Brot hineingekommen, weil nichts übrig blieb, und die Mutter hatte schon öfters den Tischkasten ganz umgestürzt, und die gefundenen Brosamen den kleinsten Kindern zusammengekehrt und gegeben. Wenn sie denn gar nichts fanden, weinten die Kleinen, während das größere Töchterchen begierig an dem Tuche leckte, worinnen die Mutter gestern Mehl geholt hatte, und der größere Knabe den hölzernen Teller abschabte, worauf der Mehlbrei gewesen war, bis der Vater, der auch vor Hunger matt war, traurig sagte: Nun ihr Kinder, laßt uns das Abendgebet mit einander beten, und zu Bette gehen!

Wenn dann am Morgen die Kleinen wieder aufwachten, und die Mutter konnte ihnen keine Milch geben, weil die Ziege schon lange aus Noth verkauft oder geschlachtet war, da schaute sie wohl manchmal tief sehnend aus dem Fenster hinaus, wenn wieder ein Sarg vorbeigetragen wurde, und dachte: Selig, glücklich sind die, die in dem Herrn sterben, denn sie werden ruhen von ihrer Arbeit, ruhen von ihrem Elend, in der tiefen stillen Kammer, wo sie nicht hören mehr und versagen müßen die Bitte der unschuldigen hungernden Kinder.

Da gab das Mitleid und die zärtliche Liebe der Mutter ein Mittel ein, wie sie ihren jüngsten, liebsten Sohn, den zweijährigen Johann Gottlob, von dem Hungertode, dem ein so zartes Kind leicht wäre ausgesetzt gewesen, retten konnte. Sie trug nämlich den Knaben täglich hin zu einem Bäcker, und ließ ihn in der Nähe des Backofens, während sie aufs Tagelohn gieng, stundenlang sitzen, damit er den nahrhaften Dampf des frischen Brotes einathme.

Die mitleidige, aber selber arme und an Kindern reiche Bäckersfrau gab dann dem Kleinen wohl zuweilen auch einige Bißen. So wurde der Knabe jenen Winter hindurch, wo so unzählich viele arme Kinder von seinem zarten Alter starben, beim Leben erhalten.

Da nun der Frühling 1771 wieder kam und die Wiesen wurden wieder munter, faßten die Armen auch wieder Muth und Hoffnung. Die Eltern der Bergmannsfamilie giengen nach Tagelohn, die größern Kinder mit ihnen, die kleinern wurden angewiesen, außen auf den Wiesen Primeln, aufknospende Scabiosen und andere Kräuter zusammen zu lesen, die sie dann in der Apotheke verkaufen sollten. Da war einmal der kleine, noch nicht dreijährige Johann Gottlob ganz allein auf der Wiese und suchte Scabiosen. Die Sonne verbarg sich schon hinter dem Berge, ihn hungerte sehr, er wollte so gern nach Hause zur Mutter und doch kam keines seiner Geschwister ihn abzuholen. Da sieht er einen Postboten vorbeigehen. Er glaubt, es sei der nämliche Mann mit gelbem Rock und zinnernem Brustschild, der beinahe täglich von S. aus durch Ober-S. und dann bei seiner Eltern Hause vorbei gieng, und hinter dem er wohl öfters schon, aus kindischer Freude an dem gelben Rocke und zinnernen Brustschild, ein Stückchen Weges darein gelaufen war. Der Kleine läuft auch jetzt hinter dem Manne im gelben Rocke kindlich arglos drein, und glaubt, der soll ihn an das Haus seiner Eltern führen. Er bemerkt es nicht, daß der Postbote einen ganz andern Weg geht, statt im Thal hinunter den Berg hinauf, statt gegen Osten nach Westen.

Der zarte Knabe läuft, so gut er kann, mit dem Postboten, der nach der Art dieser guten, wortlosen Menschen, kein Wort zu ihm spricht, bis zur Abenddämmerung. Da geht der Postbote in ein Wirtshaus hinein, und ißt etwas. Der Kleine setzte sich, jenem sehnsüchtig zusehend, ihm gegenüber. Da reicht ihm der Postbote ein gutes Stück von seinem Brot und Käse, und fragt ihn, wo er hin wolle? Der Kleine sagt: Nach Ober-S. Da bist du, sagt jener, weit davon, von da nach S. ists zwei Stunden, du bist ja hinter mir drein immer gerade von Ober-S. weggelaufen, statt hin. Darüber fängt nun der kleine Junge bitterlich an zu weinen, der Postbote nimmt sein Felleisen und sagt zu ihm: Jetzt bleib nur da, bis ich morgen wieder komme, dann will ich dich wieder mit nach S. nehmen.

Der arme Junge, der sich in der Wirtsstube unter lauter fremden Gesichtern sieht, weint den ganzen Abend nach der Mutter, und schläft endlich auf der Ofenbank ein. Am andern Morgen, da niemand auf das Kind achtet, läuft es, seine welken, für die Mutter gepflückten Scabiosen noch immer fest in der Hand haltend, fort. Am Mittag speist und erquickt ihn eine mitleidige Bauernfamilie reichlich, am Abend wieder, und da er immer noch nach seinem S. fragt und immer hört, es sei ein paar Stunden dahin, läßt

er sichs endlich in kindlicher Unüberlegtheit gefallen, so den Tag über zwischen den grünen Feldern und blühenden Bäumen herum zu laufen, und am Mittag und Abend doch immer seine Mahlzeit bei mitleidigen Menschen zu finden: er wirft die welken Scabiosen aus der Hand, und weint nur noch am Abend, wenn er zuweilen in Häusern ist, wo ihn die Leute nicht so freundlich ansehen, nach der Mutter.

So wandert der Kleine, der durch sein hübsches Gesicht und sein gar gutes, treuherzig blickendes Auge, so wie, wenn man ihn darum fragt, durch seine treuherzige Erzählung, überall Mitleiden weckt, eine ziemlich lange Zeit von Ort zu Ort. Bald pflegen seiner mitleidige Bauern, oder eine gute Predigersfrau reinigt und erquickt ihn, wohlmeinende Edelfrauen geben ihm Geld und Kleider. Geld zwar achtet er anfangs nicht, sondern gibt es andern armen Kindern, da er aber einmal von diesen bemerkt, daß man auch gutes, weißes Brot an Bäckerläden haben kann, wenn man dem Bäcker Geld gibt, lernt er nach und nach auch den Werth dieses Almosens kennen.

Endlich kommt er in eine, ihm damals sehr groß und prächtig scheinende Stadt (wahrscheinlich Zwickau). Die große Teurung im Gebirge hatte damals viele Arme nach den Städten hingezogen, die am Tage ihren Bißen Brot vor den Thüren der mitleidigeren Bürger suchten, und bei Nacht außen vor der Stadt schliefen. Der Kleine hatte bisher noch nie eigentlich gebettelt, sondern, wenn ihn hungerte, sich immer nur vor die Thüren still hingestellt, und gewartet, bis man ihn anredete und ihn zum Eßen einlud; unter die Haufen der Almosen flehenden Armen gemischt, lernte er aber nun auch von diesen, um Almosen bitten. Dem kleinen, zarten, treuherzigen Knaben gab jedes reichlich, und er brachte gewöhnlich, wenn er nicht über dem Spielen mit andern armen Kindern das Almosenbitten vergaß, am Tage über so viel zusammen, daß er nur den geringsten Theil des empfangenen Brotes zu eßen vermochte. Da nahm er denn am Abend seinen ganzen Vorrath an Brot und Geld, und gieng in der Vorstadt in eine Hütte, die ihm die ärmste schien und wo viele hungrige Kinder waren, denen gab er sein ganzes Brot und Geld und hatte dafür in der Hütte sein Obdach. So wurde er wirklich (denn das mitgebrachte Almosen ward immer reichlicher, weil der Kleine und seine ihm stückweise abgefragte Geschichte in der Stadt immer bekannter wurde) gerade in der Zeit des größten Mangels der wirkliche Erhalter und rettende Engel einiger ganz armen und kinderreichen Familien, die entweder zu schüchtern waren, um selbst Almosen zu erflehen, oder nicht das Glück hatten, so viel zu bekommen, wie der kleine Bergmannsknabe.

Auf jene Weise erhielt sich und Andere der verirrte Knabe während der ganzen Zeit der großen Teurung, die indessen im höheren Erzgebirge von Monat zu Monat so heftig zugenommen hatte, daß an der aus dieser Noth

entstehenden Seuche ungemein viele arme Familien ganz ausstarben, und viele arme Hütten alle ihre Bewohner verloren. Nachdem er lange in der Stadt und dann auch, da er aus Liebe zur Veränderung sie verließ, außer ihr seinen täglichen Unterhalt gefunden, reichlicher als jemals in der armen Hütte seiner Eltern, kommt er einmal an einem Herbstabend, da eben die Sonne über den Türmen einer auf der nahen Anhöhe liegenden Stadt untergehen wollte, auf eine Berghöhe, von der er unten im Thal ein Dorf mit einer kleinen Kirche liegen sieht. Das Dorf und die Kirche kommen ihm so bekannt vor, und, nun schon dreister geworden, fragt er einen Bauer, der auf der Anhöhe ackert, wie der Ort heiße? Der antwortete: Ober-S. Da läuft der Kleine, vor Freude außer sich, den Berg hinunter und kommt noch in der Dämmerung ins Dorf. Er findet gar bald die wohlbekannte, liebe Hütte seiner Eltern, klopft an der Thüre an, aber die ist und bleibt verschloßen. Aber an der hintern Seite des Häuschens, nach oben, befand sich ein Laden, der gewöhnlich (denn Diebe fürchtet ein armer, guter Bergmann nicht) immer offen stund. Auch jetzt war er geöffnet, und der Kleine kletterte hinauf, wie er sonst öfters seine älteren Brüder hatte hinaufklettern sehen. Aber innen im Haus war alles still, und der Knabe, der glaubt, es schlafe schon alles, legt sich auch ganz still in einen oben auf dem Boden stehenden offenen Kasten, worinnen alte Kleider und Lumpen lagen. Zum ersten Male wieder in dem Hause seiner lieben Mutter, erwacht er am andern Morgen überaus froh und heiter, springt hinunter, öffnet Hausthüre und Fensterläden, und sieht sich nun im ganzen Hause um. Aber das ist still und leer; das Bette, wo sonst seine Eltern immer schliefen, war nicht mehr da, auf sein Rufen antwortet niemand. Endlich kommt ein Nachbar, verwundert, wer in dem einsamen Hause sei. Da der den Kleinen erkennt, sagt er: Du böses Kind, wo bist du gewesen? Deine Eltern und deine Geschwister (bis auf eine Schwester) sind alle an der Noth und an der Seuche gestorben, und die Sorge um dich hat deine Mutter noch in ihren letzten Stunden bekümmert.

Da fängt der arme Junge bitterlich an zu weinen, daß er seine Mutter, von der er ja gar nicht gerne weggelaufen war, nicht mehr sehen soll, und daß er sie so betrübt hat. Aber der ihn bisher so wunderbar aus der sehr wahrscheinlichen Todesgefahr gerettet, wunderbar bei der Hand geführt und genährt hatte, der sorgte nun auch ferner für ihn, erweckte ihm ein mitleidiges Herz, das sich seiner im Leiblichen sowohl als im Geistigen annahm, und durch noch gar viele merkwürdige, aber nicht hieher gehörige Lebensführungen wurde der Knabe das, was er jetzt ist, ein lieber, frommer, mit allen Gottesführungen zufriedener Bergmann, dem man es ansieht und anmerkt, daß er Christum kennt und liebt.

78.

Schifffahrt.

(Von Friedrich Rückert.)

Wie ein Schifflein auf dem Meer
schwebt das Leben überm Tod,
Oben, unten, rings umher
von Gefahren stets umdroht.

Eine schwache Bretterwand
trennet dich von deinem Grab,
Eines Hauches Unbestand
wiegt dich schaukelnd auf und ab.

Seien Lüfte noch so klar,
sei die Tiefe noch so still:
In Gefahr ist immerdar,
wer durchs Leben schiffen will.

79.

Der Rabe Noahs.

(Von Herder.)

Aengstlich blickte Noah umher aus seinem schwimmenden Kasten, und wartete, bis die Wasser der Sündflut fielen. Kaum sahen der Berge Spitzen hervor, als er alles Gefieder um sich rief: „Wer," sprach er, „unter euch will Bote sein, ob unsere Rettung nahe ist?"

Da drängte sich vor allen der Rabe hervor mit großem Geschrei; er witterte nach seiner Lieblingsspeise. Kaum war das Fenster geöffnet, so flog er hin, und kehrte nicht zurück. Der Undankbare vergaß des Retters und seines Geschäfts; er hieng am Aase.

Aber die Rache blieb nicht aus. Noch war die Luft von giftigen Dämpfen voll, und schwere Dünste hiengen über den Leichen; die benebelten ihm sein Gesicht, und schwärzten seine Federn.

Zur Strafe seiner Vergeßenheit ward ihm auch sein Gedächtnis wie sein Auge düster; selbst seine neugebornen Jungen erkennet er nicht, und genießt an ihnen keine Vaterfreude. Erschrocken über ihre Häßlichkeit flieht er hinweg und verläßet sie. Der Undankbare zeugt ein undankbar Geschlecht; entbehren muß er des schönsten Lohns, des Dankes seiner Kinder.

80.

Die Taube Noahs.

(Von Herder.)

Acht Tage hatte der Vater der neuen Welt auf die Wiederkunft des trägen Raben gewartet, als er aufs neue seine Scharen um sich rief, Kundschafter auszuwählen. Schüchtern flog die Taube auf seinen Arm, und bot sich an zur Sendung.

„Tochter der Treue,“ sprach Noah, „du wärst mir wohl eine Dienerin guter Botschaft; wie aber willst du deine Reise thun, und dein Geschäft vollenden? Wie, wenn dein Flügel ermattet, und dich der Sturm ergreift, und wirft dich in die trübe Welle des Todes? Auch scheuen deine Füße Schlamm, und deiner Zunge widert unreine Speise.“

„Wer,“ sprach die Taube, „gibt den Müden Kraft, und Stärke genug den Unvermögenden? Laß mich, ich werde dir gewis eine Dienerin guter Botschaft.“

Sie entflog und schwebte hin und her, und nirgend fand sie, wo sie ruhen könnte; als schnell der Berg des Paradieses sich vor ihr erhob mit seinem grünenden Wipfel. Ueber ihn hatten nichts vermocht die Waßer der Sündflut, und der Taube war die Zuflucht zu ihm unverboten. Freudig eilete sie und flog hinan, und ließ demüthig sich am Fuß des Berges nieder. Ein schöner Oelbaum blühete da: sie brach ein Blatt des Baums, eilte gestärkt zurück und legte den Zweig auf des schlummernden Noah Brust.

Er erwachte, und roch daran den Geruch des Paradieses.

Da erquickte sich sein Herz; das grüne Friedensblatt erquickte die Seinigen, bis ihm sein Retter selbst erschien, bekräftigend der Taube gute Botschaft.

Seitdem dann ward die Taube Dienerin der Liebe und des Friedens. Wie Silber glänzen ihre Flügel, sagt das Lied; ein Schimmer noch vom Glanze des Paradieses, das sie auf ihrer Wanderschaft erquickte.

81.

Der Regenbogen.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. Nr. 7.)

Nach einem furchtbaren Gewitter erschien ein lieblicher Regenbogen am Himmel. Der kleine Heinrich sah eben zum Fenster hinaus, und rief voll Freude: „Solche wunderschönen Farben habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen! Dort bei dem alten Weidenbaume am Bache reichen sie aus den Wolken bis auf die Erde herab. Gewis tröpfeln alle Blättlein des Baumes von den schönen Farben. Ich will eilends hin und alle Muschelschalen in meinem Farbekästlein damit füllen.“

Er sprang, so schnell er konnte; allein zu seinem Erstaunen stund der arme Kleine nur im Regen da, und ward nicht das Geringste von einer Farbe gewar. Ganz durchnäßt vom Regen gieng er traurig wieder heim, und klagte sein Misgeschick dem Vater.

Der Vater lächelte und sprach: Diese Farben laßen sich in keine Schale auffaßen. Die Regentropfen scheinen nur im Glanze der Sonne einige Augenblicke so schön gefärbt. Diese schöne Farbenpracht aber ist nichts

Wirkliches und hat keinen Bestand. Und so, liebes Kind, ist es mit aller Herrlichkeit der Welt; sie dünkt uns etwas zu sein, ist aber nur eitler Schein. Darum

Laß dich vom Scheine nicht betrügen,
sonst kehrt in Schmerz sich das Vergnügen.

82.

Eichhorn und Wind.

(Fabel, von W. Hey.)

Huhu! wie bläst du kalt, Herr Wind!
mein Thürchen stopf ich zu geschwind
und thu mir ein andres auf da drüben.
„Ich blase auch dort ganz nach Belieben.“
So mache ich jenes wieder zu
und rufe vergnügt: Bleib draußen, du!

Der Wind der machte ein bös Gesicht,
das Eichhorn sah es eben nicht.
Der Wind der schüttelte an dem Baum,
das Eichhorn drinnen merkt es kaum:
es ließ ihm draußen seinen Lauf
und knackte sich ein Nüßchen auf.

83.

Der Muth einer Katze und ihre Zärtlichkeit gegen ihre Jungen.

(Aus W. Sterns zweitem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

Eine Katze spielte einmal in einem schottischen Dorfe mit ihren Jungen in der Frühlingssonne vor einer Stallthüre. Ein großer Habicht schoß aus der Luft herab, und ergriff eines der Kätzchen. Die Mutter sprang grimmig auf ihn los und wehrte sich für ihr Junges. Der Habicht ließ es fahren, wendete sich aber gegen die große Katze. Der Kampf von beiden Seiten war sehr heftig. Der Habicht behielt durch seinen mächtigen Flügelschlag und durch seinen spitzen Schnabel und seine scharfen Klauen einige Zeit die Oberhand, zerfleischte jämmerlich die alte Katzenmutter und hackte ihr ein Auge aus. Sie verlor aber den Muth nicht, hielt ihren Gegner mit ihren Krallen fest und durchbiß ihm den rechten Flügel. Nun hatte sie zwar mehr Gewalt über ihn, aber der Habicht war noch immer sehr stark, und der Streit dauerte fort. Die Katze war beinahe erschöpft; durch eine schnelle Wendung raffte sie sich aber nochmals auf, und brachte den Habicht unter sich. Siegreich biß sie ihrem grimmigen Wütherich den Kopf ab; dann lief sie, ohne den Verlust ihres Auges und ihrer Wunden zu achten, zu ihrem übel zugerichteten Kätzchen, leckte ihm die von Blut triefenden Wunden ab, welche die Krallen des Habichts in die Seiten des zarten Thierchens gehauen hatten, und schnurrte, es liebkosend, als wenn Nichts vorgefallen wäre.

84.

Die Katzen und der Hausherr.

(Von M. G. Lichtwer.)

Thier und Menschen schliefen feste,
selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
von den nächsten Dächern stieg.

In dem Vorsaal eines Reichen
stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, daß Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater,
schlug den Takt erbärmlich schön,
Und zwei abgelebte Kater
quälten sich, ihm beizustehn.

Endlich tanzen alle Katzen,
poltern, lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
in dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
wirft ein Dutzend Tassen um;

Stolpert über ein'ge Späne,
stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwo Reihen Zähne:
blinder Eifer schadet nur.

85.

Klein und groß.

(Von J. P. Hebel.)

In Asien, in dem Gebige Taurus und an andern Orten, lebt eine Art von wilden Schafen, Argali genannt, die sind sehr groß, stark und scheu, und haben sehr große Hörner. Wenn ein solches Thier im Kampf oder durch ein anderes Unglück ein Horn verliert, was jezuweilen geschieht, so kommt es den dortigen Füchslein zu gut. Diese haben alsdann nicht nöthig einen Bau in die Erde zu graben, meinen, das Horn sei ihretwegen da, schlüpfen hinein, und wohnen darin. Worüber muß man sich mehr verwundern, über die großen Hörner, oder über die kleinen Füchse?

Die kleinsten Vögel, die man kennt, heißen Kolibri. Sie sind in Südamerika daheim, haben wunderschöne Farben von Gold- und Silberglanz, legen Eilein, so nicht größer sind, als eine Erbse, und werden nicht mit Schroten geschoßen, sondern mit kleinen Sandkörnlein, weil sonst nichts Ganzes an ihnen bliebe. Neben ihnen wohnt eine Spinne, die ist so groß, daß sie diese armen Thierchen wie Mücken fängt und aussaugt.

Andern Respect flößt der Herr Lämmergeier seiner Nachbarschaft ein, der in den Tyroler und Schweizergebirgen daheim ist. Denn mit seinen ausgespannten Flügeln bedeckt er eine Länge von acht bis neun Fuß, und ist stark genug, Gemsen, Ziegen und Kinder anzupacken, zu überwältigen und davon zu tragen.

Der größte unter allen Vögeln, die fliegen können, ist der Kondur, ein

Landsmann des Kolibri. Dieser mißt mit ausgespannten Flügeln sechszehn Fuß, seine Flügelfedern sind vorne fingersdick, also daß man schön Fractur damit schreiben könnte, und das Rauschen seiner Flügel gleicht einem fernen Donner.

Aber der allergrößte Vogel ist der Strauß in den Wüsteneien von Asien und Afrika, der aber wegen seiner Schwere und wegen der Kürze seiner Fittiche gar nicht fliegen kann, sondern immer auf der Erde bleiben muß. Doch trägt er seinen Kopf neun bis zehn Fuß hoch in der Luft, kann weit herumschauen, und könnte, wie ein guter Freund, neben einem Reiter auf seinem Roß herlaufen und mit ihm reden, wenn ihm nicht Vernunft und Sprache versagt wären.

In Asien lebt eine Art von Hirschen, Zwerghirschlein genannt, deren Füßlein sind fingerslang, und so dünn, wie der Stiel einer kölnischen Tabackspfeife. Das Spitzmäuslein, ebenfalls in Asien, wiegt ein halbes Quintlein, und ist das kleinste unter allen bekannten Thieren, die auf vier Beinen gehen und ihre Jungen säugen. Der Elephant aber ist zwölf bis vierzehn Fuß hoch, funfzehn bis siebzehn Fuß lang, wiegt seine 7000 Pfund; und ein fleißiger Schüler soll mir ausrechnen: Wie viel Spitzmäuslein müßte man haben, die zusammen so schwer sind, als ein einziger Elephant?

Das kleinste Thierlein auf der Erde hat auch mit dem stärksten Vergrößerungsglas wohl noch kein Mensch gesehen. Aber das größte ist der Wallfisch, der bis zu einer Länge von einhundert und zwanzig Fußen wachsen kann, und seine tausend Centner und darüber wiegt.

In den fabelhaften Zeiten hat man geglaubt, daß es eine ganze Nation von Menschen gebe, die vom Boden weg nur zwei Fuß hoch seien. Der Lügenprophet Mahomet aber behauptete einmal, er habe den Erzengel Gabriel gesehen, und es sei von seinem rechten Auge über den Nasenwinkel bis zum linken ein Zwischenraum von 70,000 Tagereisen.

86.

Schwan und Kind.

(Fabel, von W. Hey.)

Kind dort, was scheust du dich?
gar nicht so bös bin ich,
schwimme daher ganz sacht,
daß es kein Wellchen macht,
möchte dich nur fragen eben:
willst du ein Stückchen Brot mir geben?

Das Kind trat zu dem Teich heran
und freute sich an dem schönen Schwan,
wie rein und weiß war sein Gefieder,
wie sanft er schwamm so hin und wieder;
es wurde bald mit ihm bekannt,
ließ das Brot ihn nehmen aus seiner Hand.

87.

Der Strauß.

(Nach der Naturgeschichte für Kinder, von G. Ch. Raff. Göttingen, 1833. Seite 304 ff.)

Strauß! du weißt doch, daß du der größte Vogel, der Riese unter allen Vögeln in der Welt bist?

O ja, das weiß ich wohl. Ich bin so groß als der größte Mensch und wiege siebenzig bis achtzig Pfund. Nicht wahr, ich gebe einen ziemlichen Braten?

So kann man dich also eßen?

Ja freilich, und meine Eier auch. Meine Eier sind so groß, daß sich zwei bis drei Personen an einem einzigen satt eßen können, denn sie sind so groß als ein kleiner Kindskopf, und wiegen vier bis sechs Pfund. Und solche große Eier lege ich alle Jahre dreißig bis vierzig.

O, das ist erstaunlich viel! So viel Eier legt gewis kein einziger großer Vogel. Wenn du sie alle ausbrüteſt, so muß es entsetzlich viel Strauße geben. Thust du das wohl, und brüteſt alle aus? — Doch davon nachher. Sage mir erst, großer Strauß, wo du zu Hause bist.

Ich lebe in den unfruchtbarsten Wüsten von Afrika, Arabien und Indien, wo keine Menschen wohnen, und auch selten welche hinkommen. Und, o wie lieb wäre es mir nicht, wenn ich nie einen Menschen sähe! Denn so oft einer zu mir kommt, raubt er mir meine Eier, oder meine Jungen, oder bringt mich gar selbst ums Leben. Wie sehr mich oft die häßlichen Neger quälen und verfolgen, ist nicht zu sagen!

Was frißeſt du?

Kraut und Gras, Samenkörner und Nüße, und viele andere Baumfrüchte, die ich erwischen kann. Selten aber werde ich von diesen Dingen satt, daher stopfe ich meinen Magen gewöhnlich noch mit Steinen, Holz, Knochen, Stricken, Leder, Eisen, Kupfer, Messing, Zinn, Blei und Glas an. Und zuweilen bin ich auch so dumm, und verschlinge glühende Kohlen, die mir aber alle Mal sehr übel bekommen.

Wie alt wirst du?

Sechzig bis siebenzig Jahre, wenn mir kein Unfall begegnet. Werde ich aber gefangen, zum Reiten gebraucht, öfters meiner Federn beraubt, und sonst noch auf andere Weise gequält, so dauert mein Leben freilich kaum halb so lange.

Reitet man denn auf dir?

Ja, aber nur zum Spaß. Auch in Karren spannen mich die muthwilligen Neger zuweilen, denn ich bin sehr stark und flink, und kann in einer Stunde zwei bis drei Meilen weit laufen.

Samt Karren und Reiter?

Ja, mit beiden. Aber wehe dem Neger, der auf dem Karren oder auf meinem Rücken sitzt, wenn er das schnelle Fahren oder Reiten nicht gewohnt ist! Es vergeht ihm Sehen, Hören und Athemholen.

Nun erzähle mir, großer Strauß, wie du vom Kopf bis auf die Zehen oder Klauen aussiehst, und wie es mit dem Ausbrüten deiner Eier zugeht?

Ich bin so groß als ein Dragoner, der zu Pferde sitzt, und gleiche sehr dem vierfüßigen Thiere, das man Kameel nennt. Mein Kopf hat viel Aehnlichkeit mit einem Gänsekopf. Mein Schnabel ist kurz, krumm und spitzig. Die Oeffnung meiner Ohren liegt ganz unbedeckt. Meine oberen Augenlieder sind beweglich und mit langen Augenwimpern versehen, wie beim Menschen. Mein Hals ist sehr lang und dünn, und nebst dem größten Teil meines Körpers mit dicken weißen Haaren bedeckt. In meinen Flügeln hingegen und in meinem Schwanze habe ich mehrentheils schöne weiße, aber auch viele schwarze und graue Federn. Und dieß sind die bekannten Federn, um deretwillen mich die Neger entsetzlich ängstigen und jämmerlich zu Tode prügeln. Sie verkaufen sie an die Europäer, welche dieselben auf die Hüte und Köpfe stecken, Fächer, Muffen und Federbüsche und sonst noch allerhand Putz und Zieraten davon machen. Meine schwarzen Federn sind teurer als meine weißen, weil ich deren weniger habe. Meine Füße sind kahl und sehr lang, und mit zwei Zehen oder Klauen versehen; denn ich bin der einzige Vogel in der Welt, der nur zwei Zehen hat. Fliegen kann ich nicht, weil meine Flügel zu klein sind und die Last meines Körpers zu groß. Aber laufen kann ich entsetzlich geschwind, so geschwind, daß mich weder Menschen noch Hunde und Pferde einholen können. Und doch gelingt es den listigen Negern, mich endlich zu fangen. Was meine Eier anbetrifft, so sind sie wirklich so groß als ein kleiner Kindskopf, länglich rund, glatt und weißlich, mit kleinen Pünktchen versehen. Man kann sie eßen, und aus der Schale allerhand Trinkgeschirre machen, weil sie ziemlich dick und steinhart ist. Die Franzosen und Holländer bringen sie häufig nach Europa, und verkaufen sie an Naturalien-Liebhaber. Es kostet eins gewöhnlich einen Gulden, und wenn es recht schön ist, wohl noch mehr.

Und wie viel brüteſt du von den dreißig bis vierzig Eiern aus, die du alle Jahre legeſt?

Kaum den vierten Theil. Denn viele stiehlt man mir, und viele lege ich bloß deswegen, damit meine Jungen gleich etwas zu freßen finden, wenn sie lebendig geworden sind und die Schale verlaßen haben. Und von diesen sterben doch noch immer viele Hunger, oder kommen auf der Flucht vor den bösen Negern um. Ich lege meine Eier geschwind hinter einander her in den heißen Sand, aber nicht alle dreißig oder vierzig auf einen einzigen Haufen,

sondern nur allemal zehn bis zwölf zusammen, in einem kleinen Kreiße herum. Einige davon brüte ich selbst aus, wenn ich nicht davon verjagt werde; die andern aber laße ich durch den heißen Sand ausbrüten.

Du klagst über die unbarmherzigen Neger, dummer Strauß, daß sie dich immer ängstigten und grausam verfolgten: warum wehrst du dich denn nicht gegen sie?

O, ich thue es ja! Ich schlage manchem Arme und Beine ab, und schlitze ihm oft sammt seinem Hunde und Pferde den Leib auf; aber es kommen immer wieder andere Mörder, die mich endlich, wenn sie mich zwei oder drei Tage im Kreiße herumgejagt, abgemattet und ausgehungert haben, nöthigen, daß ich meinen Kopf in den Sand oder sonst wohin stecke, mich fangen und tödten oder lebendig in die Gefangenschaft führen laße. In der Gefangenschaft habe ichs zwar gut: ich habe Freßen genug, kann hüpfen und springen wie ich will; aber ich muß es mir gefallen laßen, daß man mir von Zeit zu Zeit meine Federn auszieht, mich endlich gar abschlachtet, und aus meiner Haut allerhand Kleidungsstücke macht. Einige Afrikaner fangen alle Jahr eine Menge von uns zusammen, und ziehen uns um der Federn willen auf. Nach Europa wird selten ein lebendiger Strauß gebracht.

88.

Vom Bäumlein, das spazieren gieng.

(Mährchen, von Friedrich Rückert.)

Das Bäumlein stand im Wald,
in gutem Aufenthalt;
Da standen Busch und Strauch
und andre Bäumlein auch;
Die standen dicht und enge,
es war ein rechts Gedränge;
Das Bäumlein mußt sich bücken
und sich zusammendrücken.
Da hat das Bäumlein gedacht
und mit sich ausgemacht:
Hier mag ich nicht mehr stehn,
ich will wo anders gehn,
Und mir ein Oertlein suchen,
wo weder Birk noch Buchen,
Wo weder Tann noch Eichen,
und gar nichts desgleichen;
Da will ich allein mich pflanzen,
und tanzen.

Das Bäumlein das geht nun fort,
und kommt an einen Ort,
In ein Wiesenland,
wo nie ein Bäumlein stand;
Da hat sichs hingepflanzt,
und hat getanzt.

Dem Bäumlein hats vor allen
an dem Oertlein gefallen;
Ein gar schöner Bronnen
kam zum Bäumlein geronnen:
Wars dem Bäumlein zu heiß,
kühlt 's Brünnlein seinen Schweiß.
Schönes Sonnenlicht
war ihm auch zugericht:
Wars dem Bäumlein zu kalt,
wärmt' die Sonn es bald.
Auch ein guter Wind
war ihm hold gesinnt,

Der half mit ſeinem Blaſen
ihm tanzen auf dem Raſen.

Das Bäumlein tanzt' und ſprang
den ganzen Sommer lang,
Bis es vor lauter Tanz
hat verloren den Kranz.
Der Kranz mit den Blättlein allen
iſt ihm vom Kopf gefallen;
Die Blättlein lagen umher,
das Bäumlein hatt' keines mehr;
Die einen lagen im Bronnen,
die andern in der Sonnen,
Die andern Blättlein geſchwind
flogen umher im Wind.

Wies Herbſt nun war und kalt,
da frors das Bäumlein bald,
Es rief zum Brunnen nieder:
gib meine Blättlein mir wieder,
Damit ich doch ein Kleid
habe zur Winterszeit.
Das Brünnlein ſprach: Ich kann eben
die Blättlein dir nicht geben;
Ich habe ſie alle getrünken,
ſie ſind in mich verſunken.

Da kehrte von dem Bronnen
das Bäumlein ſich zur Sonnen:
gib mir die Blättlein wieder,
es friert mich an die Glieder.
Die Sonne ſprach: Nun eben
kann ich ſie dir nicht geben,
Die Blättlein ſind längſt verbrannt
in meiner heißen Hand.

Da ſprach das Bäumlein geſchwind
zum Wind:
Gib mir die Blättlein wieder,
ſonſt fall ich todt darnieder.
Der Wind ſprach: Ich eben
kann dir die Blättlein nicht geben;
Ich hab ſie über die Hügel
geweht mit meinem Flügel.
Da ſprach das Bäumlein ganz ſtill:
nun weiß ich, was ich will;
Da haußen iſt mirs zu kalt,
ich geh in meinen Wald,
Da will ich unter die Hecken
und Bäume mich verſtecken.

Da macht ſichs Bäumlein auf,
und kommt in vollem Lauf
Zum Wald zurückgelaufen,
und will ſich ſtellen in den Haufen.
'S fragt gleich beim erſten Baum:
haſt du keinen Raum?
Der ſagt: Ich habe keinen!
da fragt das Bäumlein noch einen,
Der hat wieder keinen;
da fragt das Bäumlein noch einen:
Es fragt von Baum zu Baum,
aber kein einzger hat Raum.
Sie ſtanden ſchon im Sommer
eng in ihrer Kammer;
Jetzt im kalten Winter
ſtehn ſie noch enger dahinter.
Dem Bäumchen kann nichts frommen,
es kann nicht unterkommen.

Da geht es traurig weiter
und friert, denn es hat keine Kleider;
Da kommt mittlerweile
ein Mann mit einem Beile,
Der reibt die Hände ſehr,
thut auch, als obs ihn frör.
Da denkt das Bäumlein wacker:
das iſt ein Holzhacker;
Der kann den beſten Troſt
mir geben für meinen Froſt.

Das Bäumlein ſpricht ſchnell
zum Holzhacker: Geſell,
Dich frierts ſo ſehr wie mich,
und mich ſo ſehr wie dich.
Vielleicht kannſt du mir
helfen und ich dir,
Komm, hau mich um,
und trag mich in deine Stub'n,
Schür ein Feuer an,
und leg mich dran:
So wärmſt du mich,
und ich dich.

Das dünkt dem Holzhacker nicht schlecht,
er nimmt sein Beil zurecht,
haut's Bäumlein in die Wurzel,
umfällts mit Gepurzel;
Nun hackt ers klein und kraus,
und trägt das Holz nach Haus,
Und legt von Zeit zu Zeit
in den Ofen ein Scheit.

Das größte Scheit von allen
ist uns fürs Haus gefallen;
Das soll die Magd uns holen,
so legen wirs auf Kohlen;
Das soll die ganze Wochen
uns unsre Suppen kochen.
Oder willst du Brei?
das ist mir einerlei.

89.

Die Bremer Stadtmusikanten.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

Es hatte ein Mann einen Esel, der ihm schon lange Jahre treu gedient hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende giengen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da wollt ihn der Herr aus dem Futter schaffen, aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort, und machte sich auf den Weg nach Bremen: „Dort," dachte er, „kannst du ja Stadtmusikant werden." Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte, wie einer der sich müde gelaufen. „Nun, was jappst du so?" sprach der Esel. „Ach," sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde, und auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen todt schlagen, da hab ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?" „Weißt du was," sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen, dort Stadtmusikant zu werden, geh mit und laß dich auch bei der Musik annehmen." Der Hund wars zufrieden und sie giengen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß da eine Katze am Weg, und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir denn in die Quere gekommen?" fragte der Esel. „Wer kann da lustig sein, wenns einem an den Kragen geht," antwortete die Katze; „weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden, und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach den Mäusen herumjage, hat mich meine Frau ersäufen wollen; ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist guter Rath teuer: wo soll ich hin?" „Geh mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden." Die Katze wars zufrieden, und gieng mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Thor der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein," sprach der Esel, „was hast du vor?" „Da hab ich gut Wetter prophezeit," sprach der Hahn, „weil unserer lieben Frauen Tag ist, wo sie dem Christkindlein die Tücher gewaschen hat und sie trocknen will: aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen,

und hat der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe eßen, und da soll ich mir heut Abend den Kopf abschneiden laßen. Nun schrei ich aus vollem Hals, so lang ich noch kann." „Etwas, du Rothkopf," sprach der Esel, „zieh lieber mit uns fort nach Bremen, etwas beßeres als den Tod findest du überall; du hast eine gute Stimme und wenn wir zusammen musicieren, so muß es eine Art haben." Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie giengen alle vier zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tage nicht erreichen, und kamen Abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze und der Hahn machten sich hinauf, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sicherſten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um, da däuchte ihn, er sähe in der Ferne ein Fünkchen brennen, und rief seinen Gesellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müßen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht." Und der Hund sagte: „Ja, ein paar Knochen und etwas Fleisch daran thäten mir auch gut." Nun machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, machte sich ans Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?" fragte der Hahn. „Was ich sehe?" antwortete der Esel: „einen gedeckten Tisch mit schönem Eßen und Trinken, und Räuber sitzen daran und laßens sichs wohl sein." „Das wäre was für uns," sprach der Hahn. „Ja, ja! ach, wären wir da!" sagte der Esel. Da rathschlagten die Thiere, wie sie es anfangen müßten, um die Räuber fortzubringen, endlich fanden sie ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fiengen sie insgesamt auf ein Zeichen an, ihre Musik zu machen: der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute und der Hahn krähte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrend niederfielen. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übrig geblieben war, und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Thüre, die Katze auf den Herd bei der warmen Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken; und weil sie müde waren von ihrem langen Weg, schliefen sie auch

bald ein. Als Mitternacht vorbei war, und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Hause war, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen laßen,“ und hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand alles still, gieng in die Küche, wollte ein Licht anzünden und nahm ein Schwefelhölzchen, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er es daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm ins Gesicht, spie und kratzte. Da erschrack er gewaltig, lief und wollte zur Hinterthüre hinaus, aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihn ins Bein; und als er über den Hof an dem Miste vorbei rannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß; der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlafe geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „Kikeriki!“ Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Hause sitzt eine gräuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt, und vor der Thüre steht ein Mann mit einem Meßer, der hat mich ins Bein gestochen, und auf dem Hofe liegt ein schwarzes Ungethüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen, und oben auf dem Dache da sitzt der Richter, der rief: Bringt mir den Schelm her! da machte ich, daß ich fortkam.“ Von nun an getrauten sich die Räuber nicht wieder in das Haus; den vier Bremer Musikanten gefiels aber so wohl darin, daß sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.

90.

Drei Paare und Einer.

(Von Friedrich Rückert.)

Du hast zwei Ohren und Einen Mund,
willst dus beklagen?
Gar vieles sollst du hören, und
wenig drauf sagen.

Du hast zwei Augen und einen Mund,
mach dirs zu eigen!
Gar manches sollst du sehen, und
manches verschweigen.

Du hast zwei Hände und Einen Mund,
lern es ermeßen!
Zwei sind da zur Arbeit, und
einer zum Eßen.

91.

Schwäbische Kunde.

(Von Ludwig Uhland.)

Als Kaiser Rothbart lobesam
zum heilgen Land gezogen kam,

Da mußt er mit dem frommen Heer
durch ein Gebirge wüst und leer.

Daselbst erhub sich große Noth,
viel Steine gabs und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden wars so schwach im Magen,
fast mußte der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
von hohem Wuchs und starker Hand;
Des Rößlein war so krank und schwach,
er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt es nimmer aufgegeben
und kostets ihm das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
hinter dem Heereszug zurück.
Da sprengten plötzlich in die Quer
funfzig türkische Reiter daher;
Die hubn an, auf ihn zu schießen,
nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht sich nit,
gieng seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken,
und thät nur spöttlich um sich blicken:
Bis Einer, dem die Zeit zu lang,
auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
die beiden Vorderfüß zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
da faßt er erst sein Schwert mit Macht:
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken,
und tief noch in des Pferdes Rücken:
Zur Rechten sieht man wie zur Linken
einen halben Türken herunterſinken.
Da packt die andern kalter Graus:
sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und jedem ists als würd ihm mitten
durch Kopf und Leib hindurch geschnitten.
Drauf kam des Wegs eine Christenschar,
die auch zurückgeblieben war;
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hats der Kaiser vernommen;
der ließ den Schwaben vor sich kommen;
Er sprach: Sag an, mein Ritter werth!
wer hat dich solche Streiche gelehrt?
Der Held bedacht sich nicht zu lang:
die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
man nennt sie halt nur Schwabenstreiche!

92.

Meister Hämmerlein.

(Von J. F. Schlez. Der Denkfreund. Gießen 1824.)

Vor etlichen und dreißig Jahren starb in einem preußischen Dorfe der Gemeindeschmied Jakob Horn. Im gemeinen Leben hieß er nicht anders als Meister Hämmerlein.

„Meister Hämmerlein? Ei warum denn Meister Hämmerlein?“

Weil er die sonderbare Gewohnheit hatte, wo er gieng und stund sein Hämmerlein und ein Paar Nägel in der Tasche zu führen, und an allen Thoren, Thüren und Zäunen zu hämmern, wo er etwas los und ledig fand. Vielleicht auch, weil er über seinem Hämmerlein Gemeindeschmied des Dorfes geworden war.

„Wie wäre denn das zugegangen?“

Ganz natürlich, wie ihr sogleich hören sollt. Sein Vorfahr war gestorben. Vier wackere Burschen hatten sich um den Dienst gemeldet und

Dem und Jenem Allerlei versprochen. Meister Hämmerlein hatte sich nicht gemeldet und nichts versprochen; er hämmerte bloß ein wenig an einer Gartenthür und erhielt dafür den Dienst.

„Und bloß für ein Bischen Hämmern?“

Bloß für ein Bischen Hämmern! An einer Gartenthüre, nahe am Dorfe, hieng schon wochenlang ein Brett ab. Meister Hämmerlein kam mit seinem Felleisen des Weges her. Flugs langte er einen Nagel und sein Hämmerlein aus der Tasche und nagelte das Brett fest. Das sah der Dorfschulze. Ihm schien es sonderbar, daß der landfremde Mensch das Brett nicht los sehen konnte, das doch selbst der Eigentümer des Gartens wohl zwanzigmal so gesehen hatte, ohne es fest zu machen. Er wollte ihn anreden, aber der Bursche war fort, ehe er ihm nahe genug kam.

Ein Paar Stunden darauf gieng der Schulze in die Dorfschenke. Sogleich fiel ihm der junge Mensch ins Gesicht. Er saß ganz allein an einem Tischchen und verzehrte sein Abendbrot. „Ei willkommen!“ rief der Schulze. „Treffen wir uns hier, guter Freund?“ Der junge Mensch stutzte, sah ihm steif ins Gesicht und wußte nicht, woher die Bekanntschaft kam. „Ist Er nicht der junge Wanderer,“ fragte der Schulze, „der diesen Abend da außen am Wege das Brett einer Gartenthüre fest gemacht hat?“ „Ja, der bin ich.“ — „Nun gut, so kommt, Nachbar Haus,“ sagte der Schulze zu dem Eigenthümer des Gartens, der zufällig auch zugegen war, „kommt und bedankt euch bei dem wackern Fremdlinge. Er hat im Vorbeigehen eure zerbrochene Gartenthür wieder zurecht gemacht.“ — Nachbar Hans schmunzelte, sagte seinen Dank, setzte sich neben dem Schulzen traulich zu dem Fremdling und alle Gäste lauschten auf ihr Gespräch. Es betraf das Handwerk, die Wanderungen und Kundschaften desselben, und in Allen erwachte der einmüthige Wunsch, ihn zum Gemeindeschmied zu bekommen, weil Allen der Zug von gemeinnütziger Denkart gefallen hatte.

Hämmerlein mußte bleiben; und da er schon am folgenden Morgen einen Beweis von seiner Geschicklichkeit in der Vieharzneikunst und im Beschlage gab, so war nur Eine Stimme für ihn: „Dieser und kein Anderer soll Gemeindeschmied werden.“ Man schloß den Vertrag mit ihm ab, und Meister Hämmerlein war unvermuthet Schmiedemeister eines großen Dorfes, das er wenig Stunden zuvor auch nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte. Sage mir nur noch Einer: „Wer ungebeten zur Arbeit geht, geht ungedankt davon.“

Zu seiner Besoldung gehörte unter andern ein Grundstück, das er alljährlich mit Kartoffeln oder andern Gemüspflanzen bestellte. Da er den Acker zum ersten Male in Augenschein nahm, bemerkte er auf dem Fahrwege verschiedene Löcher, in welche die Wagen bald rechts, bald links schlugen. —

„Warum füllt Ihr doch die Löcher nicht mit Steinen aus?“ fragte Meister Hämmerlein die Nachbarn, welche den Acker ihm zeigten. — „Je,“ sagten diese, „man kann immer vor andern Arbeiten nicht dazu kommen.“ — Was that aber Meister Hämmerlein? — So oft er auf seinen Acker gieng, las er von ferne schon Steine zusammen und schleppte deren oft beide Arme voll bis zu den Löchern. Die Bauern lachten, daß er, der selbst kein Gespann hielt, für Andre den Weg beßerte; aber, ohne sich stören zu laßen, fuhr Meister Hämmerlein fort, jedes Mal wenigstens ein Paar Steine auf dem Hin- und Herweg in die Löcher zu werfen, und in etlichen Jahren waren sie ausgefüllt. — „Seht ihrs?“ sagte er nun. „Hätte jeder von euch, der leer die Straße fuhr, auf dem Wege die Steine zusammengelesen, auf den Wagen geladen und in die Löcher geworfen, so wäre der Weg mit leichter Mühe in einem Vierteljährchen eben geworden.“

93.

Hinz und Kunz.

(Von Matthias Claudius. Werke 1819. I. Seite 31.)

H. Was meinst du, Kunz, wie groß die Sonne sei?

K. Wie groß, Hinz? — als ein Straußenei.

H. Du weißt es schön, bei meiner Treu! Die Sonne als ein Straußenei!

K. Was meinst denn du, wie groß sie sei?

H. So groß, hör, als ein Fuder Heu.

K. Man dächt kaum, daß es möglich sei! Potz tausend, als ein Fuder Heu!

94.

Ochs und Esel.

(Von G. K. Pfeffel.)

Ochs und Esel zankten sich
beim Spaziergang um die Wette,
wer am meisten Weisheit hätte:
keiner siegte, keiner wich.

Endlich kam man überein,
daß der Löwe, wenn er wollte,
diesen Streit entscheiden sollte,
und was konnte klüger sein?

Beide reden tiefgebückt
vor des Thierbeherrschers Throne,
der mit einem edlen Hohne
auf das Paar hinunter blickt.

Endlich sprach die Majestät
zu dem Esel und dem Farren:
ihr seid alle beide Narren!
Jeder gafft ihn an und geht.

95.

Das Wiesel.

(Von H. O. Lenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. I. Seite 111 ff.)

Das Wiesel ist oben röthlichbraun, unten weiß oder gelblichweiß; der Schwanz wie der Rücken gefärbt, nicht schwarz am Ende. Unter dem

Schwanze, wie beim Iltis, Stinkdrüsen. Seine Länge beträgt sechs bis sieben Zoll, die des Schwanzes anderthalb Zoll.

Dieses niedliche schlanke Thierchen ist in Europa gemein und bewohnt auch Asien. Seinen Aufenthalt nimmt es in Klüften und Ritzen, Maulwurfsgängen, Hamster- und Rattenlöchern, im Winter auch in Scheuern und Ställen. Es ist bei Tag und Nacht munter, geht aber mehr des Nachts seiner Nahrung nach. Bei aller Schnelligkeit und Gewandtheit kann es doch nicht so gut klettern, wie das Hermelin oder der Marder. Wird es geplagt, so läßt es aus den genannten Drüsen einen abscheulichen Geruch von sich. Ist es ängstlich, so faucht es ganz leise; macht man es in der Gefangenschaft böse, so springt es, laut aber fein kneffend, auf einen los; steckt es in der Falle, so quickt es; zanken sie unter einander, so zwitschern sie ganz fein. Seine Hauptnahrung besteht in Mäusen, Maulwürfen, jungen Hamstern, jungen Ratten, kleinen Vögeln und Eiern. Selbst Hühnereier tragen sie fort, aber nicht in den Zähnen, sondern unter dem Halse. Frösche verachten sie; aber Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern, ja selbst Kreuzottern werden ihnen zur Beute. Bekommen sie von letzteren mehrere starke Bisse, so haben sie den Tod davon. Man sagt sie bezwängen die größte Wanderratte in wenig Augenblicken. Ich zweifle sehr daran, und zwar teils aus dem Grunde, weil ihr winziges Mäulchen mit den zwar spitzen aber doch kleinen Zähnchen keine Möglichkeit zu einem schnellen Siege der Art zu geben scheint, teils auf folgenden Versuch gestützt, der übrigens dem Muthe des kleinen Thierchens ein rühmliches Zeugnis gibt.

Zu einem alten Wiesel, das mit andrer Speise schon ganz gesättigt war, setzte ich einen Hamster, der es an Körpermasse wohl dreimal übertraf. Kaum hatte es den Feind bemerkt, vor dem es wie ein Zwerg vor einem Riesen stund, so rückte es im Sturmschritt vor, quikte laut auf und sprang unaufhörlich nach seinem Gesichte und Halse. Der Hamster richtete sich empor und wehrte mit den Zähnen und Vorderpfoten den quikkenden Wagehals ab. Lange aber sollte er sich seiner vermeinten Uebermacht nicht freuen: es fuhr plötzlich zu, biß sich fest in seine Schnauze ein, und beide wälzten sich nun, das Wiesel laut quikkend, der Hamster dumpf fauchend, auf dem mit Blute sich röthenden Schlachtfelde. Die Streiter fochten mit allen Füßen. Bald war das leichte, gewandte Wiesel, bald der schwere, plumpe Hamster oben auf. Nach zwei Minuten ließ das Wiesel los, und der Hamster putzte, die Zähne fletschend, seine verwundete Nase. Aber zum Putzen war wenig Zeit; schon war der kleine kühne Feind wieder da, zwickte bald links bald rechts, und wup! da saß er ihm wieder an der Schnauze und hatte sich fest eingebißen. Jetzt rangen sie eine Viertelstunde lang unaufhörlich unter lautem Quikken und Fauchen, ohne daß man, bei der Schnelligkeit der Bewe-

gungen, recht ſehen konnte, was geſchah, wer ſiegte, wer unterlag. Zuweilen hörte man die gebißenen Knochen knirſchen. Die Heftigkeit, womit ſich das Wieſel bewegte, die zunehmende Mattigkeit des Hamſters, ſchien zu beweiſen, daß jenes im Vorteil war. Endlich ließ das Wieſel los, hinkte in eine Ecke und kauerte ſich da nieder. Das eine Vorderbein war offenbar gelähmt, die Bruſt, welche es fortwährend leckte, war blutig. Der Hamſter nahm von der andern Ecke Beſitz, putzte ſeine angeſchwollene Schnauze und röchelte. Aus dem wunden Fleiſche der Naſe hieng einer ſeiner Schneidezähne hervor, und fiel bei der Bewegung endlich gänzlich heraus. Die Schlacht war nun entſchieden. Beide Parteien waren zu einer neuen Anſtrengung nicht mehr fähig. Nach vier Stunden war das tapfere Wieſelchen todt. Ich unterſuchte es genau und fand durchaus keine Verletzung, ausgenommen, daß die ganze Bruſt ſowie der Schenkel des linken Vorderbeins von den Krallen des Hamſters ganz zerkratzt war. Der Hamſter überlebte ſeinen Feind nur um vier Stunden. Die Knochen ſeiner Schnauze waren ganz zermalmt; der eine Schneidezahn war ganz ausgefallen, zwei andre waren wacklig und nur der vierte ſaß noch feſt. Uebrigens ſah ich nirgends eine Verletzung, da ihn das Wieſel während des ganzen Kampfes immer feſt an der Schnauze gehalten hatte. Kleine Thiere faßt das Wieſel im Genick oder beim Kopf; beim Hamſter aber war das Genick für ſein kleines Mäulchen viel zu breit, und es hatte ſehr wohl berechnet, daß die Schnauze der einzige für einen vortheilhaften Angriff paſſende Theil war. Ein einziger vom Hamſter in des Wieſels Kopf gethaner Biß hätte dieſem tödtlich werden können; auf die Art, wie letzteres kämpfte, konnte es aber nicht gebißen werden.

Im Mai oder im Juni bekommt das Weibchen vier bis ſieben blinde Junge, und trägt ſie, wenn es beunruhigt wird, im Maule fort. Ein Gleiches thun die andern inländiſchen Wieſelarten. Es ſieht wunderlich aus, wenn die erwachſenen Jungen beim Sonnenſchein auf Wieſen, wo viele Maulwurfslöcher ſind, ſich luſtig machen und ſpielen. Jetzt kommen ſie alle hervor, necken und beißen ſich auf und nieder; man huſtet ein wenig: ſie ſtürzen voll Schrecken in die Löcher; dort kommt aber ſchon wieder eins hervor geguckt; es merkt keinen Feind, kriecht hervor, verſchwindet wieder, kriecht wieder hervor, wird immer frecher und endlich ſind ſie alle wieder da.

Wo ſie den Tauben, jungen Hühnern oder Eiern gefährlich werden, fängt man ſie in Rattenfallen weg. Hunde beißen ſie öfters todt, Katzen ſeltener, der Buſſard fängt und frißt ſie. Auch der weiße Storch fängt Wieſel und verſchluckt ſie mit Haut und Haaren.

96.

Ein gülden A. B. C.

(Von Matth. Claudius. Werke. 1819. VII. Seite 84 ff. Mit Austauschung des Spruches B.)

A.

Armut des Geistes Gott erfreut,
Armut, und nicht Armseligkeit.

B.

Besprich dich nicht mit Fleisch und Blut,
fahr zu, gleich zu, wie Paulus thut.

C.

Creuz ist ein Kraut, wenn man es pflegt,
das ohne Blüte Früchte trägt.

D.

Dürst nicht nach Rache und nach Blut;
vergeben wäre wohl so gut.

E.

Ein edles Herz glänzt hell und hold,
ein gutes ist gediegen Gold.

F.

Für was du Gutes hier gethan
nimm keinen Lohn von Menschen an.

G.

Geduldig sein — Herr, lehr es mich,
ich bitte dich, ich bitte dich.

H.

Hau deinen Götzen muthig um,
er sei Geld, Wollust oder Ruhm.

I.

In dir ein edler Sklave ist,
dem du die Freiheit schuldig bist.

K.

Kämpf und erkämpf dir eignen Werth;
hausbacken Brot am besten nährt.

L.

Liebt euch auf Erden, liebt, und wißt,
daß Gott im Himmel Liebe ist.

M.

Merk auf die Stimme tief in dir:
sie ist des Menschen Kleinod hier.

N.

Nimm war die Zeit, sie eilet sich,
und kommt nicht wieder ewiglich.

O.

O Herr, lehr uns bedenken wohl,
daß wir sind sterblich allzumal.

P.

Preis, Ehr und Dank soll Gottes sein,
er ist und bleibt der Höchst allein.

Q.

Quäl nicht dein Herz ohn Unterlaß
ein freier Muth gefällt Gott baß.

R.

Recht halte heilig bis in'n Tod,
so bleibt ein Freund dir in der Noth.

S.

Straf keck das Böse ins Gesicht;
vergiß dich aber selber nicht.

T.

Treib Tugend jeden Augenblick;
wer nicht vorangeht, geht zurück.

U.

Und wenn sie alle dich verschrein,
so wickle in dich selbst dich ein.

V.

Verlaß dich nicht auf diese Welt;
sie ist Schaum, der zusammen fällt.

W.

Wie wird es dann, o dann uns sein,
wenn wir der beßern Welt uns freun?

Y.

Im Sturm die Sonne spiegelt nicht
im Meer ihr heilig Angesicht.

Z.

Zerbrich den Kopf dir nicht zu sehr,
zerbrich den Willen, das ist mehr.

97.

Wessen Licht brennt länger?

(Erzählungen von Carl Stöber. 1841. I. Seite 117 ff.)

Mitten im Böhmerwald steht der hohe Arber, ein Markstein zwischen dem deutschen Reiche und dem Lande der Böhmen. In seinen Klüften und auf seinen Urwäldern rasten die Wolken, die aus den südwestlichen Ebenen kommen, und speisen zum Dank dafür seine Brunnen, und die klaren Quellen sammeln sich am Fuß des Berges in einem kleinen See.

An dem See stund vor vielen, vielen Jahren eine Fischerhütte aus Holz und Stroh, und einen Steinwurf davon auf dem Hügel ein Schloß aus Granitquadern und mit einem kupfernen Dach, das Waidhaus genannt. In der Hütte wohnte ein Fischer mit seinem Knaben, und in das Schloß kam alle Jahre im Herbst oder Winter, je nachdem es den Hirschen galt oder den Säuen, der Herr von Haldenstein auf die Jagd, nicht allein, sondern immer mit einem wilden Haufen von Jägern und Hunden, Junkern und Edelfrauen, die den Jagdspieß geschickter führten, als die Nadel, und die Reitpeitsche lieber, als die Spindel.

Dann war eine böse Haushaltung in dem Schloß. Der Kellermeister fluchte zwischen den Fäßern, der Koch in der Küche, der Wildmeister unter den Rüden, der Freiherr am Spieltisch, wenn kein Jagdwetter war, und seine Frau unter den Kammermägden. Auf dem Dache knarrten die Windfahnen, auf den Stiegen sangen die Katzen, in den Gängen dröhnte der Zugwind, die Hunde heulten im Hofe, und die Thüren wurden fort und fort zugeschlagen, daß es lautete, wie ein Heckenfeuer vor der Schlacht. Auf der hohen Rüster neben dem Schloß hatten zwei Elstern ihr Haushalten. Der Freiherr und seine Gesellen zechten bis Mitternacht, die Leibjäger, wenn sie ihre Herren zu Bette geführt hatten, noch ein paar Stunden länger. Waren sie dann endlich, wenn der Tag graute, zur Ruh gegangen, so schliefen sie, bis das Waldhorn sie wieder weckte. Ein Sonntag aber stund in dem Kalender des Freiherrn nicht; das Waidhaus hatte auch keine Capelle, wie andere christliche Schlösser, keinen Altar und kein Mefsbuch, und der Caplan, den der Herr von Haldenstein jedesmal in seinem großen Gefolge hatte, hielt da seine Ferien und nahm Theil an dem wilden Vergnügen.

In der Hütte am See war es anders. Wann im Winter das Feuer auf dem Herde und im Sommer das Feuer an dem Abendhimmel erloschen war, hörte man unter dem Strohdache nichts mehr, als ein Abendlied, ein Gebet und dann das leichte, ruhige Athmen des Fischers und seines Sohnes im Schlafe. Zum Morgenlied mäckerten die Geißen hinten im Stall um ihr Futter, und den ganzen Tag über wurden der Alte und sein Knabe nicht

lauter, als die Wellen im See, welche an die Seiten des Nachens schlugen, weil sie nichts beßeres zu thun hatten.

Auf das Schloß gieng der Fischer nicht gerne. Denn er war einer von den Böhmischen Brüdern, ein frommer gottesfürchtiger Mann, und die Flüche und Narrentheidinge, welche er im Waidhause hören mußte, waren ihm von ganzer Seele zuwider. Es däuchte ihn zuweilen, als höre er durch den abscheulichen Lärm hindurch die Töne der Hölle, die sich ihrer Opfer freute und sie jubelnd dahin führte. Seinen Knaben, der ihm immer die Fische im Lägel den Schloßberg hinauf tragen half, nahm er nie in das Waidhaus mit hinein, sondern ließ ihn draußen am Hofthore warten, bis er die Karpfen und Forellen dem Koche vorgewogen und dafür das Seine empfangen hatte. „Mein Kopf und mein Herz," dachte der fromme Mann, „tanzen nicht mehr nach dieser Musik; aber der Fuß meines Toni stehet noch nicht so fest."

Aber einmal — es war am heiligen Christabend — rief die gnädige Frau den Jungen, der, mit den Händen unter dem Hosenträger, am Hofthore lehnte und pfiff, zu sich in ihr Zimmer, legte ein schweres böhmisches Goldstück in seine Hand, und sprach zu ihm: „Toni, geh eilends hinunter nach Zwiesel zum Italiener und kaufe sechs Pfund Wachskerzen; denn es ist heute bei uns Banket und Tanz, und den Küchenjungen hat der Sultan gebißen."

Und der Knabe beurlaubte sich bei seinem Vater und lief hinab in den Flecken. Es hatte in diesem Jahre noch nicht geschneit. Die Meisen trieben in den Erlen- und Weidenbüschen ihre lustigen Gaukeleien, und die Felsen sonnten sich an der Sommerseite des Thals. Auch bei dem Krämer in Zwiesel war heiteres Wetter. Er gab mit großer Freundlichkeit dem Knaben zu den langen weißen Kerzen noch drei kleinere, bunte darein, und sagte: „Toni, die zündest du heute Abend dem Christkindlein an, und diesen Pfefferkuchen im Fließpapier theilst du mit deinem Vater. Wenn die Herrschaft im Waidhaus fort ist, soll er seine Fische wieder mir bringen und dem geistlichen Herrn auf die Fasttage."

Den Knaben freute die Weihnachtsgabe, und ob es gleich heimwärts bergauf gieng, so brauchte er doch zum Rückweg eine halbe Stunde weniger, als zum Hinweg. Auf Geheiß der Schloßfrau bekam er als wohlverdienten Botenlohn einen Mariengroschen und ein Krüglein Meth. Die brachte er seinem Vater.

Der hätte nun gern die Kerzen des Toni aufgehoben und nach und nach angezündet; aber der Knabe meinte, man dürfe dem Jesuskinde schon etwas zu Ehren thun, machte Gestelle aus weichem Thon, steckte die bunten Kerzen hinein, und zündete sie, als sich der Tag geneigt hatte, alle drei mit einander an, daß die Fischerstube noch nie so erleuchtet gewesen war, so lange sie stund. Mit seinen Fingern, die am Ruder hart geworden waren, putzte er sie, und sein

Vater las dabei die ersten zwei Kapitel des Evangelisten Lucas. Darnach genoßen sie mit Danksagung den Meth und den Pfefferkuchen.

Draußen vor der Hütte auf der Bank, wo der Fischer seine Netze auszubeßern oder auch zu stricken pflegte, saß der Engel des Herrn im Mondschein. Die Nacht war wohl ziemlich kalt; aber die Engel haben eine andere Natur, denn wir, und es friert sie auch in den Eisbergen nicht, zwischen denen das Nordlicht hervorstralt. Es war ihm aber befohlen worden, den Fischer und sein Haus zu behüten. Was er bewachen sollte, wußte er wohl nicht. Denn wenn in der Hütte auch Einiges war, was Rost und Motten verzehren können, so lag doch in ihr kein Ding, dem die Diebe nachgraben. Auch drohte kein Sturm. Denn der Himmel war Ein Stern, und der See darunter ein glatter Spiegel, in welchem die weißen und die gelben Lichter am Firmament und im Schloß widerstralten. An Feuersgefahr war auch nicht zu denken, denn auf dem Herd in der Hütte lag nur noch ein Kohlenhaufe, der unter seiner leichten Aschendecke ruhig fortglimmte. Aber die heiligen Engel sind gehorsamer und nicht vorwitzig, wie die Menschenkinder. Und der auf der Bank des Fischers sprach in seinem Herzen: „Weiß ich auch nicht, was ich hier schaffen oder hüten soll, so weiß es doch der Herr Herr, der mich hieher gesandt hat.“

Dieweil wurde es dem Baalzebub, dem obersten der bösen Engel, draußen im Reiche immer schwüler und enger. Nahte er sich einer Kirche, so spielte die Orgel, und die Leute darin sangen dazu: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen!“ Schaute er durch das schwitzende Fenster in eine helle Stube hinein, so sah er nichts als Krippelein und goldene Engel, und unschuldige Kindlein, welche vor Freude darüber in die Hände schlugen und zu gleichen Füßen einen Sprung nach dem andern machten. Steckte er seinen Kopf in eine Wirtsstube, so wars darin so öd und wüste, daß Käuzlein und Uhu hätten einkehren mögen. Darüber ward er nach und nach so unwirsch, daß er sich auf den Rücken des Nachtwindes setzte und von demselben das Thal hinauf tragen ließ, um in den unterirdischen Klüften des Arber seinen Ingrimm zu verbergen. Nicht weit von der Fischerhütte stieg er ab und hinkte weiter. Als er aber um einen Felsen bog und das hell erleuchtete Waidhaus erblickte, da änderte er seinen melancholischen Vorsatz, und sprach bei sich: „Hier will ich bleiben, so wahr sie mich Belial heißen. Alle Lichter, welche da droben angezündet sind, vom ersten bis zum letzten, brennen für mich.“

Wiederum trotzig geworden, wollte er auch an dem Engel vor der Fischerhütte nicht geradezu vorüber gehen, sondern sagte zu ihm: „Freund, welche Lichter werden heute länger brennen, die deinen oder die meinen?“

Der Engel des Herrn erwiderte sanft: „der Ewige weiß es,“ und setzte nach diesem seine Hut wieder fort.

Im Waidhaus mischte sich Belial ungesehen unter seine Leute, wie der Geist des Glühweins, der neben dem Saal auf dem Schenktische in großmächtigen Näpfen dampfte und dann den Pulsschlag in den Adern der Gäste beschleunigte, wie der Takt der Musikanten auf dem Orchester. Die Tanzenden wirbelten im Kreiße umher, wie Blätter und Federn in der Windsbraut, die einer Gewitterwolke vorausläuft. Die Kerzen schneuzte dabei Satanas selbst mit unsichtbarer Hand. Denn seine Lichter sollten ja dreimal länger brennen, als die Lichter in der Hütte am See; und von der Dienerschaft dachte Niemand daran.

Was im Schloß diente, versah sein Amt in der Schenke oder gaffte durch die offenen Saalthüren auf die wirbelnden Frauen und Herren. Nur der Wildmeister war ganz allein unten im Keller, der fast durch das ganze Schloß hinlief, und selbst Satanas dachte nicht an ihn, weil man in so guter und großer Gesellschaft einen einzelnen alten Freund leicht vergißt.

Der alte Schlemmer hätte schon längst wißen mögen, was für Weine in dem kleinen Seitengewölbe liegen, in welches man aus dem Hauptkeller durch ein niedliches Pförtlein gelangen konnte. Eine beßere Gelegenheit, den geheimnisvollen Inhalt der unterirdischen Zelle zu erforschen, konnte es nicht geben, als an diesem Abend. Er zündete daher die Ampel der Küchenmagd an, nahm den Schlüßelbund des Kellermeisters und stieg in die Tiefe hinab. Die Lampe brannte ihm zu trübe, deswegen füllte er aus einem angezapften Faß einen Becher mit Franzbranntwein, nahm aus dem Korb des Kellermeisters eine Hand voll Werg, zündete es an und warf es auf den Spiritus. Nun erleuchtete eine große blaue Flamme das weite und hohe Gewölbe. Dann öffnete er die Seitenzelle, wälzte eines von den zwanzig Fäßlein, die darinnen auf einander lagen, heraus, bohrte ein Loch in den Boden, steckte eine Hollunderröhre hinein, und legte dann die Tonne auf ein Lager, um ihren Inhalt mit Muße zu kosten. Es war aber kein Wein darin, sondern schwarzes körniges Pulver, das durch die Röhre herausrann, wie Streusand aus einer umgeworfenen Büchse. Denn in dem Gewölbe lag noch von dem dreißigjährigen Kriege her ein Vorrath von grobem Schießpulver, das man nicht in die Jagdflinten brauchen konnte.

Staunend glotzte der Wildmeister das rinnende Pulver an. Aber nicht lange. Von der offenen Kellerthüre herab kam ein Zugwind und führte von dem brennenden Werg ein Fünklein in das auf dem Boden liegende Pulver.

In diesem Augenblicke sah der Engel vor der Hütte am See, wie sich das kupferne Dach auf dem Schloß von einander that und einer Rauchsäule Platz machte. Ein dumpfer, schwerer Knall folgte darauf. Und nun wußte der himmlische Bote, warum er zum Dienst um der frommen Leute willen ausgesandt worden war. Denn er hatte vollauf zu thun, um die schweren

fliegenden Trümmer des Schloßes von der Hütte abzuwehren, und so das Leben ihrer Bewohner zu erhalten. Ja, hätte er nicht seine Fittiche ausgebreitet, wie eine Henne über ihre Küchlein, so würde der gewaltige Luftstoß das Hüttlein ergriffen und in den See geworfen haben. Auf den Knall eilten auch der Fischer und sein Sohn bestürzt hinaus vor die Thüre, und sahen noch die turmhohe Rauchgarbe, die sich allmählich senkte und über den See hinlegte. Von dem Schloße stunden noch die vier Mauern, und durch die offenen Fenster und Thüren schien der Mond. Drinnen und rings umher glimmte kein Fünklein mehr, und Alles war todtenstill. Nur der See war noch von den hineingeworfenen Trümmern bewegt. Erschüttert kehrten die Leute unter ihr Strohdach zurück, dankten dem Herrn für ihre gnadenvolle und wunderbare Erhaltung und löschten ihre Lichter aus.

Einige Monate darauf, als das Waßerhuhn im Schilfrohr am See brütete, kamen Verwandte des Freiherrn von Haldenstein aus Böhmen und suchten unter den Ruinen des Waidhauses. Aber obgleich noch Alles lag, wie es in der Schreckensnacht gefallen war, — der Fischer hatte gewißenshalber nichts angerührt, — so fanden sie doch nichts von den Kostbarkeiten, die sonst in dem Hause gewesen waren, nicht einmal ein Löffelein, das man in den Kaffee tauchte, geschweige denn mehr. Nach der vergeblichen Mühe erquickten sie sich aus dem wohlversehenen Behälter des Fischers mit Forellen und Karpfen. Bei dem Mahle sagte der Aelteste unter ihnen zu dem Knaben, der ihm ein Körblein mit Erdbeeren vorgesetzt hatte: „Toni, was du noch von den Sachen im Schloß finden solltest, mit Schaufel oder Hand oder Netz, das sei dein. Gedenke dafür unserer in deinem Gebet.“

Mit Schaufel und Hand suchte zwar Toni auch, fand aber nie etwas. Erst später nach etlichen und mehreren Jahren, immer wenn das alte Netz am Zerreißen war, und ein neues geschafft werden sollte, fügte es sich, daß er einen Pokal oder eine silberne Schüßel oder des etwas aus der Tiefe des Waßers an das Land zog. In Zwiesel, wo er seinen Vater begraben hatte, kaufte er Hanf dafür. Sein Weib spann ihn, und er verstrickte das zubereitete Garn mitten unter vier Knaben, von denen einer rothwangiger war und munterer als der andere.

Da ward erfüllt das Wort der Schrift (Hiob 27, 13—21): Das ist der Lohn eines gottlosen Menschen bei Gott, und das Erbe der Tyrannen, das sie von dem Allmächtigen nehmen werden: Wird er viele Kinder haben, so werden sie des Schwerts sein, und seine Nachkömmlinge werden des Brots nicht satt haben. Seine Uebrigen werden im Tode begraben werden, und seine Wittwen werden nicht weinen. Wenn er Geld zusammen bringet wie Erde, und sammelt Kleider wie Leimen, so wird er es wohl bereiten, aber der Gerechte wird es anziehen und der Unschuldige wird das Geld aus-

teilen. Er bauet sein Haus wie eine Spinne und wie ein Hüter einen Schauer machet. Der Reiche, wenn er sich legt, wird er es nicht mitraffen, er wird seine Augen aufthun, und da wird nichts sein. Es wird ihn Schrecken überfallen wie Waßer, des Nachts wird ihn das Ungewitter wegnehmen. Der Ostwind wird ihn wegführen, daß er dahin fähret, und Ungestüm wird ihn von seinem Ort treiben.

98.

Die Sternseherin.

(Von Matthias Claudius. Werke, 1819. VII. Seite 167.)

Ich sehe oft um Mitternacht,
wenn ich mein Werk gethan,
Und Niemand mehr im Hause wacht,
die Stern am Himmel an.

Sie gehn da, hin und her zerstreut,
als Lämmer auf der Flur,
In Rudeln auch, und aufgereiht
wie Perlen an der Schnur.

Und funkeln alle weit und breit
und funkeln rein und schön;
Ich seh die große Herlichkeit
und kann mich satt nicht sehn.

Dann saget unterm Himmelszelt
mein Herz mir in der Brust:
Es gibt was Beßres in der Welt
als all ihr Schmerz und Lust!

Ich werf mich auf mein Lager hin
und liege lange wach,
Und suche es in meinem Sinn
und sehne mich darnach.

99.

Das zerbrochene Hufeisen.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. Nr. 63.)

Ein Bauersmann gieng mit seinem kleinen Sohne Thomas über Feld. „Sieh," sprach der Vater einmal unterwegs, „da liegt ein Stück von einem Hufeisen auf der Straße! Heb es auf und steck es ein." „Ei," sagte Thomas, „das ist ja nicht einmal der Mühe werth, daß man sich darum bückt!" Der Vater hub das Eisen stillschweigend auf, und schob es in die Tasche. Im nächsten Dorfe verkaufte er es dem Schmiede für drei Pfennige, und kaufte für das Geld Kirschen.

Beide giengen weiter. Die Sonne schien sehr heiß; weit und breit war kein Haus, kein Baum und keine Quelle zu sehen. Thomas verschmachtete beinahe vor Durst und konnte dem Vater fast nicht mehr nachkommen.

Da ließ der Vater wie von ungefähr eine Kirsche fallen. Thomas hub sie so begierig auf, als wäre sie Gold, und fuhr damit sogleich dem Munde zu. Nach einigen Schritten ließ der Vater wieder eine Kirsche fallen. Thomas bückte sich eben so schnell darnach. So ließ der Vater den Thomas alle Kirschen aufheben.

Als nun die Kirschen zu Ende waren und Thomas die letzte verzehrt hatte, wandte der Vater sich lachend um und sprach: „Sieh, wenn du dich um das Hufeisen einmal hättest bücken mögen, so hättest du dich um die Kirschen nicht hundertmal bücken müßen.“

Die nicht sehn auf kleine Sachen,
sich um kleinre Mühe machen.

100.

Die Brücke.

Kennst du die Brücke ohne Bogen
und ohne Joch, von Diamant,
Die über breiter Ströme Wogen
errichtet eines Greisen Hand?

Er baut sie auf in wenig Tagen,
geräuschlos, du bemerkst es kaum;
Doch kann sie schwere Lasten tragen
und hat für hundert Wagen Raum.

Doch kaum entfernt der Greis sich wieder,
so hüpft eine Knabe froh daher,
Der reißt die Brücke eilig nieder,
du siehst auch ihre Spur nicht mehr.

101.

Herzog Leopold von Braunschweig.

(Aus Vogels Lesebuch.)

Am unglücklichen 27sten April des Jahres 1785 durchbrach die furchtbar angeschwollene Oder die Dämme bei Frankfurt, und überflutete schon die Dammvorstadt, und bedrohte sie mit schnellem Untergange. Ungeheure Eisblöcke zertrümmerten zwei Joche der Brücke, und schnitten hierdurch jene Vorstadt von aller Hilfe ab. Ein Haus stürzte nach dem andern ein. Die Einwohner flüchteten nach dem hohen und festen Gebäude der Seidenfabrik, dem letzten Rettungsorte. Man sah wohl von der Stadt aus die mit jedem Augenblick zunehmende Gefahr der Hilfe Flehenden, wußte aber nicht, wie man ihnen Hilfe senden sollte, da der wüthende, mit Eisschollen treibende Strom nicht mehr durchrudert werden konnte. Dennoch wollte der menschenfreundliche, unerschrockene Leopold, der schon bei mancher Feuersnoth sein Leben daran gesetzt hatte, sich durch eine Gefahr, wovor alle Uebrigen zurückschauderten, nicht aufhalten laßen. Zuerst wollte er von der Gubener Vorstadt aus mit zwei Kähnen sich durcharbeiten. Rathsherren, die ihn begleiteten, boten Alles auf, ihn zurückzuhalten. Er antwortete: „Bin ich nicht ein Mensch, wie jene? Wir müßen hier Menschen retten!“ Nun aber warfen sich zwei seiner Soldaten vor ihm auf die Knie, umfaßten die seinigen und flehten, er möchte doch sein Allen so theures Leben hier nicht in den augenscheinlichen Tod stürzen, sondern desselben zur Stütze und Freude so

vieler Tausende schonen! — Dieses herzliche Flehen, womit sich die Bitten aller Umstehenden vereinten, bewog endlich den Herzog, dieses Mal wieder aus dem Kahne zu treten, und sich in die Stadt zu begeben, um dort Alles zur Mithilfe aufzubieten. Während dessen — Mittags 12 Uhr — hatte sich ein Schiffer entschloßen, vom Fischerthore aus nach dem Damme sich durchzuarbeiten. Da er aber hiezu die Hilfe zweier Knechte nöthig hatte, deren einer ein Soldat war, so eilte dieser zu dem Herzoge, um sich zu dem Wagstück die Erlaubnis zu erbitten. Da loderte in dem menschenfreundlichen Herzen plötzlich das edle Feuer wieder auf; er eilte mit dem Soldaten ungesäumt zum Fischerthore, stieg, ohne ein Wort zu reden, um nicht von Neuem aufgehalten zu werden, rasch in den Kahn und stieß ihn, ehe noch der Schiffer selbst herankam, vom Lande ab. Kaum gewann dieser noch Zeit nachzuspringen, wollte durchaus nicht einwilligen, daß sich der Herzog in diese schreckliche Gefahr stürze, und versuchte — außer sich vor Bestürzung — die Ueberfahrt zu verhindern. „So werde ich," entgegnete Leopold mit fester Stimme, „ohne euch, mit euren beiden Knechten allein hinüberfahren." — „Aber es wird nicht gut gehen!" rief der geängstigte Schiffer, „der Kahn hält es nicht aus!" — „Ich muß sehen," antwortete Leopold, „ob es denn nicht irgend möglich sei, jene Unglücklichen zu retten!" — Nun sah der Schiffer wohl ein, daß er sich fügen müße. Die unglückliche Fahrt hub an. Zwar stieß der Kahn schon an der Brücke sehr hart an einen Eisblock, kam aber doch glücklich durch die zertrümmerten Joche, und Leopold war so vergnügt, daß er den Major von Köppern, der auf der Brücke stund und noch von dort herab bekümmert warnte, freundlich und tröstend grüßte. Alle Augen der großen Volksmenge, die zitternd das diesseitige Ufer bedeckte, waren auf den Herzog gerichtet; alle Herzen bebten und beteten für ihn. Aber welch ein ungeheurer Schreck ergriff sie, als sie nun sahen, wie der wüthende Strom plötzlich den Kahn ergriff, ihn nach dem Dammbruch bei der Seidenfabrik hinabriß, den Steuerbord an einem vorhängenden Weidenbaum zerschellte, der Kahn Waßer zu schöpfen anfieng, der Steuermann zuerst in den Strom hinabstürzte, und auch der Herzog taumelte, noch aber durch einen Sprung sich für einen Augenblick in die Mitte des Kahnes rettete, und sich an dem zweiten Schiffsknechte hielt, dann aber auch das Vordertheil des Kahnes gegen eine Weide anstieß, das Fahrzeug umschlug, und — Leopold — ach! — in den gräßlichen Strudel hinunterstürzte und eine hohe düstere Woge über ihn zusammenschlug und ihn verschlang! Zwar wurden straks Ruderstangen, Stricke vom Damme ausgestreckt und hineingeworfen; aber die wüthende Flut ließ nichts bis zu der Stelle der Noth hin gelangen. Die Schiffer tauchten indessen wieder auf und retteten sich; aber Leopold war verloren. „Ach! unser gütiger und bester Fürst!"

212076

Dieses Wehgeschrei durchschallte die ganze Stadt. — Erst nach zwei Tagen unablässigen Nachsuchens entdeckte man des Herzogs Stock, dann auch den Hut. Aber erst sechs Tage nach dem unglücklichen Ereignis wurde, mittels der hervorragenden Hand, der Körper selbst gefunden, schon mit Sand überdeckt, 200 Schritte von dem Orte, wo der Menschenfreund sein Leben für die Brüder geopfert hatte, und wo ihm nachmals ein Denkmal errichtet worden ist.

102.

Die Kapelle.

(Von Ludwig Uhland.)

Droben stehet die Kapelle,
schauet still ins Thal hinab;
Drunten sitzt bei Wies' und Quelle
froh und hell ein Hirtenknab.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder
und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe!
dir auch singt man dort einmal.

103.

Der Esel und die drei Herren.

(Von H. L. Nicolai.)

Ein armer Bauer wollte sterben,
drei Söhne stunden um ihn her.
Ach, arme Kinder! seufzet er,
euch hinterlaß ich nichts zu erben,
als meinen Esel! Und mein ganzes Testament
ist dieß: Besitzt ihn ungetrennt;
dem dien er heute, jenem Morgen,
und wer ihn braucht, mag ihn versorgen.
Der Vater stirbt. Der Aelteste muß
den Esel wohl am ersten haben.
Von früh bis in die Nacht läßt er den Schimmel traben,
an Futter Nichts, an Schlägen Ueberfluß:
mein Bruder, denkt er, hat ihn morgen,
der wird ihn schon mit Kost versorgen.
Der zweite holt den matten Gaul
und überladet ihn mit Säcken.
Ha, ha! das Schmausen macht dich faul,
du ließ'st es dir beim Bruder schmecken!
Der Esel keucht mit dürrem Gaum
und schleppt sich bis zum Stalle kaum.
Den dritten Tag die alte Plage:
Es gibt nicht lauter Feiertage,
ein wenig Fasten ist gesund;
ich merke schon du wirst zu rund.
Der Esel fällt vor Schwäche nieder,
schnappt auf und reget sich nicht wieder.
Nun teilt euch in die Haut, ihr Brüder!

104.

Die Gemse.

(Von J. J. Kaup. Das Thierreich. Darmstadt 1835. I. Seite 181 ff.)

Die Gemse hat eine Länge von drei Fuß 2 Zoll, eine Höhe von zwei Fuß, und ist ungefähr von der Größe einer großen Ziege; im Frühjahr

weißgrau, im Sommer rothbraun, im Herbst dunkelbraun und im Winter ganz schwarz. Zu allen Jahreszeiten sind die Nasengegend, die Stirn, die untere Kinnlade und das Innere der Ohren weißgelb, ebenso die Hinterbacken, das Innere der Beine und der Bauch, so wie auch die Haare an den Hufen. Durch das Auge geht ein brauner Streifen.

Das Weibchen ist zierlicher und kleiner als das Männchen. Die Jungen sind dunkelbraungelb; die untere Kinnlade weiß, ebenso die Hinterbacken, und über den Rücken läuft eine schwarze Linie.

Die Gemse ist eine Bewohnerin der Alpen von Europa und Asien, und der einzige Wiederkäuer des westlichen Europa, welchen man mit den Antilopen vergleichen kann. Im Sommer lebt sie auf den unzugänglichsten höchsten Alpen, welche an die Region des ewigen Schnees grenzen. In Europa kommt sie noch immer in den schweizerischen, savoischen und tyrolischen Alpen, so wie auch auf den Pyrenäen, wo sie Isard heißt, ziemlich häufig vor und, wo sie nicht zu sehr verfolgt wird, in Truppen von fünf bis vierzig Stücken. Da die Gemsen einer beständigen Verfolgung ausgesetzt sind, suchen sie nur die unzugänglichsten Orte auf, wo sie vor Menschen und Raubthieren am sichersten zu sein glauben. Im Sommer wagen sie sich nur Morgens und Abends etwas tiefer hinab, um zu grasen, am Tage suchen sie wilde schattige Thäler, um wiederzukäuen und bringen die Nächte unter ausgehöhlten Felsen und Felsentrümmern zu. Im Oktober, wenn die Pflanzenwelt der Alpen abstirbt, gehen sie tiefer, bleiben aber immer noch über der Region des Holzwuchses; erst im Winter steigen sie in die Wälder hinab, und wählen hier die dichtesten, um vor den Lavinen gesichert zu sein.

Die Gemsen sind ein Sinnbild der Wachsamkeit, und ihre äußerst feinen Sinne zeigen ihnen meistens den Feind schon aus weiter Ferne. Sie sehen sich beständig um, wittern nach allen Seiten, und die erste, welche etwas feindliches warnimmt, stößt ein Pfeifen aus und gibt, indem sie im Fluge davon stürzt, das Signal zur allgemeinen Flucht. Sie laufen nicht, sondern machen nur ungeheure Sätze, die man einundzwanzig Pariser Fuß weit gefunden hat. Die Schalen (Klauen) sind, wie bei dem Steinbock, unten ausgehöhlt und haben scharfe Ränder, so daß sie auf den steilen Klippen, wo öfters nur ihre vier Füße Platz haben, mit Sicherheit fußen können. Nur ihre flugähnliche Schnelligkeit und beständige Wachsamkeit rettet sie von dem gänzlichen Erlöschen der Art. Bei den Rudeln geht immer eine der größten Gemsen voran, welche die übrigen leitet; wird diese weggeschoßen, so zerstreut sich der Rudel auf einige Zeit. Nur sehr alte Böcke leben einsiedlerisch. Das Junge folgt schon am ersten Tage der Mutter, die es sechs Monate säugt und sehr viele Liebe und Sorgfalt für dasselbe an den Tag legt. Die Mutter lehrt es über Felsen und Abhänge setzen, und macht ihm den Sprung

so lange vor, bis es denselben versucht, wobei sie wie eine Ziege meckert. Wird die Mutter geschossen, so verläßt das Junge, wenn es noch zart und klein ist, die Mutter nicht und wird gefangen. Ist es größer, so entflieht es, und soll dann von andern Müttern an Kindesstatt angenommen werden, was auch sehr wahrscheinlich ist, da die Weibchen mit den Jungen zusammenleben, bis diese erwachsen sind, und die Böcke sich erst im dritten Jahre von den Ziegen trennen. Jung eingefangene Gemsen laßen sich zähmen, werden aber nicht so munter und lebhaft, wie die wilden. Man läßt sie an Ziegen saugen, und wenn man sich viel mit ihnen beschäftigt, so werden sie zahm, wie jedes Hausthier, folgen ihrem Herrn wie der treueste Hund, kommen auf den Ruf und springen an ihren Wohlthätern hinauf. Auch mit Hunden vertragen sie sich sehr gut, mit welchen sie sogar das Lager teilen. Zu ihrer Gesundheit trägt jedoch sehr viel ein geräumiger Aufenthalt bei, der aber nicht warm sein darf, sondern am besten ein mit hohen Mauern eingeschloßener Hof sein kann. Hier kann man ihre Gewandtheit und Stärke bewundern. Von Welden sah eine zahme Gemse eine vierzehn Fuß hohe Mauer hinauf und auf der andern Seite einem Mädchen, welches grasete, auf den Rücken springen, ohne es zu verletzen. Der geringste Vorsprung einer Mauer genügt ihr, darauf zu fußen, um in etlichen Ansätzen die Höhe wie im Flug zu erreichen.

Die Nahrung der Gemsen besteht aus den kräftigsten Alpenpflanzen, besonders jungen Trieben der Alpenrosen, Erlen, Weiden, Nadelbäume und Wachholder. Sie können lange hungern, allein Durst können sie nicht ertragen. Wie alle Wiederkäuer, lieben sie Salz und lecken sich an den kalkigen, etwas salzigen Felsen so durstig, daß sie zum nächsten Waßer laufen, um zu saufen.

Die Gemse hat mehr Feinde, als irgend ein Thier; die Schneelavinen allein vergraben oft ganze Heerden, und der Geieradler ergreift, aus hoher Luft herabstürzend, die Jungen, oder sucht die Alten mit seinen mächtigen Flügeln in den Abgrund zu kehren. Seltener mögen Luchse, Wölfe und Bären ihnen gefährlich werden.

Der allergefährlichste Feind bleibt jedoch der Mensch, der mit wahrer Tollkühnheit sie verfolgt, und keine Gefahr scheut, sie zu erlegen. Nichts in der Welt kann den Jäger von seiner Leidenschaft abhalten, die ihm um so reizender wird, mit je mehr Gefahren er zu kämpfen hat. Steht ihm selbst das schreckende Beispiel vor Augen, daß Vater und Großvater in Abgründe gestürzt und spurlos verschwunden sind, und weiß er selbst, daß ein ähnliches Schicksal ihm aufgehoben ist, so vermag er doch nicht, ein ruhiges Leben dem tage-, ja wochenlangen Herumstreifen vorzuziehen. Der berühmte Gemsenjäger Heitz aus Glarus, ein Zimmermann, erlegte aus bloßer Jagdluft an neunhundert Gemsen, büßte dieselbe aber endlich mit dem Leben, indem er in einen Abgrund stürzte. Der Gemsenjäger muß einen schwindel-

freien Kopf, scharfe Augen, gute Brust und sichere Füße haben. Er muß mit Sicherheit über die steilsten Klippen, neben den gähnenden, schrecklichsten Abgründen hin und über Ueberhänge gehen können, und dabei vom Schwindel nichts wißen. Er muß gewohnt sein, über Eisfelder und Gletscher zu gehen, über Eisklüfte zu springen, Sturm, Ungewitter, Kälte und Hunger Trotz zu bieten, dabei eine gute Brust haben, um die reinste Luft einathmen und Berg auf, Berg ab ohne Beklemmung steigen zu können. Allein alles dieß hilft ihm nichts, wenn er kein scharfes Auge hat und nicht mit der Büchse gut umzugehen weiß. Seine Rüstung besteht in einem leichten Kleide, stark benagelten Schuhen, woran er Fußeisen schnallen kann, einem Alpenstock, einer tüchtigen Büchse und einem Fernrohr. In der Jagdtasche hat er Brot und Käse, auch wohl ein Fläschlein mit Wein oder Brantwein. Kaum daß die Sonne die Gletscher röthet, durchspäht er schon mit dem scharfen Auge oder Fernrohr die höheren Gebirgsregionen, und wandert gegen den Wind, welchen er erforscht, indem er ein Haar im Winde spielen läßt. Hat er endlich eine oder mehrere Gemsen erspäht, so stellt er sich an einen Felsen und wartet mit vieler Geduld, bis die Gemse sich von dem Weideplatze zurückzieht, um sie sicherer aufs Korn zu nehmen. Sobald er die Hörner unterscheiden kann, schießt er. Geht die Gemse mit vorrückendem Tage höher hinauf, so sucht er unvermerkt höher zu kommen, und schneidet ihr den Weg ab. Schwer ist es dem Jäger, einer ganzen Herde beizukommen, eine einzelne nur ist meistens seine Beute. Sie hat ein sehr zähes Leben und wenn er nicht Kopf oder Brust trifft, so hat er gewöhnlich das Nachsehen. Oefters stürzt auch die Gemse in einen Abgrund, daß sie gänzlich unbrauchbar wird. Am gefährlichsten für den Jäger wird das Verfolgen, wenn die Gemse auf flache und steile Felsenmassen flüchtet und der Jäger nachsteigt. Hier versteigt er sich oft so, daß er weder vor- noch rückwärts kann, und froh sein muß, wenn er nach stundenlangem Bemühen sich retten kann. Er soll sich dann öfters Hände und Füße aufschneiden, um durch das klebende gerinnende Blut sich beßer anhalten zu können. Hat der Jäger nun endlich eine oder gar zwei Gemsen erlegt, so fängt die Last und Noth erst an; denn er muß nun mit der schweren Bürde wegsame Gegenden aufzufinden suchen. Zuerst weidet er die Thiere aus, bindet die vier Füße zusammen und hängt sie quer über die Stirn, so daß der Körper der Thiere über den Rücken des Jägers hängt. So beladen, steigt er, an den Alpenstock sich lehnend, behutsam hinunter.

Eisige Winde, Schneegestöber, dichter, undurchdringlicher Nebel und Stürme bereiten dem Gemsenjäger Gefahren, denen er selten auf die Dauer entgeht. Allein die Leidenschaft ist bei diesen Menschen so stark, daß mancher auf der Jagd gestürzte Jäger, kaum geheilt, wieder in die Gebirge eilt, um frische Wunden oder den Tod zu holen.

Der ganze Gewinnst beträgt drei bis vier große Thaler, welche man für eine Gemse zahlt. Das Fleisch von jungen, nicht zu alten Thieren ist sehr schmackhaft und aus dem Leder werden vortreffliche Handschuhe verfertigt.

105.

Hirschlein.

Hirschlein gieng im Wald spazieren,
trieb allda sein artig Spiel,
Daß es allen andern Thieren
als ein lustger Freund gefiel.

Aber hinter einer Linde
hielt der Jäger und sein Hund,
Und der Jäger mit der Flinte
schoß das arme Thierlein wund.

Hirschlein kann nun nicht mehr springen,
denn sein wundes Bein thut weh,
Aber wenn die Vöglein singen,
legt sichs weinend in den Klee.

106.

Die vier Wünsche.

(Von Friedrich Rückert.)

Möcht ich doch der Felsen sein,
tief im Grunde das Urgestein,
Hoch im Himmel das Angesicht,
ewig stehen und wanken nicht.

Möcht ich doch das Bäumlein sein,
die Wurzel gestreckt ins Ufer hinein,
Die Zweige wiegend im Himmelslicht,
ewig blühen und welken nicht.

Möcht ich doch das Brünnlein sein,
sprudelnd aus kühlem Grunde rein,
Gehend durch grünes Ufergeschicht,
ewig rinnen und rasten nicht.

Möcht ich doch das Vöglein sein,
auf den Zweigen im Sonnenschein,
Das Stimmlein tönend zum Himmel gericht,
ewig tönen und schweigen nicht.

107.

Tischchen deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

Vor Zeiten war ein Schneider, der drei Söhne hatte und nur eine einzige Ziege. Aber die Ziege, weil sie alle zusammen mit ihrer Milch ernährte, mußte ihr gutes Futter haben und täglich hinaus auf die Weide geführt werden, und die Söhne thaten das nach der Reihe. Einmal brachte sie der älteste auf den Kirchhof, wo die schönsten Kräuter stunden, ließ sie da freßen und herumspringen. Abends, als es Zeit war heim zu gehen, fragte er: „Ziege, bist du satt?“ die Ziege antwortete:

Ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!

„So komm nach Haus,“ sprach der Junge, faßte sie am Strickchen, führte sie in den Stall und band sie fest. „Nun,“ sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?“ „O,“ antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt.“ Der Vater wollte sich selbst überzeugen, gieng hinab in den Stall, streichelte das liebe Thier und fragte: „Ziege, bist du auch satt?“ Die Ziege antwortete:

Wovon sollt ich satt sein?
ich sprang nur über Gräbelein,
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!

„Was muß ich hören?“ rief der Schneider, lief hinauf und sprach zu dem Jungen: „Ei! du Lügner, sagst die Ziege wäre satt, und hast sie hungern laßen?“ und in seinem Zorn nahm er die Elle von der Wand und jagte ihn hinaus.

Am andern Tag war die Reihe am zweiten Sohn, der suchte einen Platz aus, wo lauter gute Kräuter stunden, und die Ziege fraß sie rein ab. Abends, als er heim wollte, fragte er: „Ziege, bist du satt?“ Die Ziege antwortete:

Ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!

„So komm nach Haus,“ sprach der Junge, zog sie heim und band sie fest. „Nun,“ sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?“ „O,“ antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt.“ Der Schneider wollte sich darauf nicht verlaßen, gieng hinab in den Stall und fragte: „Ziege, bist du auch satt?“ Die Ziege antwortete:

Wovon sollt ich satt sein?
ich sprang nur über Gräbelein,
und fand kein einzig Blätteleiu: meh! meh!

„Der gottlose Bösewicht!“ schrie der Schneider, „so ein frommes Thier hungern zu laßen!“ lief hinauf und schlug mit der Elle den Jungen zur Hausthüre hinaus.

Die Reihe kam jetzt an den dritten Sohn, der wollte seine Sache gut machen, suchte Buschwerk mit dem schönsten Laube aus und ließ die Ziege daran freßen. Abends, als er heim wollte, fragte er: „Ziege, bist du auch satt?“ Die Ziege antwortete:

Ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!

„So komm nach Haus,“ sagte der Junge, führte sie in den Stall und band sie fest. „Nun,“ sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?“ „O,“ antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt.“ Der Schneider traute nicht, gieng hinab und fragte: „Ziege, bist du auch satt?“ Das boshafte Thier antwortete:

Wovon sollt ich satt sein?
ich sprang nur über Gräbelein,
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!

„O die Lügenbrut!“ rief der Schneider, „einer so gottlos und pflichtvergeßen wie der andere! ihr sollt mich nicht länger zum Narren haben!“ und vor Zorn außer sich, sprang er hinauf und gerbte dem armen Jungen mit der Elle den Rücken so gewaltig, daß er zum Haus hinaus sprang.

Der alte Schneider war nun mit seiner Ziege allein. Am andern Morgen gieng er hinab in den Stall, liebkoste die Ziege und sprach: „Komm, mein liebes Thierlein, ich will dich selbst zur Weide führen.“ Er nahm sie am Strick und brachte sie zu grünen Hecken und unter Schafrippe und was die Ziegen gerne freßen. „Da kannst du dich einmal nach Herzenslust sättigen,“ sprach er zu ihr, und ließ sie weiden bis zum Abend. Da fragte er: „Ziege, bist du satt?“ Sie antwortete:

Ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!

„So komm nach Haus,“ sagte der Schneider, führte sie in den Stall und band sie fest. Als er weggieng, kehrte er sich noch einmal um und sagte: „Nun bist du doch einmal satt?“ Aber die Ziege machte es ihm nicht beßer und rief:

Wie sollt ich satt sein?
ich sprang nur über Gräbelein,
ich fand kein einzigs Blättelein: meh! meh!

Als der Schneider das hörte, stutzte er und sah wohl, daß er seine drei Söhne unschuldig verstoßen hatte. „Wart,“ rief er, „du undankbares Geschöpf, dich fortzujagen ist noch zu wenig, ich will dich zeichnen, daß du dich unter ehrlichen Schneidern nicht mehr darfst sehen laßen.“ In einer Hast sprang er hinauf, holte sein Bartmeßer, seifte der Ziege den Kopf ein und schor sie so glatt wie eine flache Hand. Und weil die Elle zu ehrenvoll gewesen wäre, holte er die Peitsche und versetzte ihr solche Hiebe, daß sie in gewaltigen Sprüngen davon lief.

Der Schneider, als er so ganz einsam in seinem Hause saß, verfiel in große Traurigkeit, und hätte seine Söhne gerne wieder gehabt, aber niemand wußte, wo sie hingerathen waren. Der älteste war zu einem Schreiner in die Lehre gegangen, da lernte er fleißig und unverdroßen, und als seine Zeit herum war, daß er wandern sollte, schenkte ihm der Meister ein Tischchen, das gar kein besonderes Ansehen hatte und von gewöhnlichem Holz war, aber es hatte eine gute Eigenschaft. Wenn man es hinstellte und sprach: „Tischchen, deck dich,“ so war das gute Tischchen auf einmal mit einem saubern Tüchlein bedeckt und da stund ein Teller und Meßer und Gabel daneben

und Schüßeln mit Gesottenem und Gebratenem, so viel Platz hatten, und ein großes Glas mit rothem Wein leuchtete, daß einem das Herz lachte. Der junge Gesell dachte: „Damit hast du genug für dein Lebtag," zog guter Dinge in der Welt umher und bekümmerte sich gar nicht darum, ob ein Wirtshaus gut oder schlecht war, ob etwas darin zu finden oder nicht. Wenn es ihm einfiel, so kehrte er gar nicht ein, sondern im Feld, im Wald, auf einer Wiese, wo er Lust hatte, nahm er sein Tischchen vom Rücken, stellte es vor sich und sprach: „Deck dich," so war alles da, was sein Herz begehrte. Endlich kam es ihm in den Sinn, er wollte zu seinem Vater zurückkehren, sein Zorn würde sich gelegt haben, und mit dem Tischchen deck dich würde er ihn gern wieder aufnehmen. Es trug sich zu, daß er auf dem Heimweg Abends in ein Wirtshaus kam, das mit Gästen angefüllt war; sie hießen ihn willkommen und luden ihn ein, sich zu ihnen zu setzen und mit ihnen zu eßen, sonst würde er schwerlich noch etwas bekommen. „Nein," antwortete der Schreiner, „die paar Bißen will ich euch nicht vor dem Munde nehmen, lieber sollt ihr meine Gäste sein." Sie lachten und meinten er treibe seinen Spaß mit ihnen. Er aber stellte sein hölzernes Tischchen mitten in die Stube und sprach: „Tischchen deck dich." Augenblicklich war es mit Speisen besetzt, so gut, wie sie der Wirt nicht hätte herbeischaffen können, und wovon der Geruch den Gästen lieblich in die Nase stieg. „Zugegriffen, liebe Freunde," sprach der Schreiner, und die Gäste, als sie sahen wie es gemeint war, ließen sich nicht zweimal bitten, rückten heran, zogen ihre Meßer und griffen tapfer zu. Und was sie am meisten verwunderte, wenn eine Schüßel leer geworden war, so stellte sich gleich von selbst eine volle an ihren Platz. Der Wirt stund in einer Ecke und sah dem Dinge zu, wußte gar nicht, was er sagen sollte, dachte aber: „Einen solchen Koch könntest du in deiner Wirtschaft wohl brauchen." Der Schreiner und seine Gesellschaft waren lustig bis in die späte Nacht, endlich aber legten sie sich schlafen, und der junge Gesell gieng auch zu Bett und stellte sein Wünschtischchen an die Wand. Dem Wirte aber ließen seine Gedanken keine Ruhe; es fiel ihm ein, daß in seiner Rumpelkammer ein altes Tischchen stünde, das gerade so aussähe: das holte er ganz sachte herbei und vertauschte es mit dem Wünschtischchen. Am andern Morgen zahlte der Schreiner sein Schlafgeld, packte sein Tischchen auf, dachte gar nicht daran, daß er ein falsches hätte, und gieng seiner Wege. Zu Mittag kam er bei seinem Vater an, der ihn mit großer Freude empfieng. „Nun mein lieber Sohn, was hast du gelernt?" sagte er zu ihm. „Vater, ich bin ein Schreiner geworden." „Ein gutes Handwerk," erwiderte der Alte, „aber was hast du von deiner Wanderschaft mitgebracht?" „Vater, das beste, was ich mitgebracht habe ist das Tischchen." Der Schneider betrachtete es und sagte: „Daran hast du kein Meisterstück gemacht, das ist ein altes und schlechtes

Tischchen.“ „Aber es ist ein Tischchen deck dich,“ antwortete der Sohn, „wenn ich es hinstelle und sage ihm, es solle sich decken, so stehen gleich die schönsten Gerichte darauf und ein Wein dabei, der das Herz erfreut. Ladet nur alle Verwandten und Freunde ein, die sollen sich einmal laben und erquicken, denn das Tischchen macht alle satt.“ Als die Gesellschaft beisammen war, stellte er sein Tischchen mitten in die Stube und sprach: „Tischchen, deck dich.“ Aber das Tischchen regte sich nicht und blieb so leer wie ein anderer Tisch, der die Sprache nicht versteht. Da merkte der arme Geselle, daß ihm das Tischchen vertauscht war, schämte sich, daß er wie ein Lügner dastund, und die Verwandten lachten ihn aus und mußten ungetrunken und ungegeßen wieder heim wandern. Der Vater holte seine Lappen wieder herbei und schneiderte fort, der Sohn aber mußte bei einem Meister in die Arbeit gehen.

Der zweite Sohn war zu einem Müller gekommen und bei ihm in die Lehre gegangen. Als er seine Jahre herum hatte, sprach der Meister: „Weil du dich so wohl gehalten hast, so schenke ich dir einen Esel von einer besondern Art, er zieht nicht am Wagen und trägt auch keine Säcke.“ „Wozu ist er denn nütze?“ fragte der junge Geselle. „Er speit Gold,“ antwortete der Müller; „wenn du ihn auf ein Tuch stellst und sprichst: Bricklebrit, so speit dir das gute Thier Goldstücke aus.“ „Das ist eine schöne Sache,“ sprach der Geselle, dankte dem Meister und zog in die Welt. Wenn er Gold nöthig hatte, brauchte er nur zu seinem Esel „Bricklebrit“ zu sagen, so regnete es Goldstücke, und er hatte weiter keine Mühe, als sie von der Erde aufzuheben. Wo er hinkam, war ihm das Beste nicht gut genug, und je teurer, je lieber, denn er hatte immer einen vollen Beutel. Als er sich eine Zeitlang in der Welt umgesehen, dachte er: „Du mußt deinen Vater aufsuchen; wenn du mit dem Goldesel kommst, so wird er seinen Zorn vergeßen und dich gut aufnehmen.“ Es trug sich zu, daß er in dasselbe Wirtshaus gerieth, in welchem seinem Bruder das Tischchen vertauscht war. Er führte seinen Esel an der Hand, und der Wirt wollte ihm das Thier abnehmen und anbinden, der junge Gesell aber sprach: „Gebt euch keine Mühe, meinen Grauschimmel führe ich selbst in den Stall und binde ihn auch selbst an, denn ich muß wißen, wo er steht.“ Dem Wirt kam das wunderlich vor, und er meinte, einer der seinen Esel selbst besorge, habe nicht viel zu verzehren; als aber der Fremde in die Tasche griff und zwei Goldstücke herausholte, und sagte, er sollte nur etwas gutes für ihn einkaufen, so machte er große Augen, lief und suchte das beste, das er auftreiben konnte. Nach der Mahlzeit fragte der Gast, was er schuldig sei; der Wirt wollte die doppelte Kreide nicht sparen, und sagte, noch ein paar Goldstücke müße er zulegen. Der Geselle griff in die Tasche, aber sein Gold war eben zu Ende. „Wartet einen Augenblick, Herr Wirt,“ sprach er, „ich will nur gehen und

Gold holen!“ nahm aber das Tischtuch mit. Der Wirt wußte nicht, was das heißen sollte, war neugierig, schlich ihm nach, und da der Gast die Stallthüre zuriegelte, so guckte er durch ein Astloch. Der Fremde breitete unter dem Esel das Tuch aus, rief „Bricklebrit,“ und augenblicklich fieng das Thier an Gold zu speien, daß es ordentlich auf die Erde herabregnete. „Ei der tausend,“ sagte der Wirt, „da sind die Ducaten bald geprägt! so ein Geldbeutel ist nicht übel!“ Der Gast bezahlte seine Zeche und legte sich schlafen, der Wirt aber schlich in der Nacht herab in den Stall, führte den Münzmeister weg, und band einen andern Esel an seine Stelle. Den folgenden Morgen in der Frühe zog der Geselle mit seinem Esel ab, und meinte, er hätte seinen Goldesel. Mittags kam er bei seinem Vater an, der sich freute, als er ihn wieder sah, und ihn gerne aufnahm. „Was ist aus dir geworden, mein Sohn?“ fragte der Alte. „Ein Müller, lieber Vater,“ antwortete er. „Was hast du von deiner Wanderschaft mitgebracht?“ „Weiter nichts, als einen Esel.“ „Esel gibts hier genug,“ sagte der Vater, „da wäre mir doch eine gute Ziege lieber gewesen.“ „Ja,“ antwortete der Sohn, „aber es ist kein gemeiner Esel, sondern ein Goldesel: wenn ich sage ‚Bricklebrit,‘ so speit euch das gute Thier ein ganzes Tuch voll Goldstücke. Laßt nur alle Verwandten herbeirufen, ich mache sie alle zu reichen Leuten.“ „Das laß ich mir gefallen,“ sagte der Schneider, „dann brauch ich mich mit der Nadel nicht weiter zu quälen,“ sprang selbst fort und rief die Verwandten herbei. Sobald sie beisammen waren, hieß sie der Müller Platz machen, breitete sein Tuch aus und brachte den Esel in die Stube. „Jetzt gebt acht,“ sagte er und rief: „Bricklebrit,“ aber es waren keine Goldstücke, die herabfielen, und es zeigte sich, daß das Thier nichts von der Kunst verstand, denn es bringts nicht jeder Esel so weit. Da machte der arme Müller ein langes Gesicht, sah, daß er betrogen war, und bat die Verwandten um Verzeihung, die so arm heim giengen, als sie gekommen waren. Es blieb nichts übrig, der Alte mußte wieder nach der Nadel greifen und der Junge sich bei einem Müller verdingen.

Der dritte Bruder war bei einem Drechsler in die Lehre gekommen, und weil das ein kunstreiches Handwerk ist, mußte er am längsten lernen. Seine Brüder aber meldeten ihm in einem Briefe, wie es ihnen ergangen wäre, und wie sie der Wirt noch am letzten Abende um ihre schönen Wünschdinge gebracht hätte. Als der Drechsler nun ausgelernt hatte und wandern sollte, so schenkte ihm sein Meister, weil er sich so wohl gehalten, einen Sack und sagte: „Es liegt ein Knüppel darin.“ „Den Sack kann ich umhängen, und er kann mir gute Dienste leisten, aber was soll der Knüppel darin? der macht ihn nur schwer.“ „Das will ich dir sagen,“ antwortete der Meister; „hat dir jemand etwas zu Leid gethan, so sprich nur: Knüppel aus dem Sack, so springt dir der Knüppel heraus unter die Leute und tanzt ihnen so

lustig auf dem Rücken herum, daß sie sich acht Tage lang nicht regen und bewegen können; und eher läßt er nicht ab, als bis du sagst: Knüppel in den Sack.“ Der Gesell dankte ihm, hieng den Sack um, und wenn ihm jemand zu nahe kam und auf den Leib wollte, so sprach er: „Knüppel aus dem Sack,“ so sprang der Knüppel heraus und klopfte einem nach dem andern den Rock oder Wams auf dem Rücken aus, und wartete nicht erst, bis er ihn ausgezogen hatte; und das gieng so geschwind, daß eh sichs einer versah die Reihe schon an ihm war. Der junge Drechsler langte zur Abendzeit auch in dem Wirtshaus an, wo seine Brüder waren betrogen worden. Er legte seinen Ranzen vor sich auf den Tisch und fieng an zu erzählen, was er alles merkwürdiges in der Welt gesehen habe. „Ja,“ sagte er, „man findet wohl ein Tischchen deck dich, einen Goldesel und dergleichen, lauter gute Dinge, die ich nicht verachte, aber das ist alles nichts gegen den Schatz, den ich erworben habe und mit mir da in meinem Sack führe.“ Der Wirt spitzte die Ohren: „Was in aller Welt mag das sein?“ dachte er, „der Sack ist wohl mit lauter Edelsteinen angefüllt; den sollte ich billig auch noch haben, denn aller guten Dinge sind drei.“ Als Schlafenszeit war, streckte sich der Gast auf die Bank und legte seinen Sack als Kopfkißen unter. Der Wirt wartete, bis er dachte, er läge im tiefen Schlaf, dann gieng er herbei, rückte und zog ganz sachte und vorsichtig an dem Sack, ob er ihn vielleicht wegziehen und einen andern unterlegen könnte. Der Drechsler hatte schon lange gewartet; wie nun der Wirt eben einen herzhaften Ruck thun wollte, rief er: „Knüppel, aus dem Sack.“ Alsbald fuhr Knüppelchen heraus, dem Wirt auf den Leib und rieb ihm die Nähte, daß es eine Art hatte. Der Wirt schrie zum Erbarmen, aber je lauter er schrie, desto kräftiger schlug der Knüppel ihm den Takt dazu auf den Rücken, bis er endlich erschöpft zur Erde fiel. Da sprach der Drechsler: „Wo du das Tischchen deck dich und den Goldesel nicht wieder heraus gibst, so soll der Tanz von neuem angehen.“ „Ach nein,“ rief der Wirt ganz kleinlaut, „ich gebe alles gerne wieder heraus, laßt nur den Kobold wieder in den Sack kriechen.“ Da sprach der Geselle: „Ich will Gnade für Recht ergehen laßen, aber hüte dich vor Schaden.“ Dann rief er: „Knüppel in den Sack!“ und ließ ihn ruhen.

Der Drechsler zog am andern Morgen mit dem Tischchen deck dich und dem Goldesel heim zu seinem Vater. Der Schneider freute sich, als er ihn sah, und fragte ihn wie seine Brüder, was er gelernt habe. „Lieber Vater,“ antwortete er, „ich bin ein Drechsler geworden.“ „Ein kunstreiches Handwerk,“ sagte der Vater; „was hast du von der Wanderschaft mitgebracht?“ „Ein kostbares Stück, lieber Vater,“ sprach der Sohn, „einen Knüppel in dem Sack.“ „Was!“ rief der Vater, „einen Knüppel! das ist der Mühe werth: den kannst du dir von jedem Baume abhauen.“ „Aber einen solchen

nicht lieber Vater; sage ich: ‚Knüppel aus dem Sack,‘ so springt der Knüppel heraus und macht mit dem, der es nicht gut mit mir meint, einen schlimmen Tanz, und läßt nicht eher nach, als bis er auf der Erde liegt und um gut Wetter bittet. Seht ihr, mit diesem Knüppel habe ich das Tischchen deck dich und den Goldesel wieder herbeigeschafft, die der diebische Wirt meinen Brüdern abgenommen hatte. Jetzt laßt sie herbeirufen und ladet alle Verwandten ein, ich will sie speisen und tränken, und will ihnen die Taschen noch mit Gold füllen.“ Der alte Schneider wollte nicht recht trauen, brachte aber doch die Verwandten zusammen. Da deckte der Drechsler ein Tuch in die Stube, brachte den Goldesel herein und sagte zu seinem Bruder: „Nun, lieber Bruder, sprich mit ihm.“ Der junge Müller sagte: „Bricklebrit“, und augenblicklich sprangen die Goldstücke auf das Tuch herab, als käme ein Platzregen, und der Esel hörte nicht eher auf, als bis alle so viel hatten, daß sie nicht mehr tragen konnten. (Ich sehe dirs an, du wärst auch gerne dabei gewesen.) Dann holte der Drechsler das Tischchen, und sagte: „Lieber Bruder, nun sprich mit ihm.“ Und kaum hatte der Schreiner: „Tischchen, deck dich“ gesagt, so war es gedeckt und mit den schönsten Schüßeln voll auf besetzt. Da ward eine Mahlzeit gehalten, wie der gute Schneider noch keine in seinem Hause erlebt hatte, und die ganze Verwandtschaft blieb beisammen bis in die Nacht, und waren alle lustig und vergnügt. Der Schneider verschloß Nadel und Zwirn, Elle und Bügeleisen in einen Schrank, und lebte mit seinen drei Söhnen in Freude und Herlichkeit.

Wo ist aber die Ziege hingekommen, die Schuld war, daß der Schneider seine drei Söhne fortjagte? Das will ich dir sagen. Sie schämte sich, daß sie einen kahlen Kopf hatte, lief in eine Fuchshöhle und verkroch sich hinein. Als der Fuchs nach Hause kam, funkelten ihm ein paar große Augen aus der Dunkelheit entgegen, daß er erschrack und wieder zurücklief. Der Bär begegnete ihm, und da der Fuchs ganz verstört aussah, so sprach er: „Was ist dir, Bruder Fuchs? was machst du für ein Gesicht?“ „Ach,“ antwortete der Rothe, „ein grimmig Thier sitzt in meiner Höhle und hat mich mit feurigen Augen angeglotzt.“ „Das wollen wir schon austreiben,“ sprach der Bär, gieng mit zu der Höhle, und schaute hinein; als er aber die feurigen Augen erblickte, wandelte ihn ebenfalls die Furcht an: er wollte mit dem grimmigen Thiere nichts zu thun haben und nahm Reißaus. Die Biene begegnete ihm, und da sie merkte, daß es ihm in seiner Haut nicht wohl zu Muthe war, sprach sie: „Bär, du machst ja ein gewaltig verdrießlich Gesicht, wo ist deine Lustigkeit geblieben?“ „Du hast gut reden,“ antwortete der Bär, „es sitzt ein grimmiges Thier mit Glotzaugen in dem Hause des Rothen und wir können es nicht herausjagen.“ Die Biene sprach: „Du dauerst mich, Bär; ich bin ein armes schwaches Geschöpf, das ihr im Wege nicht

anguckt, aber ich will sehen, ob ich euch helfen kann.“ Sie flog in die Fuchshöhle, setzte sich der Ziege auf den glatten geschorenen Kopf, und stach sie so gewaltig, daß sie aufsprang, meh! meh! schrie, und wie toll in die Welt hineinlief, und weiß niemand auf diese Stunde, wo sie hingelaufen ist.

108.

Der Tanzbär.

(Von G. E. Lessing. Sämmtliche Schriften, I. Seite 102.)

EIn Tanzbär war der Kett entrißen,
kam wieder in den Wald zurück,
und tanzte seiner Schar ein Meisterstück
auf den gewohnten Hinterfüßen.
„Seht,“ schrie er, „das ist Kunst, das lernt man in der Welt!
Thut mir es nach, wenns euch gefällt,
und wenn ihr könnt!“ Geh! brummt' ein alter Bär,
dergleichen Kunst, sie sei so schwer,
sie sei so rar sie sei,
zeigt deinen niedern Geist und deine Sclaverei.

109.

Räthsel.

ES gibt vier Brüder in der Welt,
die haben sich zusammengesellt:
Der erste läuft und wird nicht matt,
der andre frißt und wird nicht satt,
der dritte trinkt und wird nicht voll,
der vierte singt und klingt nicht wohl.

110.

Der Tod des alten Eberhard Stilling.

(Aus „Heinrich Stillings Jugend.“ Lebensgeschichte. Stuttgart 1835. Seite 85 ff.)

DEr alte Stilling fieng nunmehr an, seinen Vaterernst abzulegen und gegen seine wenigen Hausgenoßen zärtlicher zu werden; besonders hielt er Heinrichen, der nunmehr eilf Jahre alt war, viel von der Schule zurück, und nahm ihn mit sich, wo er seiner Feldarbeit nachgieng; redete viel mit ihm von der Rechtschaffenheit eines Menschen in der Welt, besonders von seinem Verhalten gegen Gott; empfahl ihm gute Bücher, sonderlich die Bibel zu lesen, hernach auch, was Dokter Luther, Calvinus, Oecolampadius und Bucerus geschrieben haben. Einsmalen giengen Vater Stilling

Mariechen und Heinrich des Morgens früh in den Wald, um Brennholz zuzubereiten. Margareth hatte ihnen einen guten Milchbrei mit Brot und Butter in einen Korb zusammen gethan, welchen Mariechen auf dem Kopf trug; sie gieng den Wald hinauf voran, Heinrich folgte und erzählte mit aller Freude die Historie von den vier Haimonskindern, und Vater Stilling schritt, auf seine Holzart sich stützend, seiner Gewohnheit nach, mühsam hinten darein und hörte fleißig zu. Sie kamen endlich zu einem weit entlegenen Ort des Waldes, wo sich eine grüne Ebene befand, die am einen Ende einen schönen Brunnen hatte. „Hier laßt uns bleiben," sagte Vater Stilling, und setzte sich nieder; Mariechen nahm ihren Korb ab, stellte ihn hin und setzte sich auch. Heinrich aber sah in seiner Seele wieder die ägyptische Wüste vor sich, worin er gern Antonio geworden wäre; bald darauf sah er den Brunnen der Melusine vor sich, und wünschte, daß er Raimund wäre; dann vereinigten sich beide Ideen, und es wurde eine fromme romantische Empfindung daraus, die ihn alles Schöne und Gute dieser einsamen Gegend mit höchster Freude schmecken ließ. Vater Stilling stund endlich auf und sagte: „Kinder, bleibt ihr hier, ich will ein wenig herumgehen und abständig Holz suchen, ich will zuweilen rufen, ihr antwortet mir dann, damit ich euch nicht verliere." Er gieng.

Indessen saßen Mariechen und Heinrich beisammen und waren vertraulich. Nach einiger Zeit pfiff Vater Stilling. Mariechen und Heinrich antworteten mit einem He! he! Nicht lange hernach kam er, sah munter und fröhlich aus, als wenn er etwas gefunden hätte, lächelte wohl zuweilen, stund, schüttelte den Kopf, sah auf eine Stelle, faltete die Hände, lächelte wieder. Mariechen und Heinrich sahen ihn mit Verwunderung an; doch durften sie ihn nicht fragen; denn er thats wohl oft so, daß er vor sich allein lachte. Doch Stillingen war das Herz zu voll; er setzte sich zu ihnen nieder und erzählte; wie er anfieng, so stunden ihm die Augen voll Waßer. Mariechen und Heinrich sahen es, und schon liefen ihnen auch die Augen über.

„Wie ich von euch in den Wald hinein gieng, sah ich weit von mir ein Licht, eben so, als wenn Morgens früh die Sonne aufgeht. Ich verwunderte mich sehr. Ei! dachte ich, dort steht ja die Sonne am Himmel; ist das denn eine neue Sonne? Das muß ja was Wunderliches sein, das muß ich sehen. Ich gieng darauf zu; wie ich vorn hin kam, siehe, da war vor mir eine Ebene, die ich mit meinen Augen nicht übersehen konnte. Ich hab mein Lebtag so etwas Herliches nicht gesehen, so ein schöner Geruch, so eine kühle Luft kam darüber her, ich kanns euch nicht sagen. Es war so weiß Licht durch die ganze Gegend, der Tag mit der Sonne ist Nacht dagegen. Da stunden viel tausend prächtige Schlößer, eins nahe beim andern. Schlößer! — ich kanns euch nicht beschreiben! als wenn sie von lauter Silber wären.

Da waren Gärten, Büsche, Bäche; o Gott, wie schön! — Nicht weit von mir stund ein großes herliches Schloß. (Hier liefen dem guten Stilling die Thränen häufig die Wangen herunter, Mariechen und Heinrichen auch.) Aus der Thür dieses Schloßes kam Jemand heraus auf mich zu, wie eine Jungfrau. Ach! ein herrlicher Engel! — Wie sie nah bei mir war, ach Gott! da war es unser seliges Dortchen! (Nun schluchzten sie alle drei, keins konnte etwas reden, nur Heinrich rief und heulte: „O meine Mutter! meine liebe Mutter!“) — Sie sagte gegen mich so freundlich, eben mit der Miene, die mir ehemals so oft das Herz stahl: ‚Vater, dort ist unsere ewige Wohnung, ihr kommt bald zu uns.‘ — Ich sah, und siehe: alles war Wald vor mir; das herliche Gesicht war weg. Kinder, ich sterbe bald! wie freu ich mich darauf.“ Heinrich konnte nicht aufhören zu fragen, wie seine Mutter ausgesehen, was sie angehabt und so weiter. Alle drei verrichteten den Tag durch ihre Arbeit, und sprachen beständig von dieser Geschichte. Der alte Stilling aber war von der Zeit an wie einer, der in der Fremde und nicht zu Hause ist.

Ein altes Herkommen, dessen ich (wie vieler andern) noch nicht erwähnt, war, daß Vater Stilling alle Jahre selber ein Stück seines Hausdaches, das Stroh war, eigenhändig decken mußte. Das hatte er nun schon achtundvierzig Jahr gethan, und diesen Sommer sollt es wieder geschehen. Er richtete es so ein, daß er alle Jahre so viel davon neu deckte, so weit das Roggenstroh reichte, das er für dieß Jahr gezogen hatte.

Die Zeit des Dachdeckens fiel gegen Michaelistag, und rückte nun mit Macht heran, so daß Vater Stilling anfieng, darauf zu Werk zu legen. Heinrich war dazu bestimmt, ihm zur Hand zu langen, und also wurde die lateinische Schule auf acht Tage ausgesetzt. Margarethe und Mariechen hielten täglich in der Küche geheimen Rath über die bequemsten Mittel, wodurch er vom Dachdecken zurückgehalten werden möchte. Sie beschloßen endlich Beide, ihm ernstliche Vorstellungen zu thun, und ihn vor Gefahr zu warnen; sie hatten die Zeit während des Mittageßens dazu bestimmt.

Margarethe brachte also eine Schüßel Mus, und auf derselben vier Stücke Fleisches, die so gelegt waren, daß ein jedes just vor den zu stehen kam, für den es bestimmt war. Hinter ihr her kam Mariechen mit einem Kumpen voll gebrockter Milch. Beide setzten ihre Schüßeln auf den Tisch, an welchem Vater Stilling und Heinrich schon an ihrem Ort saßen und mit wichtiger Miene von ihrer nun morgen anzufangenden Dachdeckerei redeten. Denn, im Vertrauen gesagt, wie sehr auch Heinrich auf Studieren, Wißenschaften und Bücher versicht sein mochte, so wars ihm doch eine weit größere Freude, in Gesellschaft seines Großvaters zuweilen entweder im Wald, auf dem Feld, oder gar auf dem Hausdach zu klettern; denn dieses war

nun schon das dritte Jahr, daß er seinem Großvater bei dieser jährlichen Feierlichkeit beigestanden. Es ist also leicht zu denken, daß der Junge herzlich verdrießlich werden mußte, als er Margarethens und Mariechens Absichten zu begreifen anfieng.

Ich weiß nicht, Ebert, sagte Margarethe, indem sie ihre linke Hand auf seine Schultern legte, du fängst mir so an, zu verfallen. Spürst du nichts in deiner Natur.

„Man wird als alle Tage älter, Margarethe."

O Herr ja! Ja freilich, alt und steif.

Ja wohl, versetzte Mariechen und seufzte.

Mein Großvater ist noch recht stark für sein Alter, sagte Heinrich.

„Ja wohl, Junge," antwortete der Alte. „Ich wollte noch wohl in die Wette mit dir die Leiter 'nauf laufen."

Heinrich lachte laut. Margarethe sah wohl, daß sie auf dieser Seite die Festung nicht überrumpeln würde; daher suchte sie einen andern Weg.

Ach ja, sagte sie, es ist eine besondere Gnade, so gesund in seinem Alter zu sein; du bist, glaub ich, nie in deinem Leben krank gewesen, Ebert?

„In meinem Leben nicht, ich weiß nicht was Krankheit ist; denn an den Pocken und Rötheln bin ich herumgegangen."

Ich glaube doch, Vater, versetzte Mariechen, ihr seid wohl verschiedene Male vom Fallen krank gewesen; denn ihr habt uns wohl erzählet, daß ihr oft gefährlich gefallen seid.

„Ja, ich bin dreimal tödtlich gefallen."

Und das viertemal, fuhr Margarethe fort, wirst du dich todt fallen, mir ahnt es. Du hast letzthin im Wald das Gesicht gesehen; und eine Nachbarin hat mich kürzlich gewarnt und gebeten, dich nicht aufs Dach zu laßen; denn sie sagte, sie hätte des Abends, wie sie die Kühe gemolken, ein Poltern und klägliches Jammern neben unserm Hause im Wege gehört. Ich bitte dich, Ebert! thu mir den Gefallen, und laß Jemand anders das Haus decken, du hasts ja nicht nöthig.

„Margarethe! — kann ich oder Jemand anders denn nicht in der Straße ein ander Unglück bekommen? Ich hab das Gesicht gesehen, ja, das ist wahr! — unsere Nachbarin kann auch diese Vorgeschichte gehört haben. Kann aber ein Mensch dem entlaufen, was Gott über ihn beschloßen hat? Hat er beschloßen, daß ich meinen Lauf hier in der Straße endigen soll, werd ich armer Dummkopf von Menschen das wohl vermeiden können? Und gar wenn ich mich todtfallen soll, wie werde ich mich hüten können? Gesetzt, ich bleib vom Dach: kann ich nicht heut oder morgen da in der Straße einen Karren Holz losbinden wollen, drauf steigen, straucheln und den Hals abstürzen? Margarethe! laß mich in Ruh; ich werde so ganz gerade fortgehen,

wie ich bis dahin gegangen bin; wo mich dann mein Stündchen überraſcht, da werd ichs willkommen heißen!“

Margarethe und Mariechen ſagten noch ein und das andere, aber er achtete nicht darauf, ſondern redete mit Heinrichen von allerhand die Dachdeckerei betreffenden Sachen; daher ſie ſich zufrieden gaben, und ſich das Ding aus dem Sinne ſchlugen.

Des andern Morgens ſtunden ſie frühe auf, und der alte Stilling fieng an, während daß er ein Morgenlied ſang, das alte Stroh loszubinden und abzuwerfen, womit er denn dieſen Tag auch hübſch fertig wurde, ſo daß ſie des folgenden Tages ſchon anfiengen, das Dach mit neuem Stroh zu belegen; mit einem Wort, ſie machten es fertig, ohne die mindeſte Gefahr oder Schreck dabei gehabt zu haben; außer daß es noch einmal beſtiegen werden mußte, um ſtarke und friſche Raſen oben über den Firſt zu legen. Doch damit eilte der alte Stilling ſo ſehr nicht; es giengen wohl noch acht Tag über, ehe es ihm einfiel, dieß letzte Stück Arbeit zu verrichten.

Des folgenden Mittwochs ſtund Eberhard ungewöhnlich früh auf, gieng im Hauſe umher, von einer Kammer zur andern, als wenn er was ſuchte. Seine Leute verwunderten ſich, fragten ihn, was er ſuche? „Nichts,“ ſagt er. „Ich weiß nicht, ich bin ſo wohl, doch hab ich keine Ruhe, ich kann nirgend ſtill ſein, als wenn Etwas in mir wäre, das mich triebe, auch ſpür ich ſo eine Bangigkeit, die ich nicht kenne.“ Margarethe rieth ihm, er ſollte ſich anziehen, und mit Heinrichen nach Lichthauſen gehen, ſeinen Sohn Johann zu beſuchen. Er war damit zufrieden; doch wollte er zuerſt die Raſen oben auf den Hausfirſt legen und dann des andern Tages ſeinen Sohn beſuchen. Dieſer Gedanke war ſeiner Frau und Tochter ſehr zuwider. Des Mittags über Tiſch ermahnten ſie ihn wieder ernſtlich, vom Dach zu bleiben; ſelbſt Heinrich bat ihn, Jemand für Lohn zu kriegen, der vollends mit der Deckerei ein Ende mache. Allein der vortreffliche Greis lächelte mit einer unumſchränkten Gewalt um ſich her; ein Lächeln, das ſo manchem Menſchen das Herz geraubt und Ehrfurcht eingeprägt hatte! Dabei ſagte er aber kein Wort. Ein Mann, der mit einem beſtändig guten Gewißen alt geworden, ſich vieler guten Handlungen bewußt iſt und von Jugend auf ſich an einen freien Umgang mit Gott und ſeinem Erlöſer gewöhnt hat, gelangt zu einer Größe und Freiheit, die nie der größte Eroberer erreicht hat. Die ganze Antwort Stillings auf dieſe treugemeinten Ermahnungen der Seinigen beſtund darin: er wollte da auf den Kirſchenbaum ſteigen, und ſich noch einmal recht ſatt Kirſchen eßen. Es war nämlich ein Baum, der hinten im Hof ſtund, und ſehr ſpät, aber deſto vortrefflicher Früchte trug. Seine Frau und Tochter verwunderten ſich über dieſen Einfall, denn er war wohl in zehn Jahren an keinem Baum geweſen. Nun dann, ſagte Margarethe,

du mußt nun vor dieſe Zeit in die Höh, es mag koſten, was es wolle. Eberhard lachte und antwortete: „Je höher, je näher zum Himmel!“ Damit gieng er zur Thüre hinaus und Heinrich hinter ihm her auf den Kirſchbaum zu. Er faßte den Baum in ſeine Arme und die Knie, und kletterte hinauf bis oben hin, ſetzte ſich in eine Furke des Baums, fieng an, aß Kirſchen und warf Heinrichen zuweilen ein Aeſtchen herab. Margarethe und Mariechen kamen ebenfalls. Halt! ſagte die ehrliche Frau, heb mich ein wenig, Mariechen, daß ich nur die unterſten Aeſte faßen kann, ich muß da probieren, ob ich auch noch hinauf kann. Es gerieth; ſie kam hinauf. Stilling ſah herab und lachte herzlich, und ſagte: „Das heißt recht verjüngt werden, wie die Adler.“ Da ſaßen beide ehrlichen alten Grauköpfe in den Aeſten des Kirſchbaumes, und genoßen noch einmal zuſammen die ſüßen Früchte ihrer Jugend; beſonders war Stilling aufgeräumt. Margarethe ſtieg wieder herab, und gieng mit Mariechen in den Garten, der eine ziemliche Strecke unterhalb des Dorfes war. Eine Stunde hernach ſtieg auch Eberhard herab, gieng und hatte einen Hacken, um Raſen damit abzuſchälen. Er gieng dieſerhalb oben ans Ende des Hofes an den Wald; Heinrich blieb gegen dem Hauſe über unter dem Kirſchenbaum ſitzen; endlich kam Eberhard wieder, hatte einen großen Raſen um den Kopf hangen, bückte ſich zu Heinrichen, ſah ganz ernſthaft aus und ſagte: „Sieh, welch eine Schlafkappe!“ Heinrich fuhr in einander und ein Schauer gieng ihm durch die Seele. Er hat mir hernach wohl geſtanden, daß dieſes einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Indeſſen ſtieg Vater Stilling mit dem Raſen das Dach hinauf. Heinrich ſchnitzelte an einem Hölzchen; indem er darauf ſah, hörte er ein Gepolter; er ſah hin, — vor ſeinen Augen wars ſchwarz, wie die Nacht — lang hingeſtreckt lag da der teure, liebe Mann unter der Laſt von Leitern, ſeine Hände vor der Bruſt gefalten; die Augen ſtarrten, die Zähne klapperten und alle Glieder bebten, wie ein Menſch in ſtarkem Froſt. Heinrich warf eiligſt die Leitern von ihm, ſtreckte die Arme aus, und lief wie ein Raſender das Dorf hinab, und erfüllte das ganze Thal mit Zeter und Jammer. Margarethe und Mariechen hörten im Garten kaum halb die ſeelzagende kenntliche Stimme ihres geliebten Knaben; Mariechen that einen hellen Schrei, rang die Hände über dem Kopf und flog das Dorf hinauf. Margarethe ſtrebte hinter ihr her, die Hände vorwärts ausgeſtreckt, die Augen ſtarrten umher; dann und wann machte ein heiſerer Schrei der beklemmenden Bruſt ein wenig Luft. Mariechen und Heinrich waren zuerſt bei dem lieben Manne. Er lag da, lang ausgeſtreckt, die Augen und der Mund waren geſchloßen, die Hände noch vor der Bruſt gefalten, und ſein Odem gieng langſam und ſtark, wie bei einem geſunden Menſchen, der ordentlich ſchläft; auch

bemerkte man nirgend, daß er blutrünstig war. Mariechen weinte häufige Thränen auf sein Angesicht und jammerte beständig: Ach, mein Vater! mein Vater! Heinrich saß zu seinen Füßen im Staub, schluchzte und weinte. Indessen kam Margarethe auch hinzu; sie fiel neben ihm nieder auf die Knie, faßte ihren Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer gewohnten Stimme ins Ohr, aber er gab kein Zeichen von sich. Die heldenmüthige Frau stund auf, faßte Muth; auch war keine Thräne aus ihren Augen gekommen. Einige Nachbarn waren indessen hinzugekommen; vergoßen alle Thränen, denn er war allgemein geliebt gewesen. Margarethe machte geschwind in der Stube ein niedriges Bette zurecht; sie hatte ihre besten Betttücher, die sie vor etlich und vierzig Jahren als Braut gebraucht hatte, übergespreitet. Nun kam sie ganz gelaßen heraus, und rief: Bringt nur meinen Eberhard herein aufs Bett! Die Männer faßten ihn an, Mariechen trug am Kopf, und Heinrich hatte beide Füße in seinen Armen; sie legten ihn aufs Bett, und Margarethe zog ihn aus und deckte ihn zu. Er lag da, ordentlich wie ein gesunder Mensch, der schläft. Nun wurde Heinrich beordert, nach Florenburg zu laufen, um einen Wundarzt zu holen. Der kam auch denselben Abend, untersuchte ihn, ließ ihm zur Ader und erklärte sich, daß zwar nichts zerbrochen sei, aber doch sein Tod binnen dreien Tagen gewis sein würde, indem sein Gehirn ganz zerrüttet wäre.

Nun wurden Stillings Kinder alle sechs zusammen berufen, die sich auch des andern Morgens Donnerstags zeitig einfanden. Sie setzten sich alle rings ums Bette, waren stille, klagten und weinten. Die Fenster wurden mit Tüchern zugehangen, und Margarethe wartete ganz gelaßen ihrer Hausgeschäfte. Freitags Nachmittags fieng der Kopf des Kranken an zu beben, die oberste Lippe erhob sich ein wenig und wurde bläulicht, und ein kalter Schweiß duftete überall hervor. Seine Kinder rückten näher ums Bette zusammen. Margarethe sah es auch; sie nahm einen Stuhl und setzte sich zurück an die Wand ins Dunkele; alle sahen vor sich nieder und schwiegen. Heinrich saß zu den Füßen seines Großvaters, sah ihn zuweilen mit naßen Augen an und war auch stille. So saßen sie Alle bis Abends neun Uhr. Da bemerkte Katharine zuerst, daß ihres Vaters Odem still stund. Sie rief ängstlich: Mein Vater stirbt! Alle fielen mit ihrem Angesicht auf das Bette, schluchzten und weinten. Heinrich stund da, ergriff seines Großvaters beide Füße, und weinte bitterlich. Vater Stilling holte alle Minuten tief Odem, wie Einer, der tief seufzet, und von einem Seufzer zum andern war der Odem ganz still; an seinem ganzen Leibe regte und bewegte sich nichts als sein Unterkiefer, der sich bei jedem Seufzer ein wenig vorwärts schob.

Margarethe Stilling hatte bis dahin bei all ihrer Traurigkeit noch nicht geweint; so bald sie aber Katharinen rufen hörte, stund sie auf, gieng ans

Bett, und sah ihrem sterbenden Manne ins Gesicht; nun fielen einige Thränen die Wangen herunter; sie dehnte sich aus, denn sie war vom Alter ein wenig gebückt, richtete ihre Augen auf und reckte die Hände gen Himmel, und betete mit dem feurigsten Herzen; sie holte jedesmal aus tiefster Brust Odem, und den verzehrte sie in einem brünstigen Seufzer. Sie sprach die Worte plattdeutsch nach ihrer Gewohnheit aus, aber sie waren alle voll Geist und Leben. Der Inhalt ihrer Worte war, daß ihr Gott und Erlöser ihres lieben Mannes Seele gnädig aufnehmen und zu sich in die ewige Freude nehmen möge. Wie sie anfieng zu beten, sahen alle ihre Kinder auf, erstaunten, sanken am Bett auf die Knie und beteten in der Stille mit. Nun kam der letzte Herzensstoß; der ganze Körper zog sich; er stieß einen Schrei aus; nun war er verschieden. Margarethe hörte auf zu beten, faßte dem entseelten Mann seine rechte Hand an, schüttelte sie und sagte: „Leb wohl, Eberhard! in dem schönen Himmel sehen wir uns bald wieder!“ So wie sie das sagte, sank sie nieder auf ihre Knie; alle ihre Kinder fielen um sie herum. Nun weinte auch Margarethe die bittersten Thränen, und klagte sehr.

Die Nachbarn kamen indessen, um den Entseelten anzukleiden. Die Kinder stunden auf, und die Mutter holte das Todtenkleid. Bis den folgenden Montag lag er auf der Bahre; da führte man ihn nach Florenburg, um ihn zu begraben.

Wie Stilling ins Grab gesenkt wurde, weinte der Pastor helle Thränen; und auf der Kanzel waren unter beständigem Weinen seine Worte: „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben!“ Und der Text zur Leichenrede war: „Ei du frommer und getreuer Knecht! du bist über Weniges getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!“

Sollte einer meiner Leser nach Florenburg kommen, gegen die Kirchthür über, da, wo der Kirchhof am höchsten ist, da schläft Vater Stilling auf dem Hügel. Sein Grab bedeckt kein prächtiger Leichenstein; aber oft fliegen im Frühling ein paar Täubchen einsam hin, girren und liebkosen sich zwischen dem Gras und den Blumen, die aus Vater Stillings Moder hervorgrünen.

111.

Sterben.

(Philander von Sittewald. I. Erstes Gesicht.)

Ein Narr stirbt alle Tage, aus Furcht, daß er dermaleins sterben muß.
Ein Gottloser lebt alle Tage, als ob er nimmermehr sterben sollte.
Der aber ist weise, welcher alle Tage also lebt, als ob er müßte alle Stunde sterben.

112.

Stilles Gotteslob.

(Aus M. Diepenbrocks geiſtl. Blumenſtrauß.)

Ach, hätt ich Engelzungen,
ich hätt euch wohl geſungen
das ſüße liebe Lied,
Das mir ſo ſtill und ſelig
im jungen Herzen glüht.

Ich weiß gar keine Weiſen,
den Herren ſo zu preiſen,
den Vater treu und mild,
Wie meine ganze Seele
ihm ſingt und jauchzt und ſpielt.

Ich muß mein Haupt ihm neigen,
kann weinen nur und ſchweigen
in Seligkeit und Schmerz.
Ach, Kind, er weiß dein Leben,
er ſieht dir ja ins Herz.

113.

Die Stimme der Thränen.

(Von Herder.)

Drei Tage war Iſaac im Herzen ſeines Vaters todt; denn am vierten Tage hatte Gott ſich ihn zum Opfer erkoren. Schweigend zog Abraham gen Moriah hin, in den tiefſten Gram verſunken, als ihn die freundliche Stimme des Kindes weckte: „Siehe, mein Vater, hier iſt Feuer und Holz, wo iſt aber das Lamm zum Opfer?“ —

„Mein Sohn,“ ſprach Abraham, „Gott hat ihm ſelbſt erſehen ein Opferlamm!“ So giengen die beiden ſchweigend mit einander.

Und als ſie kamen an die Opferſtätte und der Altar gebauet und alles bereitet war, ergriff der Vater ſeinen Sohn, und legte ihn auf den Altar, und faßete das Meßer in die Rechte, und ſah gen Himmel hinauf. Der Knabe duldete, ſchwieg und blickte mit weinendem Auge zum Himmel hinauf.

Die ſtumme Thräne im Auge des Vaters und des Kindes durchdrang die Wolken und trat zum Herzen Gottes mit großem Geſchrei. „Abraham!“ rief der Engel des Herrn vom Himmel herab, „Abraham! ſchone des Knaben und thue ihm nichts. Es iſt genug!“

Freudig nahm der Vater den wiedergeſchenkten Sohn, das Opfer Gottes, zurück, und hieß die ſchrecklich-frohe Stätte: „Jehova ſchaut!“ Er ſchaut die ſtumme Thräne im Auge des Leidenden, er ſieht des Herzens Jammer, der ängſtlicher ruft als alles Geſchrei.

* * *

Dreifach iſt das Gebet der Menſchen zu Gott; und kräftiger iſt eines als das andre.

Ein Gebet mit ſtiller Stimme gefället ihm wohl; er höret's tief im Herzen, und nimmts auch von der ſtammelnden Lippe gnädig auf.

Das Gebet der Noth mit großem Geschrei durchdringt die Wolken, und häufet glühende Kohlen auf des Unterdrückers Haupt.

Doch mächtig über alles ist die Thräne des Verlaßenen, der fest an Gott sich hält und stirbt. Sie sprenget Pforten und Riegel, und bringt zum Herzen Gottes und bringt den Blick des Schauenden hernieder.

114.

Wie oft Gott zu danken sei.

(Wunderhorn, Kinderlieder. Seite 27.)

Wie viel Körnlein Sand im Meer,
wie viel Sterne oben her,
wie viel Thiere in der Welt,
wie viel Heller unterm Geld,
in den Adern wie viel Blut,
in dem Feuer wie viel Glut,
wie viel Blätter in den Wäldern,
wie viel Gräslein in den Feldern,
in den Hecken wie viel Dörner,
auf dem Acker wie viel Körner,
auf den Wiesen wie viel Klee,
wie viel Stäublein in der Höh,
in den Flüßen wie viel Fischlein,
in dem Meere wie viel Müschlein,
wie viel Tropfen in dem See,
wie viel Flocken in dem Schnee,
so viel lebendig weit und breit:
so oft und viel sei Gott Dank in Ewigkeit.
Amen.

115.

Wandersmann und Lerche.

(Fabel, von W. Hey.)

Lerche, wie früh schon fliegest du
jauchzend der Morgensonne zu?
„Will dem lieben Gott mit Singen
Dank für Leben und Nahrung bringen;
das ist von Alters her mein Brauch:
Wandersmann, deiner doch wohl auch?“
Und wie so laut in der Luft sie sang,
und wie er schritt mit munterem Gang,
war es so froh, so hell den zwein
im lieben klaren Sonnenschein,
und Gott der Herr im Himmel droben
hörte gar gern ihr Danken und Loben.

116.

Von der Fruchtbarkeit und der schnellen Verbreitung der Pflanzen.

(Von J. P. Hebel. Schatzkästlein.)

1.

Man kann sich nicht genug über die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen verwundern, mit welchen die Natur alle Jahre die Erde bekleidet. In dem kleinen Raum, den das Auge auf einmal überschauen kann, welch eine Vielfachheit der Gestalten, welch ein Spiel der Farben, welche Fülle in der Werkstätte der reichsten Kraft und der unerforschlichen Weisheit? Nicht weniger muß man sich wundern über die Geschwindigkeit, mit welcher die

Natur jede leere Stelle auf öden Feldern, verlaßenen Wegen, kahlen Felsen, Mauern und Dächern, wo nur eine Handvoll fruchtbare Erde hingefallen ist, ansäet und mit Gras, Kräutern, Stauden und Buschwerk besetzt. Das sieht man oft und achtets nicht, eben weil man es von Kindheit an so oft sieht; die größte Weisheit verräth sich in der einfachen und natürlichen Einrichtung der Dinge, und man erkennt sie nicht, eben weil alles so einfach und natürlich ist.

2.

Die meisten Pflanzen haben eine wunderbare Vermehrungskraft, wie jeder aufmerksame Landwirt wohl weiß. Tausend Samenkörner von einer einzigen Pflanze, so lange sie lebt, ist zwar schon viel gesagt; nicht jede trägts, aber es ist auch noch lange nicht das Höchste. Man hat schon an einer einzigen Tabakspflanze 40,000 Körnlein gezählt, die sie in einem Jahre zur Reife brachte. Man schätzt einer Eiche, daß sie 500 Jahre leben könne; aber wenn wir uns nun vorstellen, daß sie in dieser langen Zeit nur 50mal Früchte trage, und jedesmal in ihren weit verbreiteten Aesten nur 500 Eicheln, so liefert sie doch 25,000, wovon jede die Anlage hat, wieder ein solcher Baum zu werden. Gesetzt, daß dieses geschehe, und es geschähe bei jeder von diesen wieder, so hätte sich die einzige Eiche in der zweiten Abstammung schon zu einem Walde von 625 Millionen Bäumen vermehrt. Wie viel aber eine Million oder 1000mal 1000 sei, glaubt man zu wißen, und doch erkennt es nicht jeder. Denn wenn ihr ein ganzes Jahr lang vom 1. Januar bis zum 31. Dezember alle Tage 1000 Striche an eine große Wand schreibt, so habt ihr am Ende des Jahres noch keine Million, sondern erst 365,000 Striche, und das zweite Jahr noch keine Million, sondern erst 730,000 Striche, und erst am 26. September des dritten Jahres würdet ihr zu Ende kommen. Aber unser Eichwald hätte 625 solcher Millionen! Und so wäre es bei jeder andern Art von Pflanzen nach Verhältnis in noch viel kürzerer Zeit, ohne an die zahlreiche Vermehrung durch Augen, Wurzelsprossen und Knollen zu gedenken. Wenn man sich also einmal über die große Kraft in der Natur gewundert hat, so hat man sich über den großen Reichtum an Pflanzen aller Art nicht mehr zu verwundern. Obgleich viele Tausend Kerne und Körnlein alle Jahre von Menschen und Thieren verbraucht werden, viele Tausend im Boden ersticken, oder im Aufkeimen durch ungünstige Witterung und andere Zufälle wieder zu Grunde gehen, so bleibt doch, Jahr aus Jahr ein, ein freudiger und unzerstörbarer Ueberfluß vorhanden. Auf der ganzen weiten Erde fehlt es nirgends an Gesäme, überall nur an Platz und Raum.

3.

Aber wenn jeder reife Kern, der sich von seiner Mutterpflanze ablöset, unter ihr zur Erde fiele und liegen bliebe: alle lägen auf einander, keiner

könnte gedeihen, und wo vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin. Das hat die Natur vor uns bedacht und nicht auf unsern guten Rath gewartet. Denn einige Kerne, wenn sie reif sind, fliegen selbst durch eine verborgene Kraft weit aus einander; die meisten sind klein und leicht, und werden durch jede Bewegung der Luft davon getragen; manche sind noch mit kleinen Federlein besetzt, wie der Löwenzahn (Schlenke, Kettenblume), Kinder blasen sie zum Vergnügen aus einander und thun damit der Natur auch einen kleinen Dienst, ohne es zu wißen; andere gehen in zarte breite Flügel aus, wie die Samenkörner von Nadelholzbäumen. Wenn die Sturmwinde wehen, wenn die Wirbelwinde, die im Sommer vor den Gewittern hergehen, alles von der Erde aufwühlen und in die Höhe führen, dann säet die Natur aus und ist mit einer Wohlthat beschäftiget, während wir uns fürchten, oder über sie klagen und zürnen; dann fliegen und schwimmen und wogen eine Menge von unsichtbaren Keimen in der bewegten Luft herum, und fallen nieder weit und breit, und der nachfolgende Staub bedeckt sie. Bald kommt der Regen und befeuchtet ihn, und so wirds auf Flur und Feld, in Berg und Thal, auf Forst und Halden auch wahr, daß etliches auf dem Weg von den Vögeln des Himmels gefreßen wird, etliches unter den Dornen zu Grunde geht, etliches auf trockenem Felsengrund in der Sonnenhitze erstirbt, etliches aber gut Land findet, und hundertfältige Frucht bringt. Weiter sind manche Kerne für den Wind zu groß und zu schwer, aber sie sind rund und glatt, rollen auf der Erde weiter, und werden durch jeden leichten Stoß von Menschen oder Thieren fortgeschoben. Andere sind mit umgebogenen Spitzen oder Häklein versehen, sie hängen sich an das Fell der Thiere oder an die Kleider der Menschen an, werden fortgetragen und an einem andern Orte wieder weggestreift, oder abgelesen und ausgesäet, und der es thut, weiß es nicht oder denkt nicht daran. Viele Kerne gehen unverdaut und unzerstört durch den Magen und die Gedärme der Thiere, denen sie zur Nahrung dienen sollen, und werden an einem andern Ort wieder abgesetzt. So haben wir ohne Zweifel durch Strichvögel schon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen, die jetzt bei uns daheim ist und guten Nutzen bringt. So gehen auf hohen Gemäuern und Türmen Kirschbäume und andere auf, wo gewis kein Mensch den Kern hin getragen hat. Noch andere fallen von den überhangenden Zweigen ins Waßer, oder sie werden durch Wind und Ueberschwemmungen in die Ströme fortgerißen und weiter geführt, und an andern Orten durch neue Ueberschwemmungen wieder auf dem Lande abgesetzt. Ja einige schwimmen auch wohl auf den Strömen bis ins Meer, erreichen das jenseitige Gestade, und heimen sich alsdann in einer landesfremden Erde ein. Es sind da und dort schon Pflanzen als Unkraut aufgegangen, von denen man wohl wißen kann, daß der Samen dazu auf diese Art über das Meer

gekommen sei. Also müßen alle Kräfte und Elemente die wohlthätigen Absichten des Schöpfers befördern, Schnee und Regen, Blitz und Hagel, Sturm und Winde, die seine Befehle ausrichten.

4.

Aber das ist ja eben die Plage des Landmannes! Daher kommt also das viele Unkraut im Gartengelände und auf den Ackerfurchen, das der schönen gereinigten Saat Raum und Nahrung stiehlt, so viel Mühe macht und doch mit aller Geduld und Sorgfalt nicht vertilgt werden kann! Die Sache ist nicht so schlimm, wie sie scheint. Denn zum ersten, so ist der Mensch nicht allein auf der Erde da. Viele tausend Thiere aller Art, von mancherlei Natur und Bedürfnissen, wollen auch genährt sein, und warten auf ihre Speise zu seiner Zeit. Manche davon sind uns unentbehrlich, und wir wißens wohl; manche schaffen uns großen Nutzen, und wir wißens nicht; und es muß doch wahr bleiben, woran wir uns selber so oft erinnern, daß sich eine milde Hand aufthut, und sättiget alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. Zum andern, so hat doch der Mensch auch schon von manchem Kräutlein Nutzen gezogen, das er nicht selbst gesäet und gepflanzet, nicht im Frühlingsfrost gedeckt und in der Sommerhitze begoßen hat. Und eine einzige unscheinbare und verachtete Pflanze, deren Kraft dir oder deinen Kindern, oder auch nur deinem Vieh, eine Wunde heilt, einen Schmerz vertreibt oder das Leben rettet, belohnt die Mühe und den Schaden reichlich, den tausend andere verursachen. Aber wer stellt den Menschen zufrieden? Wenn die Natur nicht so wäre, wie sie ist, wenn wir Baldrian und Wolgemut, Ehrenpreis und Augentrost, und alle Pflanzen in Feld und Wald, die uns in gesunden und kranken Tagen zu mancherlei Zwecken nützlich und nöthig sind, selbst ansäen, warten und pflegen müßten, wie würden wir alsdann erst klagen über des vielbedürftigen Lebens Mühe und Sorgen!

117.

Der Blinde und der Lahme.

(Von C. F. Gellert.)

Von Ungefähr muß einen Blinden
ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
daß ihn der Andre leiten soll.

Wir, spricht der Lahme, beizustehen?
ich armer Mann kann selbst nicht gehen.
Doch scheints, daß du zu einer Last
noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließ du dich, mich fortzutragen,
so will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
mein helles Auge deines sein.

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
sich auf des Blinden breiten Rücken:
Vereint wirkt also dieses Paar,
was einzeln keinem möglich war.

118.

Der Bär.

(Von G. H. Schubert. Lehrbuch der Naturgeschichte für Schulen. 1839. S. 345.)

Eigentliche Bären unterscheiden wir bei uns in Europa den schwarzen (kleinen) und den braunen (großen). Es sind dieß wohl eigentlich zwei Arten, denn der kleine schwarze hält sich mehr nördlich auf, und lebt mehr von Pflanzenkost und Honig; der braune, der auch noch in unsern südlichen Nachbaralpen vorkommt, und bis ins südliche Europa und westliche Asien, frißt lieber Fleisch. Beide haben sie indes vieles ganz Uebereinstimmende in ihrer Lebensart. Sie wohnen gern in einsamen Wäldern; beide, besonders aber den kleinen, schwarzen, führt ihre Liebhaberei zum Honig auch häufig zu den Wohnungen der Menschen, wo man sie gar oft und auf allerhand Weise beim süßen Honig, noch ehe sie ihn verkostet haben, fängt. Nach seinem Aufenthaltsorte im Waldgebirge hin führt ordentlich ein betretener Fußsteig, auf dem man dem Bären gewöhnlich mancherlei Fallstricke legt, unter andern ihn auch durch seinen dummen Jähzorn fängt. Denn am Bären sieht man recht, wie der Jähzorn ganz dumm und blind mache, wenn derselbe manchmal einen schweren Klotz, an dem er sich gefangen hat, zornig von einem Felsen hinunterstürzt und sich selber, weil er ja daran hängt, auch mit, und die Sache doch nicht merkt, sondern zornig brummend den Klotz noch einmal hinaufschleppt, ihn wieder samt sich selber hinunter wirft, bis er sich zerschmettert und so matt gemacht hat, daß er nicht weiter kann. Der Bär hält einige Monate lang Winterruhe, das Weibchen und die Jungen in Höhlen, die alten Männchen in einem Moos- und Reisigbette im Walde, das sie sich selbst zusammengetragen haben. In diesem Lager schlafen sie zwar nicht immer, aber sie liegen doch ganz träge, an ihren Tatzen, die sich dann häuten, saugend da, ohne Nahrung zu nehmen, und die Bärin bekommt auch im Winterlager ihre Jungen. Man jagt den Bären wegen seines Fleisches und Felles, und er ist in manchen Gegenden von Sibirien so hoch geachtet, daß der Mensch für ganz besonders artig gehalten wird, der die Manieren des Bären am meisten (beim Tanzen und so weiter an sich genommen hat, und daß die Leute dort, wenn sie einen Bären erlegt und aufgezehrt haben, zuletzt noch den Kopf, in welchem, wie sie glauben, die vernünftige Seele des Thieres wohne, ordentlich bewirten, ihn bitten, er solle doch seinen Verwandten auf den Bergen und im Walde sagen, wie hoch sie ihn geehrt hätten, damit mehrere sich von ihnen fangen ließen, dann aber doch auch den Kopf mit samt den Früchten eßen, die sie ihm in den Rachen gesteckt hatten. Der Bär hat aber auch manchmal in seinem Anstand etwas so menschenähnliches, daß einmal Einer einen Bären, dem er den Kopf etwas barbirt hatte, für einen wilden Menschen

ausgab, der nicht sprechen, sondern bloß brummen könne wie ein Bär, auch fast am ganzen Leibe so behaart sei wie ein Bär. Der Mann ließ diesen Menschen, dem er einen rothen Rock und eine rothe Weste angezogen hatte, für Geld sehen, und es liefen viele Leute hin, die den Spaß glaubten, und sich von dem wilden braunen Manne, der auf einem Stuhle saß und Thee aus einer Tasse trank, gleich jedem andern Menschen, die Hand (Tatze) geben ließen, und seine große Bärenähnlichkeit bewunderten. Einige glaubten wohl gar, es sei ein reisender Gelehrter, der sich nur gleich einem Bären anstelle, bis endlich ein feiner Kopf bemerkte, daß dieser Reisende nicht sowohl ein Mensch sei, der einige Bärenart und Manieren an sich genommen, als vielmehr ein Bär, der einige Hofmanieren gelernt hatte. Der Mann, dem dieser höfliche Bär gehörte, hatte übrigens bereits gar vieles Geld damit gelöst.

119.

Das Männlein in der Gans.

(Von Friedrich Rückert.)

Das Männlein gieng spazieren einmal
auf dem Dach, ei seht doch!
Das Männlein ist hurtig, das Dach ist schmal,
gib Acht, es fällt noch.
Eh sichs versieht, fällts vom Dach herunter,
und bricht den Hals nicht, das ist ein Wunder.

Unter dem Dach steht ein Waßerzuber,
hinein fällts nicht schlecht;
Da wird es naß über und über,
ei, das geschieht ihm recht.
Da kommt die Gans gelaufen,
die wirds Männlein saufen.

Die Gans hats Männlein 'nunter geschluckt,
sie hat einen guten Magen;
Aber das Männlein hat sie doch gedruckt,
das wollt ich sagen;
Da schreit die Gans ganz jämmerlich;
das ist der Köchin ärgerlich.

Die Köchin wetzt das Meßer,
sonst schneidts ja nicht:
Die Gans schreit so, es ist nicht beßer,
als daß man sie sticht;
Wir wollen sie nehmen und schlachten
zum Braten auf Weihnachten.

Sie rupft die Gans und nimmt sie aus,
und brät sie,
Aber das Männlein darf nicht 'raus,
versteht sich.
Die Gans wird eben gebraten;
was kanns dem Männlein schaden?

Weihnachten kommt die Gans auf den Tisch
im Pfännlein;
Der Vater thut sie 'raus und zerschneidt sie frisch.
Und das Männlein?
Wie die Gans ist zerschnitten,
kriechts Männlein aus der Mitten.

Da springt der Vater vom Tisch auf,
da wird der Stuhl leer;
Da setzt das Männlein sich drauf,
und macht sich über die Gans her.
Es sagt: Du hast mich gefreßen,
jetzt will ich dafür dich eßen.

Da ißt das Männlein gewaltig drauf los,
als wärens seiner sieben:
Da eßen wir alle dem Männlein zum Trotz,
da ist nichts übrig geblieben
Von der ganzen Gans, als ein Tätzlein,
das kriegen dort hinten die Kätzlein.

Nichts kriegt die Maus,
das Märlein ist aus.
Was ist denn das?
Ein Weihnachtsspaß:
Aufs Neujahr lernst
du was?
Den Ernst.

120.

Rübezahl, der Geist des Riesengebirges.

(Von J. A. Musäus. Volksmährchen der Deutschen. 1826. II. Seite 67 ff.)

Eines Tages sonnte sich der Geist an der Hecke seines Gartens; da kam ein Weiblein ihres Weges daher in großer Unbefangenheit, die durch ihren sonderbaren Aufzug seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie hatte ein Kind an der Brust liegen, eines trug sie auf dem Rücken, eines leitete sie an der Hand, und ein etwas größerer Knabe trug einen ledigen Korb nebst einem Rechen; denn sie wollte eine Last Laub fürs Vieh laden. Eine Mutter, dachte Rübezahl, ist doch wahrlich ein gutes Geschöpf, schleppt sich mit vier Kindern und wartet dabei ihres Berufs ohne Murren, wird sich noch mit der Bürde des Korbes belasten müßen. Diese Betrachtung versetzte ihn in eine gutmüthige Stimmung, die ihn geneigt machte, sich mit der Frau in Unterredung einzulaßen. Sie setzte ihre Kinder auf den Rasen und streifte Laub von den Büschen; indessen wurde den Kleinen die Zeit lang und sie fiengen an heftig zu schreien. Alsbald verließ die Mutter ihr Geschäft, spielte und tändelte mit den Kindern, nahm sie auf, hüpfte mit ihnen singend und scherzend herum, wiegte sie in Schlaf, und gieng wieder an ihre Arbeit. Bald darauf stachen die Mücken die kleinen Schläfer, sie fiengen ihren Gesang von neuem an; die Mutter wurde darüber nicht ungeduldig, sie lief ins Holz, pflückte Erdbeeren und Himbeeren, und legte das kleinste Kind an die Brust. Diese mütterliche Behandlung gefiel dem Geiste. Allein der Schreier, der vorher auf der Mutter Rücken ritt, wollte sich durchaus nicht befriedigen laßen, war ein eigensinniger, störriger Junge, der die Erdbeeren, die ihm die liebreiche Mutter darreichte, von sich warf und dazu schrie, als wenn er gespießt wäre. Darüber riß ihr doch endlich die Geduld aus: „Rübezahl," rief sie, „komm und friß mir den Schreier." Augenblicks verflichtbarte sich der Geist in der Köhlergestalt, trat zum Weibe und sprach: „Hier bin ich, was ist dein Begehr?" Die Frau gerieth über diese Erscheinung in großen Schrecken; wie sie aber ein frisches herzhaftes Weib war, sammelte sie sich bald und faßte Muth. „Ich rief dich nur," sprach sie, „meine Kinder schweigen zu machen; nun sie ruhig sind, bedarf ich deiner nicht; sei bedankt für deinen guten Willen." „Weißt du auch," entgegnete der Geist, „daß man mich hier nicht ungestraft ruft? Ich halte dich beim Wort, gib mir

deinen Schreier, daß ich ihn freße; so ein leckerer Bißen ist mir lange nicht vorgekommen." Darauf streckte er die rußige Hand aus, den Knaben in Empfang zu nehmen.

Wie eine Gluckhenne, wenn der Weih hoch über dem Dache in den Lüften schwebt oder der schäkerhafte Spitz auf dem Hofe hetzt, mit ängstlichem Glucksen vorerst ihre Küchlein in den sichern Hühnerkorb lockt, dann ihr Gefieder emporsträubt, die Flügel ausbreitet und mit dem stärkern Feinde einen ungleichen Kampf beginnt, so fiel das Weib dem schwarzen Köhler wüthig in den Bart, ballte die kräftige Faust und rief: „Ungethüm! das Mutterherz mußt du mir erst aus dem Leibe reißen, ehe du mir mein Kind raubest.", Eines so muthvollen Angriffs hatte sich Rübezahl nicht versehen, er wich gleichsam schüchtern zurück: dergleichen handfeste Erfahrung in der Menschenkunde war ihm noch nie vorgekommen. Er lächelte das Weib freundlich an: „Entrüste dich nicht; ich bin kein Menschenfreßer, wie du wähnest, will dir und deinen Kindern auch kein Leids thun; aber laß mir den Knaben: der Schreier gefällt mir, ich will ihn halten, wie einen Junker, will ihn in Sammet und Seide kleiden und einen wackern Kerl aus ihm ziehen, der Vater und Brüder einst nähren soll. Fordere hundert Schreckenberger, ich zahle sie dir."

Ha! lachte das rasche Weib, gefällt euch der Junge? Ja, das ist ein Junge, wie'n Daus, der wär mir nicht um aller Welt Schätze feil.

Thörin! versetzte Rübezahl, hast du nicht noch drei Kinder, die dir Last und Ueberdruß machen? Mußt sie kümmerlich nähren und dich mit ihnen placken, Tag und Nacht.

Das Weib. Wohl wahr, aber dafür bin ich Mutter, muß thun, was meines Berufs ist. Kinder machen Ueberlast, aber auch manche Freude.

Der Geist. Schöne Freude, sich mit den Bälgen tagtäglich zu schleppen, sie zu gängeln, zu säubern, ihre Unart und Geschrei zu ertragen.

Sie. Wahrlich, Herr, ihr kennt die Mutterfreuden wenig. Alle Arbeit und Mühe versüßt ein einziger freundlicher Anblick, das holde Lächeln und Lallen der kleinen unschuldigen Würmer. Seht mir nur den Goldjungen da; wie er an mir hängt, der kleine Schmeichler! Nun ist ers nicht gewesen, der geschrieen hat. Ach, hätte ich doch hundert Hände, die euch heben und tragen und für euch arbeiten könnten, ihr lieben Kleinen!

Der Geist. So! hat denn dein Mann keine Hände, die arbeiten können?

Sie. O ja, die hat er! er rührt sie auch, und ich fühls zuweilen.

Der Geist, aufgebracht. Wie? dein Mann erkühnt sich, die Hand gegen dich aufzuheben? gegen solch ein Weib? Das Genick will ich ihm brechen, dem Mörder.

Die, lachend. Da hättet ihr traun viel Hälse zu brechen, wenn alle Männer mit dem Halse büßen sollten, die sich an der Frau vergreifen.

Der Geist. Was treibt dein Mann für ein Gewerbe?

Die. Er ist ein Glashändler, muß sich seinen Erwerb auch laßen sauer werden. Schleppt der arme Tropf die schwere Bürde aus Böhmen herüber, Jahr aus Jahr ein; wenn ihm nun unterwegs ein Glas zerbricht, muß ichs und die armen Kinder freilich entgelten; aber Liebesschläge thun nicht weh.

Der Geist. Du kannst den Mann noch lieben, der dir so übel mitspielt?

Die. Warum nicht lieben? Ist er nicht der Vater meiner Kinder? Die werden alles gut machen und uns wohl lohnen, wenn sie groß sind.

Der Geist. Leidiger Trost! Die Kinder danken auch der Eltern Müh und Sorgen! Die Jungen werden dir den letzten Heller aus dem Schweißtuch pressen, wenn sie der Kaiser zum Heere schickt ins ferne Ungerland, daß die Türken sie erschlagen.

Das Weib. Ei nun, das kümmert mich auch nicht; werden sie erschlagen, so sterben sie für den Kaiser und fürs Vaterland in ihrem Beruf, können aber auch Beute machen und der alten Eltern pflegen.

Hierauf erneuerte der Geist den Knabenhandel nochmals, doch das Weib würdigte ihn keiner Antwort, raffte das Laub in den Korb, band oben drauf den kleinen Schreier mit der Leibschnur fest, und Rübezahl wandte sich, als wollt er fürdergehen. Weil aber die Bürde zu schwer war, daß das Weib nicht aufkommen konnte, rief sie ihn zurück: Ich hab euch einmal gerufen, sprach sie, helft mir nun auch auf, und wenn ihr ein übriges thun wollt, so schenkt dem Knaben, der euch gefallen, ein Gröschel zu einem paar Semmeln; morgen kommt der Vater heim, der wird uns Weißbrot aus Böhmen mitbringen. Der Geist antwortete: Aufhelfen will ich dir wohl, aber gibst du mir den Knaben nicht, so soll er auch keine Spende haben. Auch gut, versetzte das Weib, und gieng ihres Weges.

Je weiter sie gieng, je schwerer wurde der Korb, daß sie unter der Last schier erlag und alle zehn Schritte verschnauben mußte. Das schien ihr nicht mit rechten Dingen zuzugehen; sie wähnte, Rübezahl habe ihr einen Possen gespielt, und eine Last Steine unter das Laub prakticiert; darum setzte sie den Korb ab auf dem nächsten Rande und stürzte ihn um. Doch es fielen eitel Laubblätter heraus und keine Steine. Also füllte sie ihn wieder zur Hälfte, und raffte noch so viel Laub ins Vortuch, als sie darein faßen konnte; aber bald ward ihr die Last von neuem zu schwer, und sie mußte nochmals ausleeren, was die rüstige Frau groß Wunder nahm; denn sie hatte gar oft hochbepanste Graslasten heimgetragen und solche Mattigkeit noch nie gefühlt. Desungeachtet beschickte sie bei ihrer Heimkunft den Haushalt, warf den Ziegen und den jungen Hipplein das Laub vor, gab den Kindern

das Abendbrot, brachte sie in Schlaf, betete ihren Abendsegen und schlief flugs und fröhlich ein.

Die frühe Morgenröthe und der wache Säugling, der mit lauter Stimme sein Frühstück heischte, weckten das geschäftige Weib zu ihrem Tagewerk aus dem gesunden Schlaf. Sie gieng zuerst mit dem Melkfaße ihrer Gewohnheit nach zum Ziegenstalle. Welch schreckenvoller Anblick! das gute nahrhafte Hausthier, die alte Ziege, lag da, rohhart und steif, hatte alle Viere von sich gestreckt und war verschieden; die Hipplein aber verdrehten die Augen gräßlich im Kopfe, streckten die Zunge weit von sich, und gewaltsame Zuckungen verriethen, daß sie der Tod ebenfalls schüttele. So ein Unglücksfall war der guten Frau noch nicht begegnet, seitdem sie wirtschaftete; ganz betäubt von Schrecken sank sie auf ein Bündlein Stroh hin, hielt die Schürze vor die Augen, denn sie konnte den Jammer der Sterblinge nicht ansehen, und erseufzete tief: Ich unglückliches Weib, was fang ich an! und was wird mein harter Mann beginnen, wenn er nach Hause kommt? Ach, hin ist mein ganzer Gottessegen auf dieser Welt! — Augenblicklich strafte sie das Herz dieses Gedankens wegen: Wenn das liebe Vieh dein ganzer Gottessegen ist auf dieser Welt, was ist denn Steffen und was sind deine Kinder? Sie schämte sich ihrer Uebereilung. Laß fahren dahin aller Welt Reichtum, dachte sie, hast du doch noch deinen Mann und deine vier Kinder. Ist doch die Milchquelle für den lieben Säugling noch nicht versiegt, und für die übrigen Kinder ist Waßer im Brunnen. Wenns auch einen Strauß mit Steffen absetzt und er mich übel schlägt, was ists mehr, als ein böses Eheſtündlein? hab ich doch nichts verwarloſt. Die Ernte stehet bevor, da kann ich schneiden gehen, und auf den Winter will ich spinnen bis in die tiefe Mitternacht; eine Ziege wird ja wohl wieder zu erwerben sein, und hab ich die, so wirds auch nicht an Hipplein fehlen.

Indem sie das bei sich gedachte, ward sie wieder frohes Muthes, trocknete ab ihre Thränen, und wie sie die Augen aufhob, lag da vor ihren Füßen ein Blättlein, das flitterte und blinkte so hell und hochgelb, wie gediegen Gold; sie hob es auf, besahs, und es war schwer wie Gold. Rasch sprang sie auf, lief damit zu ihrer Nachbarin, der Judenfrau, zeigt' ihr den Fund mit großer Freude, und die Jüdin erkannts für reines Gold, schacherte es ihr ab, und zählte ihr dafür zween Dickthaler baar auf den Tisch. Vergeßen war nun all ihr Herzeleid. Solchen Schatz an Baarschaft hatte das arme Weib noch nicht im Beſitz gehabt. Sie lief zum Bäcker, kaufte Strözel und Butterkringel und eine Hammelkeule für Steffen, die sie zurichten wollte, wenn er müde und hungrig auf den Abend von der Reise käm. Wie zappelten die Kleinen der fröhlichen Mutter entgegen, da sie hereintrat und ihnen ein so ungewohntes Frühstück austeilte. Sie überließ sich ganz der mütter-

lichen Freude, die hungrige Kinderschar abzufüttern; und nun v
Sorge, das ihrer Meinung nach von einer Unholdin gestert
Seite zu schaffen, und dieses häusliche Unglück vor dem Manne
möglich zu verheimlichen. Aber ihr Erstaunen gieng über alles
ungefähr in den Futtertrog sah, und einen ganzen Haufen gol
darin erblickte. Daher schärfte sie geschwind das Küchenmeßer
Ziegenleichnam auf, und fand im Magenschlunde einen Klump
groß, als einen Paulinerapfel, und so auch nach Verhältnis in
der Zicklein.

Jetzt wußte sie ihres Reichtums kein Ende; doch mit d
mung empfand sie auch die drückenden Sorgen desselben; sie wc
scheu, fühlte Herzklopfen, wußte nicht, ob sie den Schatz in
schließen oder in den Keller vergraben sollte, fürchtete Diebe
gräber, wollte auch den Knauser Steffen nicht gleich alles wißer
gerechter Besorgnis, daß er vom Wuchergeist angetrieben den
sich nehmen und sie dennoch nebst den Kindern darben laßen n
sann lange, wie sies klug genug damit anstellen möchte, und
Rath. Endlich nahm sie ihre Zuflucht zu dem trostreichen
des Dorfes, berichtete ihm unverholen das Abenteuer mit Rübe
ihr zu großem Reichtum verholfen und was sie dabei für An
Nachdem er lange nachgesonnen hatte, sagte er: Hör an, me
ich weiß guten Rath für alles. Wäge mir das Gold zu, daß
treulich aufbeware; dann will ich einen Brief schreiben in welsch
der soll dahin lauten: dein Bruder, der vor Jahren in die F
sei in der Venediger Dienst nach Indien geschifft und daselbst gest
hab all sein Gut dir im Testament vermacht, mit dem Bedi
Pfarrer des Kirchspiels dich bevormunde, damit es dir allein
andern zu Nutz komme. Ich begehre weder Lohn, noch Dank v
gedenke, daß du der heiligen Kirche einen Dank schuldig bist für
den dir der Himmel bescheert hat, und gelobe ein reiches Messge
Sacristei. Dieser Rath behagte dem Weibe herlich: sie
Pfarrer das Messgewand; er wog in ihrem Beisein das Gold
bis auf ein Quentlein aus, legt es in den Kirchenschatz, und das
mit frohem und leichtem Herzen von ihm.

Rübezahl war nicht minder ein Weiberpatron. So sehr die n
ferin mit ihren Gesinnungen und ihrem Benehmen seine Gewogenh
hatte, so ungehalten war er auf den barschen Steffen, trug groß
das biedere Weib an ihm zu rächen, ihm einen Possen zu spiele
angst und weh dabei würde, und ihn dadurch so kirre zu mac
der Frau unterthan würde und sie ihm nach Wunsche den D

Auge halten könne. Zu diesem Behuf sattelte er den raschen Morgenwind, saß auf und galoppierte über Berg und Thal, spionierte wie ein Ausreiter auf allen Landstraßen und Kreuzwegen von Böhmen her, und wo er einen Wanderer erblickte, der eine Bürde trug, war er hinter ihm her, und forschte mit dem Scharfblick eines Korbbeschauers nach seiner Ladung. Zum Glück führte kein Wanderer, der diese Straße zog, Glaswaare, sonst hätte er für Schaden und Spott nicht sorgen dürfen, ohne Ersatz zu hoffen, wenn er auch gleich der Mann nicht gewesen wäre, den Rübezahl suchte.

Bei diesen Anstalten konnt ihm der schwer beladene Steffen allerdings nicht entgehen. Um Vesperzeit kam ein rüstiger frischer Mann angeschritten mit einer großen Bürde auf dem Rücken. Unter seinem festen sichern Tritt ertönte jedesmal die Last, die er trug: Der Laurer freute sich, sobald er ihn in der Ferne witterte, daß ihm nun seine Beute gewis war, und rüstete sich, seinen Meisterstreich auszuführen. Der keuchende Steffen hatte beinahe das Gebirge erstiegen; nur die letzte Anhöhe war noch zu gewinnen, so giengs bergab nach der Heimat zu, darum sputete er sich, den Gipfel zu erklimmen; aber der Berg war steil und die Last schwer. Er mußte mehr als einmal ruhen, stützte den knotigen Stab unter den Korb, um das drückende Gewicht desselben zu mindern, und trocknete den Schweiß, der ihm in großen Tropfen vor der Stirne stund. Mit Anstrengung der letzten Kräfte erreicht' er endlich die Zinne des Berges, und ein schöner gerader Pfad führte zu dessen Abhang. Mitten am Wege lag ein abgesägter Fichtenbaum und der Ueberrest des Stammes stund daneben, kerzengerad und aufrecht, oben geebnet wie ein Tischblatt. Rings umher grünete Tunkagras, Schwallenzagel und Marienflachs. Dieser Anblick war dem ermüdeten Lastträger so anlockend und zu einem Ruheplatz so bequem, daß er alsbald den schweren Korb auf den Klotz absetzte, und sich gegenüber im Schatten auf das weiche Gras streckte. Hier übersann er, wie viel reinen Gewinn ihm seine Waare dießmal einbringen würde, und fand nach genauem Ueberschlag, daß, wenn er keinen Groschen ins Haus verwendete und die fleißige Hand seines Weibes für Nahrung und Kleider sorgen ließe, er gerade so viel lösen würde, um auf dem Markte zu Schmiedeberg sich einen Esel kaufen und befrachten zu können. Der Gedanke, wie er in Zukunft dem Grauschimmel die Last aufbürden und gemächlich nebenher gehen würde, war ihm zu der Zeit, wo seine Schultern eben wund gedrückt waren, so herzerquickend, daß er ihm, wie natürlich, weiter nachhieng. Ist einmal der Esel da, dacht er, so soll mir bald ein Pferd draus werden, und hab ich nun den Rappen im Stalle, so wird sich auch ein Acker dazu finden, darauf sein Hafer wächst. Aus einem Acker werden dann leicht zwei, aus zweien vier, mit der Zeit eine Hufe, und endlich ein Bauerngut, und dann soll Ilse auch einen neuen Rock haben.

Er war mit seinen Entwürfen beinahe so weit wie jenes Milchmädchen, da tummelte Rübezahl seinen Wirbelwind um den Holzstock herum, und stürzte mit einemmal den Glaskorb herunter, daß der zerbrechliche Kram in tausend Stücke zerfiel. Das war ein Donnerschlag in Steffens Herz; zugleich vernahm er in der Ferne ein lautes Gelächter, wenns anders nicht Täuschung war und das Echo den Laut der zerschollenen Gläser nur wieder zurückgab. Er nahms für Schadenfreude, und weil ihm der unmäßige Windstoß unnatürlich schien, auch, da er recht zusah, Klotz und Baum verschwunden war, so rieth er leicht auf den Unglücksstifter. O! wehklagt' er, Rübezahl du Schadenfroh, was hab ich dir gethan, daß du mein Stückchen Brot mir nimmst, meinen sauern Schweiß und Blut! Ach, ich geschlagener Mann auf Lebenszeit! Hierauf gerieth er in eine Art von Wuth, und stieß alle erdenklichen Schmähreden gegen den Berggeist aus, um ihn zum Zorn zu reizen. Hallunke, rief er, komm und erwürge mich, nachdem du mir mein Alles auf der Welt genommen hast! In der That war ihm auch das Leben in dem Augenblick nicht mehr werth als ein zerbrochenes Glas! Rübezahl ließ indessen weiter nichts von sich sehen noch hören. — Der verarmte Steffen mußte sich entschließen, wenn er nicht den ledigen Korb nach Hause tragen wollte, die Bruchstücke zusammen zu lesen, um auf der Glashütte wenigstens ein Paar Spitzgläser zu Anfang eines neuen Gewerbes dafür einzutauschen. Tiefsinnig wie ein Kaufmann, dessen Schiff der gefräßige Ocean mit Mann und Maus verschlungen hat, gieng er das Gebirg hinab, schlug sich mit tausend schwermüthigen Gedanken, machte zwischenein dennoch auch allerlei Speculationen, wie er den Schaden ersetzen und seinem Handel wieder aufhelfen könne. Da fielen ihm die Ziegen ein, die seine Frau im Stalle hatte; doch sie liebte sie schier wie ihre Kinder, und im Guten, wußt er, waren sie ihr nicht abzugewinnen. Darum erdacht er diesen Kniff: sich seinen Verlust gar nicht daheim merken zu laßen; auch nicht bei Tage in seine Wohnung zurückzukehren, sondern um Mitternacht sich ins Haus zu stehlen, die Ziegen nach Schmiedeberg auf den Markt zu treiben, und das daraus gelöste Geld zum Ankauf neuer Waare zu verwenden, bei seiner Zurückkunft aber mit seinem Weibe zu hadern und sich bärbeißig zu stellen, als habe sie durch Unachtsamkeit das Vieh in seiner Abwesenheit stehlen laßen.

Mit diesem wohlersonnenen Vorhaben schlich der unglückliche Mann nahe beim Dorfe in einen Busch, und erwartete mit sehnlichem Verlangen die Mitternachtsstunde, um sich selbst zu bestehlen. Mit dem Schlag zwölfe macht' er sich auf den Diebsweg, kletterte über die niedrige Hofthür, öffnete sie von innen, und schlich mit Herzklopfen zum Ziegenstalle; er hatte doch Scheu und Furcht vor seinem Weibe, auf einer ungerechten That sich erfinden zu laßen. Wider Gewohnheit war der Stall unverschloßen, was ihn

Wunder nahm, obs ihn gleich freute; denn er fand in dieser Fahrläßigkeit einen Schein Rechtens, sein Vornehmen damit zu beschönigen. Aber im Stalle fand er alles öd und wüste, da war nichts, was Leben und Odem hatte, weder Ziege noch Böcklein. Im ersten Schrecken vermeint' er, es hab ihm bereits ein Diebsgenoße vorgegriffen, dem das Stehlen geläufiger sei als ihm: denn Unglück kommt selten allein. Bestürzt sank er auf die Streu und überließ sich, da ihm auch der letzte Versuch, seinen Handel wieder in Gang zu bringen, mislungen war, einer dumpfen Traurigkeit.

Seitdem die geschäftige Ilse vom Pfarrer wieder zurück war, hatte sie mit frohem Muthe alles fleißig zugeschickt, ihren Mann mit einer guten Mahlzeit zu empfangen, wozu sie den Geistlichen auch eingeladen hatte, welcher verhieß, ein Kännlein Speisewein mitzubringen, um beim fröhlichen Gelag dem aufgemunterten Steffen von der reichen Erbschaft des Weibes Bericht zu geben, und unter welcherlei Bedingungen er daran Genuß und Anteil haben solle. Sie sah gegen Abendzeit fleißig zum Fenster aus, ob Steffen käme, lief aus Ungeduld hinaus vors Dorf, blickte mit ihren schwarzen Augen gegen die Landstraße hin, war bekümmert, warum er so lange weile, und da die Nacht hereinbrach, folgten ihr bange Sorgen und Ahndungen in die Bettkammer, ohne daß sie ans Abendeßen gedachte. Lange kam ihr kein Schlaf in die ausgeweinten Augen, bis sie gegen Morgen in einen unruhigen matten Schlummer fiel. Den armen Steffen quälten Verdruß und Langeweile im Ziegenstalle nicht minder; er war so niedergedrückt und kleinlaut, daß er sich nicht traute an die Thür zu klopfen. Endlich kam er doch hervor, pochte ganz verzagt an, und rief mit wehmüthiger Stimme: Liebes Weib, erwache und thue auf deinem Manne! Sobald Ilse seine Stimme vernahm, sprang sie flink vom Lager wie ein munteres Reh, lief an die Thür und umhalsete ihren Mann mit Freuden; er aber erwiderte diese herzlichen Liebkosungen gar kalt und frostig, setzte seinen Korb ab, und warf sich mismuthig auf die Ofenbank. Wie das fröhliche Weib das Jammerbild sah, giengs ihr ans Herz. Was plagt dich, lieber Mann? sprach sie bestürzt, was hast du? Er antwortete nur durch Stöhnen und Seufzen; dennoch fragte sie ihm bald die Ursach seines Kummers ab, und weil ihm das Herz zu voll war, konnt er sein erlittenes Unglück dem trauten Weibe nicht länger verhehlen. Da sie vernahm, daß Rübezahl den Schabernack verübt hatte, errieth sie leicht die wohlthätige Absicht des Geistes, und konnte sich des Lachens nicht erwehren, welches Steffen ihr bei muthigerer Gemüthsfaßung übel würde gelohnet haben. Jetzt ahndete er den scheinbaren Leichtsinn nicht weiter, und fragte nur ängstlich nach dem Ziegenvieh. Das reizte noch mehr des Weibes Zwerchfell, da sie merkte, daß der Hausvogt schon allenthalben umher spioniert hatte. Was kümmert dich mein Vieh? sprach sie, hast

du doch noch nicht nach den Kindern gefragt: das Vieh ist wohl aufgehoben draußen auf der Weide. Laß dich auch den Tück von Rübezahl nicht anfechten und gräme dich nicht: wer weiß, wo er oder ein anderer uns reichen Ersatz dafür gibt. Da kannst du lange warten, sprach der Hoffnungslose. Ei nun, versetzte das Weib, unverhofft kommt oft. Sei unverzagt, Steffen! hast du gleich keine Gläser und ich keine Ziegen mehr, so haben wir doch vier gesunde Kinder und vier gesunde Arme, sie und uns zu nähren, das ist unser ganzer Reichtum. Ach, daß es Gott erbarme! rief der bedrängte Mann, sind die Ziegen fort, so trag die vier Bälge nur gleich ins Waßer, nähren kann ich sie nicht. Nun so kann ichs, sprach Ilse.

Bei diesen Worten trat der freundliche Pfarrer herein, hatte vor der Thür schon die ganze Unterredung abgelauscht, nahm das Wort, und hielt Steffen eine lange Predigt über den Text, daß der Geiz eine Wurzel alles Uebels sei; und nachdem er ihm das Gewißen genugsam geschärft hatte, verkündigte er ihm nun auch die Nachricht von der reichen Erbschaft des Weibes, zog den welschen Brief heraus, und verdolmetschte ihm daraus, daß der zeitige Parochus in Kirsdorf zum Vollstrecker des Testaments bestellt sei, und die Verlaßenschaft des abgeschiedenen Schwagers zu sichrer Hand bereits empfangen habe.

Steffen stund da wie ein stummer Oelgötz, konnte nichts, als sich dann und wann verneigen, wenn bei Erwähnung der durchlauchten Republik Venedig der Pfarrer ehrerbietig ans Käpplein griff. Nachdem er wieder zu mehrerer Besonnenheit gelangt war, fiel er dem trauten Weibe in die Arme; er wurde von nun an der freundlichste, gefälligste Ehemann, ein liebevoller Vater seiner Kinder und dabei ein fleißiger und ordentlicher Wirt, denn Müßiggang war nicht seine Sache.

Der redliche Pfarrer verwandelte nach und nach das Gold in klingende Münze, und kaufte davon ein großes Bauerngut, worauf Steffen und Ilse wirtschafteten ihr Lebenlang. Den Ueberschuß lieh er auf Zins aus und verwaltete das Capital so gewißenhaft als den Kirchenschatz, nahm keinen andern Lohn dafür als ein Meßgewand, das Ilse so prächtig machen ließ, daß kein Erzbischof sich desselben hätte schämen dürfen.

Die zärtliche treue Mutter erlebte noch im Alter große Freude an ihren Kindern; und Rübezahls Günstling wurde gar ein wackerer Mann, und diente im Heer des Kaisers lange Zeit unter Wallenstein im dreißigjährigen Kriege.

121.

Gott iſts.

(Von W. Hey.)

Kleine Biene, wer ſagt es dir,
daß die Blumen blühen hier?
Wer hat denn dir den Tiſch gedeckt,
daß es dir ſo lieblich ſchmeckt?
Weißt du, wer ſo an dich gedacht?
Gott iſts, der alles hat gemacht.

122.

Das koſtbare Kräutlein.

(Von Chriſtoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. Nr. 16.)

Zwei Mägde, Brigitte und Wallburg, giengen der Stadt zu, und jede trug einen ſchweren Korb voll Obſt auf dem Kopfe.

Brigitte murrte und ſeufzte beſtändig; Wallburg aber lachte und ſcherzte nur.

Brigitte ſagte: Wie magſt du doch lachen? Dein Korb iſt ja ſo ſchwer wie der meinige, und du biſt um nichts ſtärker als ich.

Wallburg ſprach: Ich habe ein gewiſſes Kräutlein zur Laſt gelegt, und ſo fühle ich ſie kaum. Mach es auch ſo.

Ei! rief Brigitte, das muß ein koſtbares Kräutlein ſein. Ich möchte mir meine Laſt damit auch gern erleichtern. Sag mir doch einmal, wie es heißt.

Wallburg antwortete: Das koſtbare Kräutlein, das alle Beſchwerden leichter macht, heißt — Geduld. Denn

Leichter träget, was er trägt,
wer Geduld zur Bürde legt.

123.

Der Lenz.

(Von Friedrich Hagedorn.)

Der Nachtigall reizende Lieder
ertönen und locken ſchon wieder
die fröhlichſten Stunden ins Jahr,
Nun ſinget die ſteigende Lerche,
nun klappern die reiſenden Störche,
nun ſchwatzet der gaukelnde Staar.

Nun heben ſich Binſen und Keime,
nun kleiden die Blätter die Bäume,
nun ſchwindet des Winters Geſtalt,
Nun rauſchen lebendige Quellen
und tränken mit ſpielenden Wellen
die Triften, den Anger, den Wald.

124.

Mährchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen.

(Von den Brüdern Grimm.)

Ein Vater hatte zwei Söhne, davon war der älteste klug und gescheidt und wußte sich in alles wohl zu schicken, der jüngste aber war dumm, konnte nichts begreifen und lernen, und wenn ihn die Leute sahen, sprachen sie: „Mit dem wird der Vater noch seine Last haben!“ Wenn nun etwas zu thun war, so mußte es der älteste allezeit ausrichten; hieß ihn aber der Vater noch spät oder gar in der Nacht etwas holen, und der Weg gieng dabei über den Kirchhof oder sonst an einen schaurigen Ort, so antwortete er wohl: „Ach, Vater, es gruselt mir!“ denn er fürchtete sich. Oder wenn Abends beim Feuer Geschichten erzählt wurden, wobei einem die Haut schaudert, so sprachen die Zuhörer manchmal: „Ach, es gruselt mir!“ Der Jüngste saß in einer Ecke und hörte das mit an, und konnte nicht begreifen, was es heißen sollte. „Immer sagen sie: es gruselt mir! es gruselt mir! Mir gruselts nicht; das wird wohl eine Kunst sein, von der ich auch nichts verstehe.“

Nun geschah es, daß der Vater einmal zu ihm sprach: „Hör, du in der Ecke dort, du wirst groß und stark und mußt auch etwas lernen, womit du dein Brot verdienst. Siehst du, wie sich dein Bruder Mühe gibt, aber an dir ist Hopfen und Malz verloren.“ „Ei, Vater,“ antwortete er, „ich will gern was lernen; ja wenns angienge, so möchte ich lernen, daß mirs gruselte; davon verstehe ich noch gar nichts.“ Der Aelteste lachte, als er das hörte, und dachte bei sich: „Du lieber Gott, was ist mein Bruder ein Dummbart, aus dem wird mein Lebtag nichts; was ein Häkchen werden will, muß sich bei Zeiten krümmen.“ Der Vater seufzte, und antwortete ihm: „Das Gruseln, das sollst du schon noch lernen, aber dein Brot wirst du damit nicht verdienen.“

Bald hernach kam der Küster zum Besuch ins Haus; da klagte ihm der Vater seine Noth, und erzählte, wie sein jüngster Sohn in allen Dingen so schlecht beschlagen wäre, er wiße nichts und lerne nichts. „Denkt euch, als ich ihn gefragt, womit er sein Brot verdienen wolle, hat er gar verlangt, das Gruseln zu lernen!“ „Ei,“ antwortete der Küster, „das kann er bei mir lernen, thut ihn nur zu mir, ich will ihn schon abhobeln.“ Der Vater war es zufrieden, weil er dachte, der Junge wird doch ein wenig abgehobelt, und der Küster nahm ihn zu sich ins Haus, und er mußte ihm die Glocke läuten. Nach ein paar Tagen weckte er ihn um Mitternacht, hieß ihn aufstehen, in den Kirchturm steigen und läuten. „Da wirst du schon lernen, was Gruseln ist,“ dachte er; doch um ihm noch einen rechten Schrecken einzujagen, gieng er heimlich voraus und stellte sich ins Schallloch, da sollte der Junge meinen, es wäre ein Gespenst. Der Junge stieg ruhig den Turm hinauf; als er oben

hinkam, sah er eine Gestalt im Schallloch. „Wer steht dort?“ rief er, aber es regte und bewegte sich nicht. Da sprach er: „Was willst du hier in der Nacht? mach, daß du fort kommst, oder ich werf dich hinunter.“ Der Küster dachte, es wird so arg nicht gemeint sein, schwieg und blieb unbeweglich stehn; da rief ihm der Junge zum drittenmal an, und als er immer keine Antwort erhielt, nahm er einen Anlauf und stieß das Gespenst hinab, daß es Hals und Bein brach. Darauf läutete er die Glocke, und wie das geschehen war, stieg er wieder hinab, legte sich ohne ein Wort zu sprechen ins Bett und schlief fort. Die Küsterfrau wartete auf ihren Mann lange Zeit; aber der kam immer nicht wieder; da ward ihr endlich Angst, daß sie den Jungen weckte und fragte: „Weißt du nicht, wo mein Mann geblieben ist? er ist mit auf den Turm gestiegen.“ „Nein,“ antwortete der Bub; „aber da hat einer im Schallloch gestanden, und weil er nicht weggehen und keine Antwort geben wollte, so habe ich ihn hinunter geschmißen; geht einmal hin, so werdet ihr sehen, ob ers ist.“ Die Frau eilte voll Angst auf den Kirchhof, und fand ihren Mann todt auf der Erde liegen.

Da lief sie schreiend zu dem Vater des Jungen und weckte ihn und sprach: „Ach, was hat euer Taugenichts für ein Unglück angerichtet! meinen Mann hat er zum Schallloch hinuntergestürzt, daß er todt auf dem Kirchhof liegt!“ Der Vater erschrak, kam herbeigelaufen und schalt den Jungen: „Was sind das für gottlose Streiche! die muß dir der Böse eingegeben haben!“ „Ei Vater,“ antwortete er, „ich bin ganz unschuldig; er stund da in der Nacht, wie einer der Böses vor hat, ich wußte nicht wers war, ich habs ihm ja dreimal vorausgesagt, warum ist er nicht weggegangen.“ „Ach,“ sprach der Vater, „mit dir erleb ich nur Unglück, geh mir vor den Augen weg, ich will dich nicht mehr ansehen.“ „Ja, Vater, recht gern, wartet nur, bis es Tag ist, da will ich ausgehen und das Gruseln lernen, so versteh ich doch auch eine Kunst, die mich ernähren kann.“ „Lerne, was du willst,“ sprach der Vater, „mir ist alles einerlei. Da hast du funfzig Thaler, damit geh mir aus den Augen, und sag keinem Menschen, wo du her bist und wer dein Vater ist, denn ich muß mich deiner schämen.“ „Ja, Vater, wie ihrs haben wollt, wenn ihr nicht mehr verlangt, das kann ich leicht in Acht behalten.“

Als nun der Tag anbrach, steckte der Junge seine funfzig Thaler in die Tasche, gieng hinaus auf die große Landstraße und sprach immer vor sich hin: „Wenn mirs nur gruselte! wenn mirs nur gruselte!“ Da gieng ein Mann neben ihm, der hörte das Gespräch mit an, und als sie ein Stück weiter waren, daß man den Galgen sehen konnte, sagte er zu dem Jungen: „Siehst du, dort ist der Baum, wo Siebene mit des Seilers Tochter Hochzeit gehalten haben: setz dich darunter und warte, bis die Nacht kommt, so wirst du schon das Gruseln lernen.“ „Wenn weiter nichts dazu gehört,“ antwortete der Junge, „das will ich gern thun; lern ich aber so geschwind das Gru-

seln, so sollst du meine funfzig Thaler haben: komm nur morgen früh wieder zu mir." Da gieng der Junge zu dem Galgen und setzte sich darunter, und wartete bis der Abend kam. Und weil ihn fror, machte er sich ein Feuer an; aber um Mitternacht gieng der Wind so kalt, daß er trotz des Feuers nicht warm werden wollte. Und als der Wind die Gehenkten gegen einander stieß, daß sie sich hin und her bewegten, da dachte er; du frierst unten bei dem Feuer, was mögen die da oben erst frieren und zappeln. Und weil er mitleidig war, legte er die Leiter an, stieg hinauf, knüpfte einen nach dem andern los, und holte sie alle sieben herab. Darauf schürte er das Feuer und blies es an, und setzte sie herum, daß sie sich wärmen sollten. Aber sie saßen da und regten sich nicht, und das Feuer ergriff ihre Kleider. Da sprach er: „Nehmt euch in Acht, sonst häng ich euch wieder hinauf." Die Todten aber hörten nicht, schwiegen und ließen ihre Lumpen fort brennen. Da ward er bös und sprach: „Wenn ihr nicht Acht geben wollt, so kann ich euch nicht helfen, ich will nicht mit euch verbrennen," und hieng sie nach der Reihe wieder hinauf. Nun setzte er sich zu seinem Feuer, und schlief ein, und am andern Morgen, da kam der Mann zu ihm, wollte die funfzig Thaler haben und sprach: „Nun, weißt du, was gruseln ist?" „Nein," antwortete er, „woher sollt ichs wißen? Die da droben haben das Maul nicht aufgethan, und waren so dumm, daß sie die paar alten Lappen, die sie am Leibe haben, verbrennen ließen." Da sah der Mann, daß er die funfzig Thaler heute nicht davon tragen würde, gieng fort und sprach: „So einer ist mir noch nicht vorgekommen."

Der Junge gieng auch seines Weges, und fieng wieder an vor sich hinzureden: „Ach, wenn mirs nur gruselte! ach, wenn mirs nur gruselte!" Das hörte ein Fuhrmann, der hinter ihm her schritt, und fragte: „Wer bist du?" „Ich weiß nicht," antwortete der Junge. Der Fuhrmann fragte weiter: „Wo bist du her?" „Ich weiß nicht." „Wer ist dein Vater?" „Das darf ich nicht sagen." „Was brummst du so in den Bart hinein?" „Ei," antwortete der Junge, „ich wollte, daß mirs gruselte; aber Niemand kann michs lehren." „Laß das dumme Geschwätz," sprach der Fuhrmann; „komm, geh mit mir, ich will sehen, daß ich dich unterbringe." Nun gieng der Junge mit dem Fuhrmann. Abends gelangten sie zu einem Wirtshaus, wo sie übernachten wollten, da sprach er beim Eintritt in die Stube wieder ganz laut: „Wenn mirs nur gruselte; wenn mirs nur gruselte!" Der Wirt, der das hörte, lachte und sprach: „Wenn dich darnach lüstet, dazu sollte hier wohl Gelegenheit sein." „Ach, schweig stille," sprach die Wirtsfrau, „so mancher Vorwitzige hat schon sein Leben eingebüßt, es wäre Jammer und Schade um die schönen Augen, wenn die das Tageslicht nicht wieder sehen sollten." Der Junge aber sagte: „Wenn es noch so schwer ist, ich wills einmal lernen, dazu bin ich ja ausgezogen." Er ließ dem Wirt auch keine Ruhe, bis dieser

erzählte, nicht weit davon stünde ein verwünschtes Schloß, worin einer wohl lernen könnte, was gruseln wäre, wenn er drei Nächte darin schlafen wollte. Der König hätte dem, ders wagen wollte, seine Tochter zur Frau versprochen, und die wäre die schönste Jungfrau, welche die Sonne beschien; in dem Schloß steckten große Schätze, von Geistern bewacht, die würden dann frei. Schon viele wären wohl hinein, aber noch keiner wieder heraus gekommen. Da gieng der Junge am andern Morgen vor den König, und sprach: „Wenns erlaubt wäre, so wollt ich wohl drei Nächte in dem verwünschten Schloß wachen?“ Der König sah ihn an, und weil er ihm gefiel, sprach er: „Du darfst dir noch dreierlei ausbitten, aber von leblosen Dingen, das du mit ins Schloß nimmst.“ Da antwortete er: „So bitt ich um ein Feuer, eine Drehbank und eine Schnitzbank mit dem Meßer.“

Der König ließ ihm das alles bei Tag in das Schloß tragen; als es Nacht werden wollte, gieng der Junge hinauf, machte sich in einer Kammer ein helles Feuer an, stellte die Schnitzbank mit dem Meßer daneben und setzte sich auf die Drehbank. „Ach, wenn mirs nur gruselte!“ sprach er, „aber hier werd ichs auch nicht lernen.“ Gegen Mitternacht wollte er sich sein Feuer einmal aufschüren; wie er so hinein blies, da schries plötzlich aus einer Ecke: „Au, miau! was uns friert!“ „Ihr Narren!“ rief er, „was schreit ihr? wenn euch friert, kommt, setzt euch ans Feuer und wärmt euch.“ Und wie er das gesagt hatte, kamen zwei große schwarze Katzen in einem gewaltigen Sprunge herbei, und setzten sich ihm zu beiden Seiten, und sahen ihn mit ihren feurigen Augen ganz wild an. Ueber ein Weilchen, als sie sich gewärmt hatten, sprachen sie: „Kamerad, wollen wir eins in der Karte spielen?“ „Ja,“ antwortete er, „aber zeigt einmal eure Pfoten her.“ Da streckten sie die Krallen aus. „Ei,“ sagte er, „was habt ihr lange Nägel! wartet, die muß ich euch erst abschneiden.“ Damit packte er sie beim Kragen, hob sie auf die Schnitzbank und schraubte ihnen die Pfoten fest. „Euch hab ich auf die Finger gesehen,“ sprach er, „da vergeht mir die Lust zum Kartenspiel,“ und schlug sie todt, und warf sie hinaus ins Waßer. Als er aber die zwei zur Ruhe gebracht hatte und sich wieder zu seinem Feuer setzen wollte, da kamen aus allen Ecken und Enden schwarze Katzen und schwarze Hunde an glühenden Ketten, immer mehr und mehr, daß er sich nicht mehr bergen konnte; die schrieen gräulich, traten ihm auf sein Feuer, zerrten es auseinander und wollten es ausmachen. Das sah er ein Weilchen ruhig mit an, als es ihm aber zu arg ward, faßte er sein Schnitzmeßer: „Ei, du Gesindel! fort mit dir!“ und hieb hinein. Ein großer Theil sprang fort, die andern schmiß er todt, und trug sie hinaus in den Teich. Als er wieder gekommen war, blies er aus den Funken sich sein Feuer frisch an, und wärmte sich. Und als er so saß, wollten ihm die Augen nicht länger offen

bleiben, und er bekam Luſt zu ſchlafen. Da blickte er um ſich, und ſah in der Ecke ein großes Bett, gieng und legte ſich hinein. Als er aber die Augen eben zuthun wollte, ſo fieng das Bett von ſelbſt an zu fahren, und fuhr im ganzen Schloß herum. „Recht ſo!“ ſprach er, „nur beßer zu.“ Da fieng das Bett an zu fahren, als wären ſechs Pferde vorgeſpannt, fort über Schwellen und Treppen auf und ab: hopp, hopp! warf es um, das unterſte zu oberſt, und er lag mitten drunter. Da ſchleuderte er Decken und Kißen in die Höhe, ſtieg heraus und ſagte: „Nun mag fahren, wer Luſt hat!“ legte ſich an ſein Feuer, und ſchlief bis es Tag war. Am Morgen kam der König, und als er ihn da auf der Erde liegen ſah, meinte er, die Geſpenſter hätten ihn umgebracht, und er wäre todt. Da ſprach er: „Es iſt doch ſchade um den ſchönen Menſchen!“ Das hörte der Junge, richtete ſich auf und ſprach: „So weit iſts noch nicht!“ Da verwunderte ſich der König, freute ſich aber und fragte, wie es ihm gegangen wäre. „Recht gut,“ antwortete er, „eine Nacht wäre herum, die zwei andern werden auch herum gehen.“ Als er nun zum Wirt kam, machte der große Augen, und ſprach: „Ich dacht nicht, daß ich dich wieder lebendig ſehen würde; haſt du nun gelernt was gruſeln iſt?“ „Nein,“ ſagte er, „ich weiß es nicht, wenn mirs nur einer ſagen könnte!“

Die zweite Nacht gieng er wieder hinauf ins alte Schloß, ſetzte ſich zum Feuer und ſprach: „Wenn mirs nur gruſelte.“ Wie Mitternacht herankam, fieng ein Lärm und Gepolter an, erſt ſachte, dann immer ſtärker, dann wars ein bißchen ſtill, endlich kam mit lautem Geſchrei ein halber Menſch den Schornſtein herab, und fiel vor ihn hin. „Heda!“ rief er, „noch ein halber gehört dazu, das iſt zu wenig.“ Da gieng der Lärm von friſchem an, es tobte und heulte, und fiel die andere Hälfte auch herab. „Wart,“ ſprach er, „ich will dir erſt das Feuer ein wenig anblaſen.“ Wie er das gethan hatte, und ſich wieder umſah, da waren die beiden Stücke zuſammengefahren, und ſaß da ein gräulicher Mann auf ſeinem Platz. „So iſts nicht gemeint,“ ſprach der Junge, „die Bank iſt mein.“ Der Mann wollte ihn wegdrängen, aber der Junge ließ ſichs nicht gefallen, ſchob ihn mit Gewalt weg, und ſetzte ſich wieder auf ſeinen Platz. Da fielen noch mehr Männer herab, die hatten neun Todtenbeine und zwei Todtenköpfe, ſetzten auf und ſpielten Kegel. Der Junge bekam auch Luſt und fragte: „Hört ihr, kann ich mit ſein?“ „Ja, wenn du Geld haſt.“ „Geld genug,“ antwortete er, „aber eure Kugeln ſind nicht recht rund?“ Da nahm er ſie, ſetzte ſie in die Drehbank, und drehte ſie rund. „Jetzt werden ſie beßer ſchüppeln,“ ſprach er, „heida! nun gehts luſtig!“ Er ſpielte mit und verlor etwas von ſeinem Geld; als es aber zwölf Uhr ſchlug, war alles vor ſeinen Augen verſchwunden, und er legte ſich nieder und ſchlief ruhig ein. Am andern Morgen kam der König und wollte ſich erkundigen: „Wie iſt dirs dießmal gegangen?“ fragte

er. „Ich habe gekegelt," antwortete er, „und ein paar Heller verloren." „Hat dir denn nicht gegruſelt?" — „Ei was," ſprach er, „luſtig hab ich mich gemacht; wenn ich nur wüßte, was das Gruſeln wäre!"

In der dritten Nacht ſetzte er ſich wieder auf ſeine Bank, und ſprach ganz verdrießlich: „Wenn es mir nur gruſelte!" Als es ſpät ward, kamen ſechs große Männer, und brachten eine Todtenlade hereingetragen. Da ſprach er: „Ha ha! das iſt gewis mein Vetterchen, das erſt vor ein paar Tagen geſtorben iſt," winkte mit dem Finger und rief: „Komm Vetterchen, komm!" Sie ſtellten den Sarg auf die Erde, er aber gieng hinzu und nahm den Deckel ab, da lag ein todter Mann darin; er fühlte ihm ans Geſicht, aber es war kalt wie Eis. „Wart," ſprach er, „ich will Dich ein bißchen wärmen," gieng ans Feuer, wärmte ſeine Hand und legte ſie ihm aufs Geſicht, aber der Todte blieb kalt. Nun nahm er ihn heraus, ſetzte ſich ans Feuer, und legte ihn auf ſeinen Schoß, und rieb ihm die Arme, um ihn zu erwärmen. Als auch das nicht helfen wollte, fiel ihm ein: wenn zwei zuſammen im Bett liegen, ſo wärmen ſie ſich, brachte ihn ins Bett, deckte ihn zu, und legte ſich neben ihn. Ueber ein Weilchen ward auch der Todte warm, und fieng an, ſich zu regen. Da ſprach der Junge: „Siehſt du, Vetterchen, hätt ich dich nicht gewärmt!" Der Todte aber hub an und rief: „Jetzt will ich dich erwürgen." „Was," ſagte er, „iſt das mein Dank? nun ſollſt du wieder in deinen Sarg," hub ihn auf, warf ihn hinein und machte den Deckel zu; da kamen die ſechs Männer, und trugen ihn wieder fort. „Es will mir nicht gruſeln," ſagte er, „hier lerne ichs mein Lebtag nicht."

Da trat ein Mann herein, der war größer als alle andern, und ſah fürchterlich aus, doch war er ſchon alt und hatte einen langen weißen Bart, und ſprach: „O du Wicht, nun ſollſt du bald lernen, was gruſeln iſt, denn du ſollſt ſterben." „Nicht ſo ſchnell," antwortete er, „da muß ich auch dabei ſein." Sprach der Mann: „Dich will ich ſchon packen!" — „Nur ſachte, mach dich nicht gar zu breit: ſo ſtark wie du biſt, bin ich auch, und wohl noch ſtärker." „Das will ich ſehen," ſprach der Alte, „biſt du ſtärker als ich, ſo will ich dich laßen; komm, wir wollens verſuchen." Da führte er ihn durch dunkle Gänge zu einem Schmiedefeuer, und nahm eine Axt, und ſchlug den einen Amboß mit einem Schlage in die Erde. „Das kann ich noch beßer," ſprach der Junge, und gieng zu dem andern Amboß, und der Alte ſtellte ſich neben ihn und wollte zuſehen, und ſein weißer Bart hieng herab. Da faßte der Junge die Axt, und zerſpaltete den Amboß auf einen Hieb, und klemmte den Bart mit hinein. „Nun hab ich dich," ſprach der Junge, „jetzt iſt das Sterben an dir." Dann faßte er eine Eiſenſtange, und ſchlug auf ihn los, bis der Alte wimmerte und bat, er möchte aufhören, er wolle ihm große Reichtümer geben. Der Junge zog die Axt heraus und ließ den Alten

los; der führte ihn wieder ins Schloß zurück, und zeigte ihm im Keller drei Kaſten voll Gold. „Davon,“ ſprach er, „iſt ein Teil den Armen, der andere dem König, der dritte dein.“ Indem ſchlug es zwölfe, und der Geiſt verſchwand, alſo, daß der Junge im Finſtern ſtund. „Ich werde mir doch heraus helfen können,“ ſprach er, tappte herum, ſuchte den Weg in die Kammer, und ſchlief bei ſeinem Feuer ein. Am andern Morgen kam der König und ſagte: „Nun wirſt du gelernt haben, was gruſeln iſt? „Nein,“ antwortete er, „was iſts nur? Mein todter Vetter war da, und ein bärtiger Mann iſt gekommen, der hat mir da unten viel Geld gezeigt, aber das Gruſeln hat mich keiner gelehrt.“ Der König ſprach: „Du haſt das Schloß erlöst und ſollſt meine Tochter heiraten.“ „Das iſt all recht gut,“ antwortete er, „aber ich weiß immer noch nicht, was gruſeln iſt.“

Da ward das Gold gehoben und die Hochzeit gehalten, aber der junge König, ſo lieb er ſeine Gemahlin hatte und ſo vergnügt er war, ſagte doch immer: „Wenn mir nur gruſelte, wenn mir nur gruſelte!“ Das verdroß ſie endlich. Ihr Kammermädchen ſprach: „Ich will ihm Hilfe ſchaffen, das Gruſeln ſoll er ſchon noch lernen.“ Und gieng hinaus, und ließ ſich einen großen Eimer voll Gründlinge holen. Und Nachts, als der junge König ſchlief, mußte ſeine Gemahlin ihm die Decke wegziehen und den Eimer voll kalt Waßer mit den Gründlingen über ihn herſchütten, daß die kleinen Fiſche um ihn herum zappelten. Da wachte er auf und rief: „Ach was gruſelt mir, was gruſelt mir, liebe Frau! Ja, nun weiß ich, was gruſeln iſt.“

125.

Roland Schildträger.

(Von Ludwig Uhland.)

Der König Karl ſaß einſt zu Tiſch
zu Aachen mit den Fürſten.
Man ſtellte Wildpret auf und Fiſch
und ließ auch keinen dürſten.
Viel Goldgeſchirr von klarem Schein,
manch rothen, grünen Edelſtein
ſah man im Saale leuchten.

Da ſprach Herr Karl, der ſtarke Held:
„Was ſoll der eitle Schimmer?
Das beſte Kleinod dieſer Welt,
das fehlet uns noch immer.
Dieß Kleinod, hell wie Sonnenſchein,
ein Rieſe trägts im Schilde ſein,
tief im Ardennerwalde.“

Graf Richard, Erzbiſchof Turpin,
Herr Heimon, Naims von Baiern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
die wollten da nicht feiern,
Sie haben Stahlgewand begehrt
und hießen ſatteln ihre Pferd',
zu reiten nach dem Rieſen.

Jung Roland, Sohn des Milon, ſprach:
„Lieb Vater! hört, ich bitte;
Vermeint ihr mich zu jung und ſchwach,
daß ich mit Rieſen ſtritte,
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
euch nachzutragen euren Speer
ſamt eurem guten Schilde.“

Die sechs Genoßen ritten bald
vereint nach den Ardennen,
Doch als sie kamen in den Wald,
da thäten sie sich trennen.
Roland ritt hinterm Vater her;
wie wohl ihm war, des Helden Speer,
des Helden Schild zu tragen!

Bei Sonnenschein und Mondenlicht
streiften die kühnen Degen,
Doch fanden sie den Riesen nicht
in Felsen noch Gehegen.
Zur Mittagsstund am vierten Tag
der Herzog Milon schlafen lag
in einer Eiche Schatten.

Roland sah in der Ferne bald
ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Stralen in dem Wald
die Hirsch und Reh aufscheuchten;
Er sah, es kam von einem Schild,
den trug ein Riese, groß und wild,
vom Berge niedersteigend.

Roland gedacht im Herzen sein:
„Was ist das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
im besten Schlaf erwecken?
Es wachet ja sein gutes Pferd,
es wacht sein Speer, sein Schild und
es wacht Roland, der junge.“ [Schwert,

Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Milons starkes Waffen,
Die Lanze nahm er in die Hand
und thät den Schild aufraffen.
Herrn Milons Ros bestieg er dann,
und ritt erst sachte durch den Tann,
den Vater nicht zu wecken.

Und als er kam zur Felsenwand,
da sprach der Ries' mit Lachen:
„Was will doch dieser kleine Fant
auf solchem Rosse machen?
Sein Schwert ist zwier so lang als er,
vom Rosse zieht ihn schier der Speer,
der Schild will ihn erdrücken.“

Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!
dich reuet noch dein Necken.
Hab ich die Tartsche lang und breit,
kann sie mich beßer decken;
Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
muß eins dem andern helfen.“

Der Riese mit der Stange schlug,
auslangend in die Weite,
Jung Roland schwenkte schnell genug
sein Ros noch auf die Seite;
Die Lanz er auf den Riesen schwang,
doch von dem Wunderschilde sprang
auf Roland sie zurücke.

Jung Roland nahm in großer Hast
das Schwert in beide Hände,
Der Riese nach dem seinen faßt',
er war zu unbehende:
Mit flinkem Hiebe schlug Roland
ihm unterm Schild die linke Hand,
daß Hand und Schild entrollten.

Dem Riesen schwand der Muth dahin,
wie ihm der Schild entrißen,
Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
mußt er mit Schmerzen missen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach,
doch Roland in das Knie ihn stach,
daß er zu Boden stürzte.

Roland ihn bei den Haaren griff,
hieb ihm das Haupt herunter;
Ein großer Strom von Blute lief
ins tiefe Thal hinunter:
Und aus des Todten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach,
und freute sich am Glanze.

Dann barg ers unterm Kleide gut,
und gieng zu einem Quelle,
Da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle;
Zurücke ritt der jung' Roland,
dahin, wo er den Vater fand
noch schlafend bei der Eiche.

Er legt' sich an des Vaters Seit,
vom Schlafe selbst bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgesprungen:
„Wach auf, wach auf, mein Sohn Roland!
nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
daß wir den Riesen suchen!"

Sie stiegen auf und eilten sehr,
zu schweifen in der Wilde,
Roland ritt hinterm Vater her,
mit dessen Speer und Schilde;
Sie kamen bald zu jener Stätt,
wo Roland jüngst gestritten hätt,
der Riese lag im Blute.

Roland kaum seinen Augen glaubt',
als nicht mehr war zu schauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,
so er ihm abgehauen,
Nicht mehr des Riesen Schwert und Speer,
auch nicht sein Schild und Harnisch mehr,
nur Rumpf und blutge Glieder.

Milon besah den großen Rumpf;
„Was ist das für 'ne Leiche?
Man sieht noch am zerhaunen Stumpf,
wie mächtig war die Eiche.
Das ist der Riese! frag ich mehr?
verschlafen hab ich Sieg und Ehr,
drum muß ich ewig trauern!" —

In Aachen vor dem Schloße stund
der König Karl gar bange:
„Sind meine Helden wohl gesund?
sie weilen allzu lange.
Doch seh ich recht, auf Königswort!
so reitet Herzog Heimon dort,
des Riesen Haupt am Speere."

Herr Heimon ritt in trübem Muth,
und mit gesenktem Spieße
Legt' er das Haupt, besprengt mit Blut,
dem König vor die Füße:
„Ich fand den Kopf im wilden Hag,
und funfzig Schritte weiter lag
des Riesen Rumpf am Boden."

Bald auch der Erzbischof Turpin
den Riesenhandschuh brachte,
Die ungefüge Hand noch drin,
er zog sie aus und lachte:
„Das ist ein schön Reliquienstück,
ich bring es aus dem Wald zurück,
fand es schon zugehauen."

Der Herzog Naims von Baierland
kam mit des Riesen Stange:
„Schaut an, was ich im Walde fand!
ein Waffen stark und lange.
Wohl schwitz ich von dem schweren Druck;
hei! bairisch Bier, ein guter Schluck,
sollt mir gar köstlich munden!"

Graf Richard kam zu Fuß daher,
gieng neben seinem Pferde,
Das trug des Riesen schwere Wehr,
den Harnisch samt dem Schwerte:
„Wer suchen will im wilden Tann,
manch Waffenstück noch finden kann,
ist mir zuviel gewesen."

Der Graf Garin thät ferne schon
den Schild des Riesen schwingen:
„Der hat den Schild, des ist die Kron,
der wird das Kleinod bringen!"
„Den Schild hab ich, ihr lieben Herrn,
das Kleinod hätt ich gar zu gern!
doch das ist ausgebrochen."

Zuletzt thät man Herrn Milon sehn,
der nach dem Schloße lenkte;
Er ließ das Rößlein langsam gehn,
das Haupt er traurig senkte.
Roland ritt hinterm Vater her,
und trug ihm seinen starken Speer
zusamt dem festen Schilde.

Doch wie sie kamen vor das Schloß
und zu den Herrn geritten,
Macht' er von Vaters Schilde los
den Zierrath in der Mitten,
Das Riesenkleinod setzt' er ein,
das gab so wunderklaren Schein
als wie die liebe Sonne.

Und als nun diese helle Glut
im Schilde Milons brannte,
Da rief der König wohlgemuth:
„Heil Milon von Anglante!
Der hat den Riesen übermannt,
ihm abgeschlagen Haupt und Hand,
das Kleinod ihm entrißen.“

Herr Milon hatte sich gewandt,
sah staunend all die Helle:
„Roland, sag an, du junger Fant,
wer gab dir das, Geselle!“
„Um Gott, Herr Vater! zürnt mir nicht,
daß ich erschlug den groben Wicht,
derweil ihr eben schliefet.“

126.

Das Dromedar.

(Von J. J. Kaup. Das Thierreich. Darmstadt 1835. I. Seite 127 ff.)

Das einbuckelichte Kameel, welches man Dromedar nennt, hat nur einen Höcker und ist weniger häßlich, als das mit zwei Buckeln. Es ist häufiger, und über Arabien, Nordafrika, von Aegypten bis nach Mauritanien, vom Mittelmeere bis zum Senegal, Abyssinien, Persien, der südlichen Tartarei und Indien verbreitet.

Dieses höchst merkwürdige Thier, welchem der Araber in seiner blumenreichen Sprache mit Recht den Beinamen „Schiff der Wüste“ gegeben hat, ist zur Durchreise der heißen afrikanischen Wüsten unentbehrlich und dem Araber so nothwendig, wie dem Lappländer das Rennthier. Ohne dieß höchst nützliche Geschöpf, welches der Araber als das kostbarste Geschenk des Himmels ansieht, würde man Sandmeere, wie die Sahara, wo das Auge nur eine endlose Fläche Flugsandes sieht, nicht durchreisen können, und nur mit dem Dromedar, das wenig frißt und viele Tage den Durst bezwingen kann, ist dieses Wagstück möglich. In der früheſten Jugend wird es schon an Entbehrungen aller Art gewöhnt, zum Niederknieen gebracht, und gezwungen, in dieser Lage zu verweilen. Später erhält es eine beträchtliche Last aufgebürdet, die einer noch schwereren Platz macht.

Die meisten dieser Thiere werden zum Lasttragen gebraucht; einiger andern, die sich zu diesen wie Reitpferde zu Lastpferden verhalten und Maherri genannt werden, bedient man sich nur zum Reiten. Der Araber sitzt oben auf seinem Höcker und ist mit einer Flinte, Lanze, Pfeife und anderem Geräthe versehen. Der Maherri läuft gewöhnlich nur zwanzig Stunden; allein angetrieben legt er auch sechszig Stunden zurück. Sonnini erzählt, daß ein Beduinen-Araber die Reise von Kairo in Aegypten bis Mekka in fünf Tagen zurücklegte, ein Weg von vierhundert Stunden, wozu die Pilgrims-Karavanen mehr als dreißig Tage nöthig haben; er machte mithin achtzig Stunden in einem Tage. Die Sättel der Dromedare sind in der

Mitte hohl, und haben an den beiden Bogen ein Stück rundes, wagrecht gestelltes Holz, an welchem der Reiter sich fest hält. Lange, an den Seiten herabhängende Beutel mit einiger Nahrung für den Reiter und das Kameel, ein Schlauch Waßer und ein lederner Gurt zur Peitsche ist das ganze Geräth. Der gewöhnliche Gang ist ein weites Traben, wobei sie den Kopf und den Schwanz in die Höhe richten. Für jeden Ungeübten ist diese Art zu reisen höchst beschwerlich: die Hände schwellen an und schmerzen, die Schenkel werden wie zerbrochen, dabei stellt sich der heftigste Kopfschmerz ein durch die beständige Erschütterung, denn das Thier hat einen schweren Tritt; auch lebt der Reiter in Furcht, von dem hohen Sitze das Gleichgewicht zu verlieren und hinunter zu stürzen, und die Schnelligkeit des Laufs in der glühenden Luft soll ihm fast den Athem nehmen. Zu den Unbequemlichkeiten sind noch ferner die Wanzen und anderes Ungeziefer zu zählen, welche sich auf dem Höcker aufhalten, und wenn die Dromedare sich beim Eintritt in eine Stadt drängen, wird die Sorge um die Existenz des Reiters noch größer.

Alle Kameele lieben Musik, und scheinen an der menschlichen Stimme Wohlgefallen zu haben; der Araber, wenn er einen starken Marsch machen will, feuert sie durch Gesang an, der mehr auf sie wirken soll, als alle Schläge; auch sollen sie, nach den Zeugnissen einiger Reisenden, langsamer und rascher gehen, je nach dem langsameren oder schnelleren Takt des Gesanges. Werden sie überladen, so steigen sie nicht eher auf, als bis die Bürde erleichtert ist. Sie sind äußerst mäßig, und zur Zeit der Noth ist, nach eines Reisenden Versicherung, ein alter Weidenkorb ein ganz gutes Eßen. Haben sie jedoch reiche Weide, so suchen sie nur die besten Gräser. Auf langen Reisen füttert man sie mit etwas Gerste, Bohnen, Datteln oder mit Kugeln von Waizenmehl.

Die köstlichste und nothwendigste Eigenschaft dieses Thieres ist die, daß es viele Tage ohne Beschwerde das Waßer entbehren kann, und dieß allein macht es zu dem nützlichen, für den Araber unentbehrlichen Geschöpf. Hat es lange gedürstet, so wittert es hoch in der Luft, um in weiter Ferne eine Quelle zu entdecken, und verdoppelt seine Schritte, um dahin zu gelangen und den brennenden Durst zu löschen, welcher es jedoch weniger plagt, als seinen Herrn. Hat es zwölf bis zwanzig Tage nicht getrunken, dann ist es aber auch im Stande, zwei Tonnen oder 240 Flaschen Waßer zu sich zu nehmen, sonst freilich nicht so viel. Wenn daher eine Karavane von dreihundert Stück Kameelen an eine der dürftigen Quellen der Wüste kommt, wo nur eins nach dem andern saufen kann, so währt es wohl drei Tage, bis alle ihren Durst gelöscht haben. Ist jedoch eine solche Quelle, welche die Führer der Karavanen kennen, versiegt, und sind die Waßerschläuche geleert,

so treibt die Noth den Menschen, ein Kameel oder mehrere zu schlachten, um das im Pansen befindliche Waßer zu erhalten und dem verzehrenden grimmigen Durste nicht zu unterliegen. Man weiß nicht, ob sich das Waßer in den Zellen erzeugt, oder von dem getrunkenen zurückbleibt. Dieses Waßer, welches Einige als klar, hell und erquickend beschreiben, schildern Andere als bitter, warm und noch gemischt mit unverdautem Futter: um es trinkbar zu machen, müße es durch ein Tuch geschlagen werden.

Ehe noch die Wüste endigt, öfters schon zwei Tage vorher, erheben die Thiere ihre Köpfe, wittern die in weiter Ferne gelegenen Weiden und Quellen, und verdoppeln ihre Schritte, sie zu erreichen.

Das Kameel wird mit den Knie- und Brustschwielen geboren, ist erst im fünften Jahre erwachsen, und kann funfzig Jahre alt werden. Es schläft auf den Knieen und ruht auf diesen und den Brustschwielen. Seine Augen sollen im Schlafe offen bleiben. Es ist wachsam und wird durch das geringste Geräusch erweckt.

Auch zum Krieg wird dasselbe gebraucht, denn die Perser haben abgerichtete Kameele, welche kleine Kanonen auf ihrem Rücken tragen und bei jedem Schuße stille stehen und den Kopf senken.

Die Araber bewaren das Fleisch der jungen Dromedare in Gefäßen auf, indem sie es mit Fett übergießen. Aus der fetten, bläulichen, ohne Zusatz von Waßer nicht genießbaren Milch wird Butter und Käse bereitet. Aus den groben Haaren werden Decken und Kleider gemacht; selbst der Mist wird in diesen von allem Holz entblößten Gegenden zum einzigen Brennmaterial verwendet.

127.

Das Fräulein Luft und Junker Duft.

(Von Friedrich Rückert)

Es kam das zarte Fräulein Luft
vom Himmel her entstiegen,
und sah in Blumenwiegen
den zarten Knaben liegen,
den zarten Knaben Duft.

Da rief das zarte Fräulein Luft
und ließ sein Stimmlein fliegen:
Zu dir komm ich gestiegen,
wie lange willst du liegen
in deiner stummen Gruft?

Da sprach der zarte Knabe Duft,
der bis daher geschwiegen,
still blieb er dabei liegen
in seiner sanften Wiegen,
und sprach: Wer ists, der ruft?

Ich bin das edle Fräulein Luft,
es sei dir nicht verschwiegen;
ich, die kann gehn und fliegen
und mich auf Flügeln wiegen,
ich bins, mein Junker Duft.

Ich will, o süßer Junker Duft,
aus deinen eignen Wiegen
will ich dich lehren fliegen,
und Flügel sollst du kriegen
wie ich, das Fräulein Luft.

Da sträubte sich der Knabe Duft,
da gieng es an ein Kriegen:
es stritten um die Wiegen,
darin er wollte liegen,
sich Duft und Fräulein Luft.

Da wehrte noch der kleine Schuft
so streng sich und gediegen,
er mußte doch erliegen,
es wußt ihn zu besiegen
das starke Fräulein Luft.

In Blättlein, hoch und tief gestuft,
wie er sich mochte schmiegen,
sie wußte sich zu biegen
und ihn hervor zu kriegen
aus der geheimen Schluft.

Hinflogen freudig Duft und Luft;
und es ist uns verschwiegen,
ob sie zum Himmel stiegen,
ob noch zusammen fliegen,
durch Feld und Wald und Kluft.

128.

Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz.

(Von J. P. Hebel.)

Hat jede Gegend ihr Liebes, so hat sie auch ihr Leides, und wer manchmal erfährt, was an andern Orten geschieht, findet wohl Ursache, zufrieden zu sein mit seiner Heimat. Hat zum Beispiel die Schweiz viel herdenreiche Alpen, Käse und Butter und Freiheit, so hat sie auch Lavinen. Der zwölfte Dezember des Jahres 1809 brachte für die hohen Bergthäler dieses Landes eine fürchterliche Nacht, und lehrt uns, wie ein Mensch wohl täglich Ursache hat, an das Sprüchlein zu denken: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen.“ Auf allen hohen Bergen lag ein tiefer, frisch gefallener Schnee. Der zwölfte Dezember brachte Thauwind und Sturm. Da dachte Jedermann an großes Unglück und betete. Wer sich und seine Wohnung für sicher hielt, schwebte in Betrübnis und Angst für die Armen, die es treffen werde, und wer sich nicht für sicher hielt, sagte zu seinen Kindern: „Morgen geht uns die Sonne nimmer auf,“ und bereitete sich zu einem seligen Ende. Da rißen sich auf einmal und an allen Orten von den Firsten der höchsten Berge die Lavinen oder Schneefälle los, stürzten mit entsetzlichem Tosen und Krachen über die langen Halden herab, wurden immer größer und größer, schoßen immer schneller, toseten und krachten immer fürchterlicher, und jagten die Luft vor sich und so durcheinander, daß im Sturm, noch ehe die Lavine ankam, ganze Wälder zusammenkrachten und Ställe, Scheuern und Waldungen wie Spreu davon flogen, und wo die Lavinen sich in den Thälern niederstürzten, da wurden stundenlange Strecken,

mit allen Wohngebäuden, die darauf ſtunden, und mit allem Lebendigen, was darin athmete, erdrückt und zerſchmettert, wer nicht wie durch ein göttliches Wunder gerettet wurde.

Einer von zwei Brüdern in Uri, die mit einander hauſeten, war auf dem Dach, das hinten an den Berg anſtößt, und dachte: „Ich will den Zwiſchenraum zwiſchen dem Berg und dem Dächlein mit Schnee ausfüllen, und alles eben machen, auf daß, wenn die Lavine kommt, ſie über das Häuslein wegfahre, daß wir vielleicht“ — und als er ſagen wollte: „daß wir vielleicht mit dem Leben davon kommen“, da führte ihn der plötzliche Windbraus, der vor der Lavine hergeht, vom Dach hinweg und hielt ihn ſchwebend in der Luft wie einen Vogel über einem entſetzlichen Abgrund. Und als er eben in Gefahr war, in die unermeßliche Tiefe hinab zu ſtürzen, und wäre ſeines Gebeins nimmer gefunden worden, da ſtreifte die Lavine an ihm vorbei und warf ihn ſeitwärts an eine Halde. Er ſagt, es habe ihm nicht wohl gethan, aber in der Betäubung umklammerte er noch einen Baum, an dem er ſich feſt hielt, bis Alles vorüber war, und kam glücklich davon, und gieng wieder heim zu ſeinem Bruder, der auch noch lebte, obgleich der Stall neben dem Häuslein wie mit einem Beſen weggewiſcht war. Da konnte man wohl auch ſagen: „Der Herr hat ſeinen Engeln befohlen über dir, daß ſie dich auf den Händen tragen. Denn er macht Sturmwinde zu ſeinen Boten, und die Lavinen, daß ſie ſeine Befehle ausrichten.“

Anders gieng es in Sturnen, ebenfalls im Kanton Uri. Nach dem Abendſegen ſagte der Vater zu der Frau und den drei Kindern: „Wir wollen doch auch noch ein Gebet verrichten für die armen Leute, die in dieſer Nacht in Gefahr ſind.“ Und während ſie beteten, donnerte ſchon aus allen Thälern der ferne Wiederhall der Lavinen, und während ſie noch beteten, ſtürzte plötzlich der Stall und das Haus zuſammen. Der Vater wurde vom Sturmwind hinweggeführt, hinaus in die fürchterliche Nacht, und unten am Berg abgeſetzt und von dem nachwehenden Schnee begraben. Noch lebte er; als er aber den andern Morgen mit unmenſchlicher Anſtrengung ſich hervorgegraben, und die Stätte ſeiner Wohnung wieder erreicht hatte, und ſehen wollte, was aus den Seinigen geworden ſei: barmherziger Himmel! da war nur Schnee und Schnee, und kein Zeichen einer Wohnung, keine Spur des Lebens mehr warzunehmen. Doch vernahm er nach langem ängſtlichem Rufen, wie aus einem tiefen Grab, die Stimme ſeines Weibes unter dem Schnee herauf. Und als er ſie glücklich und unbeſchädigt hervorgegraben hatte, da hörten ſie plötzlich noch eine bekannte und liebe Stimme: „Mutter, ich wäre auch noch am Leben,“ rief ein Kind, „aber ich kann nicht heraus.“ Nun arbeiteten Vater und Mutter noch einmal, und brachten auch das Kind hervor, und ein Arm war ihm abgebrochen. Da

ward ihr Herz mit Freuden und Schmerzen erfüllt, und von ihren Augen floßen Thränen des Dankes und der Wehmuth. Denn die zwei andern Kinder wurden auch noch herausgegraben, aber todt.

In Pilzeig, ebenfalls im Kanton Uri, wurde eine Mutter mit zwei Kindern fortgerißen, und unten in der Tiefe vom Schnee verschüttet. Ein Mann, ihr Nachbar, den die Lavine ebenfalls dahin geworfen hatte, hörte ihr Wimmern und grub sie hervor. Vergeblich war das Lächeln der Hoffnung in ihrem Antlitz. Als die Mutter halb nackt umherschaute, kannte sie die Gegend nicht mehr, in der sie war. Ihr Retter selbst war ohnmächtig niedergesunken. Neue Hügel und Berge von Schnee, und ein entsetzlicher Wirbel von Schneeflocken füllten die Luft. Da sagte die Mutter: „Kinder, hier ist keine Rettung möglich; wir wollen beten, und uns dem Willen Gottes überlaßen.“ Und als sie beteten, sank die siebenjährige Tochter sterbend in die Arme der Mutter, und als die Mutter mit gebrochenem Herzen ihr zusprach, und ihr Kind der Barmherzigkeit Gottes empfahl, da verließen sie ihre Kräfte auch. Sie war eine vierzehntägige Kindbetterin, und sie sank, mit dem teuern Leichnam ihres Kindes in dem Schoß, ebenfalls leblos darnieder. Die andere eilfjährige Tochter hielt weinend und händeringend bei der Mutter und Schwester aus, bis sie todt waren, drückte ihnen alsdann, ehe sie auf ihre eigene Rettung bedacht war, mit stummem Schmerz die Augen zu, und arbeitete sich mit unsäglicher Mühe und Gefahr erst zu einem Baum, dann zu einem Felsen herauf, und kam gegen Mitternacht endlich in ein Haus, wo sie zum Fenster hinein aufgenommen, und mit den Bewohnern des Hauses erhalten wurde.

Kurz, in allen Bergkantonen der Schweiz, in Bern, Glarus, Uri, Schwiz, Graubünden, sind in Einer Nacht, und fast in der nämlichen Stunde, durch die Lavinen ganze Familien erdrückt, ganze Viehherden mit ihren Stallungen zerschmettert, Matten und Gartenland bis auf den nackten Felsen hinab aufgeschürft und weggeführt, und ganze Wälder zerstört worden, also daß sie ins Thal gestürzt sind, oder die Bäume lagen übereinander zerschmettert und zerknickt, wie die Halmen auf einem Acker nach dem Hagelschlag. Sind ja in dem einzigen kleinen Kanton Uri fast mit Einem Schlag eilf Personen unter dem Schnee begraben worden, und sind nimmer auferstanden, gegen dreißig Häuser und mehr als einhundert und funfzig Heuställe zerstört und 359 Häuptlein Vieh umgekommen, und man wußte nicht, auf wie vielmal hunderttausend Gulden man sollte den Schaden berechnen, ohne die verlorenen Menschen. Denn das Leben eines Vaters oder einer Mutter oder eines frommen Gemahls oder Kindes ist nicht mit Gold zu schätzen.

129.

Gottes Lob.

(Von Clemens Brentano.)

Kein Thierlein iſt auf Erden
vor dir, lieber Gott, zu klein,
Du ließ'ſt ſie alle werden
und alle ſind ſie dein.

Das Vöglein in den Lüften
ſingt dir aus voller Bruſt,
Die Schlange in den Klüften
ziſcht dir in Lebensluſt.

Die Fiſchlein, die da ſchwimmen,
ſind, Herr, vor dir nicht ſtumm,
Du höreſt ihre Stimmen,
vor dir kommt keines um.

Vor dir tanzt in der Sonne
der kleine Mückenſchwarm,
Zum Dank für Lebenswonne
iſt keins zu klein und arm.

Sonn, Mond gehn auf und unter
in deinem Gnadenreich,
Und alle deine Wunder
ſind ſich an Größe gleich.

Kein Sperling fällt vom Dache
ohn dich, vom Haupt kein Haar:
O teurer Vater, wache
bei uns auch in Gefahr.

Zu dir, zu dir
ruft Menſch und Thier,
Der Vogel dir ſingt
das Fiſchlein dir ſpringt.

Die Biene dir ſummt,
der Käfer dir brummt,
Auch pfeifet dir das Mäuslein klein:
Herr Gott, du ſollſt gelobet ſein.

130.

Von der Geſchichte unſeres feſten Erdkörpers.

(Von G. H. Schubert. Lehrbuch der Naturgeſchichte für Schulen, 1839. S. 1. ff.)

Mit Recht haben mehrere weiſe Männer die große, ſchöne Natur um uns her, mit ihren Sternen, Bergen, Blumen und vielerlei Thieren, auch ein großes Buch Gottes für den Menſchen genannt, das nur ſtatt der Buchſtaben, worinnen die heilige Schrift verfaßt iſt, in lauter Geſtalten geſchrieben ſei. Auf jedem Blatte dieſes großen Naturbuches ſteht auch von der Liebe Gottes zu den Menſchen und zu allen ſeinen Geſchöpfen geſchrieben; eben ſo wie in der heiligen Schrift auf jedem Blatte von Gottes Weisheit und Größe.

Eigentlich iſt freilich jedes kleine Thier und jedes kleine Pflänzchen, wenn man ſeinen innern Bau und ſeine ganze Lebensart betrachtet, ein eben ſo wundervolles Werk und Zeugnis von Gottes Güte und unendlicher Allmacht, als das ganze ſchöne Weltgebäude und unſere große Erde. Aber der Menſch bewundert gewöhnlich doch das mehr, was als recht ungeheuer groß und gewaltig ins Auge fällt, und ſieht erſt nachher ein, daß er dieſelben Wunder, die er dort im Großen anſtaunte, auch im Kleinen bei und um ſich hat. Wir wollen uns hier mit etwas recht Großem, mächtig ins Auge

Fall[illegible]dem, mit der festen Erdmasse, beschäftigen, auf welcher dem Menschen und der ganzen ihn umgebenden Natur ihre Wohnstätte bereitet ist.

Tief ist der Mensch freilich noch nicht in die feste Erdrinde eingedrungen, die er bewohnt. Denn obgleich die tiefsten Bergschächte in Tyrol und Böhmen über 1500 Ellen, und also gegen zwölfmal so tief hinunter in die Erde giengen, als die großen Türme in Nürnberg hoch sind, oder siebenmal so tief, als der große Turm in Straßburg: so ist das doch wie gar nichts zu rechnen gegen die Dicke unseres Erdkörpers von seiner Oberfläche bis zu seinem Mittelpunkte. Denn diese Dicke beträgt über zehn Millionen Ellen, oder 82,000 mal die Höhe der großen Nürnberger Türme, und 47,000 mal die Höhe des Straßburger Münster-Turmes, (jene zu 123, diese zu 220 Ellen gerechnet).

Dagegen ist die Höhe, auf welche der Mensch hier auf seiner lieben Erdoberfläche aus seinen Thälern und Ebenen hinaufgestiegen ist, schon ungleich beträchtlicher, und obgleich wir auf unserer Erde keine so gar hohen Berge kennen, wie auf dem Planeten Venus, wo es nach den Meßungen der Astronomen welche gibt, die fünfmal so hoch sind wie unsere höchsten; so ist doch schon der schöne Oertelerberg in Tyrol über 6000 Ellen, mithin gegen vierzig mal so hoch, als die Sebalder Türme in Nürnberg, und über siebenundzwanzigmal so hoch als der in Straßburg; und der Chimboraſſo in Amerika ist noch um etliche tausend Ellen höher, ja der Dhawalagiri-Berg in Asien ist mehr als noch einmal so hoch, als der Oertelerberg, denn sein Gipfel reicht mehr als 13,000 Ellen hoch über die Meeresfläche hinauf.

Wenn man nun alles das, was den Menschen bei ihrem Hinabgraben in die Tiefe, welches freilich wegen des immer hinunterdringenden Waßers und wegen der da unten verdorbenen Luft gar schwer ist, bekannt geworden, zusammen nimmt, und dann mit dem vergleicht, was die Naturforscher beim Hinaufsteigen auf die höchsten Berge gefunden haben, so hat man Alles beisammen, was wir über den Bau des festen Erdkörpers bis jetzt wißen. Dieß besteht ungefähr in Folgendem:

Tief unter der Erdoberfläche, auf der wir wohnen, scheint es große Weitungen zu geben, die wohl meistens mit Waßer ausgefüllt sein mögen. Denn bei starken Erdbeben, wie sie zuweilen in Asien und auch bei uns in Europa und Amerika zugleich waren, hat sich die Erschütterung öfters fast zur nämlichen Zeit über eine Strecke von mehreren tausend Meilen, zum Beispiel im Jahre 1755 von Lißabon bis hinüber nach Amerika, verbreitet. Das ließe sich wohl nicht erklären, wenn man das Innere der Erde, von der Oberfläche hinein, als eine ganz dichte Masse ohne alle Höhlungen annehmen wollte; leichter aber, wenn man sich in der Tiefe Weitungen denkt, die mit Waßer angefüllt und untereinander im Zusammenhange sind, wodurch sich dann

die Erschütterung von einer zur andern fortpflanzen muß. Manche solche Höhlen sind auch leer, und so weit nach oben gelegen, daß man zuweilen gar hineinsteigen und ihr Inwendiges betrachten kann. Da sind nun freilich die Höhlen, die wir in unserem deutschen Vaterlande haben, wie die Baumanns- und Bielshöhle am Harz, oder die um Muggendorf in Franken, noch lange nicht die größten. Selbst jene, Meilen weit sich fortsetzenden unterirdischen Gewölbe, zu denen die Adelsberger Grotte bei Triest und die Höhle des Cintragebirges in Estremadura gehört, sind noch nicht die größten, die man auf der Erde kennt, sondern schon Norwegen und die genauer bekannten Gegenden von Nordamerika haben Höhlen von unvergleichbar viel mächtigerem Umfange aufzuweisen. In einer solchen Weitung der Tiefe verlor sich im Jahr 1344 plötzlich der waßerreiche Fluß Gaule in Norwegen, und es dauerte mehrere Tage, bis er die Räume derselben erfüllt hatte, und an der Oberfläche wieder hervorbrechen konnte. In eine solche Weitung versank im Jahr 1702 unweit Fridrichshall in Norwegen der Hof Borge mit dem ganzen zu ihm gehörigen Flächenraum, und das benachbarte Felsengebirge enthält Oeffnungen, welche zu unergründbar tiefen Räumen führen. Die Höhle Dolsten auf dem Norwegischen Sundmör scheint sich unter das Felsenbette des Meeres fortzusetzen, und endigt an unzugänglichen Abgründen. In Nordamerika hat noch Niemand den Umfang der mächtig weiten unterirdischen Gewölbe überblickt, die sich im Gebiet von Warren County in Kentucky eröffnen. Neunzehn Stunden lang hatte Ward diese Weitungen, deren viele er, wegen ihrer ungeheuren Ausdehnung, mit Städten verglich, durchwandelt, ohne das Ende zu erreichen; die größte der Weitungen ist sechs englische Meilen vom Eingang entfernt. Und dennoch erscheinen die Höhlen, in welche der Mensch einzudringen vermag, meist nur als das obere Geschoß der großen, damit zusammenhängenden Räume, die ihm die Tiefe verbirgt. In dieser unbekannten Tiefe braust der Waßerfall der Höhle bei Levington, in welcher Baker mit seiner Familie sich verirrt hatte, so daß er erst nach mehreren Tagen einen der beiden mächtig großen Ausgängen wieder fand; in diese Tiefen stürzen die Waßer der Castletons- und Paolshöhle in England hinab.

In der Tiefe der Erde muß aber auch, wenigstens an manchen Orten, Feuer oder sonst eine Ursache wirksam sein, welche große Wärme hervorbringt. Denn wenn man in manche Bergschächte in England, die zum Teil unter den Meeresgrund hinabreichen, oder in die Bergschächte vieler andern Länder der Erde hinuntersteigt, findet man da nicht bloß die gewöhnliche Wärme, die die Keller im Winter haben und die nur daher kommt, daß die Kälte der Luft dahin nicht so eindringen kann, sondern eine andere selbständige Wärme, die immer zunimmt, je tiefer man hinabkommt, und die ihre

Ursache tief unter der Erdoberfläche haben muß. Die Erde selbst muß von innen heraus, außer dem, was die Sonne thut, Wärme verbreiten können, daher grünet und wächst das Gras in Finnmarken tief unter dem Schnee fort.

Die feurigen und geschmolzenen Massen, welche die feuerspeienden Berge auswerfen, müßen auch aus einer sehr großen Tiefe heraufkommen, und wahrscheinlich wohl eben daher, wo jene von unten herauf dringende Wärme herkommt. Der berühmte Reisende A. von Humboldt hat in einen gerade damals ganz ruhigen Schlund eines feuerspeienden Berges hinuntergesehen. Da erblickte er in einer ungeheuren Tiefe, unten, in einer weiten Höhlung, drei unterirdische Bergspitzen, aus denen oben Feuer und Rauch herausdrangen. Auch im Aetna sieht man, wenn er ganz ruhig ist, in der Tiefe unten das Feuer beständig aufwallen, die Lavamasse wie ein siedendes Waßer immer heraufkochen und wieder niedersinken. Aber der eigentliche Ort, von wo diese geschmolzenen Massen emporbringen, muß von der Stelle, die man dort sehen kann, wohl noch Meilen weit entfernt liegen. Denn ehe der Vesuv oder Aetna zu speien anfangen, wird Meilen weit davon das Meer unten an seinem Grunde ganz siedwarm, so daß auch die dort liegenden eisernen Schiffsanker sehr heiß werden, und die Fische vom Grunde heraufkommen in die Nähe des Ufers, wo sie dann oft in gar großer Menge gefangen werden.

Daß der eigentliche Herd der Vulkane sehr tief und weit entfernt sein müße, zeigen die öfters dreißig Meilen weit gehenden Erdbeben, die bei solchen Ausbrüchen statt finden. Ueberhaupt sind alle die Erscheinungen, die bei großen vulkanischen Ausbrüchen vorkommen, sehr gewaltig und merkwürdig. Die Luft wird oft, bei denen auf Island, auf dreißig Meilen weit umher so finster, daß man bei Tage Licht anzünden muß; auf das unterirdische Brüllen und auf das Beben der Erde folgen dann berghohe Rauch- und Feuersäulen. Dabei scheint auch der Himmel in der Gegend des feuerspeienden Berges in Feuer zu stehen; Blitze fahren aus den Wolken hinunter nach dem brennenden Schlunde, und Blitze fahren aus diesem hinauf, öfters so gewaltig, daß sie bei den Ausbrüchen des Katlegiaa auf Island Felsen durchbohrten, und in einem etliche Meilen weit entfernten Bauernhofe die Pferde im Stalle tödteten. Regengüße stürzen nieder und machen die aufgeworfene Asche zu einem Schlammstrom, wie denn ein solcher im Jahr 79 nach Christo in der Nähe des Vesuvs zwei Städte begrub, die man erst im vorigen Jahrhundert wieder zum Teil ausgegraben hat.

Die geschmolzene Materie, die nach oder bei solchen Ausbrüchen aus den Bergen herausfließt, nennt man Lava; sie ist öfters, wie zum Beispiel 1783 auf Island, in einer solchen Masse ausgeflossen, daß sie, wenn man sie zusammen nehmen könnte, ganze hohe Berge geben würde. Manche Vulkane, die Anfangs fast auf ebenem Boden ihre Oeffnungen hatten, haben sich

aus jenen geschmolzenen und ungeschmolzenen ausgeworfenen Materien nach und nach einen hohen Berg aufgebaut. Zuweilen ist auch die herausfließende Masse ein weicher, wäßriger, heißer Schlamm, der erst nach und nach hart wird.

Ein Teil der Quellen, besonders die heißen, mögen wohl auch aus großer Tiefe heraufkommen, in der Gestalt von Dämpfen, die aber, wo es oben kälter wird, zu Waßer werden. Die meisten Quellen entstehen jedoch dadurch, daß die kalten, dichten, hoch in die kühle Luft hinaufreichenden oder waldbewachsenen Berge (denn ein im Schatten stehender Stein fühlt sich auch im Sommer viel kälter an, als ein Stück Holz oder als die Luft) die Wolken und Waßerdämpfe aus der Luft an sich ziehen, eben so wie ein Stein oder Spiegel, die man im Winter aus der Kälte hineinbringt in die warme Stube, und die beide feucht werden. Das Waßer läuft dann an den Wänden der Bergritzen hinunter und fließt unten als Quelle heraus.

Es gibt gar viele Quellen, die Salz-, andere, die Eisen- oder Schwefelteile in sich haben. Es gibt auch Quellen, wie zum Beispiel den Bullenborn im Paderbornischen, die abwechselnd in regelmäßigen Zwischenzeiten Waßer in Menge ausströmen, dann wieder damit einhalten.

Die Quellen laufen zu Bächen zusammen, diese zu Flüßen, die Flüße vereinigen sich zu Strömen, und diese gehen am Ende ins Meer. Dieses verdeckt uns nun freilich mit seinem Gewäßer, das an manchen Orten wohl eben so tief sein mag, als die höchsten Berge hoch sind, fast drei Viertel von unserer Erdoberfläche. Aber unten im Meeresgrund ist wieder dieselbe Abwechslung von Höhen und Tiefen, von ganzen Bergzügen und Thälern, wie auf dem festen Lande. Man sieht dieses, wo sich solche unter dem Waßer gelegenen Berge bis hinan an die Oberfläche desselben erheben, mit bloßen Augen, oder die Schiffsleute fühlen es und bemerken es mit ihren Ankern. Und da zum Beispiel der große feuerspeiende Berg Avatcha auf Kamtschatka im Jahr 1737 einen Ausbruch machte, da trat das Meer meilenweit vom Ufer zurück, und die auf die Höhen geflüchteten Bewohner der Küsten sahen mit Schrecken in seine grause Tiefe, in seine Berge und Thäler, die nun aufgedeckt da lagen, hinein. Aber gleich darauf kam das Meer wieder, und trat nun mit solcher Gewalt über das Ufer hinüber, daß es bis zu neunzig Ellen Höhe hinaufstieg und viele ziemlich weit landeinwärts stehende Häuser und Bäume wegriß und wegspülte.

Wenn daher auf einmal das Meer abgelaßen werden könnte, würde es in seiner Tiefe auch nicht viel anders aussehen, als auf vielen Stellen unserer Erdoberfläche. Wir würden da große, lange Sandflächen, und Berge von Kalk und Gyps sehen, die sich aus dem anfänglichen Gewäßer gebildet haben; alle untermischt mit häufigen Muscheln und andern Seethier-Ueberresten. Denn wenn man unsere meisten Berge ansieht, bemerkt man gar leicht, daß

sie auch einmal alle unter Waßer gestanden, ja, daß sie in einem großen Meere und unter einem großen Meere gebildet worden sind. Denn viele von ihnen sind ganz erfüllt von Muschel- und Seethier-Ueberresten, und auf manchen Bergen von Neuholland, die sehr hoch sind und jetzt viele Meilen weit vom Meere landeinwärts liegen, sieht man noch jetzt Corallenbäumchen aufrecht stehen, und der ganze Boden sieht so aus, als wenn er plötzlich wäre vom Meere verlaßen worden, von dem er einmal Jahrhunderte lang bedeckt gewesen war. Aber man braucht nicht so weit zu reisen, um etwas Aehnliches zu beobachten. Auch in und auf unsern Kalkbergen findet man Corallenarten und Muscheln, die nur im Meer gelebt haben und gewachsen sein können. Man sieht es manchen unserer Sandgegenden an, daß da einmal lange Zeit hindurch Waßer darüber geflutet haben muß, und das Salz, das manche unserer Berge und Ebenen in sich führen, muß auch noch aus jener Zeit herrühren, wo ein salziges Meer da stund.

Manche Naturforscher glauben, das Meer sei nach und nach kleiner geworden, und nehme noch jetzt ab. Denn einige Städte an der Ostsee und am Mittelmeere sollen wirklich nach alten Aussagen und Zeugnissen ehedem näher am Meere gelegen sein als jetzt. Das Meer soll sich schon seit Menschengedenken hie und da gesenkt haben, daß die Zeichen, die man vor etwa sechszig Jahren an Felsenklippen eingehauen, gerade an der Stelle, zu der das Meer damals hinaufreichte, jetzt schon ziemlich weit darüber herausragen. Aber andere, und eben so gründliche Naturforscher haben bewiesen, daß dieß nur an manchen Meeren und an manchen Orten so erscheine, daß aber das Meer seit Jahrtausenden weder um ein Merkliches angewachsen sei, noch auch abgenommen habe.

Es muß also jene große Veränderung, wodurch viele unsrer Länder und Berge vom Meere, unter dem sie vorher stunden, verlaßen und nun zum festen Lande wurden, auf einmal gekommen sein. Ueberhaupt ist das nicht die einzige Veränderung, die mit unserm Erdboden vorgegangen sein muß. Bei Cannstadt im Würtembergischen, bei Burgtonna in Thüringen und in gar verschiedenen Gegenden von Deutschland, zum Beispiel im Braunschweigischen und Hannöverischen, dann auch in Frankreich, ja sogar in dem kalten Sibirien, hat man Knochen ausgegraben, die von Elephanten, von Nashörnern und andern solchen Thieren herkamen, welche nur in sehr heißen Ländern leben können. Dabei auch an den nämlichen Orten Palmen, Bambusröhre und andere Gewächse aus warmen Ländern. Diese Thiere und Pflanzen, die oft mit einander, wie noch in ihrem jetzigen Vaterlande, zusammen vorkommen, müßen einmal in jenen jetzt so kalten Ländern, eben so wie im nördlichen Amerika, wo man sie auch findet, gelebt haben. Es muß also da einmal viel wärmer gewesen sein, als es jetzt ist.

Wie es nun damit zugegangen und wodurch eine solche Veränderung entstanden sei, das wißen die Gelehrten selber nicht, wie sie denn überhaupt gar vieles nicht wißen. Die heilige Schrift aber und die Sagen vieler Völker in Europa, Asien und Amerika, erzählen uns von einer großen Flut, von der Sündflut, die über den ganzen Erdboden kam und seine höchsten Berge bedeckte, und wobei fast alle damals auf der Erde lebenden Wesen zu Grunde giengen. Und an eine solche Flut, nach deren Verlauf die Erdoberfläche ihre jetzige Gestalt erhielt und ihr jetziges Klima, muß man glauben, wenn man allen Zeugnissen der Natur nicht geradezu ins Angesicht widersprechen will. Ein Teil des damaligen festen Landes scheint (wie noch jetzt einzelne Inseln) ins Meer versunken zu sein; ein Teil des Meergrundes ist dabei zum trocknen Lande geworden.

Zwar führen nicht alle Berge solche Muscheln oder Seegewächse oder Salz bei sich, woraus man schließen könnte, daß sie ehemals Meeresgrund gewesen wären, aber alle, auch die, bei denen das nicht der Fall ist, sind offenbar (bis auf die wenigen aus vulkanischem Feuer erzeugten) aus dem Waßer und im Waßer gebildet. Und das sagt uns auch die heilige Schrift, die, sobald man nur die Natur recht genau ansieht, auch in solchen Dingen immer Recht behält, und auch ewig Wahrheit bleiben wird. Die Gebirge, die keine Muscheln, keine Steinkohlen und keine Salze enthalten, heißt man Urgebirge. Sie haben sich, wie man das an manchen Orten in Norwegen, in Südtyrol und in der Schweiz sehen kann, auch noch zu einer Zeit gebildet, wo es schon ein belebtes Meer gab, und haben sich zum Teil über Lagen und zwischen Lagen erzeugt, in denen Seegeschöpfe eingeschloßen sind (woraus eben folgt, daß auch die Urgebirge in dem Elemente entstunden, worin solche Wesen leben können, nämlich im Waßer). Sie finden sich meist nur an den höchsten Stellen der Erde, und aus ihnen werden die meisten Erze: Zinn, Silber, Gold, Blei, Kupfer und Eisen, gewonnen. Man findet diese großenteils in sogenannten Gängen, welche man allerdings öfters mit ehemaligen Spalten in den Gebirgen vergleichen kann, die sich durch die hineingefloßenen Erzmassen ausgefüllt haben.

Die Gebirge, welche hauptsächlich aus Kalk, aus Sandstein, aus Gyps bestehen, welche viele Muscheln und Steinkohlen und auch Salz in sich führen, und noch andere Eigenschaften haben, die hier nicht weiter beschrieben werden können, nennt man Flötzgebirge. Diese enthalten zwar im Allgemeinen nicht so viel Erze als die Urgebirge, doch an manchen Orten einen sehr kupferreichen Schiefer, und auch anderwärts etwas Blei, Galmei und vieles Eisen.

Den losen Sand, Lehm, Töpferthon, die in unsern Ebenen und Thälern liegen, nennt man aufgeschwemmtes Land. Da findet man, außer eben diesem

Lehm und Töpferthon, und außer Braunkohlen, nicht viel Besonderes. Ueber allen diesen Gebirgsarten liegt dann die Damm- oder Gartenerde.

131.

Die Erde.

(Aus dem Rosenthal von Samuel v. Butschky.)

Die Erde ist das unterste Element und unser Aller Mutter, das Wirtshaus, in welchem wir unser Leben verschließen, das Grab und die Ruhestatt unserer Arbeit. Die Erde ist also der Anfang, der Fortgang und der Ausgang unseres Lebens, welche von viel tausend Jahren her viel tausend Geschlechter der Menschen auf ihrem Rücken getragen, verschlungen, hervorgebracht, und ist bereit, auf solches ihr Werk zu beharren und ihre Bürden zu verschlingen. Also wandert die lebendige Erde auf der todten Erde, bis endlich eine mit der andern vermenget wird.

Wann ich nun die Erde anschaue, so gedenk ich, daß ich davon genommen bin, und gleich allen Menschen wieder zu Erde werden muß. Es ist eine mütterliche Begünstigung, daß mich die Erde träget, ernähret und meinen Leib zu ihr nehmen wird; aber noch eine größere Gunst erweiset sie mir, indem sie mich stillschweigend des Todes erinnert, und lehret, daß zwar der Leib irdisch, meine Seele aber himmlisch sei.

132.

Morgenlied.

(Von M. A. Buchner. Anfang des 17. Jahrhunderts.)

Der schöne Tag bricht an,
die Nacht ist abgethan,
Die Finsternis vergangen:
laß uns dein Licht umfangen,
Du, unsre Sonn und Leben,
der Welt zum Heil gegeben!

Laß uns in deiner Hut
das thun, was recht und gut,
Und stets als Kinder leben,
die dir sich ganz ergeben,
In deinen Wegen gehen
und fest im Glauben stehen.

Befällt uns Kreuz und Noth,
so hilf, du treuer Gott,
Daß wir in allen Stücken
uns drein geduldig schicken,
Denn dir nicht widerstreben
ist ja das beste Leben.

Gib Speis und Trank dem Leib,
daß er bei Kräften bleib,
Und soll die Seele scheiden,
so seis zu deinen Freuden,
Daß wir auf deinen Namen
getrost hinfahren. Amen!

133.

Die weiße Schlange.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

Es ist nun schon lange her, da lebte ein König, dessen Weisheit im ganzen Lande berühmt war. Nichts blieb ihm unbekannt, und es war, als ob ihm Nachricht von den verborgensten Dingen durch die Luft zugetragen würde. Er hatte aber eine seltsame Sitte. Jeden Mittag, wenn von der Tafel alles abgetragen und niemand mehr zugegen war, mußte ein vertrauter Diener noch eine Schüßel bringen. Sie war aber zugedeckt, und der Diener wußte selbst nicht, was darin lag, und kein Mensch wußte es, denn der König deckte sie nicht eher auf und aß nicht davon, bis er ganz allein war. Das hatte schon lange Zeit gedauert, da überkam eines Tages den Diener, als er die Schüßel wieder wegtrug, die Neugierde so heftig, daß er nicht widerstehen konnte, sondern die Schüßel in seine Kammer brachte. Er verschloß die Thüre sorgfältig, hub den Deckel auf, und da sah er, daß eine weiße Schlange darin lag. Bei ihrem Anblick konnte er die Luft nicht zurückhalten, sie zu kosten; er schnitt ein Stückchen davon ab und steckte es in den Mund. Kaum aber hatte es seine Zunge berührt, so hörte er vor seinem Fenster ein seltsames Gewisper von feinen Stimmen. Er gieng und horchte, da merkte er, daß es die Sperlinge waren, die mit einander sprachen und sich allerlei erzählten, was sie im Felde und Walde gesehen hatten. Der Genuß der Schlange hatte ihm die Fähigkeit verliehen, die Sprache der Thiere zu verstehen.

Nun trug es sich zu, daß gerade an diesem Tage der Königin ihr schönster Ring fort kam, und auf den vertrauten Diener, der überall Zugang hatte, der Verdacht fiel, er habe ihn gestohlen. Der König ließ ihn vor sich kommen, und drohte ihm unter heftigen Scheltworten: wenn er bis Morgen den Thäter nicht zu nennen wiße, so sollte er dafür angesehen und gerichtet werden. Es half nichts, daß er seine Unschuld beteuerte, er ward mit keinem beßern Bescheid entlaßen. In seiner Unruhe und Angst gieng er hinab in den Hof, und bedachte, wie er sich aus seiner Noth helfen könne. Da saßen die Enten an einem fließenden Waßer friedlich neben einander, ruhten sich, putzten sich mit ihren Schnäbeln glatt, und hielten ein vertrauliches Gespräch. Der Diener blieb stehen und hörte ihnen zu. Sie erzählten sich, wo sie heute Morgen alle herumgewackelt wären, und was für ein gutes Futter sie gefunden hätten; da sagte eine verdrießlich: „Mir liegt etwas schwer im Magen, ich habe einen Ring, der unter der Königin Fenster lag, in der Hast mit hinunter geschluckt.“ Da packte sie der Diener gleich beim Kragen, trug sie in die Küche, und sprach zum Koch: „Schlachte doch diese fette zuerst ab.“ „Ja,“ sagte der Koch, und wog sie in der Hand, „die hat schon lange darauf

gewartet und gibt einen guten Braten," und schnitt den Hals ab. Und als sie ausgenommen wurde, so fand sich der Ring der Königin in ihrem Magen. Der Diener konnte nun leicht vor dem Könige seine Unschuld beweisen, und da dieser sein Unrecht wieder gut machen wollte, erlaubte er ihm, sich eine Gnade auszubitten, und versprach ihm die größte Ehrenstelle, die er sich an seinem Hofe wünschte.

Der Diener schlug alles aus, und bat nur um ein Pferd und Reisegeld, denn er hatte Lust die Welt zu sehen und eine Weile darin herumzuziehen. Er machte sich auf den Weg, und kam eines Tages zu einem Teich, da bemerkte er drei Fische, die sich im Rohr gefangen hatten und nach Waßer schnappten. Da er die Thiersprache verstund, so hörte er, wie sie klagten, daß sie so elend umkommen müßten. Weil er ein mitleidiges Herz hatte, so stieg er vom Pferde ab, und setzte die drei Gefangenen wieder ins Waßer. Sie zappelten vor Freude und riefen ihrem Erretter zu: „Wir wollen dirs gedenken und dirs vergelten." Er ritt darauf weiter, und nach einem Weilchen kam es ihm vor, als hörte er zu seinen Füßen in dem Sand eine Stimme. Er horchte und vernahm, wie sich ein Ameisenkönig beklagte: „Wenn uns nur die Menschen mit den plumpen Thieren vom Leibe blieben! Da tritt mir das ungeschickte Pferd mit seinen schweren Hufen meine Leute ohne Barmherzigkeit nieder." Er lenkte auf einen Seitenweg ein, und der Ameisenkönig rief ihm zu: „Wir wollen dirs gedenken und dirs vergelten." Da führte ihn der Weg in einen Wald, und er sah zwei Rabeneltern, die stunden bei ihrem Nest und warfen ihre Jungen heraus. „Fort mit euch, ihr Galgenschwengel!" riefen sie, „wir können euch nicht mehr satt machen, ihr seid groß genug, und könnt euch selbst ernähren." Die armen Jungen lagen auf der Erde, flatterten und schlugen mit ihren Fittichen, und schrien: „Wir hilflosen Kinder, wir sollen uns ernähren, und können noch nicht fliegen! Uns bleibt nichts übrig, als hier Hungers zu sterben." Da stieg der gute Jüngling ab, tödtete das Pferd mit seinem Degen, und überließ es den jungen Raben zum Futter. Die kamen herbeigehüpft, sättigten sich und riefen: „Wir wollen dirs gedenken und dirs vergelten."

Er mußte jetzt zu Fuße weiter gehen, und als er lange Wege gegangen war, kam er in eine große Stadt. Da war großer Lärm und Gedränge in den Straßen, und kam einer zu Pferde und machte bekannt: die Königstochter suche einen Gemahl, wer sich aber um sie bewerben wolle, der müße eine schwere Aufgabe vollbringen, und könne er es nicht glücklich ausführen, so habe er sein Leben verwirkt. Viele hatten es schon versucht, aber vergeblich ihr Leben daran gesetzt. Der Jüngling, als er die Königstochter in ihrer großen Schönheit sah, vergaß alle Gefahr, trat vor den König, und meldete sich als Freier.

Er ward hinaus ans Meer geführt und vor seinen Augen ein goldener Ring hineingeworfen; dann ward ihm aufgegeben, den Ring aus dem Grunde herauszuholen, und ihm gedroht, wenn er ohne ihn wieder in die Höhe käme, so würde er aufs neue hinabgestürzt und müße in den Wellen umkommen. Alle bedauerten den schönen Jüngling und ließen ihn einsam am Meere zurück. Da stund er unentschloßen am Ufer, und überlegte, was er wohl thun sollte, als er auf einmal drei Fische daher schwimmen sah, und es waren keine andern als jene, welchen er das Leben gerettet hatte. Der mittelste hielt eine Muschel im Munde, die er an den Strand zu Füßen des Jünglings hinlegte, und als dieser sie aufhob und öffnete, so lag der Goldring darin. Voll Freude brachte er ihn dem Könige, und erwartete, daß er ihm dafür den verheißenen Lohn gewähren würde. Die stolze Königstochter aber, als sie vernahm, daß er ihr nicht ebenbürtig war, verschmähte ihn und verlangte, er solle erst eine zweite Aufgabe lösen. Sie gieng hinab in den Garten, und streute selbst zehn Säcke voll Hirsen ins Gras. „Die muß er morgen, eh die Sonne hervorkommt, aufgelesen haben," sprach sie, „und darf kein Körnchen fehlen." Vergeblich sann der Jüngling, wie er diese Forderung erfüllen könnte; er saß traurig im Garten, und erwartete, bei Anbruch des Morgens zum Tod geführt zu werden. Als aber die ersten Sonnenstrahlen in den Garten fielen, so sah er die zehn Säcke rund um gefüllt neben einander stehen, und kein Körnchen fehlte darin. Der Ameisenkönig war mit seinen viertausend Ameisen in der Nacht herangekommen, und die dankbaren Thiere hatten den Hirsen mit großer Emsigkeit aufgelesen und in die Säcke gesammelt. Die Königstochter kam selbst in den Garten herab und sah mit Verwunderung, daß der Jüngling vollbracht hatte, was ihm aufgegeben war. Aber sie konnte ihr stolzes Herz noch nicht bezwingen, und sprach: „Hat er auch die beiden Aufgaben gelöst, so soll er doch nicht eher mein Gemahl werden, bis er mir einen Apfel vom Baume des Lebens gebracht hat." Der Jüngling hätte aber niemals den Baum des Lebens gefunden, wenn die jungen Raben, um dankbar für ihre Erhaltung zu sein, sich seiner nicht angenommen hätten. Sie waren indessen groß geworden und waren ihrem Erretter nachgezogen, und als sie hörten, was die Königstochter forderte, flogen sie zu dem Baume des Lebens, und einer brachte im Schnabel einen Apfel, den er in die Hand des Jünglings fallen ließ. Er überreichte ihn der schönen Jungfrau, und da auch die letzte Bedingung erfüllt war, so blieb keine Ausrede mehr übrig. Sie ward seine Gemahlin, und als der alte König starb, erhielt er die Krone, und da sie den Apfel von dem Baume des Lebens gegeßen hatten, so erreichten sie in ungestörtem Glück ein hohes Alter.

134.

Chidher.

(Von Friedrich Rückert.)

Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei;
Ein Mann im Garten Früchte brach;
ich fragte, seit wann die Stadt hier sei?
Er sprach, und pflückte die Früchte fort:
Die Stadt steht ewig an diesem Ort,
und wird so stehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur der Stadt;
ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Herde weidete Laub und Blatt;
ich fragte: Wie lang ist die Stadt vorbei?
Er sprach, und blies auf dem Rohre fort:
Das eine wächst, wenn das andere dorrt,
das ist mein ewiger Weideort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
ein Schiffer warf die Netze frei;
Und als er ruhte vom schweren Zug,
fragt' ich, seit wann das Meer hier sei?
Er sprach, und lachte meinem Wort:
So lang als schäumen die Wellen dort,
fischt man und fischt man in diesem Port.

Und aber nach fünfhundert Jahren
kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich einen waldigen Raum,
und einen Mann in der Siedelei,
Er fällte mit der Axt den Baum;
ich fragte, wie alt der Wald hier sei?
Er sprach: der Wald ist ein ewiger Hort,
schon ewig wohn ich an diesem Ort,
und ewig wachsen die Bäume hier fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich eine Stadt, und laut
erschallte der Markt vom Volksgeschrei.
Ich fragte: Seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?
Sie schrien und hörten nicht mein Wort:
So gieng es ewig an diesem Ort,
und wird so gehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

135.

Der Hahn.

(Von H. O. Lenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. II. Seite 210 ff.)

Ein recht schöner, stolzer und kühner Hahn ist unter allen Vögeln der angenehmste. Hoch trägt er sein gekröntes Haupt, nach allen Seiten spähen seine feurigen Augen, unvermuthet überrascht ihn keine Gefahr und jeder möchte er Trotz bieten. Wehe jedem fremden Hahne, der es wagt, sich unter seine Hühner zu mischen, und wehe jedem Menschen, der sich erkühnt, in seiner Gegenwart ihm eine seiner Lieben zu rauben! Alle seine Gedanken

weiß er durch verschiedene Töne und verschiedene Stellungen des Körpers auszudrücken. Bald hört man ihn mit lauter Stimme seine Lieben rufen, wenn er ein Körnchen gefunden hat, denn er teilt mit ihnen jeden Fund; bald sieht man ihn in einem Eckchen kauern, wo er eifrig bemüht ist, ein Nestchen für die Henne zu bilden, die er vor allen liebt; jetzt zieht er an der Spitze seiner Schar, deren Beschützer und Führer er ist, hinaus ins Freie; aber kaum hat er hundert Schritte gethan, so hört er vom Stalle her den freudigen Ruf einer Henne, welche verkündet, daß sie ein Ei gelegt hat. Spornstreichs kehrt er zurück, begrüßt sie mit zärtlichen Blicken, stimmt in ihren Freudenruf ein und eilt dann in vollem Laufe dem ausgezogenen Heere nach, um sich wieder an dessen Spitze zu stellen. Die geringste Veränderung der Luft fühlt er, und verkündet sie durch sein lautes Krähen; mit lautem Krähen verkündet er den anbrechenden Morgen und weckt den fleißigen Landmann zu neuer Arbeit. Ist er auf eine Mauer oder ein Dach geflogen, so schlägt er die Flügel kräftig zusammen und kräht und scheint sagen zu wollen: „Hier bin ich Herr! wer wagts mit mir?“ Ist er von einem Menschen gejagt worden, so kräht er wieder aus Leibeskräften, und verhöhnt wenigstens den Feind, dem er nicht schaden kann.

Am schönsten entfaltet er seine ganze Pracht, wenn er früh Morgens, der langen Ruhe müde, das Hühnerhaus verläßt und vor demselben die ihm nachfolgenden Hühner freudig begrüßt; aber noch schöner und stolzer erscheint er in dem Augenblicke, wo das Geschrei eines fremden Hahnes seine Ohren trifft. Er horcht, senkt die Flügel, richtet sich kühn empor, schlägt mit den Flügeln, und fordert mit lautem Krähen zum Kampfe. Erblickt er den Feind, so rückt er ihm, sei er groß oder klein, muthig entgegen oder stürzt in vollem Laufe auf ihn zu. Jetzt treffen sie zusammen, die Halsfedern sind aufgerichtet und bilden einen Schild, die Augen sprühen Feuer, und jeder sucht den andern nieder zu schmettern, indem er mit aller Macht gegen ihn springt. Wer wird Sieger sein? Beide scheinen an Muth, an Kräften gleich. Jeder sucht ein höheres Plätzchen zu gewinnen, um von dort aus mit größerer Gewalt fechten zu können. Lange währt die Schlacht, aber immer kann sie nicht dauern. Die Kräfte nehmen ab; es tritt eine kurze Ruhe ein; mit gesenktem Haupte, zu Vertheidigung und Angriff jederzeit bereit, mit dem Schnabel Erdkrümchen aufpickend, als wollten sie den Feind dadurch verhöhnen, daß sie mitten im Kampfe sichs wohlschmecken laßen, stehen sie einander gegenüber. Jetzt kräht der eine mit schwankender Stimme, denn er ist noch außer Athem, und augenblicklich stürzt der andere wieder auf ihn los. Mit erneuerter Wuth treffen sie zusammen, sie kämpfen wie früher, aber endlich sind Füße und Flügel vor Mattigkeit zum Kampfe nicht mehr tauglich, da greifen sie zu der letzten und furchtbarsten Waffe.

Sie springen nicht mehr, aber hageldicht fallen die Schnabelhiebe nieder, und bald triefen die Köpfe vom Blute. Endlich verläßt den Feind der Muth; er wankt, er weicht zurück; jetzt kriegt er noch einen tüchtigen Hieb, und die heiße Schlacht ist entschieden: er flieht, sträubt die Nackenfedern empor, hebt die Flügel, senkt den Schwanz, sucht eine Ecke, macht sich klein, und grakelt wie eine Henne, denn, für eine Henne gehalten, glaubt er das Mitleid zu finden, welches er als Hahn nicht zu erwarten hat. Doch der Sieger ist durch kein Gegrakel zu bethören; er schöpft erst wieder Athem, schlägt mit den Flügeln, kräht und macht sich dann zur Verfolgung des Feindes auf, der sich nun nicht mehr wehrt, und wenn er auch unter den Hieben des ergrimmten Gegners sein Leben aushauchen sollte. Daß in der Regel der Haushahn mit größerem Muthe kämpft, ist natürlich, und selten wagt es der Besiegte, wenn er mit diesem denselben Hof bewohnen muß, sich künftig von neuem mit ihm zu meßen.

Will man Hähne haben, die sich mit einander vertragen, so thut man am besten, einen jungen beim alten, oder zwei junge zusammen aufzuziehen, obgleich auch dann meist heftige Verfolgungen nicht ausbleiben. Hat man einen alten Hahn, oder mehrere, und bekommt einen neuen, schöneren, den man mit jenen zugleich halten möchte, und zwar so, daß er die Oberherrschaft führt, so muß man letzteren ja nicht plötzlich hinlaufen laßen, so daß jene ihn sogleich überfallen können, sondern muß jene erst einen oder einige Tage wegsperren, und erst dann loslaßen, wenn dieser mit den Hühnern ganz bekannt und auf dem Hofe ganz einheimisch geworden ist; dennoch werden sie oft siegen, wenn man ihnen nicht die Flügel bindet und auch um die Füße über den Sporen ein loses Band zieht, welches ihnen beim Springen hinderlich ist.

Wie die Menschen, so sind auch die Hähne an Muth sehr verschieden. Es gibt feige, aber auch welche, die nicht nachgeben, so lange sie sich noch regen können. Hier nur ein Beispiel statt vieler. Als Kind hatte ich drei, zwar häßliche aber kampfbegierige junge Hähnchen aufgezogen, die ich übrigens nicht nach Belieben einsperren oder schlachten durfte. Nun kaufte ich mir ein größeres und schöneres Hähnchen, das ich zum Haushahn bestimmte, und das also, um seinen Muth zu erhöhen, sogleich auf dem Hofe herrschen sollte. Bei seiner überwiegenden Größe fürchtete ich nichts Böses, ließ es los; aber die drei kleinen Thierchen, welche ich einzeln nach und nach hervorließ, fielen es so wüthend an, daß trotz seiner Tapferkeit an keinen Sieg zu denken war. Ich fieng sie weg, nahm den schlimmsten vor, band ihm die Flügel fest zusammen, und ließ ihn wieder los. Half nichts, er focht nun desto wüthender und gefährlicher mit dem Schnabel. Ich band ihm auch die Beine zusammen, so daß er nicht stehen konnte, er focht liegend wieder mit großer Erbitterung, so daß ich ihn endlich nochmals vornahm, und ihm gar den Schnabel zuband. Jetzt wurde er von dem Gegner tüchtig

gerauft, ohne daß er sich wehren konnte; aber so oft ich einen Versuch machte, ihn von seinen Feßeln zu befreien, begann er doch jedesmal den Kampf wieder mit alter Hartnäckigkeit. Auch in der Art des Kampfes sind die Hähne verschieden; die meisten bedienen sich erst zuletzt des Schnabels, aber manche fangen gleich damit an, und ich habe einen gekannt, der gleich auf seinen Gegner losfuhr, ihn mit dem Schnabel fest packte, und wo möglich nicht eher losließ, als bis jener die Segel strich. So lange die Hähne nur mit Flügeln und Füßen kämpfen, thun sie sich sehr selten Schaden, obgleich es ausnahmsweise auch vorkommt, daß einem mit dem Sporn das Auge ausgestochen wird; sobald sie aber sich mit dem Schnabel zu hacken beginnen, sollte man sie gleich auseinander treiben.

136.

Räthsel.

Es ist nicht Fabel und nicht Wahn,
wenn ich dir sag von einem Hahn,
Der einen Stein im Munde trägt,
womit er Blitz und Donner schlägt.

137.

Der Vogel am Nest.

(Fabel, von W. Hey.)

Ach Rabe, ich bitt dich so sehr ich kann:
rühre mein kleines Nest nicht an,
O sieh nicht mit deinen Blicken hin!
es liegen ja meine Kinder drin,
Die werden erschrecken und ängstlich schrein,
wenn du schaust mit den großen Augen hinein.

Wohl sähe der Knabe das Nestchen gern,
doch stund er behutsam still von fern.
Da kam der arme Vogel zur Ruh,
flog hin und deckte die Kleinen zu,
Und sah so freundlich den Knaben an:
hab Dank, daß du ihnen kein Leid gethan!

138.

Die sieben Stäbe.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. Nr. 68.)

Ein Bauersmann hatte sieben Söhne, die öfter mit einander uneins waren. Ueber dem Zanken und Streiten versäumten sie die Arbeit. Ja, einige böse Menschen machten sich diese Uneinigkeit zu Nutzen, und trachteten, die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr väterliches Erbteil zu bringen.

Da ließ der Vater eines Tages alle sieben Söhne zusammen kommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammen gebunden waren, und

sagte: Dem, der diesen Bündel Stäbe abbricht, zahle ich hundert große Thaler baar.

Einer nach dem andern strengte lange seine Kräfte an, und jeder sagte am Ende: Es ist gar nicht möglich!

Und doch, sagte der Vater, ist nichts leichter! Er löste den Bündel auf und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe! Ei! riefen die Söhne, so ist es freilich leicht, so könnte es ein kleiner Knabe!

Der Vater sprach: Wie es mit diesen Stäben ist, so ist es mit euch, meine Söhne! so lang ihr fest zusammen haltet, werdet ihr bestehen und Niemand wird euch überwältigen können. Bleibt aber das Band der Eintracht, das euch verbinden sollte, aufgelöst, so wird es euch gehen, wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umherliegen.

Das Haus, wo Zwietracht herscht, zerfällt,
nur Einigkeit erhält die Welt.

139.

Ehrlichkeit und Dankbarkeit eines Juden.

(Aus W. Sterns drittem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

Ein Jude, Namens Isaak zu K., ernährte sich lange Zeit vom Handel mit alten Kleidern, wobei er oft kaum das tägliche Brot verdiente. Doch dankte er seinem Gott, daß er ihm wenigstens dieses gab, und war in seiner Dürftigkeit zufrieden.

Aber nun starben ihm schnell hinter einander zwei Kinder, und er mußte, um sie begraben zu laßen, fast alle seine Habseligkeiten verkaufen. Zudem wurde seine Frau krank, mit der er zwanzig Jahre in Frieden gelebt hatte, und da er sie selbst pflegen mußte, so konnte er seinen kleinen Handel nicht abwarten und Wenig oder gar Nichts verdienen. Mehr als einmal gieng er hungrig zu Bette, ohne zu wißen, wo am künftigen Tage einige Groschen zu Brot und Arznei herkommen sollten.

Er wandte sich an seine wohlhabenden Glaubensgenoßen, und stellte ihnen seine Noth vor, aber er wurde hart abgewiesen. Nicht beßer gieng es ihm bei verschiedenen Christen. Doch trug er sein Schicksal mit Geduld, und vertraute auf den Gott, welcher die Unglücklichen hört.

Eines Tages, da es ihm auch an Brot fehlte, und er betrübten Herzens über die Straße gieng, rief ihn ein junger Herr zu sich, und bot ihm einige abgelegte Kleidungsstücke zum Verkaufe an. Sie waren bald des Handels eins. Da Isaak aber kein Geld hatte, so bat er, ihm die Sachen aufzuheben, bis er wiederkomme, und gieng zu seinen Bekannten, sie um einen Vorschuß anzusprechen. Aber es war vergeblich. Er mußte also zu dem

jungen Herrn zurückkehren und ihm sagen, daß er die Kleidungsstücke nicht kaufen könne.

Dieser kannte den Juden als einen ehrlichen Mann, und erbot sich, ihm den Betrag des Geldes zu borgen. Der arme Isaak dankte herzlich für dieses Zutrauen, und trug die Sachen nach Hause.

Hier untersuchte er nochmals, was daraus zu lösen sein möchte. Indem er ein Paar Beinkleider genau ansah, fühlte er zwischen dem Oberzeuge und dem Futter etwas Hartes. Er löfete das Futter ab, und siehe, es waren drei Friedrichsd'or, die durch ein Loch in der Tasche heruntergefallen waren.

Schnell gieng er mit dem Funde zu dem jungen Herrn zurück. Dieser erstaunte über die Ehrlichkeit, welche bei so sichtbarer Armut doch kein ungerechtes Gut behalten wollte. Er drückte ihm die Hand und sagte: „Höre, lieber Isaak, ich besinne mich, daß mir das Geld vor Jahr und Tag fortgekommen ist. Ich glaubte, es verloren zu haben, und dachte schon längst nicht mehr daran. Es soll dein sein, weil du so ehrlich bist, und die Kleider schenke ich dir auch."

Isaak war durch dieses gütige Anerbieten sehr gerührt, machte aber Schwierigkeiten, das Geld anzunehmen, weil es ihm dünkte, als solle damit seine Ehrlichkeit bezahlt werden. Der gutmüthige Herr redete ihm jedoch zu, daß er es als ein Geschenk von Gott betrachten müße, um sein krankes Weib dafür zu pflegen, und sich selbst seine Lage zu erleichtern. So ließ es Isaak sich aufdringen, und gieng mit hundertfältigem Danke gegen Gott und seinen Wohlthäter nach Hause.

Er hatte das Glück, seine Frau wieder hergestellt zu sehen; auch sein kleiner Handel erweiterte sich, und nach einigen Jahren lebte er in einer Art Wohlstand. Da gedachte er an seinen Wohlthäter. Er ließ ihm eine silberne Rauchtabaksdose machen, worauf die Worte stunden:

Aus Dankbarkeit vom armen Isaak.

Der edelmüthige Herr nahm dieses Geschenk sehr hoch auf, und erzählte bei gegebenem Anlaße gern das schöne Beispiel von hoher Ehrlichkeit.

140.

Der Kranz der Frommen.

(Von Simon Dach.)

Der Lilien farbenreiche Pracht,
die Zier der Tulipan und Nelken
Muß oft vor Abends noch verwelken,
wie schön sie uns auch angelacht:
Der ewig grüne Kranz der Frommen
wird nie um seinen Zierrath kommen.

141.

Des Rudi Mutter stirbt.

(Von Pestalozzi. Lienhard und Gertrud. Dritte Aufl. I. Seite 76 ff.)

Der Hübelrudi saß eben bei seinen vier Kindern. Vor drei Monaten war ihm seine Frau gestorben, und jetzt lag seine Mutter sterbend auf einem Strohsack und sagte zu Rudi:

Suche mir doch Nachmittag etwas Laub in meine Decke, ich friere.

O Mutter! sobald das Feuer im Ofen verloschen sein wird, will ich gehen.

Die Mutter. Hast du auch noch Holz, Rudi? Ich denke wohl, nein; du kannst nicht in den Wald von mir und den Kindern weg. O Rudi! ach, ich bin dir zur Last.

Rudi. O Mutter, Mutter! sag doch das nicht, du bist mir nicht zur Last. Mein Gott! mein Gott! Könnte ich dir nur auch, was du nöthig hast, geben. — Du dürstest, du hungerst, und klagst nicht. Das geht mir ans Herz, Mutter!

Die Mutter. Gräme dich nicht, Rudi! Meine Schmerzen sind, Gott Lob! nicht groß; und Gott wird bald helfen, und mein Segen wird dir lohnen, was du mir thust.

Rudi. O Mutter, noch nie that mir meine Armut so wehe, als jetzt, da ich dir nichts geben und nichts thun kann. Ach Gott! so krank und elend leidest du, und trägst meinen Mangel.

Die Mutter. Wenn man seinem Ende nahe ist, so braucht man wenig mehr auf Erden, und was man braucht, gibt der Vater im Himmel. Ich danke ihm, Rudi; er stärkt mich in meiner nahen Stunde.

Rudi (in Thränen). Meinst du denn, Mutter! du erholest dich nicht wieder?

Die Mutter. Nein, Rudi! Gewis nicht.

Rudi. O mein Gott!

Die Mutter. Tröste dich! Rudi; ich geh ins beßere Leben.

Rudi (schluchzend). O Gott!

Die Mutter. Tröste dich, Rudi! Du warst die Freude meiner Jugend, und der Trost meines Alters. Und nun danke ich Gott! Deine Hände werden jetzt bald meine Augen schließen. Dann werde ich zu Gott kommen, und ich will für dich beten, und es wird dir wohl gehen ewiglich. Denk an mich, Rudi. Alles Leiden und aller Jammer dieses Lebens, wenn sie überstanden sind, machen einem nur wohl. Mich tröstet und mir ist wie heilig alles, was ich überstanden habe, so gut als alle Lust und Freude des Lebens. Ich danke Gott für diese frohe Erquickung der Tage meiner Kindheit; aber wenn die

Frucht des Lebens im Herbst reifet, und wenn der Baum sich zum Schlafe des Winters entblättert, dann ist das Leiden des Lebens ihm heilig, und die Freuden des Lebens sind ihm nur ein Traum. Denk an mich, Rudi! Es wird dir wohl gehen bei all deinem Leiden.

Rudi. O Mutter! Liebe Mutter!

Die Mutter. Aber jetzt noch eins, Rudi!

Rudi. Was, Mutter?

Die Mutter. Es liegt mir seit gestern wie ein Stein auf dem Herzen. Ich muß dirs sagen.

Rudi. Was ists denn, liebe Mutter?

Die Mutter. Ich sah gestern, daß sich der Rudeli hinter meinem Bette versteckte, und gebratene Erdäpfel aus seinem Sack aß. Er gab auch seinen Geschwistern, und auch sie aßen verstohlen. Rudi! Diese Erdäpfel sind nicht unser; sonst würde der Junge sie auf den Tisch geworfen, und seinen Schwestern laut gerufen haben, ach! er würde auch mir einen gebracht haben, wie ers tausendmal that. Es gieng mir allemal ans Herz, wenn er mit etwas in Händen zu mir sprang, und so herzlich zu mir sagte: Iß auch, Großmutter! O Rudi, wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte. O Rudi! wie mir dieser Gedanke seit gestern so schwer macht! Wo ist er? Bring mir ihn, ich will mit ihm reden.

Rudi. O ich Elender! (Er läuft geschwind, suchte den Knaben und bringt ihn der Mutter ans Bett.)

Die Mutter setzt sich mühselig zum letztenmal auf, kehrt sich gegen den Knaben, nimmt seine beiden Hände in ihre Arme und senkt das schwache sterbende Haupt hinab auf den Knaben. Der Kleine weint laut — Großmutter! Was willst du? Du stirbst doch nicht — ach stirb doch nicht, Großmutter! Sie antwortete gebrochen: Ja Rudeli! ich werde gewis bald sterben. Jesus! ach mein Gott! stirb doch nicht, Großmutter, sagte der Kleine. Die Kranke verliert den Athem und muß sich niederlegen. Der Knabe und sein Vater zerfließen in Thränen. — Sie erholt sich aber bald wieder und sagt: Es ist mir schon wieder beßer, da ich jetzt liege. — Und der Rudeli: Du stirbst doch jetzt nicht mehr, Großmutter!

Die Mutter. Thu doch nicht so, du Lieber! ich sterbe ja gern; und werde dann auch zu einem lieben Vater kommen. Wenn du wüßtest, Rudeli! wie es mich freut, daß ich bald zu ihm kommen soll, du würdest dich nicht so betrüben.

Rudeli. Ich will mit dir sterben, Großmutter, wenn du stirbst.

Die Mutter. Nein, Rudeli! du wirst nicht mit mir sterben, du wirst, wills Gott, noch lange leben und brav werden; und wenn einst dein Vater alt und schwach sein wird, seine Hilfe und sein Trost sein. Gelt, Rudeli!

du willst ihm folgen und brav werden und recht thun? Versprich mirs, du Lieber!

Rudeli. Ja, Großmutter! ich will gewis recht thun und ihm folgen.

Die Mutter. Rudeli! der Vater, zu dem ich jetzt bald kommen werde, sieht und hört alles, was wir thun und was wir versprechen! Gelt, Rudeli! du weißt das? und du glaubst es?

Rudeli. Ja, Großmutter! ich weiß es, und glaube es.

Die Mutter. Aber warum hast du denn doch gestern hinter meinem Bette verstohlen Erdäpfel gegeßen?

Rudeli. Verzeih mirs doch, Großmutter! ich wills nicht mehr thun. Verzeih mirs doch, ich wills gewis nicht mehr thun, Großmutter!

Die Mutter. Hast du sie gestohlen?

Rudeli (schluchzend). Ja ja, Großmutter!

Die Mutter. Wem hast du sie gestohlen?

Rudeli. Dem Mäu- Mäu- Mäurer.

Die Mutter. Du mußt zu ihm gehen, Rudeli! und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Rudeli. Großmutter! um Gotteswillen, ich darf nicht!

Die Mutter. Du mußt, Rudeli! damit du es ein andermal nicht mehr thust. Ohne Widerrede mußt du gehen! Und um Gottes willen, mein Lieber! wenn dich schon hungert, nimm doch nichts mehr. Gott verläßt niemand; er gibt allemal wieder — O Rudeli! wenn dich schon hungert, wenn du schon nichts hast und nichts weißt, traue auf deinen lieben Gott, und stiehl nicht mehr.

Rudeli. Großmutter, Großmutter! ich will gewis nicht mehr stehlen, wenn mich schon hungert; ich will nicht mehr stehlen.

Die Mutter. Nun, so segne dich denn mein Gott! auf den ich hoffe — und er bewahre dich, du Lieber! Sie drückt ihn an ihr Herz, weinet und sagt dann: Du mußt jetzt zum Mäurer gehen und ihn um Verzeihung bitten. Rudi! geh doch auch mit ihm — und sag des Mäurers, daß auch ich sie um Verzeihung bitte, und daß es mir leid sei, daß ich ihnen die Erdäpfel nicht wieder zurückgeben könne — sag ihnen, ich wolle Gott für sie bitten, daß er ihnen ihr Uebriges segne — Es thut mir so wehe — Sie haben das Ihrige auch so nöthig — und wenn die Frau nicht so Tag und Nacht arbeitete, sie könnten bei ihrer großen Haushaltung fast nicht durchkommen. Rudi! du arbeitest ihm gern ein paar Tage dafür, daß er das Seinige wieder erhalte.

Rudi. Ach mein Gott! von Herzen gern, meine liebe Mutter!

Da er eben das sagte, klopfte der Vogt ans Fenster.

Und die Kranke erkannte ihn an seinem Husten, und sagte: O Gott! Rudi! es ist der Vogt! Gewis sind das Brot und der Butter, wovon du mir Suppen kochest, noch nicht bezahlt.

Rudi. Um Gottes Willen, bekümmere dich nicht, Mutter! Es ist nichts daran gelegen. Ich will ihm arbeiten und in der Ernte schneiden, was er will.

Ach! er wartet dir nicht, sagt die Mutter, und der Rudi geht aus der Stube zum Vogt. Die Kranke aber seufzet bei sich selber, und sagt: Seit unserm Handel, Gott verzeih ihn dem armen verblendeten Tropf! ist mir immer ein Stich ins Herz gegangen, wenn ich ihn sah. — Ach Gott! und in meiner nahen Stunde muß er noch vor mein Fenster kommen und husten — Es ist Gottes Wille, daß ich ihm ganz, daß ich ihm jetzt verzeihe, und den letzten Groll überwinde, und für seine Seele bete. Ich will es thun. Gott, du leitetest den Handel! Verzeih ihm. Vater im Himmel! Verzeih ihm.

Sie hört jetzt den Vogt laut reden, erschrickt und sagt: Ach Gott, er ist zornig! O du armer Rudi! Du kommst um meinetwillen unter seine Hände. Sie hört ihn noch einmal reden, und sinkt in Ohnmacht.

Der Rudeli springt aus der Stube zum Vater und ruft ihm: Vater! Komm doch, komm doch! die Großmutter ist, glaub ich, todt. Der Rudi antwortete: Herr Jesus! Vogt, ich muß in die Stube. Und der Vogt: Ja, es thut Noth: das Unglück wird gar groß sein, wenn die Hexe einmal todt sein wird. Der Rudi hörte nicht, was er sagte, und war schnell in der Stube. Die Kranke erholte sich bald wieder, und wie sie die Augen öffnete, sagte sie: Er war zornig Rudi? Er will dir gewis nicht warten.

Rudi. Nein Mutter! es ist etwas recht Gutes. Aber hast du dich auch wieder recht erholet?

Ja, sagt die Mutter, sieht ihn ernsthaft und wehmüthig an. Was Gutes kann dieser bringen? Was sagst du? willst du mich trösten, und allein leiden? Er hat dir gedrohet!

Rudi. Nein, weiß Gott, Mutter! Er hat mir angesagt, ich sei Taglöhner beim Kirchbau; und der Junker zahle einem des Tages fünfundzwanzig Kreuzer.

Die Mutter. Herr Gott! ist das auch wahr?

Rudi. Ja gewis, Mutter! und es ist da mehr als für ein ganzes Jahr Arbeit.

Die Mutter. Nun, ich sterbe leichter, Rudi! Du bist gut, mein lieber Gott. Sei doch bis an ihr Ende ihr guter Gott! Und Rudi, glaubs doch ewig fest: Je größer Noth, je näher Gott.

Sie schwieg jetzt eine Weile; dann sagte sie wieder: Ich glaube, es sei mit mir aus — Mein Athem nimmt alle Augenblicke ab — Wir müßen scheiden, Rudi, ich will Abschied nehmen.

Der Rudi bebt, zittert, nimmt seine Kappe ab, fällt auf seine Knie, vor

dem Bette seiner Mutter, faltet seine Hände, hebt seine Augen gen Himmel, und kann vor Thränen und Schluchzen nicht reden.

Dann sagt die Mutter: faße Muth, Rudi! zu hoffen aufs ewige Leben, wo wir uns wieder sehen werden. Der Tod ist ein Augenblick, der vorübergeht; ich fürcht ihn nicht. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und daß er, mein Erretter, wird über meinem Staub stehen; und nachdem sich meine Haut wiederum wird über das Gebein gezogen haben, alsdann werde ich in meinem Fleische Gott sehen. Meine Augen werden ihn sehen, und nicht eines andern.

Der Rudi hatte sich jetzt wieder erholt, und sagte: So gib mir deinen Segen, Mutter! Wills Gott, komm ich dir auch bald nach ins ewige Leben.

Und dann die Mutter: Erhöre mich, Vater im Himmel! und gib deinen Segen meinem Kinde — meinem Kinde, dem Einigen, so du mir gegeben hast, und das mir so innig lieb ist — Rudi! mein Gott und mein Erlöser sei mit dir; und wie er Isaak und Jakob um ihres Vaters Abrahams willen Gutes gethan hat, ach! so möge er auch, um meines Segens willen, dir Gutes thun die Fülle, daß dein Herz sich wieder erfreue und frohlocke, und seinen Namen preise.

Höre mich jetzt, Rudi! und thue, was ich sage. Lehre deine Kinder Ordnung und Fleiß, daß sie in der Armut nicht verlegen, unordentlich und liederlich werden. Lehre sie auf Gott im Himmel trauen und bauen, und Geschwister aneinander bleiben in Freude und Leid; so wird ihnen auch in ihrer Armut wohlgehen.

Verzeih auch dem Vogt, und wenn ich todt und begraben sein werde, so geh zu ihm hin, und sage ihm: ich sei mit einem versöhnten Herzen gegen ihn gestorben; und wenn Gott meine Bitte erhört, so werde es ihm wohlgehen, und er werde noch zur Erkenntnis seiner selbst kommen, ehe er von hinnen scheiden werde.

Nach einer Weile sagte dann die Mutter wieder: Rudi! Gib mir meine zwo Bibeln, mein Gebetbuch und eine Schrift, die unter meinem Halstuche in einem Schächtelchen liegt. Und Rudi stund von seinen Knien auf, und brachte alles der Mutter. Da sagte sie: Bring mir jetzt auch die Kinder alle. Er brachte sie vom Tische, wo sie saßen und weinten, zu ihrem Bette. Und auch diese fielen auf ihre Knie vor dem Bette der Mutter. Da sagte sie zu ihnen: Weinet nicht so, ihr Lieben! Euer Vater im Himmel wird euch erhalten, und euch segnen. Ihr waret mir lieb, ihr Teuren! und es thut mir weh, daß ich euch so arm und ohne Mutter verlaßen muß. Aber hoffet auf Gott, und trauet auf ihn in allem, was euch begegnen wird; so werdet ihr an ihm immer mehr als Vaterhilfe und

Muttertreue finden. Denket an mich, ihr Lieben! ich hinterlaße euch zwar nichts; aber ihr waret mir lieb, und ich weiß, daß ich euch auch lieb bin.

Da meine Bibeln und mein Gebetbuch sind fast alles, was ich noch habe: aber haltet es nicht gering, Kinder! Es war in meinem schweren Leben mir tausendmal Trost und Erquickung. Laßet Gottes Wort euch euren Trost sein, Kinder! und eure Freude; und liebet einander, und helfet und rathet einander, so lang ihr leben werdet; und seid aufrichtig, treu, liebreich und gefällig gegen alle Menschen, so wirds euch wohl gehen im Leben.

Und du Rudi! behalte dem Bethelt die größere, und dem Rudeli die kleinere Bibel, und dem Kleinen die zwei Betbücher zum Angedenken von mir. Ach, dir habe ich keines, Rudi! Aber du hast keines nöthig: du vergißest meiner nicht.

Dann ruft sie noch einmal dem Rudeli: Gib mir deine Hand, du Lieber! Gelt, du nimmst doch niemand nichts mehr?

Nein doch auch, Großmutter! glaub mirs doch auch: ich werde gewis Niemand nichts nehmen, sagte der Rudeli mit heißen Thränen.

Nun, ich will dirs glauben, und zu Gott für dich beten, sagte die Mutter. Sieh Lieber! da geb ich deinem Vater ein Papier, das mir der Herr Pfarrer gab, bei dem ich diente. Wenn du älter sein wirst, so lies es, und denk an mich, und sei fromm und treu.

Es war ein Zeugnis von dem verstorbenen Pfarrer in Eichstätten, daß die kranke Katharine zehn Jahre bei ihm gedient, und ihm so zu sagen geholfen hätte, seine Kinder erziehen, nachdem seine Frau ihm gestorben war; daß der Katharine alles anvertraut gewesen sei, und daß sie alles wohl so sorgfältig, als seine Frau sel., regiert habe. Der Pfarrer dankt ihr darum, und sagt: daß sie wie eine Mutter an seinen Kindern gehandelt habe; und daß er in seinem Leben nicht vergeßen werde, was sie in seinem Witwenstande an ihm gethan habe. Sie hatte auch wirklich ein beträchtliches Stück Geld in diesem Dienste erworben, und solches ihrem seligen Manne an die Matte gegeben, die der Vogt ihnen hernach wieder abprozessirt hatte.

Nachdem sie dem Rudi dieses Papier gegeben hatte, sagte sie ferner: Es sind noch zwei gute Hemder da. Gib mir keines von diesen ins Grab; das, so ich trage, ist recht.

Und meinen Rock und meine zwei Fürtücher laß, sobald ich todt sein werde, den Kindern verschneiden.

Und dann sagte sie bald darauf: Sieh doch sorgfältig zum Betheli, Rudi! es ist wieder so flüßig.* Halt die Kinder doch immer rein mit

* Zu Kopfelterungen geneigt.

Waſchen und Strehlen,* und ſuche ihnen doch alle Jahre Ehrenpreis und Hollunder, ihr Geblüt zu verbeßern; ſie ſind ſo verderbt. Wenn dus immer kannſt, ſo thue doch ihnen eine Geiß zu den Sommer durch, das Betheli kann ſie jetzt hüten. — Du dauerſt mich, daß du ſo alleine biſt; aber faße Muth, und thue was du kannſt. Der Verdienſt an dem Kirchbau erleichtert dich jetzt auch wieder. Ich danke Gott auch für dieſes.

Die Mutter ſchwieg jetzt — und der Vater und die Kinder blieben noch eine Weile auf ihren Knien, und der Vater und die Kinder beteten alle Gebete, die ſie konnten. Dann ſtunden ſie auf von ihren Knieen, und Rudi ſagte zu der Mutter: Mutter, ich will dir jetzt auch Laub in die Decke holen. Sie antwortete: Das hat jetzt nicht Eil, Rudi! Es iſt, Gott Lob! jetzt wärmer in der Stube; und du mußt mit dem Kleinen jetzt zum Mäurer.

Und der Rudi winkt dem Betheli aus der Stube, und ſagt: Gib auf die Großmutter Acht; wenn ihr etwas begegnet, ſo ſchick das Anneli mir nach: ich werde bei des Mäurers ſein.

Und nahm dann den Kleinen an die Hand, und gieng mit ihm. Gertrud war allein bei Hauſe, als ſie kamen, und ſah bald, daß der Vater und der Knabe Thränen in den Augen hatten. Was willſt du, Nachbar Rudi? Warum weineſt du? warum weint der Kleine? fragte ſie liebreich, und bot dem Kleinen die Hand.

Ach Gertrud! Ich bin im Unglück, antwortete Rudi — ich muß zu dir kommen, weil der Rudeli euch etliche Mal aus eurer Grube Erdäpfel genommen hat. Die Großmutter hats geſtern gemerkt; und er hats ihr bekennt. — Verzeih es uns, Gertrud! Die Großmutter iſt auf dem Todbette. Ach, mein Gott! ſie hat ſo eben Abſchied von uns genommen. Ich weiß vor Angſt und Sorge nicht, was ich ſage. Gertrud! Sie läßt dich auch um Verzeihung bitten. Es iſt mir leid, ich kann ſie dir jetzt nicht zurückgeben; aber ich will gern ein paar Tage kommen, dafür zu arbeiten. Verzeihs uns! Der Knabe hats aus dringendem Hunger gethan.

Gertrud. Schweig einmal hievon, Rudi! Und du, lieber Kleiner! komm, verſprich mir, daß du Niemand nichts mehr nehmen willſt. Sie küſt ihn, und ſagt: Du haſt eine brave Großmutter, werde doch auch ſo fromm und brav wie ſie.

Rudeli. Verzeih mir, Frau! ich will, weiß Gott! nicht mehr ſtehlen.

Gertrud. Nein, Kind! thue es nicht mehr; du weißt jetzt noch nicht, wie elend und unglücklich alle Diebe werden. Thu es doch nicht mehr! Und wenn dich hungert, komm lieber zu mir und ſag es mir; wenn ich kann, ich will dir etwas geben.

---

* Kämmen.

Rudi. Ich danke Gott, daß ich jetzt bei der Kirche zu verdienen habe, und hoffe, der Hunger werde ihn nun nicht mehr so bald zu so etwas verleiten.

Gertrud. Es hat mich und meinen Mann gefreut, daß der Junker mit dem Verdienst auch an dich gedacht hat.

Rudi. Ach! es freuet mich, daß die Mutter noch den Trost erlebt hat. Sage doch deinem Mann, ich wolle ihm ehrlich und treu arbeiten, früh und spät sein; und ich wolle mir die Erdäpfel doch herzlich gern am Lohn abziehen laßen.

Gertrud. Von dem ist keine Rede, Rudi! Mein Mann thut das gewis nicht. Wir sind, Gott Lob! durch den Bau jetzt auch erleichtert. Rudi! ich will mit dir zu deiner Mutter gehen, wenn es so schlimm ist.

Sie füllt dem Rudeli seinen Sack mit dürrem Obst — sagt ihm noch einmal: Du Lieber! nimm doch Niemand nichts mehr; und geht dann mit dem Rudi zu seiner Mutter. Und als er unter einem Nußbaum Laub zusammen las, die Decke ihres Betts beßer zu füllen, half ihm Gertrud Laub auffammeln, und dann eilten sie zu ihr hin. Gertrud grüßte die Kranke, nahm ihre Hand und weinte. Du weineſt, Gertrud! sagte die Großmutter; wir sollten weinen. Hast du uns verziehen?

Gertrud. Ach! was verziehen. Kathrine! Eure Noth geht mir zu Herzen, und mehr noch deine Güte und deine Sorgfalt. Gott wird deine Treue und deine Sorgfalt gewis noch an den Deinen segnen, du Gute!

Kathrine. Hast du uns verziehen, Gertrud?

Gertrud. Schweig doch hievon Kathrine! Ich wollte, ich könnte dich in etwas in deiner Krankheit erleichtern.

Kathrine. Du bist gut, Gertrud! Ich danke dir; aber Gott wird bald helfen — Rudeli! hast du sie um Verzeihung gebeten? Hat sie dirs verziehen?

Rudeli. Ja, Großmutter! sieh doch, wie gut sie ist. (Er zeigt ihr den Sack voll dürrem Obst.)

Wie ich schlummere, sagte die Großmutter. Hast du sie auch recht um Verzeihung gebeten?

Rudeli. Ja, Großmutter. Es war mir gewis Ernst.

Kathrine. Es übernimmt mich ein Schlummer, und es dunkelt vor meinen Augen. — Ich muß eilen, Gertrud! sagte sie leise und gebrochen — Ich wollte dich noch etwas bitten; aber darf ich? Dieses unglückliche Kind hat dir gestohlen — darf ich dich noch bitten, Gertrud — wenn — — ich todt sein — — — diesen armen verlaße-nen Kindern — — sie sind so verlaßen — — Sie streckt die Hand aus — (die Augen sind schon zu) darf ich — — hoffen — — folg ihr — — Rud — — — Sie verschied, ohne ausreden zu können.

Der Rudi glaubte, sie sei nur entschlafen, und sagte den Kindern: Rede keins ein Wort, sie schläft. Wenn sie sich auch wieder erholte! Gertrud aber vermuthete, daß es der Tod sei, und sagte es dem Rudi. Wie jetzt dieser und wie alle Kleinen die Hände zusammenschlugen und trostlos waren, das kann ich nicht beschreiben — Leser — laß mich schweigen und weinen; denn es geht mir ans Herz — wie die Menschheit im Staube der Erden zur Unsterblichkeit reifet, und wie sie im Prunk und Tand der Erden unreif verwelket.

Wäge doch, Menschheit! wäge doch den Werth des Lebens auf dem Todbette des Menschen — — und du, der du den Armen verachtest, bemitleidest, und nicht kennest — sage mir, ob der also sterben kann, der unglücklich gelebt hat? Aber ich schweige; ich will euch nicht lehren, Menschen! Ich hätte nur dieß gern, daß ihr selber die Augen aufthätet, und selbst umsähet, wie Glück und Unglück, Segen und Unsegen in der Welt ist.

Gertrud tröstete den armen Rudi, und sagte ihm noch den letzten Wunsch der edlen Mutter, den er in seinem Jammer nicht gehört hatte. Der Rudi nimmt treuherzig ihre Hand — Wie mich die liebe Mutter reuet! wie sie so gut war! Gertrud! gelt, du willst auch an ihre Bitte denken?

Gertrud. Ich müßte ein Herz haben wie Stein, wenn ichs vergeßen könnte. Ich will an deinen Kindern thun, was ich kann.

Rudi. Ach! Gott wird dirs vergelten, was du an uns thun wirst.

Gertrud kehrte sich gegen das Fenster, wischt ihre Thränen vom Angesicht, hebt ihre Augen gen Himmel, seufzet, nimmt dann den Rudeli und seine Geschwister, eins nach dem andern mit warmen Thränen, besorgt die Todte zum Grabe, und geht erst, nachdem sie alles, was nöthig war, gethan hatte, wieder in ihre Hütte.

142.

An das gestorbene Schwesterlein.

(Von Friedrich Rückert.)

Du bist vergangen, eh ichs gedacht,
wie eine Blume verblüht über Nacht,

Es sprüht umsonst der frühe Thau,
wie auf dich meine Thränen lau.

Wie eine Blum über Nacht verblüht,
auf die umsonst der Frühthau sprüht.

Es sprühen meine Thränen lau auf dich
und du bist nicht erwacht für mich!

Und du bist nicht für mich erwacht,
meine Blume, verblüht über Nacht!

143.

Abendgebet.

(Von Ernst Moritz Arndt.)

Der muntre Tag ist wieder still,
und Alles schlafen gehen will,
Das Wild auf weichen Mooses Flaum,
der Vogel auf den grünen Baum,
Der Mensch in seine stille Kammer,
zu ruhen aus von Müh und Jammer.

Doch tritt er aus der Hütten Thür
zuvor noch in die Nacht herfür,
Sich christlich erst bereiten muß
mit Liebesdank und Liebesgruß,
Muß sehen wie die Sterne blinken,
und noch den Odem Gottes trinken.

Du, der von Oben Wache hält,
du milder Vater aller Welt,
Vernimm mein stammelndes Gebet,
das zu den hellen Sternen geht,
Wollst mich von deinen Sonnenkreißen
im rechten Beten unterweisen.

Ich war den Tag in deiner Hut,
behüt auch heint* mich, Vater gut,
Durch deine milde Gütigkeit
vorm bösen Feind und seinem Neid;
Denn was den Leib mir mag befallen,
das ist das kleinste Leid von allen.

O sende von dem Stralenschein
den liebsten Engel zu mir ein,
Als Friedensboten unters Dach,
als Wächter in mein Schlafgemach,
Daß alle Sinne und Gedanken
sich fest um deinen Himmel ranken.

Dann geht der Tag so lustig fort,
dann ist die Nacht ein Liebeswort,
Dann ist der Morgen Engelgruß,
daß alles Böse weichen muß,
Und wir hienieden schon auf Erden
wie lichte Kinder Gottes werden.

Und fällt der letzte Abendschein
einst in das müde Aug hinein,
Sehnt meine Seele sich hinauf
zum ewig selgen Sonnenlauf,
So werden alle Engel kommen,
mich heimzuholen zu den Frommen.

144.

Ein gutes Rezept.

(Von J. P. Hebel. Schatzkästlein, 1827. Seite 244 ff.)

In Wien der Kaiser Joseph war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie Jedermann weiß; aber nicht alle Leute wißen, wie er einmal der Doktor gewesen ist, und eine arme Frau kuriert hat. Eine arme kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind, hol mir einen Doktor, sonst kann ichs nimmer aushalten vor Schmerzen.“ Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten, aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen,

* Heint bedeutet: diese Nacht.

die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war, oder heim, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser war, und dachte: Ich wills versuchen. „Gnädiger Herr," sagte er, „wolltet ihr mir nicht einen Gulden schenken, seid so barmherzig!" Der Kaiser dachte: „Der faßts kurz, und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln." „Thuts ein Cäsperlein oder zwei Zwanziger nicht auch?" fragte ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein," und offenbarte ihm, wozu er das Geld benöthigt sei. Also gab ihm der Kaiser den Gulden, und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heiße, und wo sie wohne, und während das Büblein zum dritten Doktor springt, und die kranke Frau daheim betet, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlaßen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und es sah recht leer und betrübt darin aus, meint sie, es sei der Doktor, und erzählt ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sei, und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will euch dann jetzt ein Rezept verschreiben," und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug sei. Also schrieb er das Rezept, und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müße, wenn das Kind heimkomme, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor nach. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon so einer da gewesen, und hab ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei, und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet habe, erstaunte er auch nicht wenig, und sagte zu ihr: „Frau, ihr seid einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat euch fünf und zwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran steht: Joseph, wenn ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätt ich euch nicht verschreiben können. Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel, und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamt ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stund sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kuriert, und der Kaiser die arme, und sie lebt noch, und hat sich nachgehends wieder verheiratet.

145.

Einkehr.

(Von Ludwig Uhland.)

Bei einem Wirte wundermild
da war ich jüngst zu Gaste,
Ein goldner Apfel war sein Schild
an einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
hat er mich wohlgenähret.

Es kamen in sein grünes Haus
viel leichtbeschwingte Gäste,
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
und sangen auf das Beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
auf weichen grünen Matten,
Der Wirt, er deckte selbst mich zu
mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt ich nach der Schuldigkeit,
da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
von der Wurzel bis zum Gipfel.

146.

Knabe und Schmetterling.

(Fabel, von W. Hey.)

Schmetterling,
kleines Ding,
Sage, wovon du lebst,
daß du nur stets in Lüften schwebst?
„Blumenduft, Sonnenschein,
das ist die Nahrung mein."

Der Knabe der wollte ihn fangen,
da bat er mit Zittern und Bangen:
Lieber Knabe, thu es nicht!
laß mich spielen im Sonnenlicht!
Eh vergeht das Abendroth,
lieg ich doch schon kalt und todt.

147.

Die Spinnen.

(Von J. P. Hebel. Schatzkästlein. 1827. Seite 89 ff.)

Die Spinne ist ein verachtetes Thier, viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beispiel: die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern acht. Mancher wird dabei denken, da sei es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hangen bleiben, so geschwind erblicke und zu erhaschen wiße. Allein das machts nicht aus. Denn eine Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkundigen viele hundert Augen, und nimmt doch das Netz nicht in Acht und ihre Feindin, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verbor-

genen Fallstricke gerathen will. — Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß! Und doch versichern abermal die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßen Augen sieht, wohl sechstausendfach zusammengesetzt sein könne. Das bringen sie so heraus: Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von diesen Drüsen hat wohl tausend feine Oeffnungen, von welchen keine umsonst sein wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Oeffnungen ein solcher Faden herausgeht, so ist an der Zahl sechstausend nichts auszusetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest sein könne, daß das Thier mit der größten Sicherheit daran auf und absteigen, und sich im Sturm und Wetter darauf verlaßen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man ihnen an ihrer stillen und unverdroßenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für alles sorgt, und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

Daß es mancherlei Thiere dieser Gattung gebe, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahre und noch viel mehr im trocknen warmen Nachsommer sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft herumfliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht errathen, wo die Fäden und Flocken herkommen, und machte sich allerlei wunderliche Vorstellungen davon. Jetzt weiß man gewis, daß es lauter Gespinnst ist von unzählich viel kleinen schwarzen Spinnen, welche deswegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das Nämliche thun.

Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem untersten heißen Italien. Sie ist unter dem Namen Tarantel bekannt. Diese soll wohl die Menschen beißen, und durch den giftigen Biß krank und schwermüthig machen. Ein Mittel dagegen soll ein gewisser Tanz sein, die Tarantella genannt. Wenn die Kranken die Musik dazu hören, so fangen sie an zu tanzen, bis sie vor Müdigkeit umfallen, und sind alsdann genesen. Es ließe sich wohl begreifen, daß durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde; allein es ist doch, wie man für gewis weiß, viel Einbildung und Uebertreibung dabei, und wohl auch Betrug.

Ein anderes merkwürdiges Thier dieser Art lebt in einer Gegend von Amerika, und heißt Buschspinne. Diese nimmt nicht mit Stubenfliegen und Mücklein vorlieb. Nein, einer gewissen Art von Vögeln geht sie nach, greift

ſie an und zwingt ſie, tödtet ſie, und ſaugt ihnen das Blut und die Eier aus. Worüber ſoll man ſich am meiſten verwundern, über die große Spinne oder über die kleinen Vögel?

148.

Der grüne Eſel.

(Von C. F. Gellert.)

Wie oft weiß nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen
viel tauſend Thoren zu beſchämen!

Neran, ein kluger Narr, färbt einen Eſel grün,
am Leibe grün, roth an den Beinen,
fängt an, mit ihm die Gaßen zu durchziehn:
er zieht, und Jung und Alt erſcheinen.
Welch Wunder! rief die ganze Stadt,
ein Eſel, zeiſiggrün! der rothe Füße hat!
Das muß die Chronik einſt den Enkeln noch erzählen,
was es zu unſrer Zeit für Wunderdinge gab!
Die Gaßen wimmelten von Millionen Seelen;
man hebt die Fenſter aus, man deckt die Dächer ab;
denn alles will den grünen Eſel ſehn,
und alle konnten doch nicht mit dem Eſel gehn.
Man lief die beiden erſten Tage
dem Eſel mit Bewundrung nach.
Der Kranke ſelbſt vergaß der Krankheit Plage,
wenn man vom grünen Eſel ſprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
ſang keine Wärterin mehr von dem ſchwarzen Schaf:
vom grünen Eſel hört man ſingen
und ſo geräth das Kind in Schlaf.
Drei Tage waren kaum vergangen,
ſo war es um den Werth des armen Thiers geſchehn:
das Volk bezeigte kein Verlangen,
den grünen Eſel mehr zu ſehn.
Und ſo bewundernswerth er anfangs allen ſchien,
ſo dacht doch jetzt kein Menſch mit einer Sylb an ihn.

149.

Rothkäppchen.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

Es war einmal ein kleines liebes Mädchen, die hatte jedermann gern, der ſie nur anſah, am allerliebſten aber ihre Großmutter, die wußte gar nicht, was ſie alles dem Kind geben ſollte. Einmal ſchenkte ſie ihm ein

Käppchen von rothem Sammet, und weil ihm das so wohl stund, und es nichts anders mehr tragen wollte, hieß es nur das Rothkäppchen. Da sagte einmal seine Mutter zu ihm: „Komm, Rothkäppchen, da hast du ein Stück Kuchen und eine Flasche Wein, die bring der Großmutter hinaus: weil sie krank und schwach ist, wird sie sich daran laben; sei aber hübsch artig, und grüß sie von mir, geh auch ordentlich, und lauf nicht vom Weg ab, sonst fällst du, und zerbrichst das Glas, dann hat die kranke Großmutter nichts.“

Rothkäppchen sagte: „Ja, ich will alles recht gut ausrichten,“ und versprachs der Mutter in die Hand. Die Großmutter aber wohnte draußen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rothkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf; Rothkäppchen aber wußte nicht, was es für ein böses Thier war, und fürchtete sich nicht vor ihm. „Guten Tag, Rothkäppchen,“ sprach er. — „Schönen Dank, Wolf.“ — „Wo willst du so früh hinaus, Rothkäppchen?“ — „Zur Großmutter.“ — „Was trägst du unter der Schürze?“ — „Kuchen und Wein, für die kranke und schwache Großmutter; gestern haben wir gebacken, da soll sie sich stärken.“ — „Rothkäppchen, wo wohnt deine Großmutter?“ — „Noch eine gute Viertelstunde im Wald, unter den drei großen Eichbäumen, da steht ihr Haus, unten sind die Nußhecken, das wirst du ja wißen,“ sagte Rothkäppchen. Der Wolf dachte bei sich: Das junge, zarte Mädchen, das ist ein guter, fetter Bißen für dich; wie fängst dus an, daß du den kriegst? Da gieng er ein Weilchen neben Rothkäppchen her, dann sprach er: „Rothkäppchen, sieh einmal die schönen Blumen, die im Walde stehen, warum guckst du nicht um dich; ich glaube, du hörst gar nicht darauf, wie die Vöglein so lieblich singen? Du gehest ja für dich hin, als wie zur Schule, und ist so lustig haußen in dem Wald.“

Rothkäppchen schlug die Augen auf, und als es sah, wie die Sonne durch die Bäume hin und her sprang und alles voll schöner Blumen stund, dachte es: Ei! wenn ich der Großmutter einen Strauß mitbringe, der wird ihr auch lieb sein; es ist noch früh, daß ich doch zu rechter Zeit ankomme, — und sprang in den Wald und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meint' es, dort stünde noch eine schönere, und lief darnach, und lief immer weiter in den Wald hinein. Der Wolf aber gieng geradeswegs nach dem Haus der Großmutter und klopfte an die Thüre. — „Wer ist draußen?“ — „Das Rothkäppchen, ich bring dir Kuchen und Wein, mache mir auf.“ — „Drück nur auf die Klinke,“ rief die Großmutter, „ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen!“ Der Wolf drückte an die Klinke und er trat hinein ohne ein Wort zu sprechen, geradezu an das Bett der Großmutter und verschluckte sie. Dann nahm er ihre Kleider, that sie an, setzte sich ihre Haube auf, legte sich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.

Rothkäppchen aber war herumgelaufen nach Blumen, und als es so

viel hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein, und es machte sich auf den Weg zu ihr. Wie es ankam, stund die Türe auf, darüber verwunderte es sich, und als es in die Stube kam, sahs so seltsam darin aus, daß es dachte: Ei! du mein Gott, wie ängstlich wird mirs heut zu Muth, und bin sonst so gern bei der Großmutter. Drauf gieng es zum Bett und zog die Vorhänge zurück, da lag die Großmutter und hatte die Haube tief ins Gesicht gesetzt, und sah so wunderlich aus. „Ei Großmutter, was hast du für große Ohren!“ — „Daß ich dich beßer hören kann.“ — „Ei Großmutter, was hast du für große Augen!“ — „Daß ich dich beßer sehen kann.“ — „Ei Großmutter, was hast du für große Hände!“ — „Daß ich dich beßer packen kann!“ — „Aber Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul!“ — „Daß ich dich beßer freßen kann.“ Und wie der Wolf das gesagt hatte, sprang er aus dem Bette und auf das arme Rothkäppchen, und verschlang es.

Wie der Wolf den fetten Bißen im Leibe hatte, legte er sich wieder ins Bett, schlief ein, und fieng an, überlaut zu schnarchen. Der Jäger gieng eben vorbei, und dachte bei sich: Wie kann die alte Frau so schnarchen, du mußt einmal nachsehen, ob ihr etwas fehlt. Da trat er in die Stube, und wie er vors Bett kam, so lag der Wolf darin, den er lange gesucht hatte. Nun wollte er seine Büchse anlegen, da fiel ihm ein: vielleicht hat er die Großmutter gefreßen, und ich kann sie noch erretten, und schoß nicht, sondern nahm eine Scheere und schnitt dem schlafenden Wolf den Bauch auf. Wie er ein paar Schnitte gethan, da sah er das rothe Käppchen leuchten, und wie er noch ein wenig geschnitten, da sprang das Mädchen heraus und rief: „Ach, wie war ich erschrocken! was wars so dunkel in dem Wolf seinem Leib!“ und dann kam die Großmutter auch lebendig heraus. Rothkäppchen hatte aber große schwere Steine, damit füllte sie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortspringen, aber die Steine waren so schwer, daß er gleich niedersank und sich todt fiel.

Da waren alle drei vergnügt, der Jäger nahm den Pelz vom Wolf, die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rothkäppchen gebracht hatte, und Rothkäppchen dachte bei sich: Du willst dein Lebtag nicht wieder allein vom Weg ab in den Wald laufen, wenn dirs die Mutter verboten hat.

150.

Das Blümlein.

(Von Göthe.)

Ich gieng im Walde
so für mich hin,
Und nichts zu suchen
das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
ein Blümlein stehn,
Wie Sterne leuchtend,
wie Aeuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
gebrochen sein?

Ich grubs mit allen
den Würzlein aus,
Zum Garten trug ichs
am hübschen Haus.

Und pflanzt es wieder
am stillen Ort:
Nun zweigt es immer
und blüht so fort.

151.

Der Wolf und der Mensch.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolf von der Stärke des Menschen, kein Thier könnte ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu erhalten. Da antwortete der Wolf: „Wenn ich nur einmal einen zu sehen bekäme, ich wollte doch auf ihn losgehen.“ „Dazu kann ich dir helfen,“ sprach der Fuchs, „komm nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen.“ Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs gieng mit ihm an den Weg, wo der Jäger alle Tage herkam. Zuerst kam ein alter, abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?“ fragte der Wolf. „Nein,“ antwortete der Fuchs, „das ist einer gewesen.“ Darnach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. „Ist das ein Mensch?“ „Nein, das will erst einer werden.“ Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Sprach der Fuchs zum Wolf: „Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen, ich aber will mich fort in meine Höhle machen.“ Der Wolf gieng nun auf den Menschen los; der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: „Es ist Schade, daß ich keine Kugel geladen habe,“ legte an und schoß dem Wolf das Schrot ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht schrecken und gieng vorwärts, da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger doch zu Leibe, da zog dieser seinen Hirschfänger und gab ihm links und rechts ein paar Hiebe, daß er über und über blutend und heulend zu dem Fuchs zurücklief. „Nun, Bruder Wolf,“ sprach der Fuchs, „wie bist du mit dem Menschen fertig worden?“ — „Ach,“ antwortete der Wolf, „so hab ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt; erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein, da flog mir etwas ins Gesicht, das hat mich ganz entsetzlich gekitzelt, darnach pustete er noch einmal in den Stock, da flog mirs um die Nase, wie Blitz und Hagelwetter, und wie ich ganz nah war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leib, damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinahe todt wäre liegen geblieben.“ „Siehst

du," sprach der Fuchs, „was du für ein Prahlhans bist! du wirfst das Beil so weit, daß dus nicht wieder holen kannst."

152.

Der Hengst und die Wespe.

(Von J. M. L. Gleim.)

Eine kleine Wespe stach
einen Hengst. Er schlug darnach;
doch die kleine Wespe sprach:
Liebes Hengstchen, nur gemach!
denn ich sitz am sichern Orte;
glaube mir, du trifft mich nicht!
Endlich gibt er gute Worte,
und die kleine Wespe spricht:
Sanftmuth findet doch Gehör:
steh, nun stech ich dich nicht mehr!

153.

Kinderlied von den grünen Sommervögeln.

(Von Friedrich Rückert.)

Es kamen grüne Vögelein
geflogen her vom Himmel,
Und setzten sich im Sonnenschein
in fröhlichem Gewimmel
All an des Baumes Aeste,
und saßen da so feste
als ob sie angewachsen sei'n.

Sie schaukelten in Lüften lau
auf ihren schwanken Zweigen,
Sie aßen Licht und tranken Thau,
und wollten auch nicht schweigen,
Sie sangen leise leise
auf ihre stille Weise
von Sonnenschein und Himmelblau.

Wenn Wetternacht auf Wolken saß
so schwirrten sie erschrocken,
Sie wurden von dem Regen naß,
und wurden wieder trocken;
Die Tropfen rannen nieder
vom grünenden Gefieder,
und desto grüner wurde das.

Da kam am Tag der scharfe Stral
ihr grünes Kleid zu sengen,
Und nächtlich kam der Frost einmal,
mit Reif es zu besprengen;
Die armen Vöglein froren,
ihr Frohsinn war verloren,
ihr grünes Kleid war bunt und fahl.

Da trat ein starker Mann zum Baum,
und hub ihn an zu schütteln,
Vom obern bis zum untern Raum
mit Schauern zu durchrütteln;
Die bunten Vöglein girrten,
und auseinander schwirrten;
wohin sie flogen, weiß man kaum.

154.

Der Bussard.

(Von H. O. Lenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. II. S. 42 ff.)

Der Bussard oder Mäusefalk ist über die ganze nördliche Erde verbreitet, auch in Deutschland gemein: teils zieht er im Herbste, oft scharen-

weis, hochfliegend und schön schwebend hinweg, teils bleibt er und überwintert bei uns. Er schreit laut, hoch und gedehnt: Hiäh: oder abgebrochen gä, gä, gä, gä!, nährt sich von Mäusen, Maulwürfen, jungen Hasen, jungen Vögeln, Fröschen, Regenwürmern, fängt häufig Schlangen und trägt solche auch seinen Jungen zu. In der Noth frißt er Aas, oder nimmt dem Wanderfalken seine gute Beute ab, die jener auch feiger Weise hergibt.

Der Bussard ist ein sehr nützlicher Vogel, der allgemeine Schonung verdient. Im Herbste frißt er so viel Mäuse, Maulwürfe und Hamster, daß er davon schneckenfett wird; die Maulwürfe zieht er aus der Erde hervor, indem er, während sie wühlen, plötzlich zupackt. Oefters lauert er ihnen stundenlang auf. Die Haut seiner Zehen ist so derb, daß selbst große Ratten und Hamster, die er gepackt hat, nicht durchzubeißen vermögen. Er frißt im Hunger einen ganzen Hamster stückweis, ohne etwas von Haut und Knochen übrig zu laßen. Aus Knochen und Haar bildet er das Gewölle. Kann er eine Zeit lang nur Frösche haben, die kein Gewölle geben, so wird ihm unwohl. Aus den stärksten Schuppen der Schlangen bildet er dagegen Ballen. Er horstet auf hohen Bäumen, und legt zwei bis vier grünlichweiße, hellbraun gefleckte Eier.

Merkwürdig sind die Schlangenkämpfe der Bussarde. Es gewährt ein herliches Schauspiel, wenn ein Bussard eine recht große Ringelnatter mit den Krallen gepackt hat, und diese sich so um ihn herumwindet, daß er kaum mehr stehen kann, schwankt, und sich mit den Flügeln stützen muß. Frißt er viele Blindschleichen hinter einander, so kriecht ihm manches dieser glatten Thierchen, ehe er sichs versieht, wieder zum Schnabel heraus, zuweilen zerbricht es, und der Leib eilt weg, während er den sich krümmenden Schwanz zu verschlucken bemüht ist. Kommt er an eine Kreuzotter, so sagt ihm gleich der erste Blick, daß sie giftig ist, er sucht sich beim Kampfe vor ihren Bißen zu sichern, und zerreißt und frißt jedesmal zuerst den Kopf, in welchem bekanntlich das Gift steckt, während er bei giftlosen Schlangen bald beim Schwanze, bald beim Leibe, bald beim Kopfe zu freßen anfängt.

Als die beiden Bussarde, die ich besaß, ziemlich erwachsen waren, und der größte einmal auf dem Boden, der kleinste auf der Bank saß, legte ich vor jenem eine große Kreuzotter nieder. Ruhig, mit gesträubtem Gefieder, stund er da, blickte sie unverwandt an, und schien den Augenblick zu erwarten, wo er sie mit Vorteil angreifen könnte. Jetzt warf ich einen halben Frosch hinter die Otter: er stürzte los, packte, ohne den Frosch zu berühren, die Otter mit den Krallen mitten am Leibe, und wollte eben mit der sich verzweiflungsvoll krümmenden und um sich beißenden in eine Ecke hüpfen, als plötzlich der andere Bussard von der Hobelbank herabstieß, und das Schwanzende der Schlange ergriff. Sie rißen sich um den Raub, indem jeder mit der einen Kralle ihn hielt, mit der andern Kralle gegen seinen Kameraden

heftig kämpfte. Eiligst trennte ich die Hitzköpfe, und ließ dem die Beute, der sie zuerst gepackt hatte. Er hielt sie schreiend und heftig mit den Flügeln schlagend zwischen beiden Krallen; sie biß unaufhörlich zischend um sich, und die Bisse trafen teils seine Federn oder die Luft, teils glitten sie an dem Hornpanzer seiner Füße ab. Den Kopf, welchen er hoch hielt, konnte sie nicht treffen. Jetzt zielte er mit dem Schnabel nach ihrem Kopfe, traf und zermalmte ihn. Dann wartete er in gespannter Aufmerksamkeit ab, bis das Unthier ganz kraftlos zu sein schien, riß zuerst den Kopf in Stücken, die er verschlang, fraß darauf den Hals und das Uebrige. Schon während er noch fraß, hatte ich bemerkt, daß sein linker Fuß etwas lahm war; bald schwoll er da, wo die Zehen vom Fuße ausgehen, so bedeutend auf, als es nur die zähe Hautbedeckung gestatten konnte; an dieser Stelle ist der Fuß nur mit kleinen Schuppen bedeckt, daher hatten die Giftzähne der Otter hier durchdringen können. Ohne weiter ein Zeichen des Schmerzes zu äußern, als daß er den schwellenden Fuß unter die Federn zog, setzte er sich gelaßen nieder. Mit Einbruch der Nacht sank die Geschwulst schon; am folgenden Tage war sie kaum noch bemerkbar, auch trat er häufig wieder mit dem Beine auf, und am dritten Tage war er wieder ganz gesund.

155.

Schützenlied.

(Von Schiller. Wilhelm Tell, 3. Aufzug.)

Mit dem Pfeil, dem Bogen,
durch Gebirg und Thal,
Kommt der Schütz gezogen
früh am Morgenstral.

Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih,
Durch Gebirg und Klüfte
herscht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite,
was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
was da kreucht und fleugt.

156.

Die Geschichte von den jungen Burggrafen zu Nürnberg.

(Aus dem „Lebensfrühling" von H. Dittmar. Berlin 1824.)

Zwischen den Jahren 1246 und 1264 lebte auf der Veste zu Nürnberg der Burggraf Friedrich III. von Hohenzollern und seine Gemahlin Elisabeth. Sie hatten sich außerordentlich lieb; ihr häuslicher Wohlstand war blühend, ihre Unterthanen waren ihnen treu und anhänglich, die freien Bewohner der erfindungsreichen und gewerbsthätigen Stadt, die eben damals anfieng

recht aufzublühen, liebten und achteten sie, und so kam es, daß das Leben dieses fürstlichen Paars recht heiter und froh war. Sie bekamen innerhalb zwölf Jahren zwei Söhne und vier Töchter, die alle recht gute Kinder waren. Johann, der ältere Sohn war nun achtzehn, und sein Bruder Sigmund sechzehn Jahr alt. Beide waren Meister in allen Ritterkünsten, zogen mit gegen die Raubritter aus, und halfen der bewaffneten Mannschaft Nürnbergs die Landstraßen vom Raubgesindel reinigen, so daß die Umgegend der reichsten Stadt Frankens auch die sicherste wurde. Ruhte der Kampf mit den Räubern, so zog man gegen wilde Thiere aus. Allen Hirten, Bauern und Zeidlern oder Honigbauern waren Johann und Sigmund als gewaltige Jäger bekannt.

Im Anfang des Herbstes 1264 richteten eine große Menge Wölfe in den Dörfern des Fichtelgebirgs schreckliche Verheerungen an, so daß die Bewohner sich zusammenthaten und sie vertrieben. Mehrere hundert Wölfe hatten sich vor den Spießen und Pfeilen der Fichtelberger auf das offene Gebiet des Burggraftums Nürnberg unterhalb Gebirgs geflüchtet, und machten vorzüglich den Sebalder und Lorenzer Wald sehr unsicher. Kein Tag vergieng, an dem man nicht hörte, daß die Wölfe wieder einen Menschen zerrißen hätten.

Der gräßlichste Vorfall dieser Art begab sich am dritten Tage vor Michaelis. In dem Sebalder so wie im Lorenzer Wald bei Nürnberg wurden von einigen Bauern, die man Zeidler nannte, so viele Bienen gehegt, daß die beiden Wälder in den Reichsschriften der damaligen Zeit „des Reiches Bienengarten“ genannt wurden. Die Bienenzucht wurde aber darum in so großem Umfange getrieben, weil der fremde Rohrzucker noch nicht bekannt war. Da versorgten denn die Zeidler die ganze Gegend mit Honig, und mußten auch ihre Steuer an die Obrigkeit in Honig abgeben. An dem genannten Tage nun hatte ein solcher Zeidler, einer obrigkeitlichen Aufforderung zufolge, seine dießjährige erst am Michaelistage fällige Honigsteuer in zwei großen Kübeln, mit Hilfe seiner Frau, von dem nördlichen Saume des Sebalder Waldes in das drittehalb Stunden entfernte Nürnberg getragen. Da ihr Häuschen in einer Einöde stund, so konnten sie keinem Nachbar die Obhut über dasselbe empfehlen. Weil übrigens die längste Zeit ihrer Entfernung nur sechs Stunden dauern konnte, so hatten sie ihrem ältesten Kind Wolfgang, einem lebhaften und brauchbaren Knaben von acht Jahren, die Aufsicht über seinen vierjährigen Bruder und sein zweijähriges Schwesterlein übergeben, und ihm sorgfältig eingeschärft, ja stets mit den beiden Kleinen zu spielen, und sich nicht aus dem Hause zu entfernen, wofür sie ihm einen Lebkuchen aus der Stadt mitbringen würden. Die drei Kinder blieben glücklich beisammen im Zimmer bis gegen fünf Uhr Abends, wo die Erscheinung des zehnjährigen Sohnes eines andern Zeidlers vor der Hausthüre seine Gespielen

aus der Stube lockte. Neugierig folgte der vierjährige muntre Rudolf dem ältern Bruder nach, und das einsam zurückgelaßene Schwesterchen durch die offene Thür den im Freien spielenden Brüdern. Plötzlich erschienen zwei Wölfe. Der fremde Junge klettert behend auf die vor dem Hause stehende, hochstämmige Linde und ruft laut seinem Gespielen Wolfgang zu, ein Gleiches zu thun. Allein der gute Knabe, weit mehr bekümmert um seine jüngern Geschwister, als um sich, nimmt schnell das Schwesterchen auf den rechten Arm und den Bruder mit der linken Hand, und eilt mit ihnen der nahen Hausthüre zu. Als er schon den Fuß hineinsetzen will, erhascht ihn der eine Wolf bei der Schulter, und sogleich wühlen seine scharfen Zähne in den Eingeweiden des Unglücklichen. Der andere Wolf zerfleischte inzwischen unbarmherzig den vierjährigen Rudolf, der bis zu seinem letzten Athemzuge unaufhörlich: „Vater! Mutter! lieber Gott!“ rief. Darnach ergriffen die beiden Würger auch noch das übrige Schwesterlein, das in ein ängstliches Weinen ausgebrochen war, welches ihr schneller Tod bald stillte. In diesem Augenblick erschienen die Eltern der getödteten Kleinen, die aus der letzten Stunde des Rückwegs, von einer traurigen Ahnung ergriffen, eine halbe gemacht hatten, vor ihrer Hütte, und die Wölfe, von ihrem Jammergeschrei geschreckt, ergriffen die Flucht. Als wäre es unmöglich, daß die daliegenden noch rauchenden Gebeine die Reste ihrer geliebten Kinder seien, tobten Vater und Mutter ins Haus, und riefen mit verzweifelter Stimme: „Kinder, kommt! kommt, Kinder! da habt ihr Lebküchlein!“ Außer sich vor Freude stürzten sie sich zur Thüre, als an derselben eine Knabenstimme erscholl; aber es war die klägliche Stimme des von dem Baume herabgekommenen Knaben, der den armen Eltern die gräßlichen Umstände des Todes ihrer Lieblinge berichtete. Nach einer Viertelstunde sprachloser Wehmuth brach das Weib die Todesstille, indem sie mit ruhigem Wahnsinn zu dem Gatten sagte: „Komm, Heinrich! laß uns nach Nürnberg gehen, und bei dem Reichsvogt unsere Kinder holen; und wenn er sie uns nicht wieder gibt, so nehmen wir ihm seine Kinder, und werfen sie den Wölfen vor.“ „Ach, warum mußte er auch dießmal die Honigsteuer vor dem Ziele einfordern laßen!“ seufzte der tiefgebeugte Vater, warf, ohne zu wißen, was er thue, den teuren Ueberrest in seinen noch auf dem Rücken hängenden Tragkübel, und wankte damit unwillkürlich seiner hastig nach Nürnberg zurückeilenden Frau nach.

Kaum in der Stadt angekommen, stürmte diese in das Haus des Reichsvogts. Den Lanzenträger, der an der Treppe Wache hielt, fragte sie gebieterisch: „Wo ist der Reichsvogt mit den Kindern?“ Trotzig versetzte dieser: „Auf der Burg bei dem Burggrafen. Was wollt ihr so spät von ihm?“ Blitzschnell eilte das Weib der Burg zu, drang unaufhaltsam über die erleuchteten Treppen des burggräflichen Hauses in den Gastsaal des Burggrafen,

der eben mit seinen besten Freunden, worunter auch der Reichsvogt war, den achtzehnten Geburtstag seines ältern Sohnes Johann feierte. Eine ernste Stimmung hatte sich eben aller Gemüther bemächtigt, da in diesem Augenblicke der Burgwächter vom Turm herab mit dem Horn den Eintritt der vorletzten Stunde vor Mitternacht verkündigte, den wichtigen Augenblick, wo die edle Burggräfin vor achtzehn Jahren, zwischen Tod und Leben wankend, ihr erstes Kind glücklich geboren hatte. Da stürzte die unglückliche Mutter unter die Knaben und Mädchen, die im Saale spielten, hob ein Kind um das andere hastig empor, und rief immer dabei: „Emma! Rudolf! Wolfgang! wo seid ihr denn?“ Da fragte man sie, wer sie sei? wen sie suche? Aber sie hörte nicht, und die Anwesenden errieth den traurigen Vorfall erst aus den Worten des Zeidlers, der nun auch in den Saal trat, die blutigen Gebeine in das Zimmer warf, und sagte: „Da, ihr mächtigen Herren, nehmt die letzte Steuer von mir armen, unglücklichen Vater!“ —

Diese Geschichte machte einen tiefen Eindruck auf das burggräfliche Haus und alle anwesenden Gäste. Die beiden jungen Burggrafen, vom tiefsten Mitleid erschüttert, faßten den Entschluß, alles aufzubieten, um das arme Landvolk von dieser furchtbaren Plage der Wölfe zu befreien. Es wurde eine große Wolfsjagd für den folgenden Tag verabredet. Am früheſten Morgen zogen die burggräflichen Jünglinge an der Spitze von dreißig geübten Jägern und mehr als hundert rüstigen Knechten, die etliche und dreißig tüchtige Hunde führten, dem nördlichen Walde zu. Durch zweckmäßige Anstalten versperrten sie dem Wilde jeden Ausgang, und so waren nach Sonnenuntergang achtzehn Wölfe und überdieß sechs Eber, fünf Hirsche und zehn Füchse erlegt. Am furchtbarsten wüthete die Jagd um die Hütte des unglücklichen Zeidlers. Er selbst hatte die Burggrafen in dieselbe geführt, und bei dem Anblick des Spielzeugs seiner lieben Kinder fast seine Seele mit seinen Thränen ausgegoßen. Auch die Wangen der Burggrafen netzten menschliche Zähren, und Johann wiederholte sich hier, das Auge durch das Fenster zum Himmel gerichtet, sein Gelübde, alles schädliche Wild vollkommen auszurotten. In diesem Augenblick sieht er zwei Wölfe heißhungrig die von dem gestern vergoßenen Blut bezeichnete Stelle belecken. Ohne Roß und Spieß — denn diese stunden jenseits der Wölfe an der Linde — stürzt er sich mit dem gezückten Schwert pfeilschnell auf die Wüthriche, und haut mit einem furchtbaren Streich dem einen den Kopf ab. Schon hatte der andere den verderblichen Rachen in Johannes rechte Seite eingehauen, als ein langsam nachgefolgter Hund Johanns dem zerfleischenden Wolf an den Hals flog, daß derselbe, mit seiner eigenen Gefahr beschäftigt, den tödtlichen Biß nicht vollbringen konnte. Durch eine verzweifelte Schwenkung schleuderte das Unthier den treuen Hund von sich und warf sich wüthend auf ihn, aber eben so schnell wühlte Johanns Schwert

in des Wolfes Eingeweiden. Man denke sich das Entsetzen Sigmunds über des Bruders bestandene Gefahr, als ihn das plötzliche Geräusch aus dem Hause rief! Aengstlich untersuchte er mit einem Köhler Johanns Seite, welche jedoch nur scharf geritzt und kaum blutrünstig war.

Schnell war das Gerücht dieser glücklichen Jagd in die Stadt geflogen, und der edle Rath hatte im Stillen Anstalten zum würdigen Empfang der Sieger getroffen. Gegen acht Uhr des Nachts zogen die Jäger durch das Thiergärtner-Thor in die Stadt. An der Spitze des Zuges ritt mit Bogen und Köcher, die mit Trauerflor umwunden waren, der Zeidler auf einem schneeweißen Rosse aus dem Stall der Burggrafen. Hinter ihm trugen funfzig Knechte auf ihren Schultern an Stangen das gefällte Wild. Funfzig andere giengen auf beiden Seiten mit brennenden Windlichtern. Hinter ihnen ritten die Burggrafen Johann und Sigmund auf zwei Rappen, und hinter diesen, je drei und drei die dreißig edlen Schützen. Neben und hinter ihnen giengen nach der Verordnung des Rathes fünfundzwanzig Waffenschmiede in glänzender Rüstung mit Windlichtern. Als der Zug an die Sebalder Kirche gelangte, dankten der Reichsvogt und zwei Rathsherren den braven Jünglingen im Namen der Stadt, für die zum Besten derselben bestandene Gefahr und Mühe, und luden sie zum Abendbrot in den festlich geschmückten Hauptsaal des damaligen Rathhauses. Als die Jäger in den Saal traten, kamen die Töchter der edelsten nürnbergischen Geschlechter herbei, und setzten jedem der Jäger, unter dem Schalle der Trompeten und Pauken, einen Blumenkranz auf. An den Tafeln saßen die Eltern der Bekränzenden und der Bekränzten, an ihrer Spitze der Burggraf und die Burggräfin. Man denke sich das freudige Staunen der Jünlinge! Mahl und Tanz dauerte bis Mitternacht, und ehe sie nach Hause giengen, wurde eine zweite Wolfsjagd auf den morgenden Michaelistag verabredet.

Um fünf Uhr früh waren die burggräflichen Jünglinge im Begriffe, sich an die mit ihren Jagdfreunden verabredeten Sammelplätze zu begeben. Da trat die Burggräfin Elisabeth mit rothgeweinten Augen und verstörten Blicken in das Zimmer der Söhne, und beschwur sie bei ihrer kindlichen Liebe, an diesem Tage zu Hause zu bleiben, und die Burg nicht zu verlaßen. Dieser Wunsch der heißgeliebten Mutter befremdete die jungen Burggrafen. Sie versicherten, daß nur außerordentliche Ursachen sie hindern dürften, ihr gegebenes Wort, die heutige Jagd zu leiten, zu brechen, und wünschten zu hören, ob solche Ursachen vorhanden wären. „Tausend solche Ursachen," versetzte die Burggräfin, „umschließt ein einziger Traum." „Dacht ichs doch, liebe Mutter!" fiel Johann ein, „daß dir die Kunde von der Verwundung meiner Seite böse Träume bringen würde; darum wollt ich sie dir geheim halten." Die Burggräfin entgegnete: „Nein, mein Sohn, so hell und umständlich träumt keine Seele durch menschliche Veranlaßung. Ich sah

eure Leichname, von mehr als tausend Wunden zerrißen, den Burgberg heraufstragen. Ich zittere, wenn ich daran denke.“ Herzlich ergriffen hier die Söhne zugleich der Mutter Hand, und beteuerten ihr, daß sie, aus gehorsamer Rücksicht auf den Traum der guten Mutter, jeder Lebensgefahr, so weit es sich nur mit der Ehre vertrage, sorgfältig ausweichen wollten. „Siehst du, Mutter!“ fügte freudig Sigmund hinzu, „nun hat dein Traum seine Absicht erreicht, und du darfst nicht die Schande erleben, daß deine Söhne aus übergroßer Aengstlichkeit vor Traumgebilden wortbrüchig oder ein Spott der Kinder werden.“ Nach einem Augenblick sprachloser Wehmuth fiel hastig die Mutter den Söhnen um den Hals, deckte ihr Gesicht mit Küssen und Thränen, rief mit lauter Stimme: „Lebt wohl, meine Kinder! Gott geleit euch! ich kann nichts weiter!“ und eilte der Thüre zu. Aber noch auf der Schwelle rief sie mit scheinbarer Ruhe zurück: „Haltet Wort! seid vorsichtig, und vergeßt vor allem die treuen Hunde nicht.“ Mit flehender Stimme erwiderte Johann: „Erlaß uns die Hunde; sie sollen verabredeter Maßen zu Hause bleiben. Sie haben gestern häufig unsere Jagd gestört und uns außer dem Dienst, den sie mir erwiesen und den mir von nun an größere Vorsicht entbehrlich machen soll, keinen einzigen Vorteil gebracht. Darum hab ich sie schon gestern in unser Schlößchen der Vorstadt* bringen laßen.“ Da sprach die Burggräfin: „So befehle ich euch denn als Mutter, daß ihr die beiden treuen Hunde, die euch schon zweimal das Leben retteten, selbst aus dem Schlößchen holt.“ Betroffen antworteten die beiden Jünglinge zugleich: „Wir gehorchen dir.“

Ernst giengen nun Johann und Sigmund die Schloßtreppe hinab, bestiegen schweigend die Pferde, geboten zwei Knechten, voranzugehen und im Schlößchen den Drusus und Nero, der jungen Burggrafen Leibhunde, am Strick zu nehmen, und ritten dann langsam den Burgberg hinab über die Pegnitz dem Schlößchen zu. Hier befahlen sie den Knechten, den Weg nach dem Thore einzuschlagen, und ermahnten sie mit ungewöhnlicher Aengstlichkeit zur Vorsicht. Indes der Schloßwärter einige nöthige Worte mit Johann sprach, nahm Sigmund zu Pferd von dem Fenster ein Reißblei und schrieb über die Hausthüre: „Der guten Mutter gehorsam, waren wir heut am Michaelstage 1264 wider unsern Willen hier. Sigmund.“ Darunter schrieb Johann auf Sigmunds Bitte, des Bruders sonderbaren Scherz belächelnd: „Johann.“ Als die Burggrafen vom Schlößchen aus den vorangeeilten Knechten folgten, erscholl in einiger Ferne plötzlich ein gräßliches Geschrei, und in einem Augenblick hatten sich mehr als tausend Menschen in einen Klumpen zusammengedrängt. In schnellem Trab eilten

* Die Gegend um die Jakobskirche und das deutsche Haus war damals noch Vorstadt

die Burggrafen mit den Laufenden, und vernahmen am deutschen Haus, wie vom Blitz gerührt, daß ihre Hunde so eben eines Sensenschmids Kind zerrißen hätten. Als nämlich die Knechte einige Minuten vor den Burggrafen an diese Stelle gekommen waren, gieng das siebenjährige Söhnchen eines Sensenschmids, von der allzusorgsamen Mutter zum Schutze vor der frischen Morgenluft in einen Wolfspelz gehüllt, über den Weg. Der verzogene Junge hatte sich eben Naschwerk in einem Laden gekauft, wo ihn die unkluge Mutter früher, den ernstlichen Warnungen des Vaters zum Trotz, oft mit Leckereien gefüttert hatte. Eben zehrte er aus der Tasche, als die Knechte mit den jagdlustigen Hunden am deutschen Hause vorbei giengen. Kaum hatten die Hunde die Wolfshaut am Knaben bemerkt, als sie mit einem starken Riß sich aus den Händen der Knechte befreiten und den Jungen, den sie für einen Wolf gehalten, mit grimmigen Bißen erwürgten. Als Johann und Sigmund sich bis zum Leichnam durchgedrängt hatten, neben dem die unvorsichtigen Knechte mit den nun straffgehaltenen Hunden standen, so sprangen sie von den Rossen, zogen wüthend die Schwerter und tödteten in einem Augenblick die beiden Hunde, die in ihrer Vernunftlosigkeit ihre Pflicht gethan zu haben geglaubt und daher ihren heranstürmenden Herren freudig entgegengewinselt hatten. Dann rißen sie ihnen die Stricke vom Hals, banden damit den leichtsinnigen Knechten die Hände auf den Rücken, und baten dringend die mit Hämmern, Sensen und Aexten immer zahlreicher herbeiströmenden Sensenschmide, die Strafbaren in das Burgverließ zur langwierigen Einsperrung abzuliefern. Dann kniete Johann vor die auf ihrem todten Kinde laut klagende Mutter nieder, faßte ihre Hand, und suchte sie weinend zu trösten.

Indes die Augen fast aller Umstehenden sichtlich von innerer Rührung zeugten, rief ein sich neugierig herzudrängender Bauer, dessen kaum bestellte Wintersaat gestern das Heer der Hunde zerwühlt hatte: „Sagte ichs nicht? Das sind die Wölfe, welche der Zeidler Kinder würgen.“ Dieses mit Gift der Hölle gewürzte Wort fiel fruchtbar auf den schwarzen Boden einiger unedlen Gemüther: das schon früher entstandene Gemurr nahm zu, Verwünschungen erfüllten die Luft — und ehe dem verruchten Beginnen gewehrt werden konnte, lag Johann von mörderischen Händen erschlagen zu den Füßen der verzweifelten Mutter. Sigmund, der sich schützend auf seinen Bruder geworfen hatte und, als dessen Looß auch ihm drohte, von mitleidigen Händen auf sein Pferd gesetzt, bewußtlos entflohen war, ward eingeholt und nach kurzer Frist von seinen blutdürstigen Verfolgern ebenfalls ermordet. Da aber fielen den wüthenden Sensenschmiden die blutigen Mordwerkzeuge aus den Händen. Auf einmal erschollen Worte der Reue und gegenseitiger Vorwürfe, und zwar am lautesten aus dem Munde der Schlechten, die durch ihre höllischen Reden den Brand des Aufruhrs entzündet. Sie hohen die

beiden Leichen auf, legten sie auf Tragbahren und wandelten unter heuchlerischen Wehklagen mit denselben der Burg zu, auf welche noch nicht die geringste Kunde von dem gräßlichen Vorfall gedrungen war, da alle Bewohner der inneren Stadt, entweder aus Neugier oder redlichem Eifer der Hilfleistung, dem Schauplatz des Greuels zugeeilt waren. Eben lächelte der Burggraf Friedrich während des Frühstücks über den Traum, den seine Gemahlin ihm erzählt hatte, und diese trat mit der jungen Gräfin von Naßau*, Hedwig, an eines der gegen den Markt gekehrten Bogenfenster, um dem ungläubigen Gatten ihre Thränen zu verbergen. Plötzlich schrie sie auf: „Himmel, was seh ich! Ein ungeheurer Menschenhaufe drängt sich über den Markt heran: Dieser Gang, diese Bewegung zeigen keine Freude an! Sie kommen näher! Sie weinen! Siehst du nicht, Hedwig, die vielen Tücher! Sie weinen laut den Burgberg herauf! Friedrich! Hedwig! O mein Traum!“ Der Burggraf, von dem Geschrei seiner Gemahlin erschüttert, sprang ihr zu Hilfe. Aber auch er stund wie versteinert, als er vom Fenster aus die Menschenmenge mit zwei Todtenbahren und Sigmunds Ross sah. Hedwig schauerte bleich zusammen. Endlich brach der Burggraf Friedrich das fürchterliche Schweigen. „Komm Elisabeth! komm Hedwig!“ sprach er mit dem Ton der tiefsten Erschütterung. „Laßt uns sehen, was wir liebten. Auch im Tode soll es uns noch teuer sein.“ Unwillkürlich hiengen sich Elisabeth und Hedwig an seine Arme und wankten mit ihm die Treppe hinab. Die Träger schlugen das Leichentuch zurück. Da rief zuerst der Vater mit vom Schmerz gebrochener Stimme: „Sie sind es!“ in Verzweiflung die Mutter: „Sie sind es!“ Wer ein fühlendes Herz hatte, wer die jungen burggräflichen Jünglinge näher gekannt hatte, unzählige Zuschauer teilten schluchzend den Schmerz der unglücklichen Eltern. Auf einmal rief eines Kaufmanns Sohn, in dessen Brust sich Mitleid und Gerechtigkeitsliebe zu feurig regten, den Umstehenden mit ergreifender Stimme von den Bahren her zu: „Das Blut dieser Guten komme siebenfach über die Mörder!“ Und plötzlich entstund eine schreckliche Verschwörung gegen die Schuldigen, und mehr als tausend Bluträcher zogen mit gräßlichen Vorsätzen der Vorstadt zu. Als der Burgraf nach einigen Augenblicken die grausame Absicht der Weggehenden erfuhr, eilte er ihnen, sein eigenes Herzeleid vergeßend, spornstreichs nach, stellte sich ihrem Zug auf der Pegnitzbrücke entgegen, und obgleich er sie flehentlich bat, ihm des Jammers nicht noch mehr zuzuziehen,

* Bekanntlich waren in jenen Zeiten die Grafen von Naßau viele Jahre hindurch Bürger und Einwohner der Stadt Nürnberg, und einer von ihnen, derselbe, welcher der Stadt Nürnberg im Jahre 1273 den rechts gegen die Pegnitz stehenden Turm der Lorenzer Kirche, dieses herrliche Denkmal des Gemeinsinnes jener Zeiten, auf seine Kosten erbauen ließ, wurde als Nürnberger Bürger im Jahr 1292 Kaiser der Deutschen.

so konnte er sie doch von der blutigen Ausführung ihres Entschlusses nur durch das feierliche Versprechen abhalten, daß er selbst die gerechte Bestrafung der Mörder ohne Verzug übernehmen wolle. „Aber nicht wahr, edler Burggraf, noch heute?“ sprach der Anführer, „sonst halten wir noch in der Nacht Gericht.“ Friedrich, ob dieser Worte schaudernd, sagte auch dieses zu, und gab auf der Stelle Befehl, daß aus den benachbarten Orten des Burggraftums fünfhundert Reisige in Eilmärschen zu ihm kommen sollten. Absichtlich sprach der menschenfreundliche Burggraf diesen Befehl vor aller Welt und recht laut aus; denn die strafbaren Bewohner der Vorstadt, die sämtlich aus Sensenschmiden bestunden, nahmen nun, von ihrem bösen Gewißen gejagt, schleunig die Flucht nach Donauwörth, und überhoben so den tiefgebeugten Fürsten der traurigen Nothwendigkeit, das Blut seiner Söhne mit dem Blute von mehr als hundert Hausvätern zu versöhnen. Er drang nicht einmal auf die Einziehung ihrer Häuser, sondern begnügte sich damit, auf jedes derselben eine jährliche Strafsteuer von sieben Hellern zu legen, welches Blutgeld der Burggraf Friedrich V. im Jahr 1386 der Stadt Nürnberg wieder zu lösen gab.

Johanns und Sigmunds Gebeine ruhen in der Jakobskirche unter dem Altar in der Kapelle zur rechten Hand. Ein im Hofe des Wirtshauses zum Mondschein befindliches uraltes dreifaches Gemälde auf naßem Kalk, welches etwa vor fünf und achtzig Jahren erneuert ward, versinnlicht die erzählte Begebenheit. Das Gemälde der mittlern Nische zeigt die beiden burggräflichen Jünglinge, wie sie mit Gefolge auf die Jagd reiten, das zur rechten Hand einen Hund, welcher des Sensenschmids Kind zerreißt, und das zur linken die Ermordung des einen Prinzen. Schwer lag das Gedächtnis des unglücklichen Todes auf dem Herzen des burggräflichen Paares. Elisabeth starb im Jahre 1272, und Friedrich trauerte in düsterem Unmuth, bis im Jahre 1273 ihn die Wahl seines Oheims Rudolf von Habsburg zum deutschen Kaiser in den Strudel der großen Weltbegebenheit riß, und die heiligen Angelegenheiten seines Vaterlandes die Oede seines Herzens füllten.

157.

Abendlied.

Müde bin ich, geh zur Ruh,
schließe beide Aeuglein zu;
Vater, laß die Augen dein
über meinem Bette sein.

Hab ich Unrecht heut gethan,
sieh es, lieber Gott, nicht an.
Deine Gnad und Jesu Blut
macht ja allen Schaden gut.

Vater, hab mit mir Geduld
und vergib mir meine Schuld,
Wie ich allen auch verzeih,
daß ich ganz in Liebe sei.

Alle, die mir sind verwandt,
Herr, laß ruhn in deiner Hand,
Alle Menschen, groß und klein,
sollen dir befohlen sein.

Kranken Herzen sende Ruh,
nasse Augen schließe zu,
Laß den Mond am Himmel stehn
und die stille Welt besehn.

158.

Weltkrieg.

(Von Friedrich Rückert.)

Wer Elemente liegen
wie Raufer in dem Haar
Einander und bekriegen
sich wechselnd immerdar.

Es blitzt das rothe Feuer
aus Wolkenwall mit Macht,
Und donnert ungeheuer
als wie zu rechter Schlacht.

Es schüttelt sich die Erde,
die tief im Herzen brennt,
Und wirft mit Drohgebärde
Gestein ans Firmament.

Das Meer daneben bäumet
als ein unbändig Roß
Zum Kampfe sich, und schäumet
auf Erd und Himmel los.

Der Sturmwind schnaubt dazwischen
mit allgemeinem Braus,
Luft, Erd und Meer zu mischen
in eines Chaos Graus.

Der Mensch, das schwache Leben,
steht mitten drein gebannt,
Und fühlt mit dumpfem Beben
der rohen Kämpfer Hand.

Da wirds ihm wild zu Sinnen;
am großen Weltgefecht
Auch Anteil zu gewinnen,
erwürgt er sein Geschlecht.

Und bald so ungeheuer
beginnt er, daß zum Schluß
Ihm Luft, Meer, Erd und Feuer
den Vorrang laßen muß.

159.

Heldenmuth.

(Aus W. Sterns drittem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

„Herr Kapitän," sagte James Maxwell, der Steuermann, „Herr Kapitän, mir kommts vor, als röch ich Feuer; aber ich kann nicht finden, wo es ist." Der Kapitän zieht den Athem an sich und riechts auch; aber bald ists ihm wieder, als wäre es Nichts, bald riecht ers wieder. Er sucht Alles durch und kann Nichts finden. Aber je länger, je ärger wird der Brandgeruch, und endlich in der Nacht, da schon das ganze Dampfschiff voll des angsterregenden Gestankes ist, ruft er: „Maxwell, ich habs gefunden; die Flammen brechen bei dem Rade durch!" „Dann wende ich das Schiff dem Ufer zu," rief dieser entgegen, und schlug sich vor die Stirn, denn er kannte deutlich die furchtbare Gefahr. Aber er faßte sich, und als er sich allein sieht, fällt er auf seine Kniee und ruft Gott an und betet: „O allmächtiger Gott, verleih mir Stärke, jetzt treulich meine Pflicht zu erfüllen,

und werde du selbst Tröster meiner Witwe und Vater meiner acht Waislein.“ Darauf ergreift er wieder das Steuerruder, und steht unbeweglich, das Angesicht der nächsten Landspitze zugekehrt, und das Schiff fliegt darauf los wie ein Pfeil. Die Matrosen wenden alle ihre Kräfte an, das Feuer zu dämpfen, aber die Wuth der Flammen wächst mit jeder Minute und treibt die Maschine mit grausenerregender Gewalt, und das Schiff schießt durch die Wellen hin, wie ein Sturmvogel. Alle Reisende hatten sich auf dem Vordertheile zusammengedrängt, denn der gewaltige Luftzug ließ keinen Rauch dorthin kommen, sondern trieb denselben rückwärts. Da stund aber nun der arme Maxwell an seinem Steuerruder in dem erstickenden Qualm wie ein Märtyrer auf dem rauchenden Scheiterhaufen. Der Kapitän und die Matrosen thaten zwar, was sie konnten, um das Hinterteil mit Waßer zu begießen, aber das that dem wüthenden Brande keinen Einhalt. Schon fängt der Boden unter Maxwells Füßen an, sich zu entzünden; aber er weicht nicht von seinem Posten, denn an seiner Hand hängt jetzt das Leben von achtzig Personen. Immer gerabehin nach dem Lande schaut sein Blick, immer rasender treibt die Flamme das Schiff, immer unbeweglicher hält seine Hand das Ruder.

Die Leute am Ufer sehen das brennende Schiff, und richten Feuerzeichen auf, um den Unglücklichen zu zeigen, wo sie landen sollen. Maxwell versteht's; seine Füße fangen an zu braten, aber er bleibt; so sturmschnell das Schiff dahin saust, er möchte ihm noch Flügel dazu geben, denn er merkt, es kann kaum einige Minuten mehr dauern, so sinkt es; und jetzt — jetzt ists daran — da rückt sein Steuerruder und rutsch — rutsch! da sitzt das brennende Schiff auf dem Sande. Alle werden gerettet, und Maxwell wird auch ans Land getragen: aber wie sieht er aus! Seine Kleider fallen ihm wie Zunder vom Leibe, seine Füße sind ganz verbrannt. Doch Gott segnete die Hand des Arztes, und nach mehreren Wochen kann Maxwell das Bett wieder verlaßen. Aber seine hohe Gestalt ist gekrümmt, seine Haare sind ganz gebleicht, seine Füße bleiben schwach, und er hat daran seiner Lebtage zu leiden. Er ist Krüppel um Gottes Willen, und seine Familie hat ihren Ernährer verloren. Doch hat Gott Herzen erweckt, die sich seiner und der Seinigen treulich angenommen haben.

160.

Wanderer.

(Von W. Müller.)

Der Mai ist auf dem Wege,
der Mai ist vor der Thür:
Im Garten, auf den Wiesen,
ihr Blümlein, kommt herfür!

Da hab ich den Stab genommen,
da hab ich das Bündel geschnürt,
Zieh weiter und immer weiter,
wohin die Straße mich führt.

Und über mir ziehen die Vögel,
sie ziehen in lustigen Reihn,
Sie zwitschern und trillern und flöten,
als giengs in den Himmel hinein.

161.

Boten göttlicher Vorsorge.

(Aus dem Rosenthal von Samuel v. Butschky.)

Die Blumen, Kräuter und alle Erdgewächse treten mit anbrechendem Frühling gleichsam aus ihrer Schlafkammer, sie haben einen neuen Rock angelegt, und reden gleichsam durch ihren lieblichen Geruch, ihre unterschiedliche Gestalt und ihre bunte Farbe mit uns, sprechend auf ihre stumme Sprache: „O ihr ungläubigen Menschenkinder, sehet uns an, alle, die ihr Gottes Wort nicht glauben wollet! sehet uns, seine Werke, an! Wir waren todt, und sind nun lebendig worden; wir haben unsern alten Leib in der Erde verwesen laßen und sind neue Geschöpfe in unserem Ursprunge worden. So lernet nun von uns den alten Menschen aus- und den neuen anziehen; erneuert euch in euerem Schöpfer, welcher euer Ursprung ist und nach welchem ihr ursprünglich gebildet gewesen. Inzwischen aber ihr hier auf Erden wallet, sorget nicht für eueren Leib, sondern laßet eueren Gott, der uns so herlich gezieret und alle Jahre mit neuem Schmucke ankleidet, heget, nähret und mehret, auch für euch sorgen. Sehet, wir geben euch alle unsere Kräfte, welche wir euch und nicht uns zu dienen empfangen haben; und alle Blättlein sind gleich den Zungen, welche Gottes Milde, Güte, unendliche Allmacht und gnädige Vorsorge verkündigen.“ Ich höre diesen Feldpredigern zu, ich glaube ihren stummen Worten, und trete alle meine Sorgen mit Füßen. So gehe ich nun fröhlicher meinen Weg, weil ich der väterlichen Vorsorge meines Gottes versichert bin, und verlange getrost zu sterben, weil ich nicht zweifle, mein Leib werde verkläret auferstehen, und das Verwesliche werde auch in mir anziehen das Unverwesliche.

162.

Sommerlied.

(Von Paulus Gerhardt.)

Geh aus, mein Herz, und suche Freud
in dieser lieben Sommerzeit
an deines Gottes Gaben;
Schau an der schönen Gärten Zier,
und siehe, wie sie mir und dir
sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub,
das Erdreich decket seinen Staub
mit einem grünen Kleide.
Narzissen und die Tulipan
die ziehen sich viel schöner an
als Salomonis Seide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
das Täublein fleugt aus seiner Kluft
und macht sich in die Wälder,
Die hochbegabte Nachtigall
ergetzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus,
der Storch baut und bewohnt sein Haus,
das Schwälblein speist ihr' Jungen;
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
ist froh und kommt aus seiner Höh
ins tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in dem Sand,
und malen sich an ihrem Rand
mit schattenreichen Myrthen;
Die Wiesen liegen hart dabei,
und klingen ganz von Lustgeschrei
der Schaf' und ihrer Hirten.

Die unverdroßne Bienenschar
fleugt hin und her, sucht hier und dar
ihr' edle Honigspeise;
Des süßen Weinstocks starker Saft
kriegt täglich neue Stärk und Kraft
in seinem schwachen Reise.

Ich selber kann und mag nicht ruhn:
des großen Gottes großes Thun
erweckt mir alle Sinnen;
Ich singe mit, wenn alles singt,
und laße, was dem Höchsten klingt,
aus meinem Herzen rinnen.

Ach, denk ich, bist du hier so schön,
und läßt dus uns so lieblich gehn
auf dieser armen Erden:
Was will doch wohl nach dieser Welt
dort in dem reichen Himmelszelt
und gülbnem Schloße werden?

O, wär ich da! o, stünd ich schon,
ach, süßer Gott, vor deinem Thron
und trüge meine Palmen!
So wollt ich nach der Engel Weis'
erhöhen deines Namens Preis
mit tausend schönen Psalmen.

163.

Der Zaunkönig und der Bär.

(Märchen, von den Brüdern Grimm.)

Zur Sommerzeit gieng einmal der Bär und der Wolf im Wald spazieren, da hörte der Bär so schönen Gesang von einem Vogel und sprach: „Bruder Wolf, was ist das für ein Vogel, der so schön singt?“ „Das ist der König der Vögel,“ sagte der Wolf, „vor dem müßen wir uns neigen;“ es war aber der Zaunkönig. „Wenn das ist,“ sagte der Bär, „möcht ich auch gern seinen königlichen Palast sehen, komm und führ mich hin.“ „Das geht nicht so, wie du meinst,“ sprach der Wolf, „du mußt warten, bis die Frau Königin kommt.“ Bald darauf kam die Frau Königin, und hatte Futter im Schnabel, und der Herr König auch, und wollten ihre Jungen äßen. Der Bär wäre gerne nun gleich hinterdrein gegangen, aber der Wolf hielt ihn am Aermel und sagte: „Nein, du mußt warten, bis Herr und Frau Königin wieder fort sind.“ Also nahmen sie das Loch in Acht, wo das Nest stund, und giengen wieder ab. Der Bär aber hatte keine Ruhe, wollte den

königlichen Palaſt ſehen, und gieng nach einer kurzen Weile wieder fort. Da waren König und Königin wieder ausgeflogen, er guckte hinein, und ſah fünf oder ſechs Junge, die lagen darin. „Iſt das der königliche Palaſt?“ rief der Bär, „das iſt ein elender Palaſt, ihr ſeid auch keine Königskinder, ihr ſeid unehrliche Kinder.“ Wie das die jungen Zaunkönige hörten, wurden ſie gewaltig bös, und ſchrien: „Nein, das ſind wir nicht, unſere Eltern ſind ehrliche Leute: Bär, das ſoll ausgemacht werden mit dir.“ Dem Bären und dem Wolf ward angſt, ſie kehrten um, und ſetzten ſich in ihre Löcher. Die jungen Zaunkönige aber ſchrien und lärmten fort, und als ihre Eltern wieder Futter brachten, ſagten ſie: „Wir eßen kein Fliegenbeinchen, und ſollten wir verhungern, bis ihr erſt ausmacht, ob wir ehrliche Kinder ſind oder nicht, denn der Bär iſt da geweſen, und hat uns geſcholten.“ Da ſagte der alte König: „Seid nur ruhig, das ſoll ausgemacht werden.“ Flog darauf mit der Frau Königin dem Bären vor ſeine Höhle, und rief hinein: „Alter Brummbär, du haſt meine Kinder geſcholten, das wollen wir in einem blutigen Krieg ausmachen.“ Alſo war dem Bären der Krieg angekündigt, und ward alles vierfüßige Gethier berufen, Ochs, Eſel, Rind, Hirſch, Reh, und was die Erde ſonſt alles trägt. Der Zaunkönig aber berief alles, was in der Luft fliegt, nicht allein die Vögel groß und klein, ſondern auch die Mücken, Hornißen, Bienen und Fliegen mußten herbei.

Als nun die Zeit kam, wo der Krieg angehen ſollte, da ſchickte der Zaunkönig Kundſchafter aus, wer der kommandierende General des Feindes wäre. Die Mücke war die liſtigſte von allen, ſchwärmte im Wald, wo der Feind ſich verſammelte, und ſetzte ſich endlich unter ein Blatt auf den Baum, wo die Parole ausgegeben wurde. Da ſtund der Bär, rief den Fuchs vor ſich, und ſprach: „Fuchs, du biſt der ſchlauſte unter allem Gethier, du ſollſt General ſein, und uns anführen; was für Zeichen wollen wir verabreden?“ Da ſprach der Fuchs: „Ich hab einen ſchönen langen bauſchigen Schwanz, der ſieht aus faſt wie ein rother Federbuſch; wenn ich den Schwanz in die Höhe halte, ſo geht die Sache gut, und ihr müßt darauf los marſchieren: laß ich ihn aber herunter hängen, ſo fangt an und lauft.“ Als die Mücke das gehört hatte, flog ſie wieder heim, und verrieth dem Zaunkönig alles haarklein.

Als der Tag anbrach, wo die Schlacht ſollte geliefert werden, hu, da kam das vierfüßige Gethier daher gerannt mit Gebraus, daß die Erde zitterte; Zaunkönig mit ſeiner Armee kam auch durch die Luft daher, die ſchnurrte, ſchrie und ſchwärmte, daß einem angſt wurde; und giengen ſie da von beiden Seiten an einander. Der Zaunkönig aber ſchickte die Hornißе hinab, ſie ſollte ſich dem Fuchs unter den Schwanz ſetzen und aus Leibeskräften ſtechen. Wie nun der Fuchs den erſten Stich bekam, zuckte er, daß er das eine Bein anhob, doch ertrug ers, und ließ den Schwanz noch in der Höhe; beim zweiten

mußte er ihn einen Augenblick herunter laßen; beim dritten aber konnte er sich nicht mehr halten, schrie und nahm den Schwanz zwischen die Beine. Wie das die Thiere sahen, meinten sie, alles wäre verloren, und fiengen an zu laufen, jeder in seine Höhle; und hatten die Vögel die Schlacht gewonnen.

Da flog der Herr König und die Frau Königin heim zu ihren Kindern, und riefen: „Kinder, seid fröhlich, eßt und trinkt nach Herzenslust, wir haben den Krieg gewonnen.“ Die jungen Zaunkönige aber sagten: „Noch eßen wir nicht, der Bär soll erst vors Nest kommen, und Abbitte thun, und soll sagen, daß wir ehrliche Kinder sind.“ Da flog der Zaunkönig vor das Loch des Bären und rief: „Brummbär, du sollst vor das Nest zu meinen Kindern gehen, und Abbitte thun, und sagen, daß sie ehrliche Kinder sind, sonst sollen dir die Rippen im Leib zertreten werden.“ Da kroch der Bär in der größten Angst hin, und that Abbitte, und darauf setzten sich die Zaunkönige zusammen, aßen und tranken, und machten sich lustig bis in die späte Nacht hinein.

164.

Der Maulwurf.

(Von Friedrich Rückert.)

Der Maulwurf ist nicht blind, gegeben hat ihm nur
ein kleines Auge, wie ers brauchet, die Natur,

Mit welchem er wird sehn, so weit er es bedarf,
im unterirdischen Palast, den er entwarf;

Und Staub ins Auge wird ihm desto minder fallen,
wenn wühlend er empor wirft die gewölbten Hallen.

Den Regenwurm den er mit andern Sinnen sucht,
braucht er nicht zu erspähn, nicht schnell ist dessen Flucht.

Und wird in warmer Nacht er aus dem Boden steigen,
auch seinem Augenstern wird sich der Himmel zeigen,

Und, ohne daß ers weiß, nimmt er mit sich hernieder
auch einen Stral, und wühlt vergnügt im Dunkeln wieder.

165.

Der Weinberg.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. Nr. 31.)

Ein Vater sagte kurz vor seinem Tode zu seinen drei Söhnen: „Liebe Kinder! Ich kann euch nichts zurücklaßen, als diese unsere Hütte und den Weinberg daran. In dem Weinberge liegt aber ein verborgener Schatz. Grabt nur fleißig nach, so werdet ihr ihn finden.“

Nach dem Tode des Vaters gruben die Söhne den ganzen Weinberg

mit dem größten Fleiße um — und fanden weder Gold noch Silber. Weil sie aber den Weinberg noch nie so fleißig bearbeitet hatten, so brachte er eine solche Menge Trauben hervor, daß sie darüber erstaunten.

Jetzt erst fiel den Söhnen ein, was ihr seliger Vater mit dem Schatze gemeint hatte, und sie schrieben an die Thüre des Weinberges mit großen Buchstaben:

Die rechte Goldgrub ist der Fleiß —
für den, der ihn zu üben weiß.

166.

Der kleine Hydriot.

(Von Wilhelm Müller.)

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein,
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand,
und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
und dreimal mußt ichs holen, eh ers zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn,
er selber blieb zur Seite mir unverdroßen stehn,
Wies mir, wie man die Woge mit scharfem Schlage bricht
wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.

Und von dem kleinen Kahne giengs flugs ins große Schiff;
es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land,
es schwebten Berg' und Türme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Flut,
und sprützten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht —
ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht —
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
Glück zu auf deinem Maste, du kleiner Hydriot! —

Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand,
und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland,
Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zeh'n,
mir wars, als thät sein Auge hinab ins Herz mir sehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel, und schaut ihn sicher an,
und däuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!

167.

Lebensbeschreibung des Thierbändigers Van Amburgh.

(Das Ausland, 1839. Nr. 256 ff.)

Isaac van Amburgh wurde im Monat Julius im Jahr 1811 in einer kleinen Stadt des Staates Kentucky in Nordamerika geboren. Undurchdringliche Wälder und ungeheure Weideplätze bedecken einen Theil dieses Landes, welches der Ohio, der Mississippi und andere große Flüße durchziehen. Der Großvater Isaac van Amburghs war ein Indianer, sein eigentlicher Name war Tangborgon d'Oom, was großer König der Wälder heißt. Er nahm den Namen Amburgh von einem Landmann in Kentucky an, der so hieß, und den er, als derselbe in dem Walde von zwei Jaguars angefallen worden, gerettet hatte. Merkwürdig ist es, daß sein einziger Sohn, der Vater unseres Thierbändigers, eine unüberwindliche Angst vor allen Thieren hatte; seine Furchtsamkeit verkürzte sogar sein Leben, und man versichert, daß als er einst rasch um eine Straßenecke bog, und plötzlich einen frischgemalten Aushängeschild, auf welchem ein Wildschein abgebildet war, vor sich sah, er so erschrak, daß ihn der Schrecken tödtete.

Isaac aber zeigte schon in seiner frühesten Jugend ungewöhnliche Eigenschaften. Er verachtete alle die gewöhnlichen Spiele des Kinderalters, und nur die Insekten, Wespen, Fliegen, Hornkäfer, Maikäfer und so weiter vermochten sein Spiel und seine Aufmerksamkeit zu feßeln. Als er größer ward, übte er sich an kleinen vierfüßigen Thieren; er hatte sich die Mäuse und Ratten der nachbarlichen Speicher unterthänig gemacht, und man sah ihn oft in einer Scheune sein bescheidenes Abendbrot mit den Mäusen, Ratten und Eidechsen teilen, die ihn, wie einen Fürsten sein Hofstaat, umgaben. Seine Mutter wußte sich nicht zu helfen, und versuchte vergebens alles, um ihn dieser Thierwelt zu entziehen, die er allein suchte, und worin er Freuden fand, die den übrigen Menschen unbekannt sind. In seinem siebenten Jahre bestieg er alle Pferde, auf welchen er sich mit seinen kleinen Beinen halten konnte, und kein Springen noch Ausschlagen derselben war im Stande, ihn herunter zu werfen. Er ward in der Folge der geschickteste Reiter, und da man ihm aus allen Teilen des Landes die schlimmen Pferde zum Bändigen brachte, so machte er dann sein eigentliches Gewerbe daraus, und verschaffte sich dadurch in seinem zwölften Jahre schon ein freies selbständiges Leben. Im südlichen Amerika sind die wilden Pferde ungemein schwer zu bändigen, sie beißen fürchterlich und schlagen mit den Vorder- und Hinterfüßen aus. Auf folgende Art werden sie gefangen. Ein Reiter jagt im vollen Galopp in eine Herde wilder Pferde hinein,

wirft einem derselben eine Schlinge um den Hals und eine Schnur, die mit Bleikugeln behängt ist, zwischen die Füße, und wirft es so in den Sand. Dann springt er schnell von seinem Pferde ab, schwingt sich auf den Rücken des wilden Pferdes, das wie ein Pfeil mit ihm über die Grasfläche jagt. Nichts vermag den geschickten Bändiger abzuwerfen, und das wilde Pferd, durch die Stimme des Reiters, durch die Sporen und die Peitsche getrieben, läuft, bis es erschöpft niederstürzt. Dann ist es für immer gebändigt und läßt sich ruhig in den Stall führen. Der erfinderische Geist Van Amburghs fand von selbst diese Methode, die im südlichen Amerika die Frucht langjähriger Erfahrungen ist.

Wie viel Vergnügen es aber auch dem heldenmüthigen Isaac gewährte, wenn er die wildesten Pferde gebändigt hatte, so wollte doch seine lebhafte Einbildungskraft einen größern Spielraum. Von seiner Mutter fromm erzogen, las er einst in dem ersten Buch Mosis, und stieß im ersten Kapitel auf den Vers, in welchem Gott zu dem Menschen spricht: „Füllet die Erde und machet sie euch unterthan, und herschet über Fische im Meer, und über Vögel unter dem Himmel, und über alles Thier, das auf Erden kriechet.“ Van Amburgh dachte über diese Worte nach, und fragte sich: Wenn der Mensch über alle Thiere herschen soll, wie kommt es denn, daß er vor dem Tiger flieht? Wie kommt es, daß er sich von dem Löwen zerreißen läßt? Die wilden Thiere sind darum so fürchterlich, weil wir so kleinmüthig sind. Es ist nicht an uns, sie zu fürchten, an ihnen ist es, vor uns zu zittern. Trotz ihrer Stärke und Grausamkeit sind sie feig und schwach, und es wäre hinreichend, wenn wir ihnen fest ins Auge blickten, um sie die Uebermacht der menschlichen Geschicklichkeit und des menschlichen Willens kennen zu lehren und um sie ihrem natürlichen Herrn gehorsam zu machen! — Von dieser Ansicht gieng Van Amburgh bald zur That über. In seinen Freistunden irrte er in den Wäldern Kentuckys umher, und übte sich, Wölfe, Füchse, Iltise, Hyänen, wilde Schweine, Büffel und wilde Stiere zu bändigen. Er zähmte nicht allein eine große Menge derselben, sondern er erhielt auch eine große Herschaft über sie, und hielt eine wahre Waldpolizei. Hatten die Thiere in den naheliegenden Wäldern Kaninchen, Schafe oder Geflügel geholt, so wandten die Landleute sich an Van Amburgh und verlangten von ihm die Bestrafung oder Auslieferung des Thäters. Das einstimmige Zeugnis aller dortigen Bewohner setzt die Angabe außer Zweifel. Sie beteuern, daß Van Amburgh sehr oft das Thier auffand, das den Raub begangen, und den Eigentümern die verschwundenen Gänse und Schafe unverletzt wieder zurückbrachte. Er war der Aufpasser der vierfüßigen Diebe. Ein mächtiges Wildschwein hauste in einer ungefähr zwanzig Meilen von Van Amburghs Wohnung entfernten Waldung, und brachte den dortigen

Landleuten großen Schaden — denn bald brach es in ihre Gärten und wühlte sie um, bald zerfraß es die Rinden ihrer Kastanienbäume, oder brach in ihre Schweinställe, — kurz, die verzweifelten Landleute fiengen bereits an, sich dem Glauben hinzugeben, das könne kein gewöhnliches Wildschwein thun, sondern es sei irgend ein böser Geist, der diese Gestalt angenommen habe. Man wandte sich an Van Amburgh, und in weniger als einer Woche hatten die Raubzüge des Wildschweins aufgehört und es herschte wieder volle Ruhe in der Gegend.

Van Amburgh beherschte die Thiere, aber nie vergoß er ihr Blut. Er hatte sich einen eisernen Stock als Waffe genommen, und schlug sie mit diesem auf eine gewisse Stelle des Rückgrates, aber ohne sie gefährlich zu verletzen. Er hielt es auch nicht für nöthig, daß man, um die Verheißung der Bibel wahr zu machen, sie ihrer Freiheit berauben müße, aber er belauerte sie in den Gebüschen, überfiel sie in ihren Höhlen, und bändigte sie in ihren Wohnungen. Eine Begebenheit, bei welcher Van Amburgh weniger Schonung für die Menschen, als für die wilden Thiere zeigte, zwang ihn, sein Vaterland zu verlaßen. Bienenkörbe waren geplündert worden, und mehrere Anzeigen waren vorhanden, die bewiesen, daß es kein zweibeiniger Verwüster gewesen, der den Raub begangen. Van Amburgh, den man zu Rathe zog, hatte nach vierundzwanzig Stunden herausgebracht, daß der Thäter ein guter Bekannter von ihm war — ein Bär, mit dem er sich besonders viel Mühe gab, und den er unter seine besten Zöglinge zählte. Er versprach dem Landmann, ihm den Wohnort des Bären zu sagen, jedoch unter der Bedingung, daß die Strafe seines Lieblings in nicht mehr, als einer derben Tracht Schläge bestehen dürfe. Der Landmann willigte ein, nahm aber drei mit guten Flinten bewaffnete Männer mit sich, tödtete den Bären, schnitt ihm die noch vom frischen Honig glänzenden klebrigen Tatzen ab, und kehrte mit diesen Siegeszeichen stolz in seine Wohnung zurück. Unterwegs jedoch begegnete ihm Van Amburgh, der, tief gekränkt, ihm die heftigsten Vorwürfe über seine Wortbrüchigkeit machte. Vom Wortwechsel kam es zum Handgemenge; Van Amburgh wehrte sich tapfer und schlug den Pächter und einen seiner Leute so kräftig nieder, daß sie für todt auf dem Platze liegen blieben. In der Furcht, sie möchten wirklich todt sein, nahm Van Amburgh die Flucht, eilte der Küste zu, und gieng auf dem ersten Schiffe, das er traf, an Bord. Das Schiff fuhr nach Bombay, und legte während der Fahrt am Cap an. Van Amburgh stieg ans Land, und die Schiffsmannschaft war nicht wenig erstaunt, ihn Abends mit einem Bären, den er in den nahen Waldungen gefangen hatte, und den er mit seinem Eisenstock vor sich hertrieb, wiederkehren zu sehen. Die Erziehung seines Bären, dem Van Amburgh den Namen Hiob gab, und der bei dem ersten Zeichen, welches er ihm gab, sich ins Waßer stürzte,

beschäftigte ihn aber nicht hinlänglich, und er richtete sich auch noch zwei Seekälber ab, die, wie Hunde, ihm Fische fiengen und apportierten. Ob er der Erste gewesen, der dieses Kunststück versucht, ob es Andere schon vor ihm gethan und er es nur wieder erneuert hat, die Sache bleibt gleich merkwürdig. Aber auch der gelungene Versuch mit den Seekälbern befriedigte ihn nicht; er wollte versuchen einen Haifisch zu zähmen, und blieb trotz der Warnungen des Kapitäns und der Mannschaft bei seinem Entschluß. Eines Morgens, als er eben mit seinem Bären auf dem Verdecke frühstückte, zeigte sich ein großer Haifisch. Van Amburgh faßt seinen Hebel, schwingt sich mit diesem über die Schanzbekleidung des Schiffes und schwimmt dem furchtbaren Thiere entgegen. Der Kapitän ließ das Schiff beilegen,* und alle Mannschaft versammelte sich auf dem Verdeck. Van Amburgh schwamm gerade auf den Haifisch los, dieser aber packte den eisernen Hebel mit seinem Rachen, und zog seinen Gegner mit sich in die Tiefe. Nachdem Van Amburgh sich vergebens bemüht hatte, seine Waffe wieder frei zu bekommen, sah er sich genöthigt, sie aufzugeben, um wieder die Oberfläche des Waßers zu gewinnen. Aber der Haifisch verfolgte ihn — ehe noch unser Held ein Rettungsseil ergreifen konnte, sah er das Unthier an seiner Seite, und konnte ihm nur durch schnelles Untertauchen entgehen. Er taucht wieder auf, verlangt, daß man ihm eine Harpune zuwerfe, wartet ruhig, bis sich der Haifisch wieder naht — wirft ihm die Harpune in den Rücken und schleudert das Ende des Seils, an dem der tödtliche Haken hängt, in das Schiff. Während die Matrosen alle Kräfte anwenden, den Kopf des Thieres außer dem Waßer zu halten, befiehlt Van Amburgh seinem Hiob, sich ins Waßer zu stürzen. Der Bär gehorcht sogleich, schwimmt gegen den Haifisch, der gewaltig um sich schlägt, und erdrückt, von seinem Herrn angeleitet, mit seinen furchtbaren Tatzen das gewaltige Thier. Einige Flintenkugeln endigten seinen Todeskampf. Man warf ihm eine Schlinge um den Hals, und zog ihn auf das Hinterkastell des Schiffes. Die Wahrheit dieser Erzählung ist durch mehrere Matrosen, die Augenzeugen waren, bestätigt. Wenige Tage nach diesem Abenteuer büßte das Schiff durch einen jähen Windstoß seinen Hauptmast ein, und war genöthigt, mit seinen Nothmasten in den nächsten Hafen einzulaufen. Dort traf Van Amburgh einen Landsmann, und erfuhr von diesem, daß der Pächter und sein Gefährte wieder vollkommen hergestellt seien. Er entschloß sich daher, in sein Vaterland zurückzukehren, und schiffte sich auf dem nächsten Schiffe, das nach Nordamerika gieng, ein.

Nachdem Van Amburgh sich in Kentucky bei seiner Mutter eine Woche lang aufgehalten, beschloß er, sich ganz der Thierbändigung zu widmen,

* Aufhalten.

und trat bei Titus in Dienste. Titus besitzt die schönste und größte Menagerie, die nicht bloß in Amerika, sondern in der Welt zu finden ist. Seine Reisen, besonders Nachts, bei dem Scheine der Pechfackeln, gewähren den merkwürdigsten Anblick. Seine Menagerie füllt sechzig Wagen, und ihr Geheul, Geschrei und Gebrüll zusammen geben ein Conzert, das die Herden und die Reisenden mit Schrecken erfüllt. Van Amburgh zeichnete sich bald bei Titus aus. Der Oberaufseher der Menagerie war an den Wunden, die ihm eine Löwin versetzt hatte, als er sie von einem Käfich in den andern jagen wollte, gestorben; zwei andere Wächter, die ihn begleitet hatten, waren ebenfalls stark von ihr verletzt. Van Amburgh erbot sich, sie zu bändigen, und trat allein, bloß mit seinem eisernen Hebel bewaffnet, in ihren Käfich. Drei Tage später zeigte er dem Publikum zum erstenmal das bis hernach von Niemand gewagte Kunststück eines Menschen, der seinen Kopf in den Rachen eines Löwen steckt — und zwar war es die wilde, kaum erst gebändigte Löwin, mit der er dieses gefährliche Spiel versuchte. Van Amburgh hatte gehört, daß, wenn der Löwe frisches Blut rieche, seine Raubgier in doppelter Stärke erwache. Entschloßen, sich selbst davon zu überzeugen, tauchte er seinen Arm bis an die Achsel in frisches Blut, und schob ihn dann dem Löwen in den Rachen, während er ein Rind und ein Schaf in den Käfich führen ließ. Er hatte dieses Kunststück oft und jedesmal mit glücklichem Erfolg in Kentucky und in mehreren Orten der Vereinigten Staaten vor einer großen Menge von Zuschauern gezeigt.

Gegen Ende des Jahres 1838 ward Van Amburgh mit einem Teil seiner Menagerie von Titus nach England geschickt. Bald nach seiner Ankunft in London zeigte er sich im Circus, umgeben von seinen Löwen und Tigern, die, demüthig zu seinen Füßen liegend, seinen leisesten Winken gehorchten. Der Zulauf, der ihm zu Teil wurde, war ungeheuer. Er wurde in die Gesellschaften des englischen Adels eingeführt und von diesen mit der größten Achtung aufgenommen. Londons berühmteste Schriftsteller und Gelehrte statteten ihm ihre Besuche ab, unterhielten sich mit ihm über die Kunst, wilde Thiere zu bändigen, und er gewann bedeutende Summen durch den Unterricht in seiner Kunst, den er jungen Leuten des höchsten Ranges erteilte. Man versichert sogar, daß die Königin Victoria ihn besucht, und ihm angeboten habe, ihn in den Ritterstand zu erheben, eine Ehre, die er, als unverträglich mit seinen politischen Grundsätzen, ablehnte. Den Eigentümern von Vauxhall * machte er den Vorschlag, mit seinem Lieblingstiger in einem großen Luftballon aufzusteigen, und sich mit dem Fallschirm herunter zu laßen; der Magistrat aber verbot dieses Schauspiel wegen des

* Großer Belustigungsort der Einwohner Londons.

ungeheuren Zudrangs, den es verursacht haben würde, und wegen der Gefahr, in welcher Herr Green, der Reisegefährte Van Amburghs und seines Tigers, bei dieser Luftfahrt geschwebt hätte.

Van Amburgh hat nach englischem Maß 5 Fuß 10½ Zoll, sein Körper ist untersetzt gebaut, und obgleich er eine seltene Kraft besitzt, so sind doch seine Muskeln nicht von besonderer Stärke. Seine physische Kraft, gehoben durch einen eisernen Willen, liegt hauptsächlich in seinen Nerven und seinem Knochenbau. Man sollte glauben, seine Züge wären in hohem Grade männlich und entschieden, aber sie sind im Gegenteil sehr zart, fast weiblich, und nur seine Augen haben einen ungewöhnlichen Ausdruck. Seine Augensterne sind sehr vorragend, und es scheint, als besitze er die Gabe, auf die rechte und linke Seite zu sehen, fast ohne den Kopf zu wenden. Es sind keine glänzenden Augen, sie haben etwas Kaltes, Bleiches, und würden fast erstorben scheinen, wenn sie sich nicht unaufhörlich schnell nach allen Richtungen hin bewegten, wie wenn sie alles auf einmal übersehen wollten. In diesen Augen ruht eigentlich Van Amburghs Stärke; die wilden Thiere kennen und fürchten sie, als läge ein unwiderstehlicher Zauber für sie darin. Van Amburgh ist sehr angenehm im Umgang, er ist bescheiden, offen und gesprächig. Seine Ansicht über die Thiere, die der gewöhnlichen so sehr widerspricht, macht seinem Geiste wie seinem Herzen gleich viel Ehre.

Man wird dieß beurteilen können, wenn man folgendes Gespräch liest, das er im Jahr 1836 mit Ephraim Watts führte, bei welchem er zu New-York zu Mittag aß.

Er fieng an — erzählt Ephraim Watts — mir von der Stelle zu erzählen, die er in der Bibel gelesen, und mir die Folgerungen auseinander zu setzen, die er daraus gezogen. Er versicherte mich, daß die Gesellschaft der wilden Thiere für ihn immer die Quelle der reinsten Freuden gewesen sei, und daß die Stunden, die er in ihren Höhlen zugebracht, die schönsten seines Lebens seien. Ich fragte ihn, was er von den Wölfen halte? — „Wenn ich an diese denke," erwiderte er, „so schäme ich mich wahrhaftig für das ganze Menschengeschlecht. Es sind die verständigsten und sanftesten Thiere, die es gibt, wenn man sie zu behandeln weiß; und doch fürchten sich die Menschen vor ihnen. Die Indianer gebrauchen sie statt der Hunde, und ich sah einen Wolf auf dem Grabe seines Herrn vor Kummer sterben." — Also, sagte ich, würden Sie sich nicht fürchten, unter einen Haufen hungriger Wölfe zu treten? — „Das wäre eine gefährliche Gesellschaft!" erwiderte er, „ein ausgehungerter Wolf ist nicht in seinem gewöhnlichen Zustande und in dem Besitz seiner Geisteskräfte, er ist närrisch." — Danach kamen wir auf die Hyänen zu sprechen. — „Das," sagte er mit bedenklichem Gesichte, „sind häßliche, falsche Thiere, die ihre Beute immer nur von hinten anfallen;

wenn ich den Rücken geflechtet hätte, würde ich funfzig auf einmal nicht fürchten.“ — Ich fragte, ob er auch schon mit den Schlangen Proben gemacht? — „Ich habe einen Abscheu vor allen Reptilien,“ erwiderte er erblaßend. „Ich habe von meinem Großvater Tangborgon d'Oom mit der Gewalt über die vierfüßigen Thiere auch den Abscheu vor allen kriechenden geerbt. Titus hat einen Tschirokesen, Namens A'Tharullah, der ausdrücklich für die Schlangen da ist. Dieser Mann spielt mit den Boa's, fürchtet sich aber vor den Löwen und Tigern, — so hat eben jeder seine Eigenthümlichkeit.“ — Man behauptet, sagte ich später zu ihm, daß Sie Ihre Thiere vor der Vorstellung mit Nahrung vollstopfen, und daß die Ueberfüllung ihres Magens dann eigentlich das Geheimnis ihrer Sanftmuth sei. — „Das ist falsch. Sie bekommen nur einmal im Tag zu fressen, und dieß nach der Vorstellung. Ich gebe ihnen immer ausgewählte Stücke, und sie sind weit mehr Leckermäuler als gefräßig. Wenn sie sich nicht gut aufführen, so gebe ich ihnen wenig zu fressen, sie müßen sich dann mit einem dünnen Rippenstückchen begnügen, aber es thut mir jedesmal weh, wenn ich sie strafen muß.“ — Bestürmen Sie sie manchmal mit Arznei? Man hat mir erzählt, daß boshafte Reitknechte in England den Rennpferden manchmal gewisse Mittel eingeben, die machen sollen, daß sie keinen Preis bekommen können. Auch hat man mir von einem englischen Dachshund, Namens Billy, gesagt, der in anderthalb Minuten hundert Ratten tödtete; — man sagt, daß er diesen Sieg mit Leichtigkeit dadurch erreichte, daß man ihm vorher Laudanum zu trinken gab. — „Verächtliches Mittel!“ rief Van Amburgh, „höchstens gut, um die Gewalt der Arznei zu zeigen.“ — Ich fragte ihn, ob er seine Lieblingstiger und Löwen selbst aufgezogen habe? — „Nein,“ erwiderte er, „aber ich wäre stolz darauf, wenn ich sie aufgezogen hätte. Wo ich schöne Thiere finde, nehme ich sie, ohne mich um ihr Alter zu kümmern; so habe ich meine ganze Menagerie eingerichtet. Mein schönster Tiger ist aus dem zoologischen Garten von Surrey, und ich habe ihn gleich bei der ersten Zusammenkunft gebändigt.“

Ich unterhielt mich lange in dieser Art mit ihm, und er stieß meine bisherigen Ansichten über die Natur der wilden Thiere um. Er glaubte nicht, daß irgend ein Thier, selbst nicht das Rhinozeros, das er für das dümmste und schwerfälligste von allen hält, bei zweckmäßiger Behandlung sich nicht bezähmen laße. Als ich von Van Amburgh schied, war ich wirklich durchdrungen von Hochachtung und Bewunderung für ihn.

Diese Unterredung kann uns einen Begriff von den Ansichten und der Geistesrichtung Van Amburghs geben. Der Zukunft bleibt es vorbehalten, zu entscheiden, ob die Wißenschaft, zu der er den Grund legen will, eine Aussicht auf Dauer hat.

168.

Der weiße Hirsch.

(Von Ludwig Uhland.)

Es giengen drei Jäger wohl auf die Birsch, „Und als er sprang mit der Hunde Geklaff,
sie wollten erjagen den weißen Hirsch. da brannt ich ihn auf das Fell, piff, paff!“

Sie legten sich unter den Tannenbaum, „„Und als ich den Hirsch an der Erde sah,
da hatten die drei einen seltsamen Traum. da stieß ich lustig ins Horn, trara!““

„Mir hat geträumt, ich klopft auf den Busch, So lagen sie da und sprachen, die drei,
da rauschte der Hirsch heraus, husch, husch!“ da rannte der weiße Hirsch vorbei.

Und eh die drei Jäger ihn recht gesehn,
so war er davon über Tiefen und Höhn.
Husch husch! piff paff! trara!

169.

Daumesdick.

(Märchen, von den Brüdern Grimm.)

Es war ein armer Bauersmann, der saß Abends beim Herd und schürte das Feuer, und die Frau saß und spann. Da sprach er: „Wie ists so traurig, daß wir keine Kinder haben! Es ist so still bei uns, und in den andern Häusern ists so laut und lustig.“ „Ja,“ antwortete die Frau, und seufzte, „wenns nur ein einziges wäre, und wenn es auch ganz klein wäre, nur Daumens groß, so wollt ich schon zufrieden sein: wir hättens doch von Herzen lieb.“ Nun geschah es, daß die Frau ein Kind bekam, das zwar an allen Gliedern vollkommen, aber nicht länger als ein Daumen war. Da sprachen sie: „Es ist, wie wir gewünscht haben, und es soll unser liebes Kind sein,“ und nannten es nach seiner Gestalt Daumesdick. Sie ließens nicht an Nahrung fehlen, aber das Kind ward nicht größer, sondern blieb, wie es in der ersten Stunde gewesen war; doch schaute es verständig aus den Augen, und zeigte sich bald als ein kluges und behendes Ding, dem alles glückte, was es anfieng.

Der Bauer machte sich einmal fertig, in den Wald zu gehen und Holz zu fällen; da sprach er vor sich hin: „Nun wollt ich, daß einer da wäre, der mir den Wagen nachbrächte.“ „O Vater,“ rief Daumesdick, „den Wagen will ich schon bringen, verlaßt euch drauf, er soll zur bestimmten Zeit im Walde sein.“ Da lachte der Mann und sprach: „Wie sollte das zugehen, du bist viel zu klein, um das Pferd mit dem Zügel zu leiten.“ „Das thut nichts, Vater, wenn nur die Mutter anspannen will, ich setze mich dem Pferd ins Ohr, und rufe ihm zu, wie es gehen soll.“ „Nun,“ antwortete der Vater,

„einmal wollen wirs versuchen.“ Als die Stunde gekommen war, spannte die Mutter an, und setzte den Daumesdick dem Pferd ins Ohr, drauf rief der Kleine, wie das Pferd gehen sollte, hüh und hoh, hott und har! Nun gieng es ganz ordentlich als wie bei einem Meister, und der Wagen fuhr den rechten Weg nach dem Walde. Es trug sich zu, als er eben um eine Ecke bog und der Kleine „har, har!“ rief, daß zwei fremde Männer daher kamen. „Mein!“ sprach der eine, „was ist das? da fährt ein Wagen, und ein Fuhrmann ruft dem Pferde zu, und ist doch nicht zu sehen.“ „Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ sagte der andere, „wir wollen dem Karren folgen und sehen, wo er anhält.“ Der Wagen aber fuhr vollends in den Wald hinein, und richtig zu dem Platze, wo das Holz gehauen wurde. Als Daumesdick seinen Vater erblickte, rief er ihm zu: „Siehst du, Vater, da bin ich mit dem Wagen, nun hol mich herunter.“ Der Vater faßte das Pferd mit der Linken und holte mit der Rechten sein Söhnchen aus dem Ohr, das sich ganz lustig auf einen Strohhalm niedersetzte. Als die beiden fremden Männer den Daumesdick erblickten, wußten sie nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten. Da nahm der eine den andern beiseit und sprach: „Hör, der kleine Kerl könnte unser Glück machen, wenn wir ihn in einer großen Stadt für Geld sehen ließen; wir wollen ihn kaufen.“ Sie giengen zu dem Bauer und sprachen: „Verkauft uns den kleinen Mann, er solls gut bei uns haben.“ „Nein,“ antwortete der Vater, „es ist mein Herzblatt, und ist mir für alles Geld nicht feil.“ Daumesdick aber, als er von dem Handel gehört, war an den Rockfalten seines Vaters hinauf gekrochen, stellte sich ihm auf die Schulter und sagte ihm ins Ohr: „Vater, gib mich nur hin, ich will schon wieder zu dir kommen.“ Da gab ihn der Vater für ein schönes Stück Geld den beiden Männern hin. „Wo willst du sitzen?“ sprachen sie zu ihm. „Ach, setzt mich nur auf den Rand von eurem Hut, da kann ich auf und ab spazieren, und die Gegend betrachten, und falle doch nicht herunter.“ Sie thaten ihm den Willen, und als Daumesdick Abschied von seinem Vater genommen hatte, machten sie sich mit ihm fort. So giengen sie bis es Abend und Dämmerung ward, da sprach der Kleine: „Hebt mich einmal herunter, es ist nöthig.“ Der Mann nahm den Hut ab, und setzte den Kleinen auf einen Acker am Weg; da sprang und kroch er ein wenig zwischen den Schollen hin und her, und schlüpfte dann auf einmal in ein Mausloch, das er sich gesucht hatte. „Guten Abend, ihr Herrn, geht nur ohne mich heim,“ rief er ihnen zu, und lachte sie aus. Sie liefen herbei und stachen mit Stöcken in das Mausloch, aber das war vergebliche Mühe, Daumesdick kroch immer weiter zurück; bald auch war es stichdunkel, so daß sie mit Aerger und mit leerem Beutel wieder heim wandern mußten.

Als Daumesdick merkte, daß sie fort waren, kroch er aus dem unter-

irdischen Gang wieder hervor. „Es ist hier auf dem Acker in der Finsternis so gefährlich gehen,“ sprach er, „wie leicht bricht einer Hals und Bein!“ Zum Glück stieß er an ein leeres Schneckenhaus. „Gottlob,“ sagte er, „da kann ich die Nacht sicher zubringen,“ und setzte sich hinein. Nicht lang, als er eben einschlafen wollte, so hörte er zwei Männer vorüber gehen, davon sprach der eine: „Wie wirs nun anfangen, um dem reichen Pfarrer sein Gold und sein Silber zu holen?“ „Das könnt ich dir sagen,“ rief Daumesdick dazwischen. „Was war das?“ sprach der eine Dieb erschrocken, „ich hörte jemand sprechen.“ Sie blieben stehen und horchten; da sprach Daumesdick wieder: „Nehmt mich mit, so will ich euch helfen.“ „Wo bist du denn?“ „Sucht nur hier auf der Erde, und merkt wo die Stimme herkommt,“ antwortete er. Da fanden ihn endlich die Diebe und huben ihn in die Höhe. „Du Keiner Wicht, was willst du uns helfen,“ sprachen sie. „Seht,“ antwortete er, „ich krieche zwischen den Eisenstäben in die Kammer des Pfarrers hinein, und reiche euch heraus, was ihr haben wollt.“ „Wohlan,“ sagten sie, „wir wollen sehen, was du kannst.“ Als sie bei dem Pfarrhaus ankamen, kroch Daumesdick in die Kammer, schrie aber gleich aus Leibeskräften: „Wollt ihr alles haben, was hier ist?“ Die Diebe erschraken und sagten: „So sprich doch leise, damit Niemand aufwacht.“ Aber Daumesdick that, als hätte er sie nicht verstanden, und schrie von neuem: „Was wollt ihr? wollt ihr alles haben, was hier ist?“ Das hörte die Köchin, die in der Stube daran schlief, richtete sich im Bette auf und horchte. Die Diebe aber waren vor Schrecken ein Stück Wegs zurück gelaufen, endlich faßten sie wieder Muth, dachten, „der kleine Kerl will uns necken,“ kamen zurück und flüsterten ihm hinein: „Nun mach Ernst, und reich uns etwas heraus.“ Da schrie Daumesdick noch einmal, so laut er konnte: „Ich will euch ja alles geben, reicht nur die Hände herein.“ Das hörte nun die horchende Magd ganz deutlich, sprang aus dem Bett und stolperte zur Thüre herein. Die Diebe liefen fort und rannten, als wäre der wilde Jäger hinter ihnen, die Magd aber, als sie nichts bemerken konnte, gieng ein Licht anzuzünden. Wie sie damit kam, machte sich Daumesdick, ohne daß er gesehen wurde, hinaus in die Scheune: die Magd aber, nachdem sie alle Winkel durchgesucht und nichts gefunden hatte, legte sich endlich wieder zu Bett, und glaubte, sie hätte mit offenen Augen und Ohren doch nur geträumt.

Daumesdick war in den Heuhälmchen herumgeklettert und hatte einen schönen Platz zum Schlafen gefunden: da wollte er sich ausruhen bis es Tag wäre, und dann zu seinen Eltern wieder heim gehen. Aber er mußte andere Dinge erfahren! Ja es gibt viel Trübsal und Noth auf der Welt! Die Magd stieg, wie gewöhnlich, als der Tag graute, schon aus dem Bett und wollte das Vieh füttern. Ihr erster Gang war in die Scheune, wo sie

einen Arm voll Heu packte, und gerade dasjenige, worin der arme Daumesdick lag und schlief. Er schlief aber so fest, daß er nichts gewar wurde, und nicht eher aufwachte, als bis er in dem Maul der Kuh war, die ihn mit dem Heu aufgerafft hatte. „Ach Gott," rief er, „wie bin ich in die Walkmühle gerathen!" merkte aber bald, wo er war. Da hieß es aufpassen, daß er nicht zwischen die Zähne kam und zerdrückt wurde, und darnach mußte er doch mit in den Magen hinabrutschen. „In dem Stübchen sind die Fenster vergeßen," sprach er, „und scheint keine Sonne hindurch; ein Licht wird auch nicht wohl zu haben sein." Ueberhaupt gefiel ihm das Quartier schlecht, und was das schlimmste war, es kam immer mehr neues Heu zur Thür hinein und der Platz ward immer enger. Da rief er endlich in der Angst, so laut er konnte: „Bringt mir kein frisch Futter mehr, bringt mir kein frisch Futter mehr." Die Magd melkte gerade die Kuh, und als sie sprechen hörte, ohne jemand zu sehen, und es dieselbe Stimme war, die sie auch in der Nacht gehört hatte, erschrak sie so, daß sie von ihrem Stühlchen herabglitschte, und die Milch verschüttete. Sie lief in der größten Hast zu ihrem Herrn und rief: „Ach Gott, Herr Pfarrer, die Kuh hat geredet." „Du bist verrückt," antwortete der Pfarrer, gieng aber doch selbst in den Stall, nachzusehen, was vor wäre. Aber kaum hatte er den Fuß hineingesetzt, so rief Daumesdick eben aufs neue: „Bringt mir kein frisch Futter mehr, bringt mir kein frisch Futter mehr." Da erschrak der Pfarrer selbst, meinte, es wäre ein böser Geist, und hieß die Kuh tödten. Nun ward sie geschlachtet, der Magen aber, worin Daumesdick steckte, hinaus auf den Mist geworfen. Daumesdick suchte sich heraus zu arbeiten, das war nicht leicht, doch endlich brachte er es so weit, daß er Platz bekam, aber als er eben sein Haupt herausstrecken wollte, kam ein neues Unglück: ein hungriger Wolf sprang vorbei und verschlang den ganzen Magen mit einem Schluck. Daumesdick verlor den Muth nicht; „vielleicht," dachte er, „läßt der Wolf mit sich reden," und rief ihm aus dem Wanste zu: „Lieber Wolf, ich weiß dir einen herlichen Fraß." „Wo ist der zu holen?" sprach der Wolf. „In dem und dem Haus, da mußt du durch die Goße hineinkriechen, und wirst Kuchen, Speck und Wurst finden, so viel du eßen willst," und beschrieb ihm genau seines Vaters Haus. Der Wolf ließ sich das nicht zweimal sagen, drängte sich in der Nacht zur Goße hinein und fraß in der Vorrathskammer nach Herzenslust. Als er satt war, wollte er wieder fort, aber er war so dick geworden, daß er denselben Weg nicht wieder hinaus konnte. Darauf hatte Daumesdick gerechnet, und fieng nun an, in dem Leibe des Wolfs einen gewaltigen Lärmen zu machen, tobte und schrie, was er konnte. „Willst du stille sein," sprach der Wolf, „du weckst die Leute auf." „Ei was," antwortete der Kleine, „du hast dich satt gefreßen, ich will mich auch lustig machen," und fieng nun

von neuem an, aus allen Kräften zu schreien. Davon erwachten nun sein Vater und seine Mutter, liefen an die Kammer und schauten durch die Spalte hinein. Wie sie sahen, daß ein Wolf darin hauste, erschraken sie, und der Mann holte die Art und die Frau die Sense. „Bleib dahinten," sprach der Mann, als sie in die Kammer traten, „wenn ich ihm einen Schlag gegeben habe, und er davon noch nicht todt ist, so haust du auf ihn, und zerschneidest ihm den Leib." Da hörte Daumesdick die Stimme seines Vaters, und rief: „Lieber Vater, ich bin hier, ich stecke im Leibe des Wolfes." Sprach der Vater voll Freuden: „Gottlob, unser liebes Kind hat sich wieder gefunden," und hieß die Frau die Sense wegthun, damit es nicht beschädigt würde. Danach holte er aus, und schlug dem Wolf einen Schlag auf den Kopf, daß er todt niederstürzte, dann suchten sie Meßer und Scheere, schnitten ihm den Leib auf und zogen den Kleinen wieder hervor. „Ach," sprach der Vater, „was haben wir für Sorge um dich ausgestanden!" „Ja, Vater, ich bin viel in der Welt herumgekommen; gottlob, daß ich wieder frische Luft schöpfe!" „Wo bist du denn all gewesen?" „Ach, Vater, ich war in einem Mauseloch, in einer Kuh Bauch und eines Wolfes Wanst! nun bleib ich bei euch." „Und wir verkaufen dich um alle Reichtümer der Welt nicht wieder." Da herzten und küßten sie ihren lieben Daumesdick, gaben ihm zu eßen und zu trinken, und ließen ihm neue Kleider machen, denn die seinigen waren ihm auf der Reise verdorben.

170.

Der gelähmte Kranich.

(Von Ewald Christ. v. Kleist.)

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain,
und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur,
als am Gestad ein Heer von Kranichen
zusammenkam, um in ein wirtbar Land
jenseit des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,
und war der laute Spott der frohen Schar.
„Ich bin durch meine Schuld nicht lahm," dacht er
in sich gekehrt, „ich half so viel als ihr
zum Wohl von unserem Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wie wirds
mir auf der Reis' ergehn! Mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weitern Flug!
Ich Unglückseliger! das Waßer wird
bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
der Grausame mich nicht?" — Indessen weht
gewogner Wind vom Land ins Meer. Die Schar

Beginnt, gerudert, jetzt die Reis' und eilt
mit schnellen Flügeln fort, und schreit
vor Lust.
Der Kranke nun blieb weit zurück, und
ruht'
auf Lotosblättern oft, womit die See
bestreuet war, und seufzt' vor Gram und
Schmerz.
Nach vielem Ruhn sah er das bessre Land,
den gütgern Himmel, der ihm plötzlich hellt.

Die Vorsicht leitet' ihn beglückt dahin,
und vielen Spöttern ward die Flut zum
Grab.
Ihr, die die schwere Hand des Unglücks
drückt,
ihr Redlichen, die ihr, mit Gram erfüllt,
das Leben oft verwünscht: verzaget nicht,
und wagt die Reise durch das Leben nur:
jenseit des Ufers gibts ein besser Land,
Gefilde voller Lust erwarten euch.

171.

Walther von Thurn.

(Aus M. Stevens drittem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1839.)

Ein tapfere, französische Ritter, Walther von Thurn, ritt in einer öden syrischen Wüste. Da hörte er von Ferne ein langes klägliches Gestöhne. Gewis, dachte er, haben verruchte arabische Räuber einen Wanderer angefallen. Er sprengt hin auf seinem Streitrosse; aber als dieses vor der finstern engen Kluft stand, stutzte und zitterte es, bäumte sich und schäumte ins Gebiß. Die funkelnden Augen eines großen, männlichen Löwen blitzten ihm entgegen. Dieser lag im Kampfe mit einer ungeheuren Schlange, welche sich schon um Leib und Schweif des Löwen gewunden hatte. Ohne sich zu besinnen, schwang Walther sein mächtiges scharfes Schwert, und mit einem tüchtigen glücklichen Streiche spaltete er der Schlange den Leib. Als der Löwe sich von der furchtbaren, wüthenden Feindin erlöst sah, erhub er sich, brüllte laut, schüttelte die Mähne, streckte den Leib, und nahte sich dann seinem Retter. Sanft schmeichelnd kroch er zu dem jungen unerschrockenen Helden, und leckte ihm Schild und Hand. Von nun an verließ er ihn nicht mehr, sondern folgte ihm, wie ein Hund, auf dem Marsche über Flüße und in den Streit.

Mehrere Jahre lang war der Ritter im heiligen Lande gewesen, und hatte viele tapfere Thaten verrichtet, und einen berühmten geachteten Namen sich erworben. Endlich empfand er Sehnsucht nach dem fernen, teuern Vaterlande, wollte dahin zurückkehren und den guten treuen Löwen mitnehmen. Aber kein Schiffer wollte das Thier in sein Schiff aufnehmen, obgleich Walther doppelten, ja vierfachen Lohn bot. Endlich ließ der Ritter ihn zurück, und er fuhr allein ab. Da erhub der Löwe ein langes klagendes Gebrüll, lief ängstlich am Strande auf und ab, stund dann am Ufer stille, schaute dem Schiffe nach, und stürzte sich endlich ins Meer.

Man sah ihn vom Schiffe aus, und beschloß, das edle Thier aufzunehmen. Schon war er dem Schiffe nahe, da verließ ihn die Kraft, er blickte noch einmal mit treuen, hellen Augen nach dem Ufer und versank.

172.

Friederich Barbarossa.

(Von Friedrich Rückert).

Der alte Barbarossa,
der Kaiser Friederich,
Im unterirdschen Schloße
hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
er lebt darin noch jetzt,
Er hat im Schloß verborgen
zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
des Reiches Herlichkeit,
Und wird einst wiederkommen
mit ihr zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
darauf der Kaiser sitzt,
Der Tisch ist marmelsteinern,
darauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
darauf sein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
sein Aug halb offen zwinkt,
Und je nach langem Raume
er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
verzaubert hundert Jahr."

173.

Der Löwe.

(Lenz, Naturgeschichte, I. Seite 187 ff. und Kaup, Thierreich, I. Seite 305.)

Der Löwe ist einfarbig gelb; das Männchen hat vom vierten Jahre an eine Mähne, die Kopf, Hals und Schultern bedeckt; sie gibt ihm ein majestätisches Ansehen und zeichnet ihn vor allen Katzen aus. Seine Länge von der Schnauze bis zum Schwanze beträgt fünf Fuß zwei Zoll; der Schwanz, welcher am Ende mit einem Haarbüschel versehen ist, hat eine Länge von zwei Fuß zwei Zoll; doch wird derselbe mitunter bedeutend größer. Die Löwin bekommt zuweilen nur ein Junges und nie mehr als sechs. Die Jungen haben gleich offene Augen und sind so groß wie erwachsene Hauskatzen; anfangs haben sie braune Querstreifen; ihre Ohren richten sich erst im zweiten Monat auf, die Mutter vertheidigt sie mit furchtbarer Wuth. Jetzt findet sich der Löwe nur noch in Afrika und einigen daran grenzenden Gegenden Asiens; in alten Zeiten bewohnte er auch Syrien und

Griechenland zwischen den Flüßen Nestus und Achelous. Er ist nach dem amerikanischen Jaguar und dem asiatischen Tiger das fürchterlichste Raubthier. Er erreicht ein bedeutendes Alter; im Jahr 1760 starb in England ein Löwe, welcher über siebenzig Jahr im Tower eingesperrt gewesen war, und ein anderer starb ebendaselbst in einem Alter von drei und sechszig Jahren.

Am besten werden wir den Löwen aus folgenden Mitteilungen kennen lernen:

„Der Löwe," sagt Lichtenstein, „erhascht, wie alle Katzenarten, seine Beute im Sprunge, und greift einen Menschen oder ein Thier, das nicht vor ihm flieht, nie an, ohne sich vorher in einer Entfernung von zehn bis zwölf Schritten niedergelegt und seinen Sprung gemeßen zu haben. Dieser Umstand wird von den Jägern benutzt, und es ist zur Regel geworden, nie auf einen Löwen zu schießen, als bis er sich legt und man in der kurzen Entfernung so sicher zielen kann, daß man ihn gewis gerade vor den Kopf trifft. Will es das Unglück, daß man einem Löwen unbewaffnet begegnet, so ist das einzige Rettungsmittel Muth und Gegenwart des Geistes. Wer entflieht, ist unfehlbar verloren; wer ruhig stehen bleibt, den greift der Löwe nicht an. Man muß es sich nicht irren laßen, wenn er auch nahe heran kommt und sich wie zum Sprunge hinlegt: er wird diesen Sprung nicht wagen, wenn man nur Muth genug hat, unbeweglich wie eine Bildsäule stehen zu bleiben und ihm ruhig ins Auge zu schauen. Die erhabene Gestalt des Menschen flößt dem Löwen, vorausgesetzt, daß er den leichten Kampf mit dem Menschen noch nicht versucht hat, Ehrfurcht und Mistrauen in seine eigene Kraft ein, und eine ruhige Haltung des Körpers verstärkt diesen Eindruck mit jedem Augenblicke. Man würde ihn stören, sobald man durch eine unbedachtsame Bewegung entweder dem Löwen die eigene Furcht verriethe, oder ihn zur Verteidigung aufzufordern schiene. Der Ausgang beweist, daß er selbst nicht minder gefürchtet hat, als der Mensch; denn nach einiger Zeit erhebt er sich langsam, geht unter beständigem Umsehen einige Schritte zurück, legt sich wieder, entfernt sich abermals in immer kürzeren Zwischenräumen, und nimmt endlich, wenn er ganz außer den Wirkungskreiß des Menschen gekommen zu sein glaubt, in vollem Laufe die Flucht. So einstimmig nun auch diese Thatsache von Landleuten aus allen Teilen der Capcolonie versichert wird, so mag dennoch dieser Versuch eben nicht oft angestellt sein."

„Vormals, als es der Löwen dort noch mehr gab, und die Colonisten noch nicht auf seine Jagd eingelernt waren, stellte man große gemeinschaftliche Jagden auf einen Löwen an, suchte ihn in die Ebene zu locken und schloß einen großen Kreiß um ihn her. So wie er an einer Seite durchbrechen wollte, ward von der entgegengesetzten auf ihn geschoßen, und indessen er

sich nun zornig dorthin wandte, trafen ihn von der Rechten und Linken so viel Kugeln, daß er fiel. Jetzt aber geht man selten anders als selbander auf die Löwenjagd, und recht fertige Schützen, die ihres Schußes gewis sind und sich darauf verlaßen können, daß ihr Gewehr nicht versagt, wagen es auch wohl, ganz allein die Spur eines Löwen zu verfolgen und ihn in seinem Schlupfwinkel aufzusuchen. Gefährlich bleibt ein solches Unternehmen allerdings, und man erlebt häufige Unglücksfälle. Hier ein Paar Beispiele. Der Feld-Commandant Tjaard van der Wald und sein Bruder Johannes verfolgten nicht weit von ihren Wohnplätzen, am östlichen Abhange der Schneeberge, die Spur eines großen Löwen, der unter ihren Herden großen Schaden angerichtet hatte, und fanden ihn endlich in einer mit rauhem Gebüsch bewachsenen Schlucht. Sie nahmen ihre Stellung zu beiden Seiten des Ausgangs, und schickten ihre Hunde hinein, um den Löwen herauszujagen. Das glückte denn auch; der Löwe stürzte nach der Seite des letztgenannten Bruders hervor, legte sich zum Sprunge und ward von ihm geschoßen. Unglücklicher Weise hatte aber der Schuß nicht recht getroffen, sondern nur das Ohr und die eine Seite der Brust gestreift. Nach einer kurzen Betäubung von wenigen Secunden erholte sich das Thier, und stürzte nun wüthend vor Schmerz mit solchem Grimm auf den Jäger, daß er kaum Zeit hatte, sich aufs Pferd zu werfen und noch einen Versuch zum Entfliehen zu machen. Aber in wenig Sätzen hatte ihn der Löwe ereilt, war dem Pferde auf den Rücken gesprungen, das nun, niedergedrückt von der Last, nicht mehr aus der Stelle kommen konnte, und schlug seine Tatzen dem Unglücklichen in die Schenkel, mit den Zähnen zugleich ihn an den Unterkleidern packend. Indessen er sich mit aller Kraft an das Pferd klammert, um nicht heruntergerißen zu werden, hört er seinen Bruder hinter sich heran galoppieren, und ruft ihm zu, nur um Gotteswillen loszuschießen, möge es treffen wen es wolle. Der wackere Tjaard springt vom Pferde, legt ruhig an und schießt den Löwen durch den Kopf, und wunderbar glücklich schlägt die Kugel durch den Sattel, ohne weder Roß noch Reiter zu verletzen."

„Nicht so glücklich war ein anderer, Namens Rendsburg, der mit einem Vetter eben dieses Namens auf die Löwenjagd gieng. Das Abenteuer nahm ganz denselben Gang, aber der Löwe sprang von der Seite auf den Reiter los, und packte mit den Zähnen dessen linken Arm. Der feige Gefährte, statt dem Umglücklichen beizustehen, entfloh, um ein paar Hottentotten zu Hilfe zu rufen, die nicht weit von da an einem andern Ausgange des Gebüsches angestellt waren. Indessen hatte Rendsburg das letzte Rettungsmittel versucht, und während das Thier mit wüthenden Bißen seinen linken Arm zerfleischt und zersplittert, mit dem rechten ein Meßer aus der Tasche gezogen, und damit der grimmigen Katze die Brust an mehreren Stellen

durchbohrt. Die Herbeieilenden fanden ihn vom Pferde gerissen, in seinem Blute schwimmend, den Arm und die ganze linke Seite aus einander gerissen, auf ihm den todten Löwen, das Messer noch im Herzen. Nach wenigen Minuten gab auch der muthige Kämpfer, erschöpft von dem Blutverluste, seinen Geist auf."

„Ein glaubwürdiger Mann erzählte uns, daß sich in manchen Gegenden des Gebirges (unweit des Elephantenflusses) die Löwen in solcher Menge aufhalten, daß er einst auf einer Jagdreise deren zwei und zwanzig auf einem Fleck beisammen gesehen. Die meisten davon waren junge und nur acht völlig ausgewachsen. Er hatte eben auf einem offenen Platze ausgespannt, flüchtete sich mit seinen Hottentotten auf das Zelt eines Wagens, und gab, ohne einen Schuß zu wagen, seine Ochsen den Raubthieren Preis, die sechs davon erwürgten und fortschleppten."

„Bei Rietriviersport kamen wir an die Wohnung eines gewissen van Wyk. Indessen wir unser Vieh ein wenig weiden ließen, und in der Thüre des Hauses den Schatten suchten, begann van Wyk folgendermaßen: Es ist etwas über zwei Jahre, daß ich auf der Stelle, wo wir hier stehen, einen schweren Schuß gewagt habe. Hier im Hause, neben der Thür, saß meine Frau. Die Kinder spielten neben ihr, und ich war draußen zur Seite des Hauses an meinem Wagen beschäftigt, als plötzlich am hellen Tage ein großer Löwe erscheint, und sich ruhig auf der Schwelle in den Schatten legt. Die Frau, vor Schrecken erstarrt, oder mit der Gefahr des Entfliehens bekannt, bleibt auf ihrem Platze, die Kinder fliehen in ihren Schoß. Ihr Geschrei macht mich aufmerksam; ich eile nach der Thür, und man denke sich mein Erstaunen, als ich den Zugang mir auf diese Weise versperrt sah. Obgleich das Thier mich nicht gesehen hatte, so schien doch, unbewaffnet wie ich war, alle Rettung unmöglich; doch bewegte ich mich fast unwillkürlich nach der Seite des Hauses zu dem Fenster des Zimmers, in welchem mein geladenes Gewehr stund. Glücklicherweise hatte ich es zufällig in die nächste Ecke gestellt, und konnte es mit der Hand erreichen, denn zum Hineinsteigen ist, wie Sie sehen, die Oeffnung zu klein, und zu noch größerem Glücke war die Thür des Zimmers offen, so daß ich die ganze drohende Scene zu übersehen im Stande war. Jetzt machte der Löwe eine Bewegung; es war vielleicht zum Sprunge; da besann ich mich nicht länger, rief der Mutter leise Trost zu, und schoß in Gottes Namen, hart an den Locken meines Knaben vorbei, den Löwen über dem funkelnden Auge in die Stirn, daß er weiter sich nicht regte." —

Nicht selten wird der Löwe, wenn er schläft, von den Hunden geweckt welche stets die Begleiter der Karavanen sind; so erzählt Burchell einen hierher gehörigen Fall: „Es war ein heiterer Mittag, als unsere Hunde sich

gestrichen, das schilfreiche Ufer eines Flußes zu durchspüren, und plötzlich ein ganz eigentümliches und bestimmtes Bellen anschlugen; wir forschten der Ursache des Bellens nach, und wurden bald überzeugt, daß sie einen Löwen erblickt hatten. Wir trieben sie an, und bald genoßen wir den vollen Anblick eines groſsen mit schwarzer Mähne behangenen Löwen und einer Löwin. Die letztere sahen wir jedoch kaum eine Minute, so schnell verschwand sie in den Binsen. Der Löwe hingegen stund still, und faßte uns scharf ins Auge. Unsere Lage war nicht ohne Gefahr, denn der Löwe war nur wenige Schritte von uns entfernt, und schien einen Sprung auf uns vorzubereiten. Die meisten von uns waren zu Fuß, und ohne die gehörigen Waffen. Indessen hatten wir keine Zeit zur Flucht, und die Nothwendigkeit verlangte einen Angriff, um ihm zu entgehen. Ich war wohl auf meiner Hut, hielt mein Pistol in der Hand, den Finger auf dem Drücker, und ebenso vorbereitet hielten sich andere, welche mit Flinten versehen waren. Allein gar bald begannen die Hunde sich zwischen uns und den Löwen zu stellen, umzingelten ihn, und unterhielten ein heftiges Bellen. Der Muth dieser Thiere war wahrhaft bewunderungswerth; immer näher rückten sie von der Seite auf das mächtige Thier, und drohten dann ins Gesicht mit heftigem Bellen, ohne die geringste Spur von Furcht zu verrathen. Der Löwe, seiner Kraft bewußt, blieb ruhig, und wendete seine Augen nur gegen uns. Die Hunde wurden nun immer dreister, und wagten sich bis zu den gewaltigen Tatzen heran. Da ward ihm ihr Treiben zu bunt; eine kleine Bewegung mit der Tatze, und todt lagen zwei der muthigen Kämpfer auf der Erde. Es geschah dieß ohne alle Anstrengung, und so schnell, daß man kaum den Erfolg davon begreifen konnte. Wir feuerten auf ihn, und eine Kugel traf ihn unter den kurzen Rippen, so daß das Blut hervorquoll. Er blieb in derselben ruhigen Stellung, und gieng hierauf weiter."

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts war in der Menagerie zu Cassel unter andern ein Löwe, der wenigstens gegen seine Wärterin und Pflegerin in hohem Grade zahm war. Dieß gieng so weit, daß die verwegene Wärterin, um die Bewunderung der Zuschauer auf sich zu ziehen, es nicht selten wagte, nicht nur ihre Hand, sondern selbst ihren Kopf in den ungeheuern Rachen dieses Thieres zu stecken. Oft war dieß vollkommen glücklich abgelaufen, und doch gieng endlich das alte und wahre Sprichwort in Erfüllung: „Wer sich ohne Noth in Gefahr begibt, kommt darin um." Einst, als die Wärterin seinem Rachen ihren Kopf wiederum zur Hälfte anvertraut hatte, schnappte der Löwe zu, und riß ihr das Genick aus, so daß sie auf der Stelle ihren Geist aufgab. Ohne Zweifel geschah dieser Mord von Seiten des Löwen unwillkürlich, indem er unglücklicherweise gerade in dem für die Wärterin so entscheidenden Augenblick, vielleicht durch deren Kopf-

haare gekitzelt, zu niesen veranlaßt ward. Wenigstens scheint der Erfolg diese Voraussetzung vollkommen zu rechtfertigen, denn kaum hatte der Löwe bemerkt, daß er den Tod seiner Pflegerin verursacht hatte, als das gutmüthige, dankbare Thier äußerst traurig wurde, sich neben den Leichnam hinlegte, ohne sich denselben nehmen laßen zu wollen, alles ihm dargebotene Futter verschmähte und einige Tage nach diesem Unglück vor Gram starb.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts brachte der Bürger Felix zwei Löwen, ein Männchen und ein Weibchen, in die Nationalmenagerie zu Paris. Gegen den Anfang des Juni wurde Felix krank, und da er die Thiere nicht ferner warten konnte, so übernahm ein anderer dieß Geschäft. Das Männchen war von dem Augenblick an traurig, blieb einsam in einem Winkel seines Behältnisses sitzen und wollte durchaus nichts von dem Fremdlinge annehmen. Die Gegenwart desselben war ihm sogar verhaßt und er drohete ihm oft durch sein Brüllen. Ja selbst die Gesellschaft des Weibchens schien ihm zu misfallen; er erwies ihm gar keine Aufmerksamkeit. Man glaubte, das Thier wäre krank; niemand aber wagte sich an dasselbe hinan. Endlich wurde Felix wieder gesund, schlich sich sachte nach dem Behälter hin, um den Löwen zu überraschen, und ließ sich bloß durch die Gitterpfähle sehen. Der Löwe machte augenblicklich einen Sprung an dem Gitter hinauf, schlug ihn sanft mit seinen Tatzen, beleckte ihm Hände und Gesicht, und zitterte vor Freuden. Das Weibchen kam auch herbeigelaufen, allein der Löwe trieb es zurück, schien ärgerlich darüber, und da er fürchtete, es möchte irgend eine Gunstbezeugung von Felix erhalten, so schien sich ein Kampf zu entspinnen. Felix trat daher in den Käfig hinein, um Frieden zu stiften. Er liebkoſete beide, und man sah ihn nachmals oft zwischen beiden stehen. Er hatte eine so große Gewalt über sie, daß, wenn er sie trennen und in ihre Behälter sperren wollte, er nur die Worte, die dieß bezeichneten, aussprechen durfte. Wenn er wünschte, daß sie sich niederlegen und Fremden ihre Tatzen oder Rachen zeigen möchten, so legten sie sich auf das geringste Zeichen auf den Rücken, hielten ihre Tatzen, eine nach der andern, in die Höhe, öffneten ihren Rachen, und erhielten dafür die Belohnung, daß sie ihm die Hand lecken durften. Diese Thiere waren damals sechstehalb Jahre alt.

174.

Der Löwe.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen. Rotweil. Nr. 88.)

Ein armer Sclave, der seinem Herrn entlaufen war, wurde zum Tode verurteilt. Man brachte ihn auf einen großen weiten Platz, der mit

Mauern umgeben war, und ließ einen furchtbaren Löwen auf ihn los. Mehrere tausend Menschen sahen zu.

Der Löwe sprang grimmig auf den armen Menschen zu — blieb aber plötzlich stehen, wedelte mit dem Schweife, hüpfte voll Freude um ihn herum und leckte ihm freundlich die Hände. Die Leute verwunderten sich, und fragten den Sclaven, wie das komme?

Der Sclave erzählte: Als ich meinem Herrn entlaufen war, verbarg ich mich in eine Höhle der Wüste. Da kam dieser Löwe winselnd zu mir herein und zeigte mir seine Pratze, in der ein scharfer Dorn steckte. Ich zog ihm den Dorn heraus, und von der Zeit an versah mich der Löwe mit Wildpret, und wir lebten in der Höhle friedlich beisammen. Bei der letzten Jagd wurden wir von einander getrennt und beide gefangen, und nun freut sich das gute Thier, mich wiederzufinden.

Alles Volk war über diese Dankbarkeit eines wilden Thieres entzückt, und rief laut: Es lebe der wohlthätige Mensch und der dankbare Löwe! Der Sclave ward freigesprochen und reichlich beschenkt. Der Löwe aber begleitete ihn vom Richtplatze wie ein zahmes Hündchen und blieb, ohne Jemand ein Leid zu thun, immer bei ihm.

Die Dankbarkeit kann wilde Thiere zähmen;
laß dich, mein Kind, von ihnen nicht beschämen.

175.

Jung Sigfrid.

(Von Ludwig Uhland.)

Jung Sigfrid war ein stolzer Knab,
gieng von des Vaters Burg herab.

Wollt rasten nicht in Vaters Haus,
wollt wandern in alle Welt hinaus.

Begegnet' ihm manch Ritter werth,
mit festem Schild und breitem Schwert.

Sigfrid nur einen Stecken trug,
das war ihm bitter und leid genug.

Und als er gieng im finstern Wald,
kam er zu einer Schmiede bald.

Da sah er Eisen und Stahl genug,
ein lustig Feuer Flammen schlug.

„O Meister, liebster Meister, mein!
laß du mich deinen Gesellen sein;

Und lehr du mich mit Fleiß und Acht,
wie man die guten Schwerter macht!"

Sigfrid den Hammer wohl schwingen kunnt,
er schlug den Amboß in den Grund.

Er schlug, daß weit der Wald erklang
und alles Eisen in Stücke sprang.

Und von der letzten Eisenstang
macht' er ein Schwert, so breit und lang.

„Nun hab ich geschmiedet ein gutes Schwert,
nun bin ich wie andre Ritter werth.

Nun schlag ich wie ein andrer Held
die Riesen und Drachen in Wald und Feld."

176.

Der Schneider von Gastein.

(Erzählungen von Carl Stöber. 1841. I. Seite 246—253, 261—282, 290—296.)

In dem Wildbad Gastein gibt es gar viel Ungewöhnliches und Auffallendes, besonders für Leute, welche wie wir, der Erzähler und sein Freund, aus dem Hügellande an der Altmühl hinauf kommen. Ich will nur einer Merkwürdigkeit, welche so manchem wißbegierigen und sorgfältigen Beobachter entgangen ist, erwähnen, nämlich der wandernden Schneider in den Tauern,* über welche ich während meines Aufenthaltes in diesem Hochgebirge zuverläßige Nachrichten eingezogen habe.

Wer sich als Schneider in den Tauern sein Stücklein Brot verdienen will, braucht nicht erst in Paris Meister zu werden. Hat er vollends ein Jahr in Salzburg als Altgeselle gearbeitet, so kann er auch seinen Pfarrherrn mit den nöthigen Kleidern versehen. Der Kleidermacher in diesen Bergwinkeln weiß nichts von der Mode, und kommt nicht aus der Mode, wie so viele seiner Collegen auf dem ebenen Lande. Auch braucht er keine Werkstätte: mit einer guten Scheere und einem Dutzend Schwabacher Nadeln in der Tasche, wandert er von Hof zu Hof und von Ort zu Ort, ißt und schläft bei seinen Kunden, bildet ein Glied ihrer Familien, bis er mit der Arbeit fertig ist, und setzt dann mit einigen verdienten Groschen im Beutel seinen Wanderstab weiter. Dieser Wanderstab ist von einem gewöhnlichen Stecken nur dadurch verschieden, daß die Drittel und Viertel der Landeselle an demselben mit Einschnitten bezeichnet sind. Das Richtmaß dazu ist die erste beste Elle in einem Kramladen und der Stempel Treu und Glauben, wie sie noch in diesen Thälern gefunden werden.

Ist ein solcher wandernder Kleidermacher nicht mehr als ein bloßer Schneider in seinem Geschlecht, so führt er entweder grämlich und stumm seine Nadel, oder er kramt vor seinen Kunden die Neuigkeiten aus, die er da und dort, wahr oder falsch, am rechten oder unrechten Ende aufgeklaubt hat. Ist er aber mehr als ein bloßer Schneider, hat er ein von dem Geiste Gottes belehrtes und beseeltes Herz, und Lippen, welche von diesem Geiste übergehen und aus dem Schatze mannichfacher Erfahrungen reden, dann ist er eine wahre Wohlthat in seinem Revier, für die Kinder ein Lehrer, für die erwachsene Jugend ein Prediger, für Männer und Frauen ein Berather und Tröster. Ja, wenn ich als Seelenhirte in einem Sprengel lebte, wo die einzelnen Höfe und Häuser so weit auseinander lägen, wie in dem Hochgebirge, und das Glück hätte, einen solchen werthen Mann unter

* Tauern sind die Salzburger und Kärntner Alpen.

meiner Herde zu besitzen, ich würde ihn als meinen Mitarbeiter betrachten, und dann und wann eine Weste oder ein Paar Beinkleider mehr machen laßen, als ich eigentlich bedürfte, nur um ihn desto öfter und länger im Hause zu haben, wie der Teppichmacher Aquila in Korinth seinen Gesellen Paulus. — Uebrigens widmen sich diesem Handwerke meistens nur schwächliche junge Leute; die stärkeren gehen dem Vieh auf den Alpen, mehrenteils aber dem Verdienste in den Salinen und Bergwerken nach.

Indes ich diese und andere Nachrichten über die wandernden Schneider in den Tauern von meinem Tischnachbar an der Wirtstafel einzog, legte mein Reisegefährte Meßer und Gabel auf die Gräten einer Forelle zur Ruhe, und ersuchte den Wirt, einen tüchtigen, starken und munteren Führer zu besorgen, der den folgenden Tag zwei Seelen mit ihrem Wanderbündlein nach Malnitz an der südlichen Abdachung des Hochgebirgs bringen könnte.

Dieser Führer war am Morgen nach dem Bade beim Frühstück der Hauptgegenstand des Gespräch. Wir erwarteten — denn wir waren damals noch um zwanzig Jahre jünger und unerfahrener als jetzt — einen jungen, rüstigen Mann in der vollen Tracht eines Bergjägers, mit der Feder des Auerhuhns auf dem Hute, mit dem großen silbernen Kampfring am Finger und mit der Büchse am Schulterriemen. Wie wurde aber die Erwartung getäuscht! Der Führer, welchen der Wirt besorgt hatte, saß schon, während das Frühstück genoßen wurde, hinter dem großen Ofen des gemeinschaftlichen Gastzimmers, und trat unter tiefen Verbeugungen hervor, als man, zum Aufbruch bereit, nach ihm fragte. Ein Männlein, an dem die Natur allenthalben gespart hatte, gleich dem Schneider, von dem es mit Rock, Weste und Hose überkleidet worden war. Die Haare dünn und glatt, die eingefallenen Wangen bleich und mit zwei rothen krankhaften Flecken bezeichnet. Eine von den dürren Händen hielt einen Hut mit breiten Krempen und die andere einen großen Tragkorb, in welchem neben dem Wanderbündlein zur Noth der Träger selbst noch Platz gehabt hätte. Der tiefste Respekt schien das Männlein teils noch mehr zusammen zu drücken, teils seine Glieder zu lösen. Vielleicht trug auch das Gespräch beim Frühstück das Seinige dazu bei; denn er hatte es, ehe er von dem Wirte vorgestellt wurde, hinter dem Ofen ganz mit anhören können.

„Den können wir nicht brauchen!“ sagte mein Gefährte im ersten Zorn über den Wirt. „Wir haben einen starken Mann bestellt, der uns führe, nicht einen Patienten, den wir auf der Hälfte des Weges entweder liegen laßen oder tragen müßen. Die Tauern im Oktober sind keine Maulwurfshaufen, über die könnte man auch ohne einen Schneider kommen.“

Bei diesen Worten meines Freundes beobachtete ich den Mann, über welchen sie ausgegoßen wurden. Die Flecken auf seinen bleichen Wangen

wurden etwas dunkler und größer, aber nicht viel. Und dieß war gut, ein Zeichen, daß der feurige Pfeil seines Widersachers und Verächters zwar sein Herz getroffen, aber ihn sonst unberührt gelaßen hatte. Mit einer bewundernswerthen, nur den wahren Nachfolgern des Herrn eigentümlichen Ruhe erwiderte er seinem Beleidiger: „Gnädiger Herr, versuchts halt mit mir. Unser Herr Gott hat schon schwächeren Leuten, als ich bin, über die Tauern hinüber geholfen.“

„Sein Weib,“ fügte der Wirt hinzu, „ist schon lange krank und seine fünf Kinder haben nichts zu eßen.“

Dieser Grund beschwichtigte auch den Zorn und die ausgetretene Galle meines Reisegefährten. — Lebensmittel auf drei Tage wurden sorgfältig in den Tragkorb des Führers gepackt, und dann brachen wir auf. Der Freund gieng immer weit voran. Denn er wollte auf diesem Wege keine Menschen, am wenigsten den Schneider plaudern, sondern nur die großen Werke Gottes reden hören, die Waßerfälle, den Morgenwind in den Steinklüften, die rollenden Steine in der Gastein und die wandernden Vögel.

Ich für meinen Teil plauderte lieber mit einem christlichen, verständigen und vielerfahrnen Manne, als welchen sich der Führer immer mehr und mehr zu erkennen gab. Er fieng nun an, eine Kammer seines Herzens nach der andern aufzuschließen, als er vernommen hatte, daß auch ich zu Hause Weib und Kinder hätte, welche mir mitunter viele Sorgen und nicht wenig Arbeit machten. Er eröffnete unter andern Dingen, daß er einer von den wandernden Schneidern sei, und daß er eigentlich Johannes Erzberger heiße, aber an der Gastein nur unter dem Namen Schnakenhans bekannt wäre, denn er sei schon als Knabe sehr mager und langbeinig, und unter seinen Jugendgenoßen gewesen wie eine Schnake unter den breiten und runden Mistkäfern, mit Respekt zu vermelden.

Auf dem sogenannten Naßfelde, wo die schroffen Felswände an der Gastein rechts und links aufhören, eine enge Gaße zu bilden, und auf dem ein dicker, in Staubregen sich auflösender Nebel lag, wartete der Reisegefährte an einer Sennhütte, welche er für diejenige hielt, in der, nach einem von dem Wirte am Morgen erteilten Rathe, Mittag gehalten und dann erst der Giebel der Tauern überstiegen werden sollte.

In dieser Sennhütte, welche dem Wirte in Gastein selbst gehörte, aber schon vor etlichen Wochen mit dem Vieh verlaßen worden war, schürten wir von dem noch vorräthigen Holz ein Feuer an, und setzten uns um den Herd. Der Führer würzte die Schnitten von einer Kalbskeule, indem er so manche von den Erfahrungen mitteilte, die er als wandernder Schneider in reichen und armen, christlichen und unchristlichen Familien gemacht hatte. Er war uns nun angenehmer und willkommener, als der erste Gemsjäger in den

Tauern, der höchstens von überstandenen Gefahren und erlegtem Wild hätte erzählen können. Nach einiger Zeit aber schaute er durch die offene Thüre der Sennhütte in den grauen Nebel hinaus. „Der Tag dauert nicht ewig,“ sagte er, „und ich meine daher, es sei Zeit aufzubrechen und weiter zu gehen.“

2.

Wir an dem Herde folgten der Erinnerung des Freundes, löschten das Feuer aus, sammelten die übrigen Brocken von dem gehaltenen Mahle und brachen eilig auf. Der Nebel, in welchem wir aus der Sennhütte traten, war so dicht, daß wir keinen Gegenstand sehen konnten, der über drei Schritte von uns entfernt war. Die Wildbäche hörten wir von allen Seiten her rauschen, aber ihre gewaltigen Sprünge über die Felsenwände sahen wir nicht. Die Grüße, welche, vielleicht nur wenige Klaftern über uns, die wandernden Zugvögel unter einander wechselten, hörten wir, und es wurde uns dabei sonderbar zu Muthe; aber die fliehenden Pilgrime selbst sahen wir nicht. Von der ganzen Herlichkeit der langen Tauernkette sollten wir in jenen Stunden nichts schauen, als immer nur einen Platz von wenigen Quadratschuhen, worauf wir stunden oder giengen. Die Schneeballen, die wir in das Graue hinein warfen, verschwanden fast unmittelbar vor unserer Hand, während wir bei heiterem Wetter ihrem Bogenflug über Felsentrümmer, Alpenrosen und Zwergföhren lange hätten nachsehen können.

Eine halbe Stunde hinter der Sennhütte gieng es auf einmal steil aufwärts. An einen betretenen Weg, dem wir hätten folgen können, war nicht mehr zu denken. Unser Führer schien sich mehr nach den Furchen zu richten, welche das herabrinnende Schneewaßer in die nackten Seiten des Berges gezogen hatte. Teilweise mußten wir, weil nicht auszuweichen war, in diesen Furchen selbst aufwärts klimmen, was sehr ermüdete, uns junge Männer aus dem Altmühlthale jedoch sichtbar mehr, als unsern Mann von der Nadel. Wir hatten gleich anfangs beim Antritt unseres Weges zu viel unnöthige Schritte und Sprünge gemacht, während unser Führer die für Fußgänger und Tagelöhner so ersprießliche Kunst übte, mit den frischen Kräften hauszuhalten.

So kamen wir auf die Scheideck der Bergkette, auf welcher die Grenze zwischen Salzburg und Kärnten hinläuft. Auf dieser Grenze und an dem Wege, den wir kamen, stund ein hohes und massives Kreuz von Eichenholz. Es schien noch nicht lange hier zu stehen. Denn seine Kanten waren noch ganz scharf und seine glatt gehobelten Seiten nur unbedeutend verwittert. Die nördlichen Flächen waren der Näsſe wegen ganz dunkel, die gegen Süden aber mit einer dichten weißen Glanzdecke überzogen. Der Wind, der diesen Nachmittag aus jener Himmelsgegend blies, hatte die großen und naßen Schneeflocken so kräftig an das Kreuz geworfen, daß sie hangen geblieben waren

und, als wir vorübergiengen, noch einen dichten und durch die Kanten des heiligen Denkzeichens scharf begrenzten Ueberzug bildeten.

„Ei," sagte ich da zu meinem Reisegefährten, „welch ein Unterschied zwischen den zwei Hauptseiten dieses Kreuzes! Ist es nicht, als wenn die dunkle dem Charfreitag und die andere dem Osterfeste angehörte."

„Ja, mein Herr," sagte der Führer, der mit mir stehen geblieben war, „dieses Kreuz hat überhaupt zwei sehr verschiedene Seiten. Wenn ich im Lande zu gebieten hätte, so würde ich an die Seite, welche nach Kärnten hinunterschaut, schreiben laßen: ‚Herr, so du willst, kannst du mich gesund machen.' Denn die Gichtbrüchigen, die aus dem Kärntner Lande oder noch weiter her auf diesem Wege nach Gastein getragen werden, pflegen sich auf dieser Seite des Kreuzes noch einmal niedersetzen zu laßen und zu beten, ehe es über die Scheideck weg und den Berg hinunter geht, über den sie oft gar nicht mehr zurückkommen oder, was noch schlimmer ist, ohne Hoffnung auf Beßerwerden. Diejenigen Leute aber, welche aus dem Bade ihre wiedergeschenkte Gesundheit, oder die Hoffnung bringen, bald zu genesen, pflegen auf jener Seite niederzufallen, wie der Aussätzige vor dem Herrn, und zu danken. Darum würde ich auf die Gasteiner Seite die Ueberschrift schreiben laßen: ‚Opfere Gott Dank, und bezahle dem Höchsten deine Gelübde. Siehe zu, du bist gesund geworden; sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre.'"

„Ich war einmal dabei, als zu gleicher Zeit zwei Personen an dem Kreuze knieten. Die eine auf dieser, und die andere auf jener Seite, beide in einer und eben derselben Angelegenheit, die eine um zu danken, und die andere um zu bitten. — Die Sache gieng aber so zu."

„Es können jetzt zwölf Jahre oder darüber sein, als ich von daheim nach Malnitz hinüber gieng, um Arbeit zu suchen, mit dem Glaser von Hofgastein, zu dem man auch nicht geht, sondern wartet, bis er, seine Butte auf dem Rücken, kommt, an das Fenster klopft und fragt, ob Alles noch ganz sei. So kam ich auch in ein Haus, wo man aber nicht des Schneiders, sondern des Arztes bedurfte. Denn die Hausfrau lag in großen Schmerzen auf ihrem Bette und von der Gicht an den Händen und Füßen gelähmt. Sie hatte schon viel erlitten von Aerzten, von studierten und unstudierten, und es half ihr nichts, sondern vielmehr ward es immer ärger mit ihr. Eßen und Trinken mußte man ihr reichen, wie einem Kinde, dem die Hände in das Wickelkißen gebunden sind. Die Thränen, die sie vergoß, konnte sie nicht abwischen, so wenig als der Weinstock, wenn er beschnitten und angebunden ist. Die Fliegen mußte sie in ihrem Gesichte sitzen laßen, bis eine fremde Hand oder die Nacht kamen und sie verscheuchten. Denn auch ihr Nacken war steif, wie ihre Glieder."

„An einem solchen Schmerzenslager wird Jedermann zum Doktor. Ich

rieth der Patientin, unser Bad in Gastein zu brauchen, das schon gar vielen geholfen habe, und das Heilwaßer zu versuchen, vorausgesetzt, daß ihre Brust nicht schwach und angegriffen, sondern gut und stark sei."

„Ihre Brust, erwiderte das kranke Weib, sei so gesund und gut, wie die Brust der Fischotter, die ein Vaterunser lang unter dem Waßer bleibe; aber sie sitze am Teiche Bethesda, und habe und wiße keinen Menschen, der sie hineintrage. Ihr Mann sei als Senn oben auf der Alpe des Klosters, und könne nicht weg, und könnte er es, so vermöchten es doch zwei Arme allein nicht, sie über die Tauern zu tragen. Und wer besorge ihr Haushalten die drei oder vier Wochen, die sie im Wildbad zubringen müßte? Und —"

„Kurz, wie es beladene Herzen im Gebrauch haben, die arme Frau hätte sich gewis noch lange damit geplagt, Alles aufzuzählen, was sie nicht fortlaße. Aber ihr Töchterlein, welches ihr zu Füßen an der Bettstelle stund, that ihr Einhalt und sprach: ‚Mutter, sagt doch nicht, daß ihr nicht fort könnt. Verlaßt euch auf mich, ich will das Haushalten führen. So lang ihr gesund wart, bin ich wohl mit den andern Dirnen lieber hinter den Ziegen hergegangen an den Zäunen und unter den Büschen; seitdem ihr aber darnieder liegt, hab ich alles gethan nach eurem Wort, und so viel gelernt, daß ich weiß, was ich zu schaffen habe, vom Morgen bis zum Abend und vom Sonntag die ganze Woche durch. Und der Vater hat mir erst gestern gezeigt, was ich zu thun habe, wenn die Immen schwärmen. Und was man nicht weiß, habt ihr oft gesagt, lehre der Herr die, welche gutes Willens sind und ihn anrufen.'"

„Und bei mir in meinem Hause, liebe Frau, sagte ich, einen Büchsenschuß oder zwei vom Wildbad, könntet ihr bleiben, bis der Herr zu euch sagen wird: ‚Steh auf, nimm dein Bette und geh heim!' Ich verlange nichts dafür, als daß ihr meiner kleinen Elsbeth dann und wann etwas erzählt, wenn sie euch die Fliegen wehrt. Ueber die Tauern werdet ihr aber bald sein; vorgestern schneiderte ich bei dem Walter am Gsteig; zu dem kamen noch fünf andere Männer, jünger als er, und verabredeten mit ihm, an Medardi nach Hofgastein zu der Mutter Gottes zu wallfahrten, weil sie, wie ihr wißt, vor einigen Wochen einer großen Gefahr entronnen sind. Zu diesen Leuten will ich jetzt sogleich gehen und sagen: Männer, tragt nicht den Rosenkranz allein über die Tauetn, sondern macht es wie die Leute in Capernaum: nehmt euch eine Bahre dazu, und tragt die gichtbrüchige Staudacherin hinüber in das Wildbad zu mir. Dieß wird euch, wenn ihr es um Gottes willen thut, beßer sein, als wenn ihr euren Odem allein auf viel Vaterunser und Ave Maria verwendet."

„Der Staudacherin ließ ich nicht Zeit, Nein zu sagen; die sechs Männer unterzogen sich dem guten Werk mit Freuden, und so waren wir schon

am Medardi-Morgen an dem Kreuz auf der Scheideck. Wir verrichteten darunter unsere Andacht auf den Knien. Die Patientin lag daneben in Decken eingewickelt, und zusammengekrümmt wie ein Schaf, welches zur Schur gebunden ist. Mittags gelangten wir an meine Hütte. Die Malnitzer ließen die Gichtbrüchige samt der Bahre an meiner Hausthüre stehen, und giengen dann ihres Weges weiter hinunter."

„Mein Weib nahm sich nun der Patientin schwesterlich an, und trug sie jeden Morgen auf ihrem Rücken in das Wildbad und wieder zurück. Aber es schien mit der Kranken eher schlimmer als beßer zu werden, und ein starker Hautausschlag, der sich bald zu der Gicht gesellte, vermehrte die Zahl ihrer Schmerzen. Als daher nach drei Wochen ihr Töchterlein kam, sich nach der Mutter umzusehen, während eine Nachbarin in Malnitz das verlaßene Haus hütete, begehrte sie mit Thränen großer Sehnsucht, wieder heimgetragen zu werden, damit sie auf ihrem Bette sterben und in der Erde ihrer Heimat ruhen könnte. Aber ich trat kräftig und streng dazwischen, und sagte zur Tochter: Du, Christel, gehst wieder heim, und kommst nicht eher wieder, als bis ich es dir sagen laße. Du brauchst deiner Mutter das Herz nicht noch schwerer zu machen. Und zu der Andern sagte ich: Ihr aber, Staubacherin, bleibt, wo ihr seid. Ich meine, ihr habt euch bisher ein wenig zu viel auf das Waßer verlaßen. Aber Waßer thuts nicht allein. Verlaßt euch nur von nun an ganz und allein auf den Herrn, und er wirds wohl machen."

„Das Töchterlein versprach darauf, nimmer zu kommen, bis man es rufe, und kehrte im Mondschein über die Tauern zurück. Die Mutter machte dann wieder wie zuvor auf dem Rücken meines Weibes alle Tage den Weg in das Wildbad, und zwar bald mit sichtbarem Erfolg. Zuerst wurde ihr Gemüth ruhig, heiter, ja fröhlich, als wollte der Heiland die Cur von innen heraus anfangen, wie bei dem Gichtbrüchigen, dem er zurief: ‚Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!' Dann kehrte der Schlaf zurück, und als sie eines Morgens aufwachte, konnte sie ihre Finger, die lange gekrümmt waren, wie die Krallen des Raben, wenn er auf einem Zweige sitzt, wieder strecken und zum Gebete in einander legen. Einige Tage darauf konnte sie sich plötzlich wieder auf ihre Füße stellen, zum großen Erstaunen der Leute, die mit ihr in dem gemeinschaftlichen Bade waren. Später legte sie den Weg von meinem Hause in das Bad an Krücken zurück. Zuletzt brauchte sie auch nicht mehr mein Weib zum An- und Ausziehen des Bademantels. Sie war wieder ganz gesund, wieder jung und verneut, wie ein Adler durch die Federung, ein Wunder in den Augen Aller, die sie vor zwei Monaten gesehen hatten, und sie nun sahen."

„Zu jener Zeit befand sich in dem Wildbad ein Graf aus Bayern, ein leutseliger Herr. Der war zum funfzigsten Mal nach Gastein gekommen, und

wir wollten ihn nicht wieder fortlaßen, ohne mit ihm ein Jubiläum gefeiert zu haben. Wer an den Bergen umher wohnte, von denen man nach Gastein hineinschauen kann, zündete am Abend vor dem Feste große Scheiterhaufen an. Am Morgen darauf wurde ein feierlicher Kirchgang gehalten. Zuerst kamen die Bergknappen und bliesen einen Marsch; dann kam der Schulmeister mit seinen Kindern und sang das Tedeum* dazwischen; hinter diesen giengen die geistlichen Herren alle von Lend bis nach Böckstein; darauf folgte der Graf. Vor ihm trug ein Ministrant** auf einem blauen Kißen die schwere, silberne Grafenkrone, die er in München hatte machen laßen, damit er sie auf dem Altar unserer Kirche niederlege und so auch Gott die Ehre gebe, der ihm funfzig Mal das Bad an Leib und Seele gesegnet hatte; hinter dem Grafen giengen fast alle Männer des Thals Paar und Paar. Hinter ihnen trug man eine Bahre, wie man sie in der umliegenden Gegend hat, um die Siechen über die Berge in das Wildbad zu tragen. Es war dieselbe, auf der wir drei Monate zuvor die Staudacherin aus Malnitz herbeigebracht hatten. Sie war für den Festtag mit Bändern geschmückt und wurde von vier Knaben getragen. Denn sie sollte in der Kirche zerlegt, und dann neben dem Altare zum Gedächtnis aufbewart werden. Die Frau selbst, an der sich die Hilfe des Herrn so verherlicht hatte, gieng hinter der Bahre, geführt von zwei Töchtern des Grafen und in einem langen Zuge von Weibern begleitet. Das Tuch, welches sie auf ihrem Kopfe trug, hatten die Gräfinnen mit eigener Hand genäht, und die neuen Kleider, welche sie anhatte, waren aus dem Gemeindesäckel angeschafft worden. — Nach dem Gottesdienste wurden die ärmeren Badgäste von dem Grafen im Wirtshause gespeist. Die Staudacherin saß oben an, und vor ihr stund eine zinnerne Schüßel, in welche für sie legte, wer einen Zwanziger oder Thaler übrig hatte. Aber sie behielt nur den Doppeldukaten mit dem Lamme Gottes, den der Graf eingelegt hatte, und verteilte das übrige unter die, welche mit ihr zu Tische saßen."

„Ich fürchtete, die gute Frau möchte durch das große Getümmel um sie herum, durch die vielen Wohlthaten, womit man sie überhäufte, und unter der großen Ehre, die man ihr anthat, von Neuem krank werden. Aber es bewährte sich auch an ihr, daß eine Seele, die, wie die ihrige, in Gott ruht, weder von der Freude noch von dem Leid zu sehr angerührt und bewegt wird."

„Nach dem Freudenfeste, meinte ich, sollte die Frau noch einen Tag unter meinem Dache ruhen; aber sie wollte nicht. Von dem Feste nach Hause gekommen, packte sie ihre wenigen Habseligkeiten in ein Bündlein, und gieng zeitig zu Bette. Früh um zwei Uhr trat sie mit mir den Rückweg an, frisch

* Ein geistliches Lied, welches anfängt: Te deum laudamus, auf Deutsch: Herr Gott, dich loben wir.

** Ein Diener bei den geistlichen Aemtern.

und munter, wie eine Gemse, wenn sie im Morgenthau von den Matten in die Schroffen* zurückkehrt. Das letzte Viertel des Mondes stund am Himmel. Um die siebente Stunde waren wir schon am Kreuze."

„Vor demselben gegen Kärnten zu lag schon eine andere Person, die mit ihrem Gesichte fast die Erde berührte, und unter viel Seufzen und Schluchzen betete. Sie schaute nicht nach uns auf, als wir herankamen, und wir störten sie nicht, sondern knieten auf der andern Seite zum Gebet nieder."

„Während wir noch beteten, stund die andere Person auf, und grüßte, als sie an uns vorübergieng, nach unserer guten Landesweise mit den Worten: ‚Gelobt sei Jesus Christus!' und ich antwortete: ‚In Ewigkeit, Amen!' Die Staudacherin aber fuhr, als wäre sie vom Himmel herab gegrüßt worden, in die Höhe, und die beiden Weibspersonen stunden einander wie Salzsäulen gegenüber. Als sie wieder lebendig wurden, rief es von der einen Seite: ‚Bist dus Christel?' und von der andern: ‚Seid denn ihrs Mutter?' Und die Freude war unbeschreiblich."

„Die Tochter hatte lange meinem Befehl gehorcht, und war daheim geblieben, um nicht wieder durch einen Besuch ihrer Mutter das Herz schwer zu machen. Aber als eine Woche um die andere vergieng, ohne daß ihre Mutter kam oder etwas von sich hören ließ, wurde ihre Angst immer größer und war zuletzt nicht mehr zu ertragen. Sie sah in ihren Träumen die Mutter im Sarge liegen, sie sah, wie der Priester ihr Grab mit dem Weihwedel besprengte, und konnte diese Träume den ganzen Tag über nicht mehr aus dem Kopf bringen. Deswegen übergab sie eines Tages das Haushalten der Nachbarin, und machte sich, früh, da es noch finster war, auf den Weg. Am Kreuze auf der Scheideck kam sie mit der Mutter zusammen."

„Der Morgen war lieblich. Wir setzten uns unfern von dem Kreuze unter einen Felsen, der die Sonnenstralen zuließ und dem frischen Wehen des Ostwindes den Zugang wehrte, und erquickten uns mit einigen Brosamen von dem gestrigen Mahle. Christel berichtete dabei der Mutter, es stünde im Hause alles wohl. Aus den sechs Bienenstöcken des Vaters wären indes zwölf geworden, und hinter jeder Gais liefen zwei Zicklein zur Weide, und der geistliche Herr habe ihr jede Woche etliche Male etwas von seinem Tische geschickt. — Nach diesem Bericht nahm die Mutter den Doppeldukaten mit dem Lamme Gottes, durch welchen sie ein Loch gebohrt und ein grünes Schnürlein gezogen hatte, und hieng ihn der guten Christel um den Hals."

3.

So erzählte der Schneider von Gastein, aber nicht in einem Stück, sondern mit vielen Unterbrechungen, so daß ich seinen Bericht an meinem

* Die schroffen Felsen.

Schreibtische aus vielen Bruchstücken erst wieder zusammensetzen mußte, wie eine zerbrochene Tasse, welche man kitten will. Denn als wir auf unserem Wege nach Malnitz die Scheideck der Tauernkette überstiegen und das Kreuz auf der Grenze zwischen Salzburg und Kärnten im Rücken hatten, fieng das Unwetter an fast unerträglich zu werden. Die Windstöße von Süden her wurden immer heftiger und anhaltender, der Schnee fiel wie Nadelspitzen in die Augen und benahm jede Umsicht. Wir durften zwar nur immer bergab gehen, um unserem Ziele näher zu kommen; aber der Schnee gieng schon fast allenthalben über die Kniee, an manchen Stellen war er so angehäuft, daß wir Umwege nehmen mußten. Alle Tiefen und Löcher waren mit Schnee bedeckt, wie Wolfsgruben mit Laub, und wir mußten bald in Entfernungen von mehreren Schritten hinter einander gehen, damit die Andern zu Hilfe kommen konnten, wenn Einer eingesunken war.

Die Mattigkeit und Erschlaffung des Leibes und der Seele, welche mit dem längeren Waten im tiefen Schnee verbunden sind, stellten sich bald ein. Wir schwitzten nicht mehr wie beim Erklimmen des nördlichen Abhangs der Tauernkette, unser Blut konnte keinen Schweiß mehr abgeben, eine trockene, höchst unangenehme Fieberhitze war an seine Stelle getreten. Wir, nämlich ich und mein Reisegefährte, wir hatten große Lust, uns in den Schnee zu legen. Denn wir machten in jenen Augenblicken an uns selbst die Erfahrung, wie im Winter zwischen dem müden Wanderer und seinem Grabe nur ein kleiner Schritt ist, den zu thun es keine Ueberwindung kostet, sondern der so leicht gethan wird, als wenn ein Schlaftrunkener von dem Stuhl, auf dem er sich entkleidet hat, in ein weiches Federbett steigt. Aber unser Führer, zwar schwächeren Leibes, aber stärkeren Geistes denn wir, ließ die starke Versuchung nicht über uns Herr werden. Er führte uns unter vielfachen Ermunterungen von einem Schneewall zum andern, wie ein tapferer Offizier seine stürmenden Soldaten von Schanze zu Schanze. Wir müßten, sagte er unter andern, doch bald an den Heuschuppen des Wirts von Malnitz kommen; hätten wir diesen erreicht, so wären wir geborgen. Der Speicher liege an einem Waßerfall, und wir möchten nur von Zeit zu Zeit horchen, ob wir nicht das Rauschen desselben hörten. Er selbst habe kein scharfes Ohr.

Wirklich hörten wir auch bald, als wir unsere Aufmerksamkeit darauf gerichtet hatten, ein Rauschen, welches gleichmäßig anhielt, während das Brausen der Windstöße bald von längerer und bald von kürzerer Dauer war. Aber, ob wir nun gleich wußten, welche Richtung wir einzuschlagen hatten, so war doch die Gefahr noch nicht überstanden. Zwischen uns und dem Speicher konnten noch undurchdringliche Schneelagen sein. Der Wind durfte sich nur ein wenig drehen, und wir hätten von dem rauschenden Waßer, nach welchem wir unsern Weg richteten, nichts mehr gehört. Das trübe Tages-

licht begann in die Abenddämmerung überzugehen. Tief von Malnitz herauf, woher, wie aus einem tiefen Schlunde, die Windstöße kamen, hörten wir die Vesperglocke läuten, bald heller und bald dumpfer, je nachdem ihre Töne mehr in den Fluten des Luftstromes untergiengen oder auf denselben fortgerißen wurden. Als sie auch in das Ohr unsers Führers drangen, bekreuzte er sich und sprach halblaut vor sich hin:

Liebster Mensch, was mags bedeuten,
dieses späte Glockenläuten?
Es bedeutet abermal
meines Lebens Ziel und Zahl.

Dieser Tag hat abgenommen,
bald wird auch der Tod herkommen:
Drum, o Mensch, so schicke dich,
daß du sterbest seliglich.

Diese bekannten Worte aus einem alten Liede entrückten mich aus den Kämpfen mit Sturm und Schnee, und versetzten mich in die Stube, wo ich sie so oft mit Vater und mit Bruder und Schwester in der Abenddämmerung gebetet hatte. Meine ganze Seele war eine Viertelstunde lang bei diesen Lieben, und vergaß darüber die irdische Hülle, die eigentlich nicht mehr gieng, sondern ohne Haltung dahin wankte, wie ein Boot, in welchem der Steuermann träumt und die Ruderer schlafen. Da rief der Führer: „Gott sei Lob und Dank!“ Denn wir waren indes um eine Felsenecke getreten und stunden vor dem Speicher, welchen der Schneider mit diesem Freudenrufe begrüßte.

Der Speicher stund auf Pfählen, so daß das Regenwaßer darunter weglaufen konnte. Eine Thüre zu ebener Erde hatte er nicht, sondern nur sieben oder acht Fuß über dem Boden eine Oeffnung, die mit einem Laden verschloßen war. Aber für das Auge eines Fremden war da keine Leiter und noch weniger eine Stiege zu sehen, und ohne ein solches Mittel konnte man die Oeffnung nicht ersteigen. Ohne unsern Führer wären wir daher vor dem Speicher gestanden, wie ein fremdes nothleidendes Fahrzeug vor den Scheeren* bei Stockholm ohne einen Führer. Wie dieses nicht allein in den Hafen, so hätten auch wir nicht ohne unsern Leitsmann in die ersehnte Hütte eingehen können. Er kannte aber die Gelegenheit. Aus einem Schneehaufen, der sich an der Rückseite des Speichers angelehnt hatte, wühlten wir mit unsern letzten Kräften die eingeschneite, massive Leiter heraus und bedienten uns ihrer zum Erklimmen der Oeffnung. Der Laden davor war nur ganz einfach mit

* Scheeren heißen die Felsenklippen an der Küste Schwedens.

einem hölzernen Riegel verschloßen. Und so kamen wir ohne weitere Schwierigkeiten in den innern Raum der Hütte, die zu zwei Dritteln ihrer Höhe mit Heu angefüllt war. Die Leiter, diese fliegende Treppe, zogen wir uns nach und hängten sie an einen Zapfen unter dem Dache, damit, wie der Schneider sagte, die Wölfe und Bären sich den Appetit vergehen laßen müßten, wenn sie uns etwa witterten. Auch streiften einige Ausreißer in den Tauern umher, und diese wären noch weniger willkommen zu heißen, als jene Bestien.

In dem Speicher befanden wir uns weit beßer, als in so manchem Wirtshause auf dem übrigen Teil unseres Weges an das adriatische Meer. Die Hütte, ganz aus Holz erbaut, war noch neu und gegen Wind und Wetter wohl verwart. Das wohlriechende Bergheu hatte fast noch seine volle Sommerwärme, wenigstens die Temperatur der warmen Herbsttage, die dem Unwetter fast einige Wochen ohne Unterbrechung vorangegangen waren. Kopfkißen und Decken konnten wir uns aus demselben leicht bereiten, wenigstens der Erzähler mit der Fertigkeit, die er sich als Knabe in so manchem Heumagazin seiner Heimat angeeignet hatte. — Als wir uns aus unserem Vorrathe mit Speise und Trank erquickt hatten, schloßen wir auch den Laden mit einem tragbaren Nachtriegel, welchen mein Freund, der süddeutschen Wirtshäuser wegen, zur Vorsorge mitgenommen hatte. In der Hoffnung, am nächsten Morgen wieder weiter ziehen zu können, schliefen wir ein und die ganze Nacht hindurch fort.

Aus unserem Schlafe erwacht, öffneten wir das Fenster der Arche. Das Wetter hatte sich noch nicht geändert. Wir mußten bleiben, und sahen einem langweiligen Tage entgegen, wie Seeleute in einer Windstille. Dazu rieth uns der Führer beim Frühstück, unseren Speisevorrath möglichst zu sparen, weil es sein könnte, daß wir in unserer Hütte noch länger als einen Tag damit wirtschaften müßten. Er selbst sei einmal in einem solchen Speicher, wie in einem Blockhause von Wind und Schnee belagert, zwei Tage und Nächte gelegen.

Wären übrigens wir Wanderer aus dem Altmühlthal allein in der Arche gewesen, so würden wir gewiß den größten Teil des Tages mit Schlafen zugebracht haben, und wir müßen es heute noch dem wackern Mann von der Nadel zuschreiben, daß es auch nicht eine Viertelstunde lang dazu kam. Ohne ein überläftiger Schwätzer zu sein, wußte er unsere Ohren immer in Anspruch zu nehmen und auf eine eben so wenig ermüdende als aufdringliche Weise aus dem Schatze seiner Erfahrungen ein Ding nach dem andern hervorzuholen.

Nachdem wir ihn unter andern gefragt hatten, warum jene sechs Männer von Malnitz, welche das gichtbrüchige Weib über die Tauern trugen, eine Wallfahrt nach Hofgastein gelobt und unternommen hätten, gab er uns

die folgende Geschichte zum Besten, welche der Erzähler in diesem Buche wieder gibt, weil sie dazu dienen kann, dem freundlichen Leser den ernsten Charakter des Hochgebirgs noch näher zu bezeichnen.

„Ich weiß es wohl," begann unser Führer, „daß man in protestantischen Ländern über die Weinkeller der Klöster dieses und jenes spricht. Mag es damit stehen wie es wolle, das geht mich nichts an; wie es aber in dem Kloster von Villach zugeht, weiß Niemand beßer, denn ich, weil ich als Geselle mit meinem Meister oft darin arbeitete an Kutten und Meßgewändern. Die Mönche erhielten jeden Tag ihr Krüglein Wein, aber ich meine, auch St. Auguſtin hätte weder an dem Gefäß noch an der Portion darin ein Aergernis genommen. Auch jeder durstige Wanderer bekommt, wenn er darum bittet, ein Krüglein mit einem Trunk. Hat ers, so legt er dafür ein Schärflein in den Opferstock auf dem Kreuzgang; hat ers nicht, so ist der Bruder Kellermeister mit einem Vergeltsgott zufrieden, und der Pförtner gibt den Segen darein. Aber käme auch der reiche Mann und sagte, nachdem er sein Krüglein geleert hätte: ‚Noch eins! ich wills bezahlen!' so würde der Bruder Kellermeister antworten: ‚Der Prior hats verboten,' das Krüglein ganz ruhig in den Spülkeßel tauchen und wieder an seinen Platz in das Eckschränklein stellen. — Reichten nur unsere Schenkwirte auf dem Lande und in der Stadt ihren Gästen auch nicht mehr, als Bruder Franziskus den seinen, ich meine, es wäre für die Gäste am besten, und den Wirten könnte es der Herr auf eine andere Weise gut thun."

„„Aber, Meister Erzberger, so werden die sechs Männer noch lange nicht ihre Wallfahrt beginnen,"" warf mein Freund aus einer finstern Ecke der Arche dazwischen, um einem langen Sermon von Seiten des Schneiders zu begegnen.

„Nun," fuhr dieser fort, indem er den Laden einen Augenblick öffnete und eine Schar Schneeflocken hereinstürzen ließ, als wollte er damit andeuten, daß wir bei solchem Wetter keine Eile und nichts zu versäumen hätten, — „nun, das Kloster in Villach hat seit unfürdenklichen Zeiten bei Udine Weingärten. Ein reicher und gottesfürchtiger Mann vermachte sie dem Kloster zur Erquickung der Pilgrime und Wanderer, und die Mönche sollten nach seinem letzten Willen nicht minder von dem Gewächs des Weinstocks trinken, damit auch sie daran dächten, daß sie Pilgrime und Wanderer wären. — Die Mönche laßen die Weingärten im Herbst leſen und den Most den Winter über in Udine in den Kellern unter der Kelter liegen. Jedes Frühjahr schicken sie dann einige Dienstleute ihres Klosters hin und laßen den Wein abholen. Heuer traf jene sechs Männer in Malnitz die Reihe."

„Diese nahmen drei Wagen, von denen jeder mit vier Ochsen bespannt war, und fuhren langsam nach Udine zu über Villach und durch Tarvis.

Hinter diesem Flecken läuft die Straße ein gutes Stück zwischen dem Fuße des Bredils und einem See hin, so daß man weder zur Rechten noch zur Linken ausweichen kann, es sei denn, daß man ein Schifflein hätte, über den See zu fahren, oder Flügel, um über die Felsenwände zu fliegen. — Im Sommer ist diese Straße vom Berg aus lieblich anzuschauen wie eine große grangelbe Waßerschlange, die sich am blauen See sonnt. Aber sie ist auch zu Zeiten so gefährlich und hinterlistig wie eine Natter. Kaum waren die Männer auf ihr angekommen, als es auf einmal anfieng, über ihnen zu donnern. Ein großer Schneesturz gieng ungefähr hundert Schritte vor ihnen nieder, und der Sturm, der ihn begleitete, riß sie fast in die Tiefe des Sees mit sich fort. Sie stunden einige Augenblicke wie Leute, neben denen der Blitz eingeschlagen hat, und wandten dann um. Aber kaum schauten ihre Deichseln wieder gen Tarvis zu, so kam ein zweiter Schneesturz den Bredil herab und versperrte ihnen auch den Rückweg. Es war Nachmittags um die dritte Stunde."

„Die armen Leute waren nun so schlimm daran, als Israel im Thale zwischen den Aegyptern und dem Schilfmeere. Hinter und vor ihnen lagen zwei Wellen, über welche nur ein flatterndes Schneehuhn hätte entkommen können, rechts und links hatten sie auf der einen Seite die schroffen Wände des Bredils und auf der andern den See. Dieser hatte sich wohl in der kalten Märznacht mit einer Eisrinde überzogen; aber die Rinde war nicht so stark, um Männer zu tragen, und doch dick genug, um einen Kahn aufzuhalten, besonders in der Mitte, wo noch eine große Scheibe vom Wintereis schwamm."

„Für einen Menschenfuß gab es aus dieser Klemme keinen Weg, sondern nur für das Gebet und den Blick, und auch dieser stieß, wenn er sich zum Himmel kehrte, auf die Schnee- und Eislasten, welche noch hoch über den Männern hiengen und die der mindeste Anstoß zum Rutschen und Fallen bringen konnte. Kleinere Brocken lösten sich fast unaufhörlich von ihnen ab, zerschlugen sich im Herabrollen an den Felsen und rieselten auf die Männer als Gries herunter. Es mußte ihnen daher zu Muthe sein, als rieselte das letzte Restlein Sand aus ihrer Stundenuhr auf ihre Häupter."

„Ja, denkt euch, meine Herren," fuhr der Schneider fort, nachdem er sich einen Augenblick besonnen hatte, „wir stünden jetzt, statt unter diesem leichten Schindeldach, unter dem großen Gewölbe der Domkirche in Salzburg; alle Thüren und Pförtlein des Gotteshauses wären verschloßen, das weite Gewölbe aber hätte durch und durch einen großen Riß, und aus diesem Sprunge rieselte fort und fort Sand auf unsere Häupter. Denkt euch das recht lebhaft, und ihr habt eine Vorstellung von der damaligen Lage der Malnitzer am Fuße des Bredils."

„Für die in Bleiberg jenseits des Sees waren die Donnerschläge, von denen die Schneestürze begleitet wurden, gleichsam Nothschüße, und sie sahen von Anfang an, in welcher Klemme und Todesgefahr sich ihre Landsleute befanden. Die von Tarvis kamen zu ihnen eiligst hinüber, und beriethen sich mit ihnen, was zu thun sei. Ein Versuch, den Malnitzern mit einem Kahn zu Hilfe zu kommen, mißglückte. Sich durch die Schneewälle zu graben, wäre für die Knappen, die aus den Bleigruben hervor eilten, ein gar Leichtes gewesen; aber so lange der schnell eingetretene Thauwind wehte, konnten jeden Augenblick noch mehrere und größere Schneestürze nachkommen. In jenen Stunden unter den Wänden des Bredils arbeiten, wäre eben soviel gewesen, als unter einer wankenden Stadtmauer mit Hacke und Schaufeln handtieren. Der Berghauptmann ließ also seine Leute nicht ziehen, ob sie gleich bereit waren, Hand an das Werk zu legen. Er wollte das Leben von etwa funfzig Familienvätern, welche ihm der Kaiser anvertraut hatte, nicht gegen die nur wenig wahrscheinliche Rettung von sechs Männern einsetzen. Und wir werden sehen, daß er recht daran that."

„Zuletzt erschien noch auf einer Anhöhe am See, den Schneestürzen gerade gegenüber, der Pfarrer von Tarvis mit seinen zwei Caplanen in den Gewändern, welche die geistlichen Herrn bei Leichenbegängnissen zu tragen pflegen. Er zeigte den Malnitzern das Hochwürdigste, wie dem Kaiser Maximilian geschehen sein soll, als er sich an der Martinswand verstiegen hatte."

„Die Männer zwischen den Schneestürzen sahen daraus, daß sie von ihren Landsleuten aufgegeben seien; aber sie verloren Muth und Besinnung nicht, sondern gebrauchten, wie es Christen ziemt, mit Besonnenheit alle die Mittel, die ihnen der Herr über Leben und Tod zu ihrer Rettung noch übrig gelaßen hatte. Sie spannten ihre Ochsen aus und banden sie an die Erlenbäume am See, sich selbst bauten sie unter einer etwas überhangenden Felsenwand teils aus den einzelnen Teilen ihrer Wagen und teils mit dem Heu, das sie von daheim für ihr Vieh mitgenommen hatten, eine Hütte. Die Leitern lehnten sie, drei neben- und immer zwei übereinander an den Felsen, die Bretter von den Wagen legten sie darauf. Von den Heubündeln machten sie vorn und hinten Wände, die sie mit den ausgehobenen Rädern und Deichseln befestigten. Denn sie wollten sich weniger gegen Wind und Wetter, als gegen einen noch nachkommenden Schneesturz sichern. Sie arbeiteten emsig wie Murmelthiere, wenn sie ihre unterirdischen Wohnungen zum Winterschlaf zurichten und die Röhren, das heißt die Ausgänge derselben, mit Gras und Moos verstopfen."

„Der Südwind wurde inzwischen immer heftiger und führte einen neuen Schneesturz herab, bald nachdem die Männer ihren Bau vollendet und sich

hineinbegeben hatten. Die Massen fuhren aber da, wo sich die Malnitzer eingebaut hatten, einige Fuß über den Rand der Felsenmauer hinaus, und bildeten auf der Heerstraße einen Aufwurf, und erst die obere Hälfte des Hügels sank, als sie das Uebergewicht bekommen hatte, langsam auf die Hütte der Fuhrleute zurück. Die Leitern und Bretter krachten wohl einige Male unter der schweren Last, brachen aber unter derselben nicht zusammen."

„Nun wollten die jüngeren und unerfahreneren von den Verschütteten anfangen, sich selbst aus ihrem Grabe herauszuwühlen, aber der alte Walther am Gsteig rieth, die Reuthauen, welche sie bei sich hatten, lieber gegen das Schutzdach zu stemmen, als sonst zu gebrauchen, und dann ruhig abzuwarten, bis sie von den Bergknappen herausgegraben würden. Er setzte seine schönste Kuh gegen eine Ziege, daß die Dachse mit ihren Hinterlebern noch vor Sonnenaufgang anfangen würden zu wühlen."

„Dieß geschah auch. Als der Tag graute, und der Berghauptmann sah, daß sich der alte Bredil auf der Seeseite ganz rein abgeschüttelt habe, ließ er seine schwarzen Maulwürfe los. Diese griffen die Schneewälle von Tarvis aus an, und zwar mit aller Kraft, die in ihren geübten Armen lag. Denn die Arbeit galt nicht armseligen Bleiadern, sondern anderen Adern, in denen noch Bruderblut rinnen konnte. Außerdem hatte der Berghauptmann seinen Leuten für jeden Malnitzer, den sie lebendig herausgraben würden, ein Fäßlein Klosterwein verheißen."

„Bis es wieder dämmerte, war Alles geschehen. Die Malnitzer stiegen unversehrt, aber doch bleich, wie Begrabene, aus ihrer Gruft hervor. Die Fuhrwerke wurden wieder zusammengesetzt und von den dienstfertigen Leuten nach Tarvis zurückgeschoben, wie Triumphwagen. Die Ochsen konnten nimmer ziehen. Sie waren alle erstickt, zur großen Freude einer Zigeunerfamilie, die in jenen Thälern umherzieht und das Verbot vom Erstickten nicht respektiert."

„Die Mönche in Villach lösten ihre geretteten Lehnsleute mit einem Faße Ubiner, den sie später unterwegs für die Knappen in Bleiberg abladen ließen, und womit diese ihr Osterfest feierten, ein jeglicher jedoch in dem Maße, wie es im Kloster selbst den Wanderern gereicht wurde. Das Geld zu den Osterlämmern hatte der Kaiser zur Belohnung für die Rettung seiner Unterthanen gegeben."

4.

Damit schloß unser Führer seine Geschichte. Uns aber wurde die hochdeutsche Sprache, worin er erzählte, und die ziemliche Gewandtheit, womit er sich ausdrückte, immer auffallender, und ich richtete daher in der Finsternis der geschloßenen Arche die Frage an ihn, ob der Meister Erzberger auf seiner

Wanderschaft viel im nördlichen Deutschland herumgekommen sei, da er weit anders rede, als alle seine Landsleute von Golling an bis zu diesem Speicher.

„Ich bin nicht weiter gekommen, als bis nach Salzburg," antwortete der Schneider, „und von da nach einem halben Jahre wieder heim. Bei dem Meister in Salzburg habe ich aber das Reden nicht gelernt. Denn diesem war der Schöndank zu viel, den er mir manchmal auf meinen ‚guten Morgen' gegeben hat. Kann ich beßer reden als meine Landsleute, so habe ich es zum Teil von den Badgästen gelernt, die ich in den Bergen herumführte, meistens aber aus einem großen, alten Buche, das vor langer Zeit durch meinen Großvater in meine Familie gekommen ist, und von dem man nicht gerne redet, wie von einem verborgenen Schatze, weil man fürchtet, es könnte sich diese oder jene Hand darnach ausstrecken."

„Was für ein Buch ist es denn? was steht auf dem Titelblatte?" fragten wir Wanderer aus dem Altmühlthale hastig und in aufwallender Neugierde.

„Das Buch," antwortete der Schneider mit gedämpfter Stimme, als offenbarte er uns ein großes Geheimnis, „fängt an mit den Worten: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, und schließt mit dem Gruße: Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch allen! Amen."

„In diesem Buche lernte ich lesen. Denn die Winterschule, die zu meiner Zeit der Badmeister in Gastein hielt, konnte ich von meiner Einöde aus nicht besuchen. Manche Eltern, die in solchen Einöden hausen, unterrichten auch jetzt noch ihre Kinder selbst, wie die Isländer, von denen neulich ein Herr aus Dänemark im Wildbad erzählte. Auch mein seliger Vater that es. Er las mir die Geschichten in dem Buche vor, noch ehe ich selbst lesen konnte. Aber jedesmal sagte er am Ende: Hänsli, wenn du den Leuten etwas von dem großen Buche sagst, dann thue ich es wieder in den Stollen auf dem Berge, woraus es gekommen ist, und du magst sehen, wer dir wieder Bilder zeigt und dazu erzählt."

Mein Reisegefährte, welchen der Bildungsgang des Schneiders nicht sehr ansprechen mochte, öffnete dazwischen den großen Laden des Speichers. Der Wind hatte sich etwas geändert, und die großen Schneeflocken flogen vorüber, während sie noch vor einer Stunde geraden Wegs und scharenweise in das Heumagazin hereingestürzt waren. An ein Aufbrechen und Weitergehen war jedoch nicht zu denken, sondern nach den Mahnungen unseres Appetits vorerst an das Mittageßen. Als aber der Führer die Reste unseres Vorraths aus dem Korbe gethan und vor unsern Augen ausgebreitet hatte, mußte auch diesem Gedanken der Abschied gegeben werden. Die Knochen unserer Kalbskeule lagen schon so bloß, und des Brotes war schon so wenig geworden, daß wir einmüthig beschloßen, das Mittagsmahl auszusetzen und

bis auf den Abend zu fasten oder bis an den folgenden Morgen, je nachdem es die Umstände und ferneren Aussichten erheischen würden.

Der Laden wurde also wieder geschloßen, der wandernde Schneider aber that nochmals seinen Mund auf und erzählte:

„Mein Großvater hütete einmal als Knabe an einer steilen Halde des Berges, der dem Rathhause nach Süden gegenüber ligt und an dem wir gestern vorübergegangen sind, seine Ziegen, und bald gesellten sich, wie gewöhnlich, noch zwei andere Knaben zu ihm. Sie setzten sich zusammen an ein Feuer, das die Nadeln an den Wedeln der Zwergföhre praßelnd verzehrte, und sprachen, wie sie es verstunden, von diesem und jenem, auch von den glänzenden Goldadern, welche sie finden würden, wenn sie nach einigen Jahren als Knappen in die tiefen Gruben einfahren dürften. Desgleichen wünschten sie, daß sie einmal auf eigene Rechnung eine Goldstufe finden möchten, so groß wie eine Milchgelte daheim. Vor vielen, vielen Jahren, erzählte bei dieser Gelegenheit einer der Knaben, als der Herr Bischof von Salzburg eine ganze Gemeinde wegen Abfalls von der Kirche aus dem Tefferegger Thal austrieb, sei ein Mann aus Gastein in den alten Stollen da unten hineingegangen, und habe weit dahinten ein Licht über dem Schatz darin brennen sehen. Aber hinter dem Licht hätte es geseufzt und gestöhnt, wie eine arme Seele, die erlöst werden wollte, und darüber wäre er so erschrocken, daß er wieder umgekehrt und über Hals und Kopf davongelaufen wäre. Etliche Tage darauf hätte er mit einigen Kameraden noch einmal in dem alten Stollen gesucht, aber nichts weiter weder gesehen noch gehört."

„Ueber dieser Erzählung ihres Mithirten bekamen die beiden andern Knaben Lust, selbst einen Versuch anzustellen. Mein Großvater zog den Rest einer Wachskerze aus seiner Tasche. ‚Seht,' sagte er dabei zu seinen Spielgesellen, ‚das ist das Uebrige von einer geweihten Kerze. Des Mesners Sohn hat sie mir unterwegs für meine große Schwester mitgegeben, welche bei den Leuten näht und gern einen glatten Faden hat. Der Rosenegger kann ihr ein anderes Stück schicken. Meine Else hat ohnedieß noch drei, immer eins größer als das andere, in ihrer Truhe. Dieses Trumm brennt wohl noch so lange, als ein Hochamt dauert, und wir können damit den alten Stollen untersuchen, und wäre er auch noch einmal so lang, als von da bis zum Rathhausberg hinüber. So weit aber der Schein einer geweihten Kerze reicht, müßen die bösen Geister aus dem Wege gehen.'"

„Das leuchtete den beiden andern Burschen sogleich ein; denn der böse Geist der Schatzgräberei war in sie gefahren. An ihre Ziegen dachten sie nimmer. Und das wundert mich nicht, da schon mancher weit ältere Knabe über dem Schatzgraben nicht bloß ein Dutzend Ziegen, sondern Amt und Ehre, Weib und Kinder vergeßen hat."

„Mein Großvater zündete seine geweihte Kerze an, hielt den alten Topf darüber, in welchem die glühenden Kohlen zum Anschüren des Hirtenfeuers aus dem Wildbad herauf getragen worden waren, und stolperte seinen Kameraden voran in den Stollen, der nur etliche hundert Schritte entfernt war. Die kecken Knaben giengen nun tief in den unterirdischen Gang hinein. Das Tageslicht, welches durch den Eingang hereinfiel, erschien ihnen am Ende nicht mehr viel größer als der Abendstern. Aber sie sahen nichts als die nackten Felsenwände, und hatten noch keine Stecknadel, geschweige denn mehr gefunden, als sie an die Stelle kamen, wo ein herabgesunkenes Felsenstück das Weitergehen wie ein Fallgitter verwehrte. Die Schatzgräber kehrten also um. Auf dem Rückwege bekam die brennende Kerze, wie man bei uns zu sagen pflegt, einen Räuber, und während mein Großvater beschäftigt war, das Licht mit dem Finger zu putzen, bemerkten seine Freunde an der Seite des Ganges Steine, die ganz leicht auf einander geschichtet waren. Voll Neugierde nahmen sie die Steine über die Hälfte hinweg, und eröffneten sich dadurch den Eingang in eine kleine Zelle, die sonst den Bergleuten zur Aufbewarung ihrer Werkzeuge gedient haben mochte. Nun lag aber zum großen Schrecken der Neugierigen ein vertrockneter und ganz wohlerhaltener Leichnam darin. Er lag auf dem Rücken, seine Hände waren gefaltet, seine Füße zusammengestellt, seine Kleider ein Sonntagsanzug. Kurz, alles ließ vermuthen, daß der Mann in dem Stollen nicht verschüttet worden war, sondern in der Verfolgung von 1685 darin seine Zuflucht gesucht und bald seinen Tod gefunden hatte. Doch mußten ihn seine Freunde, die vielleicht schon im Begriff waren, aus den Salzburger Landen zu scheiden, auf das eilfertigste bestattet haben. Denn in einer Ecke der Zelle stund noch neben einer Lampe, wie man sie bei uns auf den Tisch stellt, ein großer zinnbeschlagener Krug, und darunter lag ein Säcklein.“

„Der älteste unter den Knaben öffnete vor allen Dingen den Sack. Da er aber nur ein altes Buch darin fand, warf er ihn auf die Seite und nahm den Krug. Der andere wählte die Ampel von Messingblech, und mein Großvater als der kleinste und schwächste unter seinen Gesellen, warf seinen alten Topf weg und langte nach dem Säcklein. Dann verließen die Knaben eilends die Gruft. Die unbedeckte Kerze verlosch nun zwar bald, aber das Tageslicht, das von ferne durch den Eingang hereinfiel, diente ihnen zum Leitstern. So kamen sie wohlbehalten wieder ins Freie, einige leichte Beulen abgerechnet, welche sie sich in übergroßer Eile an den vorstehenden Felsenecken stießen.“

„Die Ziegen hatten nicht auf die Schatzgräber gewartet, sondern waren schon an ihren Stallthüren als Ankläger ihrer nachläßigen Hirten erschienen. Mein Großvater wurde daher auch als Mietling von seiner strengen Mutter

mit einer vollen Tracht Schläge empfangen, obgleich der Knabe meinte, er habe in seinem eroberten Säcklein eine hinreichende und vollgiltige Entschuldigung bei sich. Denn er hatte ja mehr als einmal gehört, wie seine Mutter zu dem Vater sagte: Wenn ich nur wieder einmal ein gutes Buch bekommen könnte, ich gäbe gern einen Finger aus meiner rechten Hand darum."

„Doch auf das Ungewitter folgte desto schöneres Wetter. Als meine Urgroßmutter endlich das Säcklein geöffnet und das Buch darin gefunden und aufgeschlagen hatte, war sie vor Freude außer sich, und dankte Gott unter vielen Thränen, daß er ihr Flehen so gnädig erhört habe. Ihr Söhnlein hinter dem Tisch bei seiner Abendmilch hatte nun vollauf zu thun, seinen Hornlöffel zu handhaben und nebenbei die Fragen der Mutter, wegen des gefundenen Schatzes, zu beantworten. Sein Vater verbot es ihm aber aufs ernstlichste, jemand von seinem Funde etwas zu sagen."

„Seitdem," fuhr der Schneider fort, „also fast seit hundert Jahren, ist das Buch in meiner Familie. Mein Großvater, mein Vater und ich, wir haben darin das Lesen gelernt. Aber das ist das Geringste. Ich möchte es vielmehr die Sonne in meinem Hause nennen. So lange es darin ist, war es geistlicher Weise unter unserem Dache immer so ruhig und stillfreundlich, wie in einer Stube nach dem Winter, wenn die Sonne den Schnee auf dem Dache schmilzt und dabei so erquicklich durch das Fenster scheint, daß der Kanarienvogel anhebt zu dichten."

Während unser Führer also erzählte, fiel das Tageslicht durch die Scheinlöcher im Dache und durch die Ritzen der Wände immer heller auf unser Heulager. Der Gefährte öffnete den Laden, und wir sahen nun, daß sich das Wetter gänzlich geändert hatte. Sogleich wurde mit dem Rest unseres Speisevorraths ein Freudenmahl angestellt und bei geöffnetem Laden offene Tafel gehalten. Dann brachen wir auf und wateten vollends nach Malnitz hinab.

177.

Der reichste Fürst.

(Von Justinus Kerner.)

Reisend mit viel schönen Reden
ihrer Länder Werth und Zahl
Saßen viele deutsche Fürsten
einst zu Worms im Kaisersaal.

Herlich, sprach der Fürst von Sachsen,
ist mein Land und seine Macht,
Silber hegen seine Berge
wohl in manchem tiefen Schacht.

Seht mein Land in üppger Fülle,
sprach der Kurfürst von dem Rhein,
Goldne Saaten in den Thälern,
auf den Bergen edlen Wein.

Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
Schaffen, daß mein Land den euern
wohl nicht steht an Schätzen nach.

Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: mein Land hat kleine Städte,
trägt nicht Berge silberschwer.

Doch ein Kleinod hätts verborgen:
daß in Wäldern noch so groß
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
jedem Unterthan in Schooß!

Und es rief der Herr von Sachsen,
der von Bayern, der vom Rhein:
Graf im Bart! ihr seid der reichste,
euer Land trägt Edelstein!

Inhalts-Verzeichnis.

(Die mit einem Sternchen bezeichneten Stücke sind Gedichte.)

	Seite
* Das Frühlingsmahl. W. Müller.	1
Das Hirtenbüblein. Grimm.	1
* Der Vogel am Fenster. W. Hey.	2
* Des Vogels Freude. Beinhardstein.	2
Der Knabe im Feldlager.	3
* Um ein reines Herz. G. Neuß.	4
Der Hund von St. Bernhard. Lenz.	4
* Knabe und Hündchen. W. Hey.	5
Die sonderbare Mauer. Chr. Schmid.	6
Fritz Oberlin.	6
Sonnenkäfer. Lenz.	7
* Marienwürmchen. Wunderhorn.	7
Doktor Allwissend. Grimm.	8
* Räthsel um Räthsel. Wunderhorn.	9
Der Diogeneskrebs. Lenz.	10
* Fuchs und Ente. W. Hey.	10
Der Fuchs. Naff.	10
Trau, schau, wem? Heb. Franck.	13
* Fuchs und Hahn. W. Hey.	13
Der schlaue Pilgrim. Hebel.	14
* Die Faulheit. Lessing.	15
Mährchen von der Unke. Grimm.	15
Die Bettlerin. Chr. Schmid.	16
* Lied eines Armen. Uhland.	17
Adams Tod. Herder.	17
* Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Christ. E. M. Arndt.	18
* Morgen. W. Hey.	18
Der Negersohn.	19
* Gott weiß. W. Hey.	19
Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth. Schubert.	20
Kinderabendlied. W. Hey.	22
Die Hirtenflöte. Chr. Schmid.	22
* Hirtenreigen. Joh. Falk.	23
Dornröschen. Grimm.	23
* Von dem Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt. Rückert.	26
Wie Gott einen Menschen durch Hunde vom Tode errettete.	27
* Die Störche. W. Hey.	27
Der Kranich. Kaup.	28
* Wachtel wacht. Wunderhorn.	30
Unglück der Stadt Leiden. Hebel.	31
* Gottes Treue. Fr. v. Meyer.	32
Das Lächeln im Tode. Chr. Schmid.	33
Die Sternthaler. Grimm.	33
* Der gute Hirte. W. Hey.	34
Rabbi Möir und seine Gattin.	34
* Morgenlied. E. M. Arndt.	35
* Gute Nacht, mein Kind. Wunderh.	35
Die Verwandlung der Insekten. Schubert.	35
* Frühlingslied. Hölty.	36
* Pudel. W. Hey.	37
Der Igel. Lenz.	37
* Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen. Rückert.	39
Sechse kommen durch die ganze Welt. Grimm.	41
* Till. Gellert.	45
Kannitverstan. Hebel.	45
* Räthsel.	47
* Die drei Feste. Joh. Falk.	47
Der Solenhofer Knabe. Stöber.	48
* Des Knaben Berglied. Uhland.	53
* Die Schlangen. Schubert.	53

	Seite
* Der Kampf der Riesenschlange mit dem Tiger. Rückert.	56
Die Kartoffel. Schubert.	57
* Abendlied eines Bauersmanns. Matth. Claudius.	58
Der Brotbaum. Funke.	58
* Sprüche.	59
Hans im Glück. Grimm.	59
* Die beiden Wächter. Gellert.	63
* Die Schwalben im Dorfe. Rückert.	64
Der Pilger. Chr. Schmid	64
* Beim Aufstehen. Rückert.	65
* Winterlied. Krummacher.	65
Der Wolf. Schubert.	66
Das Kind und die Wölfe.	67
* Im Sommer. Göthe.	68
Deutsche Herzhaftigkeit.	68
* Graf Eberhard Weißdorn. Uhland.	69
Der kleine Bergmannsknabe. Schubert.	69
* Schiffahrt. Rückert.	74
Der Rabe Noahs. Herder.	74
Die Taube Noahs. Herder.	74
Der Regenbogen. Chr. Schmid.	75
* Eichhorn und Wind. W. Hey.	76
Der Muth einer Katze und ihre Zärtlichkeit gegen ihre Jungen.	76
* Die Katzen und der Hausherr. Lichtwer.	77
Klein und groß. Hebel.	77
* Schwan und Kind. W. Hey.	78
Der Strauß. Naff.	79
* Vom Bäumlein, das spazieren gieng. Rückert.	81
Die Bremer Stadtmusikanten. Grimm.	83
* Drei Paare und Einer. Rückert.	85
* Schwäbische Kunde. Uhland.	85
Meister Hämmerlein. J. K. Schlez.	86
* Hinz und Kunz. Claudius.	88
* Ochs und Esel. Pfeffel.	88
Das Wiesel. Lenz.	88
* Ein gülden A. B. C. Claudius.	91
Wessen Licht brennt länger? Stöber.	92
* Die Sternseherin. Claudius.	97
Das zerbrochene Hufeisen. Ch. Schmid.	97
* Die Brücke.	98
Herzog Leopold von Braunschweig.	98
* Die Kapelle. Uhland.	100
* Der Esel und die drei Herren. Nicolai.	100
Die Gemse. Kaup.	100
* Hirschlein.	104
* Die vier Wünsche. Rückert	104
Tischchen deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack. Grimm.	104
* Der Tanzbär. Lessing.	112
* Räthsel.	112
Der Tod des alten Eberhard Stilling. Heinrich Stilling.	112
* Sterben. Ph. v. Zittewald.	119
* Stilles Gotteslob. Diepenbrock.	120
Die Stimme der Thränen. Herder.	120
* Wie oft Gott zu danken sei. Wunderhorn.	121
* Wandersmann und Lerche. W. Hey.	121
Von der Fruchtbarkeit der Pflanzen. Hebel.	121
* Der Blinde und der Lahme. Gellert.	124
Der Bär. Schubert.	125
* Das Männlein in der Gans. Rückert.	126
Rübezahl, der Geist des Riesengebirges. Musäus.	127
* Gott ists. W. Hey.	136
Das kostbare Kräutlein. Chr. Schmid.	136
* Der Lenz. Hagedorn.	136
Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen. Grimm.	137
* Roland Schildträger. Uhland.	143
Das Dromedar. Kaup.	146
* Das Fräulein Luft und Junker Duft. Rückert.	148
Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz. Hebel.	149
* Gottes Lob. Brentano.	152
Von der Geschichte unseres festen Erdkörpers. Schubert.	152

	Seite
Die Erde. Samuel v. Butschky.	159
* Morgenlied. Buchner.	159
Die weiße Schlange. Grimm.	160
* Chidher. Rückert.	163
Der Hahn. Lenz.	163
* Räthsel.	166
* Der Vogel am Nest. W. Hey.	166
Die sieben Stäbe. Chr. Schmid.	166
Ehrlichkeit und Dankbarkeit eines Juden.	167
* Der Kranz der Frommen. Bach.	168
Des Rudi Mutter stirbt. Pestalozzi.	169
* An das gestorbene Schwesterlein. Rückert.	177
* Abendgebet. E. M. Arndt.	178
Ein gutes Rezept. Hebel.	178
* Einkehr. Uhland.	180
* Knabe und Schmetterling. W. Hey.	180
Die Spinnen. Hebel.	180
* Der grüne Esel. Gellert.	182
Rothkäppchen. Grimm.	182
* Das Blümlein. Göthe.	184
Der Wolf und der Mensch. Grimm.	185
* Der Hengst und die Wespe. Gleim.	186
* Kinderlied von den grünen Sommervögeln. Rückert.	186
Der Bussard. Lenz.	186
* Schützenlied. Schiller.	188
Die Geschichte von den jungen Burggrafen zu Nürnberg.	188
* Abendlied.	196
* Weltkrieg. Rückert.	197
Heldenmuth.	197
* Wanderer. Wilhelm Müller.	198
Boten göttlicher Vorsorge. Butschky.	199
* Sommerlied. Paulus Gerhardt.	199
Der Zaunkönig und der Bär. Grimm.	200
* Der Maulwurf. Rückert.	202
Der Weinberg. Chr. Schmid.	202
* Der kleine Hybriot. Wilh. Müller.	203
Lebensbeschreibung des Thierbändigers van Amburgh.	204
* Der weiße Hirsch. Uhland.	211
Daumesdick. Grimm.	211
* Der gelähmte Kranich. Kleist.	215
Walther von Thurn.	216
* Friederich Barbarossa. Rückert.	217
Der Löwe. Lenz.	217
Der Löwe. Chr. Schmid.	222
* Jung Sigfrid. Ludwig Uhland.	223
Der Schneider von Gastein. Stöber.	224
* Der reichste Fürst. Just. Kerner.	243

Auflösung der Räthsel.

Sarg. Eis. Die vier Elemente. Der Hahn an einem Schießgewehr.

Deutſches Leſebuch

von

Philipp Wackernagel.

Zweiter Teil.

Deutsches Lesebuch

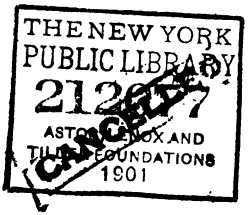
von

Philipp Wackernagel.

Zweiter Teil.

Eilfter, durchgesehener Abdruck.

Stuttgart,
Verlag von S. G. Liesching.
1851.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
1901

Vorwort.

Ueber den Gebrauch dieses neuen Lesebüchleins und das Verhältnis desselben zu dem Unterricht, dessen Gegenstand die deutsche Sprache ist, sowie über die Grundsätze, nach welchen dieser Unterricht überhaupt erteilt werden müße, hatte ich versucht, mich in einer größeren Vorrede ausführlich zu erklären. Da dieselbe aber zu einem Umfange angewachsen, der es mir nicht mehr angemeßen erscheinen läßt, sie dem Büchlein unmittelbar vorzusetzen, so laße ich sie nunmehr besonders abdrucken, als einen bloß für Lehrer bestimmten Teil des Buchs, unter dem Titel: Ueber den Unterricht in der Muttersprache. Auf diese Weise ist dann nicht jeder, der sich das Lesebuch anschafft, genöthigt, auch diesen Teil mitzukaufen, und umgekehrt.

Damit sei denn dieses Büchlein, an dem es gewis kein Fehler ist, daß es in poetischer, nationaler und religiöser Richtung einen

sehr entschiedenen Charakter ausspricht, Eltern und Lehrern aufs freundlichste empfohlen. Den letzteren wird es angenehm sein zu wißen, daß dasselbe unter Mitwirkung ausgezeichneter Schulmänner zu Stande gekommen, daß sie also ein um so größeres Vertrauen zu der Zweckmäßigkeit seiner Einrichtung und ganzen Haltung haben dürfen.

Stetten, den 8. August 1842.

Ph. W.

Zweiter Teil.

Das Schöne ſtammet her vom Schonen: es iſt zart,
und will behandelt ſein wie Blumen edler Art.

Wie Blumen vor dem Froſt und rauher Stürme Drohen
will es geſchonet ſein, verſchont von allem Rohen.

1.

Die Muttersprache.

(Von Max v. Schenkendorf.)

Muttersprache, Mutterlaut,
wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort das mir erschallet,
süßes erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
klingest ewig in mir fort.

Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
wann ich in der Fremde bin!
Wann ich fremde Zungen üben,
fremde Wörter brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
die nicht klingen wie ein Gruß.

Sprache, schön und wunderbar,
ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
in den Reichtum, in die Pracht:
Ist mirs doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig empor aus tiefen Schlüften,
längst verschollnes altes Lied,
Leb aufs neu in heilgen Schriften,
daß dir jedes Herz erglüht!

Ueberall weht Gottes Hauch,
heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
geb ich mein Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken
sprech ich, wie der Mutter Mund.

2.

Zuversicht.

(Von Ludwig Tieck.)

Wohlauf! es ruft der Sonnenschein
hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein,
und wandert über Berg und Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn,
gar lustig rauscht er fort;
Hörst du des Windes muntres Wehn?
er braust von Ort zu Ort.

Es reist der Mond wohl hin und her,
die Sonne auf und ab
Guckt übern Berg und geht ins Meer,
nie matt in ihrem Lauf.

Und Mensch, du sitzest stets daheim,
sehnst dich nicht nach der Fern?
Sei frisch und wandle durch den Hain,
und sieh die Fremde gern.

Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht,
so geh und such es nur;
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
betrete bald die Spur.

So weit dich schließt der Himmel ein,
geräth der Liebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich sein,
und finden was es sucht.

3.

Die vier Jahres- und Lebenszeiten.

(Aus dem Rosenthal von Samuel v. Butschky.)

Die vier Zeiten des Jahres wurden einsmals vor Gott gefordert und einer jeden ihr Name und Zeichen gegeben. Der ersten wurde gesaget: Du sollst Frühling heißen, du sollst den Menschen frühe wecken zum Gebete und zu der Arbeit, wie auch den Vogel, seinen Schöpfer zu loben. Du sollst das Vieh nach dem kalten Winter erquicken und die Erde mit fruchtbarem Thau anfrischen. Dein Kleid soll sein grün, dem grünen Holze des Lebens zu Ehren. Dein Amt soll sein, den Menschen täglich zu predigen, daß ihrer nach dem Trübsalswinter des irdischen Lebens der stets grünende Frühling der Ewigkeit warte.

Zu der andern Jahreszeit wurde gesagt: Dein Name soll Sommer heißen, weil du täglich von der Sonne Klarheit mehr und mehr zeugen sollst, und dein Kleid soll sein von tausend Farben, zur Erinnerung, daß die Güte des Herrn tausendfältig unter den Menschen blühe. Dein Amt soll sein, zu predigen, daß die unsichtbare Sonne kräftiger sei in den Herzen der Frommen, als die sichtbare Sonne in den Gewächsen der Erden, sie zu ihrer Vollkommenheit zu bringen.

Zu der dritten Jahreszeit wurde gesagt: Dein Name soll Herbst heißen, weil du den herben Winter ankündigen sollst. Dein Kleid soll grau sein, zu guter Erinnerung an den greisen Tod. Dein Amt soll sein, den Menschen täglich zu predigen, wie alles Fleisch Heu und alle Herlichkeit des Menschen wie das Gras auf dem Felde sei, denn der Geist des Herrn bläset darein. Das schönste Obst, welches du den Menschen gibest, soll ihnen weisen, daß auch ihre Leiber täglich faul und mürbe werden.

Zu der vierten Jahreszeit wurde gesagt: Dein Name soll Winter heißen, weil der Wind dein Herr ist und Ungewitter, Sturm, Frost und Schnee nach und nach erregen wird. Dein Kleid soll schneeweiß sein, dem hinfallenden Alter zum Gedächtnisse. Dein Amt soll sein, den Menschen täglich zu predigen: Dulde das Böse, hoffe das Beste, denn nach dem Winter kommt der Sommer, nach Ungewitter Sonnenschein, nach Trauern Freude, nach der Vergänglichkeit die Ewigkeit.

4.

Künftiger Frühling.

(Von Ludwig Uhland.)

Wohl blühet jedem Jahre
sein Frühling mild und licht:
Auch jener große, klare,
getrost! er fehlt dir nicht.

Er ist dir noch beschieden
am Ziele deiner Bahn:
Du ahndest ihn hinieden
und droben bricht er an.

5.

Die halb gefüllte Flasche im Wappen.

(Aus W. Sterns drittem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

Die Familie des angesehenen Kaufmanns F. in Flensburg trägt in ihrem Wappen eine halbgefüllte Flasche, die einem seltenen Edelmuth ihres Urgroßvaters ihre Aufnahme verdanken soll.

Dieser hatte nämlich in einem der häufigen Kriege zwischen Schweden und seinem Vaterlande in einer für die Dänen siegreichen Schlacht als gemeiner Soldat gefochten. Nach dem Siege wurde der alte F. auf einen Wachposten gestellt, und konnte daher für seinen brennenden Durst nur mühsam eine Flasche Bier erhalten.

Als er diese eben an den durstigen Mund setzt, um sich zu laben, ertönt nicht weit von ihm der bittende Ruf eines Schweden, der, beider Beine beraubt, sehnsüchtig um einen Trunk bat. Von Mitleiden überwältigt, biegt sich unser F. über den Flehenden hin, und reicht ihm, seine eigene Qual vergeßend, die volle Flasche.

Aber in demselben Augenblicke feuert der heimtückische Schwede, um zum letzten Male seinen Volkshaß gegen die Dänen zu befriedigen, ein Pistol auf den milden Geber ab; — doch Gott der Herr ist dessen Schild; der Schuß geht fehl. — Ruhig ergriff F. die Flasche, trank sie halb aus, und reichte sie dann dem waffenlos Sterbenden mit den Worten: „Nun erhältst du nur die Hälfte.“

6.

Eberhard der Gütige zu Göppingen am Brunnen.

(Von Gustav Schwab.)

Ach Graf, ihr seid so bleich und krank,
euch kann der kühle Felsentrank
aus unserm Quell nicht heilen!
Nehmt Abschied euch von Berg und Flur,
und denkt an eure Seele nur,
sie will von hinnen eilen!

Der Arzt mit traurigem Gesicht
zum gütgen Eberhard es spricht;
mit Lächeln der es höret:
„Dich lob ich, daß du ehrlich bist,
doch hat mich noch zu dieser Frist
die Warnung nicht verstöret.“

O schmäht nicht, Herr, die treue Kunst!
„Nicht schmäh ich, doch des Himmels Gunst
gab mir ein beßres Zeichen.
Wohl fertig bin ich längst zu gehn,
doch eh zwei Dinge sind geschehn,
darf ich noch nicht erbleichen.“

„Du siehst mich an und glaubst mir nicht,
so höre, was des Herrn Gesicht
im Traume mir verheißen:
Mir soll, eh läßt das blühnde Weib,
die Nachbarin, den jungen Leib,
das Lebensband nicht reißen.“

Der Arzt blickt aus dem Fenster bang:
es ruht die Straße breit und lang
in öder Mittagsstunde,
Nur aus dem stillen Nachbarhaus
ein grauer Priester wankt heraus
und fleht mit leisem Munde.

Der Graf ermannet sich, und spricht:
„Verbergt mir, frommer Vater, nicht,
wem habt ihr zugesprochen?“
Da ruft ihm zu der ernste Greis:
Es hat ein jung und blühend Reis
der Gärtner abgebrochen.

Und mit dem heilgen Sakrament,
und mit dem Docht, der zagend brennt,
wankt so der Alte weiter;
Doch ob der Arzt auch seufzt und schweigt
und sein betrübtes Antlitz neigt,
des Grafen Blick ist heiter.

„Ja, zarte Blumen welken bald,
die Bäume stehn und werden alt,
drum bleib ich ungestorben:
Mein zweiter Traum mir treu verspricht,
daß meiner Hütte Bau nicht bricht,
eh daß ein Baum verdorben!“

„Siehst du dort in des Hofes Raum
den schlanken, mächtgen Eichenbaum?
er grünt vom Fuß zum Gipfel:
Das ist der zweite sichre Spruch:
ihr legt mich nicht ins Leichentuch,
eh denn verdorrt sein Wipfel.“

Und sieh, der Sonne Schein vergeht,
und sieh, die schwüle Windsbraut weht,
am Himmel zürnt das Wetter:
Der erste Stral, der niederfährt,
der hat den Eichenstamm versehrt,
versengt ihm alle Blätter.

Der Graf hebt sich von seinem Sitz,
er glaubt dem Donner und dem Blitz,
er hört des Herren Stimme.
„Ich komme bald, ich bin bereit!
laß nur zur Beichte, Herr, mir Zeit,
nicht fordre mich im Grimme!“

Hin wankt er, wo der Quell sich rührt,
vom Priester und vom Arzt geführt,
zu beichten und zu lauschen.
Er schlummert ein beim Strudel hell,
erwachend hört er dann den Quell
des ewgen Lebens rauschen.

7.

Der Schwanritter.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Herzog Gottfrid von Brabant war gestorben, ohne männliche Erben zu hinterlaßen; er hatte aber in einer Urkunde gestiftet, daß sein Land der Herzogin und seiner Tochter verbleiben sollte. Hieran kehrte sich jedoch Gottfrids Bruder, der mächtige Herzog von Sachsen, wenig, sondern bemächtigte sich, aller Klagen der Wittwe und Waise unerachtet, des Landes, das nach deutschem Rechte auf keine Weiber erben könne.

Die Herzogin beschloß daher, bei dem König zu klagen; und als bald darauf Karl nach Niederland zog, und einen Tag zu Neumagen am Rheine

halten wollte, kam sie mit ihrer Tochter dahin und begehrte Recht. Dahin war auch der Sachsen Herzog gekommen, und wollte der Klage zur Antwort stehen. Es eräugnete sich aber, daß der König durch ein Fenster schaute; da erblickte er einen weißen Schwan, der schwamm den Rhein herdan, und zog an einer silbernen Kette, die hell glänzte, ein Schifflein nach sich; in dem Schiff aber ruhete ein schlafender Ritter, sein Schild war sein Hauptkissen, und neben ihm lagen Helm und Halsberg *; der Schwan steuerte gleich einem geschickten Seemanne, und brachte sein Schiff an das Gestade. Karl und der ganze Hof verwunderten sich höchlich ob diesem seltsamen Ereignis; jedermann vergaß der Klage der Frauen, und lief hinab dem Ufer zu. Unterdessen war der Ritter erwacht und stieg aus der Barke; wohl und herlich empfieng ihn der König, nahm ihn selbst zur Hand und führte ihn gegen die Burg. Da sprach der junge Held zu dem Vogel: Flieg deinen Weg wohl, lieber Schwan! wann ich dein wieder bedarf, will ich dir schon rufen. Sogleich schwang sich der Schwan, und fuhr mit dem Schifflein aus aller Augen weg. Jedermann schaute den fremden Gast neugierig an; Karl gieng wieder ins Gestühl zu seinem Gericht, und wies jenem eine Stelle unter den andern Fürsten an.

Die Herzogin von Brabant, in Gegenwart ihrer schönen Tochter, hub nunmehr ausführlich zu klagen an, und hernach verteidigte sich auch der Herzog von Sachsen. Endlich erbot er sich zum Kampf für sein Recht, und die Herzogin solle ihm einen Gegner stellen, das ihre zu bewähren. Da erschrak sie heftig; denn er war ein auserwählter Held, an den sich niemand wagen würde; vergebens ließ sie im ganzen Saale die Augen umgehen, keiner war da, der sich ihr erboten hätte. Ihre Tochter klagte laut und weinte; da erhub sich der Ritter, den der Schwan ins Land geführt hatte, und gelobte, ihr Kämpfer zu sein. Hierauf wurde sich von beiden Seiten zum Streit gerüstet, und nach einem langen und hartnäckigen Gefecht war der Sieg endlich auf Seiten des Schwanritters. Der Herzog von Sachsen verlor sein Leben, und der Herzogin Erbe wurde wieder frei und ledig. Da neigten sie und die Tochter dem Helden, der sie erlöst hatte, und er nahm die im angetragene Hand der Jungfrau mit dem Beding an: daß sie nie und zu keiner Zeit fragen solle, woher er gekommen, und welches sein Geschlecht sei, denn außerdem müße sie ihn verlieren.

Der Herzog und die Herzogin bekamen zwei Kinder, die waren wohl gerathen; aber immer mehr fieng es an, ihre Mutter zu drücken, daß sie gar nicht wußte, wer ihr Vater war; und endlich that sie an ihn die verbotene Frage. Der Ritter erschrak herzlich und sprach: Nun hast du selbst unser Glück zerbrochen und mich am längsten gesehen. Die Herzogin bereute es, aber

* Panzerhemde.

zu spät; alle Leute fielen zu seinen Füßen und baten ihn, zu bleiben. Der Held waffnete sich, und der Schwan kam mit demselben Schifflein geschwommen; darauf küste er beide Kinder, nahm Abschied von seinem Gemahl und segnete das ganze Volk; dann trat er in das Schiff, fuhr seine Straße und kehrte nimmer wieder. Der Frau gieng der Kummer zu Bein und Herzen; doch zog sie fleißig ihre Kinder auf. Von diesen stammen viele edle Geschlechter, die von Geldern sowohl als Cleve, auch die Rienecker Grafen und manche andere; alle führen den Schwan im Wappen.

8.

Das Münster zu Straßburg in der Sternennacht.

(Von August Stöber.)

Am Tage stehst du still und wie verdroßen,
die junge Welt dir um die Füße schwärmt;
Nur wenn vom Sternenlicht du ganz umflossen,
verkündst du, was Jahrhunderte dich härmt.

Dann ist dein Scheitel wundersam umschimmert,
dann stehst du, eine Lilie, eingetaucht
In aller Zeiten Pracht, und so umflimmert
hast du dein Klaglied in die Luft gehaucht.

Dann wirds auch hell dort über deinem Rheine,
in fernem Süden ist der Nacht entblüht
Das Freiburgmünster, das im Silberscheine
dem einzgen Freunde, dir, entgegenglüht.

Ihr haltet Zwiesprach dann, ihr tauscht die Klagen
des Heimwehs um die längst vergangne Welt,
Propheten seid ihr, seht die Wunden schlagen,
und wißet, was das Heil gebunden hält!

9.

Rheinstrom.

(Das germanische Europa. Von G. B. Mendelsohn. 1836. S. 124 ff.)

Der Deutsche mag wohl auf seinen Rheinstrom stolz sein! Nicht auf seine Größe: viel andere Ströme, selbst europäische, übertreffen ihn weit an Länge, Breite, Waßerfülle, an kolossaler Ausdehnung ihres Gebiets; nicht einem aber ist ein so edles Ebenmaß beschieden, so richtige Verhältnisse, so vollständige Entwicklung; nicht einer steht an seinen Ufern auf gleiche Weise Kunst und Natur, geschichtliche Erinnerung und lebendige Gegenwart vereint. In dem erhabensten und herlichsten, centralen Gebiete des mächtigen Alpengürtels hangen an himmelhohen Felsgipfeln mehr als dreihundert Gletscher, welche dem Rhein ihre vollen tobenden Gewäßer zusenden. Wo sie aus dem

Gebirg hervortreten, da beruhigen und läutern sich diese ungestümen Alpensöhne in etwa funfzehn der größten und schönsten Seen: — unergründlichen smaragdnen Becken, hier von unerklimmbaren Felsen eingeengt, dort von Rebenhügeln und grünen Matten umkränzt; einer fast, wie das Meer, unabsehbar. Krystallhelle Fluten entströmen diesen Seen in raschem, doch schon ruhigerem Lauf. Bald in einem Bette vermischt, wogen sie mächtig und friedlich dahin, durch lachende Fluren an stattlichen Schlössern, hohen Domen, kunstreichen, belebten Städten vorbei, denen sie reiche Lasten zuführen. Hohe Waldgebirge winken lang aus blauer Ferne, spiegeln sich dann in dem herrlichen Strom, bis er die weite, schrankenlose Ebene betritt, und nun dem Schoße des Meeres zueilt, ihm mächtige Waßerspenden zu bringen, und sich dafür in seinem Gebiet ein neues Land zu erbauen.

An den Wiegen des Rheins erklingen die Gesänge armer, aber freier und froher Hirten; an seinen Mündungen zimmert ein eben so freies, dabei reiches, kunstsinniges, gewerbfleißiges, unternehmendes Volk seine schwimmenden Häuser, welche die fernsten Länder und Meere beschiffen und einst beherscht haben. Wo ist der Strom, der eine Schweiz an seinen Quellen, ein Holland an seinen Mündungen hätte? den seine Bahn so durch lauter fruchtbare, freie, gebildete Landschaften führte? Haben andere weit größere Waßerfülle und Breite, so hat der Rhein klare, immer volle, sich fast gleichbleibende Fluten, so ist seine Breite gerade die rechte, hinreichend für Floß und Schiff, für allen Verkehr der Völker, und doch nicht so groß, daß sie die beiden Ufer von einander schiebe, daß nicht der erkennende Blick, der laute Ruf ungehindert hinüberreichte. Mächtig und ehrfurchtgebietend erscheint er als ein bewegter Waßerspiegel in den heitersten Rahmen gefaßt, nicht als eine wäßrige Oede, mit nebligen Ufern.

Der Rheinstrom ist recht eigentlich der Strom des mittleren Europas. An seinen alpinischen Quellen begegnen sich Burgund, Italien, das südliche Deutschland. Seine oceanische Niederung schiebt sich zwischen den Norden Frankreichs und die Ebenen des alten Sachsenlandes ein, und führt zu den britischen Inseln hinüber. Aus der schönen Stromebene des mittleren Rheines, einem bergummauerten Centralgebiet, führen natürliche Waßerstraßen durch lange enge Felsenthore zu reichen herlichen Landschaften, tief in das innerste Deutschland und Frankreich hinein. Die Mosel auf der linken, der Main auf der rechten Seite verbinden Franken und Lothringen. Der Rheinstrom selber aber und seine Ufer sind die große Handels- und Reisestraße zwischen Süden und Norden, zwischen Holland und der Schweiz, England und Italien, die eine immer größere Bedeutung erhält, je inniger und lebendiger die Berührungen aller Art zwischen den verschiedenen Gliedern des europäischen Staatensystems werden.

10.

Die Kaiserwahl.

(Aus dem Trauerspiel Ernst, Herzog von Schwaben. Von Ludwig Uhland.)

Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
das glorreich ein Jahrhundert lang geherscht.
Als nun die Botschaft in das Reich ergieng,
da fuhr ein reger Geist in alles Volk,
ein neu Weltalter schien heraufzuziehn;
da lebte jeder längst entschlafne Wunsch
und jede längst erloschne Hoffnung auf.
Kein Wunder jetzo, wenn ein deutscher Mann,
dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
sich heimlich forschend mit den Blicken maß:
kanns doch nach deutschem Rechte wohl geschehn,
daß, wer dem Kaiser heut den Bügel hält,
sich morgen selber in den Sattel schwingt.
Jetzt dachten unsre freien Männer nicht
an Hub- und Hain-Gericht und Markgeding,*
wo man um Esch und Holzteil Sprache hält:
nein, stattlich ausgerüstet, zogen sie
aus allen Gauen, einzeln und geschart,
ins Maienfeld** hinab zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom zwischen Worms und Mainz,
wo unabsehbar sich die ebne Flur
auf beiden Ufern breitet, sammelte
der Andrang sich: die Mauern einer Stadt
vermochten nicht das deutsche Volk zu fassen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
die Sachsen samt der slavschen Nachbarschaft,
die Bayern, die Ostfranken und die Schwaben;
am linken lagerten die Rhein'schen Franken,
die Ober- und die Nieder-Lothringer.
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt;
und mitten in dem Lager jedes Volks
erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,
ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeder Stamm verschieden an Gesicht,
an Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
an Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
und alle doch Ein großes Brudervolk,
zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
Was jeder im Besondern erst berieth,
im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
der Inselbuchten, mählich wars gereift
zum allgemeinen offnen Beschluß.
Aus vielen wurden wenige gewählt,
und aus den wenigen erkor man zween,
allbeide Franken, fürstlichen Geschlechts,
erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
Kunrade, längst mit gleichem Ruhm genannt.
Da standen nun auf eines Hügels Saum,
im Kreiß der Fürsten, sichtbar allem Volk,
die beiden Männer, die aus freier Wahl
das deutsche Volk des Thrones werth erkannt
vor Allen, die der deutsche Boden nährt,
von allen Würdigen die Würdigsten,
und so einander selbst an Würde gleich,
daß fürder nicht die Wahl zu schreiten schien
und daß die Wage ruht' im Gleichgewicht.

---

* Hub, Hain und Mark — Hufe (Feld), Wald und Grenze. Geding — Vertrag.

** Die alten Maiversammlungen der Deutschen fanden auf großen und freien Auen in der Nähe eines Flußes statt. Jene bei Kamp, einem nun verschwundenen Flecken, Oppenheim gegenüber.

Da ſtanden ſie, das hohe Haupt geneigt,
den Blick geſenkt, die Wange ſchamerglüht,
von ſtolzer Demuth überwältiget.
Ein königlicher Anblick wars, ob dem
die Thräne rollt' in manches Mannes Bart.
Und wie nun harrend all die Menge ſtand
und ſich des Volkes Brauſen ſo gelegt,
daß man des Rheines ſtillen Zug ver-
nahm, —
denn niemand wagt' es, dieſen oder den
zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl,
um nicht am Andern Unrecht zu begehn,
noch aufzuregen Eiferſucht und Zwiſt, —
da ſah man plötzlich, wie die beiden Herrn
einander herzlich faßten bei der Hand
und ſich begegneten im Bruderkuſs;
da ward es klar, ſie hegten keinen Neid
und jeder ſtand dem andern gern zurück.
Der Erzbiſchof von Mainz erhub ſich jetzt:
„Weil doch," ſo rief er, „Einer es muß ſein,
ſo ſeis der Aeltre." Freudig ſtimmten bei
geſamte Fürſten, und am freudigſten
der jüngre Kunrad; donnergleich erſcholl,
oft wiederholt, des Volkes Beifallsruf.
Als der Gewählte drauf ſich niederließ,
ergriff er ſeines edlen Vetters Hand
und zog ihn zu ſich auf den Königsſitz.
Und in den Ring der Fürſten trat ſofort
die fromme Kaiſerwitwe Kunigund;
glückwünſchend reichte ſie dem neuen König
die treu bewarten Reichskleinode dar.
Zum Feſtzug aber ſcharten ſich die Reihn,
voran der König, folgend mit Geſang
die Geiſtlichen und Laien: ſo viel Preis
erſcholl zum Himmel nie an Einem Tag;
wär Kaiſer Karl geſtiegen aus der Gruft,
nicht freudiger hätt ihn die Welt begrüßt.
So wallten ſie den Strom entlang nach
Mainz,
woſelbſt der König im erhabnen Dom
der Salbung heilge Weihe nun empfieng.
Wen ſeines Volkes Ruf ſo hoch geſtellt,
dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
erſchien er herlicher als kaum zuvor,
und ſeine Schulter ragt' ob allem Volk.

11.

Der Bote im Junius.

(Von Matthias Claudius. Werke, 1819. I. Seite 32.)

Aber die Lenzgeſtalt der Natur iſt doch wunderſchön! Wenn der Dornſtrauch blüht, und die Erde mit Gras und Blumen pranget! So ein heller Decembertag iſt auch wohl ſchön und dankenswerth, wenn Berg und Thal in Schnee gekleidet ſind, und uns Boten in der Morgenſtunde der Bart reift: aber die Lenzgeſtalt der Natur iſt doch wunderſchön! Und der Wald hat Blätter, und der Vogel ſingt, und die Saat ſchießt Aehren, und dort hängt die Wolke mit dem Bogen vom Himmel, und der fruchtbare Regen rauſcht herab!

Wach auf mein Herz, und ſinge
dem Schöpfer aller Dinge —

es iſt, als ob Er vorüber wandle, und die Natur habe Sein Kommen von Ferne gefühlt, und ſtehe beſcheiden am Weg in ihrem Feierkleide und frohlocke!

Sprichwörter.

12.

Wie die Alten sungen,
so zwitschern die Jungen.

Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

Einigkeit, ein festes Band,
hält zusammen Leut und Land.

Wen Falschheit kränkt und Undank quält,
der geh bei Zeiten aus der Welt.

Wer in Frieden will walten,
muß leiden und still halten.

Gemach in die Kohlen geblasen,
so fährt dir keine Asche in die Nasen.

Wer nicht kommt zur rechten Zit,
der geht der Mahlzeit quit.

Willst du Wildpret bringen nach Haus,
so schieß nicht nach Spatzen die Ladung aus.

Jedem gefällt seine Weise wohl,
drum ist das Land der Narren voll.

Was einmal Unrecht gewesen ist,
das bleibt Unrecht zu aller Frist.

Vor gethan und nach bedacht,
hat manchen in groß Leid gebracht.

Vergleichen und vertragen,
ist beßer als zanken und klagen.

13.

Womit man sündigt, damit wird man gestraft.
Es ist nicht allen Bäumen Eine Rinde gewachsen.
Wer sich nicht bestäuben will, der bleibe aus der Mühle.
Ueber dem Nagel geht das Hufeisen verloren.
Das Wetter schlägt gern in die hohen Türme.
Beßer bäurisch gefahren, als herrisch gelaufen.
Es ist kein Krügelein, es findet sein Deckelein.
Wer dir von Andern schlecht spricht, spricht auch Andern schlecht von dir.
Eine gute Ausrede ist drei Batzen werth.
Wenn ein Wanderer getrunken hat, wendet er dem Brunnen den Rücken.
Man sucht keinen hinter der Thür, man habe denn selbst dahinter gestanden.
Wer seine Schulden bezahlt, verbeßert seine Güter.

14.

Wer viel fragt, kriegt viel Antwort.
Schicke dich in die Zeit.
Was lange währt, wird gut.
Unversucht, unerfahren.
Jeder Vogel hat sein Nest lieb.
Der Tod scheidet allen Krieg.
Alte Stiefel brauchen viel Schmierens.
Die Katze läßt das Mausen nicht.
Keine Antwort ist auch eine Antwort.
Noth bricht Eisen.
Man muß nicht nach jeder Mücke schlagen.
Ein Narr kann mehr fragen, als sieben Weise beantworten können.

15.

Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet.

(Von J. P. Hebel.)

„Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet.“ Das muß zweimal wahr sein. Fürs erste kann gar wohl der einfältigste Mensch eine Frage thun, worauf der Weiseste keinen Bescheid zu geben weiß. Denn Fragen ist leichter als Antworten, wie Fordern oft leichter ist als Geben, Rufen leichter als Kommen. Fürs andere könnte manchmal der Weise wohl eine Antwort geben, aber er will nicht, weil die Frage einfältig ist oder wortwitzig, oder weil sie zur Unzeit kommt. Gar oft erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menschen am Fragen und den Verständigen am Schweigen. „Keine Antwort ist auch eine Antwort.“ Von dem Doktor Luther verlangte einst jemand zu wißen, was wohl Gott vor Erschaffung der Welt die lange, lange Ewigkeit hindurch gethan habe. Dem erwiderte der fromme und witzige Mann: in einem Birkenwalde sei der liebe Gott gesessen, und habe zur Bestrafung für solche Leute, die unnütze Fragen thun, Ruthen geschnitten.

16.

Räthsel.

Ein riesengroßer Säemann
durchschreitet das erschrockne Land,
Um seiner Schultern breite Kraft
den dunkeln Mantel weit gespannt.

Sein wallt des Hauptes wirres Haar,
die Augen funkeln jähe Glut,
Sein Odem schnaubt weit durch das Thal,
sein Fuß zertritt den Wald voll Wuth.

Tief in den Mantel greift er ein,
der seine Schultern weit umschlingt,
Und streuet aus die volle Saat,
die nimmer doch Gedeihen bringt.

Denn nimmer sprosset ihr der Keim,
nie treibt den Halm sie himmelan,
Das warme Leben flieht, wo sie
umhergestreut der Säemann.

17.

Der Bredil.

(Erzählungen von Karl Stöber. 1841 I. Seite 171 ff.)

Der Wanderer, der von den Malnitzer Tauern herabkommt, und von Tarvis aus seinen Weg nach der nördlichen Handelsstadt des adriatischen Meeres fortsetzen will, kann sich rechtshin wenden über Ponteba und Udine oder linkshin über den Bredil, und dann an den Felsenufern des Isonzo hinab bis in die weite Ebene, welche sich um das wunderfreundliche Görz herum ausbreitet. Der Erzähler wählte einmal den letzteren Weg, und nach Ge-

wohnheit des Landes wurden nun die Pferde an seinem Wagen ausgespannt, und zwei bedächtige Ochsen an ihre Stelle gethan. Sie nahmen sich an dem leichten Fahrzeug sonderbar aus, und schienen, aus der Ferne betrachtet, an der Seite des himmelhohen Bredils nicht förderlicher hinanzuschleichen, als eine Schnecke mit ihrem Hause an einem regennaßen Felsenstücke. Das gieng dem Erzähler zu langsam, und er wandelte der schönen Straße nach zu Fuß voraus.

Der Bredil ist ein herlicher und zugleich höchst lieblicher Berg in den Reihen der Karnischen Alpen. Ein kleiner tiefblauer See macht den Teppich zu den Füßen des sitzenden Fürsten. Ein saftgrünes Gewand von Matten und Zwergtannen ist über seine Schultern und um seine Lenden geworfen. Einer der letzten deutschen Kaiser hat ihn in seiner schönen Straße mit dem Orden des goldenen Vließes geschmückt, und sein weißes Haupt trägt er dem Himmel näher als der Erde. Ueber die Felsen, an welche er sich lehnt, tropft, rinnt und stürzt Waßer in reicher Fülle, und sammelt sich in dem Bett des Isonzo, der, ein junger Gemsbock, in mächtigen Sprüngen dem tiefen Thale zueilt. Der Erzähler ließ ihn springen, und kam, immer der Straße folgend, an die hohen Ruinen, welche in der Umgegend unter dem Namen „die Klause“ bekannt sind.

In den Sonnenstralen, welche über die Ruinen der Klause auf das linke Felsenufer des Isonzo herüberfielen, saß, als der Erzähler an diese Stätte kam, ein alter Mann aus Villach, der seinen zwei Frachtwagen voraus gegangen war, als sie am Wirtshause auf der Scheideck des Bergs anhielten, um die Rosse ein halbes Stündlein verschnaufen zu laßen. Der Erzähler hatte auch gerade nichts Beßeres zu thun, als zu warten, und setzte sich zu dem alten Manne. Die Kärntner aber sind meistens gar freundliche, umgängliche und redselige Leute, und so teilte auch dieser alte Fuhrmann fast ungebeten über die ausgebrannte Klause am jenseitigen Ufer des Isonzo Folgendes aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen mit.

„Ich war einmal,“ erzählte der Greis, „in den schlimmen Kriegsläuften der neunziger Jahre mit meinem Fuhrwerk von Triest bis nach Flitsch da unten gekommen. Da kamen die Franzosen in großer Eile das Thal herauf, spannten meine sechs Gäule an ihre Pulverkarren und zwangen mich, meinen Wagen stehen zu laßen und ihnen zu folgen. Nicht weit von der Klause ließ ihr General Halt machen, und die Oesterreicher darin auffordern, sich zu ergeben. Aber diese antworteten zuerst dem Trompeter mit Nein, und dann den Leuten, die hinter ihm nachkamen, aus ihren guten Kanonen. Die Franzosen fielen beim ersten Angriff unter den Kartätschen wie Kartenmänner. Beim zweiten Anlauf gelangten sie, einen Obersten voran, in die bedeckte, finstere Brücke, die über den Isonzo bis unmittelbar an das Thor der Klause lag. Aber unsere Landsleute hatten die Hauptbalken derselben zuvor halb

durchhauen, was die Franzosen in der Eilfertigkeit des Sturmschrittes und in dem dunkeln Gange nicht bemerken konnten. Die Brücke brach plötzlich mit großem Krachen zusammen, und Hunderte stürzten mit ihren Trümmern in den Abgrund. Ungefähr zwei Drittel von dem feindlichen Bataillon kamen in eiliger Flucht den Berg wieder herab. Die übrigen führte der Isonzo aus seinem Schlunde heraus, und ließ da, wo er wieder breit und seicht fließt, die Leichname auf dem Kies liegen, wie eine Katze die Mäuse hinlegt, die sie erwürgt hat. Unter ihnen war auch der Oberst.

Wir Kärntner Fuhrleute lachten in die Faust, aber der französische General stampfte mit dem Fuß und fluchte, und lugte mit seinem Fernrohr umher, parlierte auch dazwischen mit seinem Adjutanten. Dieser wandte sich endlich zu uns deutschen Fuhrleuten, und sagte in unserer Sprache: „Leute, wer unter euch einen Weg weiß, auf dem man den Oesterreichern droben in den Rücken kommen kann, und uns diesen Weg führt, der bekommt diesen Beutel mit hundert Dukaten.“ Wir wußten wohl einen, aber wir schüttelten mit dem Kopf. Nur einen unter uns blendete der gelbe Mammon, daß er den Verräther machte und gieng. Mit dem Judas voran, setzte sich der Rest des französischen Bataillons, das seine gefallenen Brüder rächen wollte, ein Mann hinter dem andern, in Marsch.

Indessen arbeiteten die Oesterreicher in ihrer Klause, die von dem französischen Feldgeschütz doch auch Löcher bekommen haben mochte, munter wie Ameisen, über deren Haus ein Holzhacker gestolpert ist. Aber ihre Freude dauerte nicht lange. Hinter ihnen hoch auf der Felsenwand, erschienen bald ihre Feinde zum drittenmale. Zuerst rollten große Felsentrümmer herab, dann folgten ganze brennende Blöcke nach. Zuletzt that es in der Klause einen dumpfen Knall, und plötzlich war darin alles todtenstille, wie in einem Nest von Waldbienen, die man mit Schwefel erstickt hat. Es mußte das Feuer in den Pulvervorrath der kleinen Besatzung gedrungen sein.

Die Franzosen hielten es gar nicht der Mühe werth, sich in der ausgebrannten, leeren und schwarzen Klause umzusehen. Sie marschierten vorüber, der Schanze zu, die nur eine halbe Stunde oberhalb der Klause lag. Die Oesterreicher darin wurden aufgefordert, sich zu ergeben. Sie antworteten aber mit ihren Kanonen so, daß der französische General, nachdem er sich zu weit gewagt hatte, sich mit seinen Leuten wieder um eine Ecke des Bergs zurückziehen mußte. Aber es half nichts. Dem Judas Ischarioth wurde auch die linke Hand mit Gold gefüllt. Diesen Wegweiser voran, stunden bald etliche Hundert Franzosen im Rücken der Schanze und schoßen von oben herab aus allen Läufen hinein, wie die Bergschützen von oben in ein Adlernest hineinschießen, wenn sie es nicht einnehmen können, sondern nur zerstören wollen.

Ich stund, — jetzt möchte ich es auch nicht mehr thun, — nicht sehr

weit von der Schanze auf einem Felsen, und konnte mitten hineinsehen. Der Hauptmann darin ließ seine Kanonen drehen und die Läufe hoch richten. Aber sie schadeten dem Feinde nichts mehr, und seine Scharfschützen hatten ihre letzten Patronen bald verschossen. Dieß merkten die Franzosen, und kamen in hellen Haufen heran. Der österreichische Hauptmann nahm einem gefallenen Kanonier die brennende Lunte aus der Hand, und stellte sich damit an einen Wagen mit Munition. Bald aber sank er, von einer Kugel getroffen, zwischen die Räder, und die Lunte fiel aus seiner Hand in den offenen Kasten des Pulverkarren. Indes erstiegen die Franzosen den Wall und fiengen an, die wenigen Vertheidiger, die keinen Pardon nahmen, niederzustoßen. — Da thut es auf einmal einen furchtbaren Schlag. Ein dicker Dampf bedeckt die ganze Schanze, und als er sich den Berg langsam hinaufgezogen hat, ist sie wie ausgekehrt. Die Lunte, die aus der Hand des wackern Hauptmanns zwischen die Patronen gefallen war, hatte nicht eher gezündet, als bis die Granaten mit einem Deutschen zehn Franzosen und noch mehr niederschmettern konnten.

Als wir eine halbe Stunde darauf an der eroberten Schanze vorüberzogen, war es darin schwarz, wie in der Schmelzhütte von Bleiberg, und so leer, wie vorhin, als sie, mein Herr, daran vorbeigegangen sind. Nur die Läufe der Kanonen blieben liegen; die verbrannten Leichname hatte es bis auf die Straße herübergeworfen."

Nun, und der Judas? der Verräther? fragte der Erzähler den Fuhrmann, welcher aufstund und damit zu erkennen gab, daß seine Geschichte von der Klause und von der Schanze aus sei.

„Der," antwortete der Gefragte, „ist mit den Franzosen weiter gezogen, man weiß nicht wohin. In dem Kärntner Lande hat er sich nicht mehr blicken laßen. Es wird bei ihm, wie bei Cain, geheißen haben: Die Stimme von deiner Brüder Blut schreiet zu mir von der Erde. Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden."

18.

Muth und Hoffnung.

(Von Friedrich Schlegel.)

Mit Muth soll sich der Mann umkleiden
in dieser wilden Zeiten Sturm,
Standhaft dastehen in allen Leiden,
am wüsten Meer ein Felsenturm,
Je grimmiger die Feinde schnauben,
so fester an den Retter glauben,
der uns den Frühling wieder bringt:
Wenn einst die ird'sche Pforte offen,
der Geist hinauf zum Vater dringt,
erfüllt wird, was wir alle hoffen.

19.

Von Soldatenehre.

(Von Ernst Moritz Arndt. Juli 1813. Katechismus f. d. teutschen Kriegs- und Wehrmann. Aus dem eilften Kapitel.)

Ein wackerer Soldat und Kriegsmann soll für seinen löblichen und gerechten König und Herrn und für dessen Reich und Ruhm sterben und aushalten bis in den Tod.

Ein wackerer Soldat soll sein Vaterland und sein Volk über alles lieben, und gern seinen letzten Blutstropfen verspritzen, wenn das liebe Vaterland in Gefahr steht.

Ein wackerer Soldat soll immer Gott vor Augen haben und Gottes Gebote tief ins Herz geschrieben tragen, daß auch keine Gewalt ihn zwingen könnte, wider Gottes Gebote zu thun.

Ein wackerer Soldat soll die Gerechtigkeit und Freiheit über alles lieben und für diese freudig das Schwert ziehen; denn ein anderer Krieg gefällt Gott nicht, der einst von jedem Tropfen unschuldig vergoßenen Blutes Rechenschaft fordern wird.

Ein wackerer Soldat soll nicht prunken mit der äußeren Ehre, noch sich auf Eitelkeit blähen; sondern die Treue gegen das Vaterland soll seine Ehre sein und sein stiller Muth seine höchste Zierde.

20.

Soldaten-Morgenlied.

(1813. Von Max v. Schenkendorf.)

Erhebt euch von der Erde,
ihr Schläfer, aus der Ruh:
Schon wiehern uns die Pferde
den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
so hell im Morgenroth,
Man träumt von Siegeskränzen,
man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott, in Gnaden
schau her vom blauen Zelt:
Du selbst hast uns geladen
in dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen,
und gib uns heute Sieg!
Die Christenbanner wehen,
dein ist, o Herr! der Krieg.

Ein Morgen soll noch kommen,
ein Morgen mild und klar,
Sein harren alle Frommen,
ihn schaut der Engel Schar.
Bald scheint er sonder Hülle
auf jeden deutschen Mann;
O brich, du Tag der Fülle,
du Freiheitstag, brich an!

Dann Klang von allen Türmen,
und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen,
und Lieb und Lebenslust.
Es schallt auf allen Wegen
dann frohes Siegsgeschrei —
Und wir, ihr wackern Degen,
wir waren auch dabei!

21.

Heinrich der Löwe.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Zu Braunschweig stehet aus Erz gegoßen das Denkmal eines Helden, zu dessen Füßen ein Löwe liegt, auch hängt im Dom daselbst eines Greifen Klaue. Davon lautet folgende Sage.

Vor Zeiten zog Herzog Heinrich, der edle Welf, nach Abenteuern aus. Als er in einem Schiff das wilde Meer befuhr, erhub sich ein heftiger Sturm und verschlug den Herzog; lange Tage und Nächte irrte er, ohne Land zu finden. Bald fieng den Reisenden die Speise an auszugehen, und der Hunger quälte sie schrecklich. In dieser Noth wurde beschloßen, Looße in einen Hut zu werfen, und wessen Looß gezogen ward, der verlor das Leben und mußte der andern Mannschaft mit seinem Fleische zur Nahrung dienen. Willig unterwarfen sich diese Unglücklichen, und ließen sich für den geliebten Herrn und ihre Gefährten schlachten. So wurden die übrigen eine Zeit lang gefristet, doch schickte es die Vorsehung, daß niemals des Herzogs Looß herauskam. Aber das Elend wollte kein Ende nehmen; zuletzt war bloß der Herzog mit einem einzigen Knecht noch auf dem ganzen Schiffe lebendig, und der schreckliche Hunger hielt nicht stille. Da sprach der Fürst: „Laß uns beide looßen, und auf wen es fällt, von dem speise sich der andere.“ Ueber diese Zumuthung erschrak der treue Knecht, doch so dachte er, es würde ihn selbst betreffen, und ließ es zu; siehe, da fiel das Looß auf seinen edlen liebwerthen Herrn, den jetzt der Diener tödten sollte. Da sprach der Knecht: „Das thue ich nimmermehr; und wenn alles verloren ist, so hab ich noch ein andres ausgesonnen: ich will euch in einen ledernen Sack einnähen, wartet dann was geschehen wird.“ Der Herzog gab seinen Willen dazu; der Knecht nahm die Haut eines Ochsen, den sie vordem auf dem Schiffe gespeist hatten, wickelte den Herzog darein und nähete sie zusammen; doch hatte er sein Schwert neben ihn mit hineingesteckt. Nicht lange, so kam der Vogel Greif geflogen, faßte den ledernen Sack in die Klauen, und trug ihn durch die Lüfte über das weite Meer bis in sein Nest. Als der Vogel dieses bewerkstelligt hatte, sann er auf einen neuen Fang, ließ die Haut liegen und flog wieder aus. Mittlerweile faßte Herzog Heinrich das Schwert und zerschnitt die Näthe des Sackes; als die jungen Greifen den lebendigen Menschen erblickten, fielen sie gierig und mit Geschrei über ihn her. Der teure Held wehrte sich tapfer und schlug sie sämtlich zu Tode. Als er sich aus dieser Noth befreit sah, schnitt er eine Greifenklaue ab, die er zum Andenken mit sich nahm, stieg aus dem Nest den

hohen Baum hernieder, und befand sich in einem weiten wilden Wald. In diesem Walde gieng der Herzog eine gute Weile fort; da sah er einen fürchterlichen Lindwurm wider einen Löwen streiten, und der Löwe schwebte in großer Noth, zu unterliegen. Weil aber der Löwe insgemein für ein edles und treues Thier gehalten wird, und der Wurm für ein böses, giftiges, so säumte Herzog Heinrich nicht, sondern sprang dem Löwen mit seiner Hilfe bei. Der Lindwurm schrie, daß es durch den Wald erscholl, und wehrte sich lange Zeit; endlich gelang es dem Helden, ihn mit seinem guten Schwerte zu tödten. Hierauf nahte sich der Löwe, legte sich zu des Herzogs Füßen neben den Schild auf den Boden, und verließ ihn nimmer mehr von dieser Stunde an. Denn als der Herzog nach Verlauf einiger Zeit, während welcher das treue Thier ihn mit gefangenem Hirsch und Wild ernähret hatte, überlegte, wie er aus dieser Einöde und der Gesellschaft des Löwen wieder unter die Menschen gelangen könnte, baute er sich eine Horde aus zusammengelegtem Holz mit Reis durchflochten, und setzte sie aufs Meer. Als nun ein Mal der Löwe in den Wald zu jagen gegangen war, bestieg Heinrich sein Fahrzeug und stieß vom Ufer ab. Der Löwe aber, welcher zurückkehrte und seinen Herrn nicht mehr fand, kam zum Gestade und erblickte ihn aus weiter Ferne; alsobald sprang er in die Wogen, und schwamm so lange, bis er auf dem Floß bei dem Herzog war, zu dessen Füßen er sich ruhig niederlegte. Hierauf fuhren sie eine Zeit lang auf den Meereswellen; bald überkam sie Hunger und Elend. Der Held betete und wachte, hatte Tag und Nacht keine Ruh; da erschien ihm der böse Teufel und sprach: „Herzog, ich bringe dir Botschaft; du schwebst hier in Pein und Noth auf dem offenen Meere, und daheim zu Braunschweig ist lauter Freude und Wonne; heute an diesem Abend hält ein Fürst aus fremden Landen Hochzeit mit deinem Weibe, denn die gesetzten sieben Jahre seit deiner Ausfahrt sind verstrichen.“ Traurig versetzte Heinrich: das möge wahr sein, doch wolle er sich zu Gott lenken, der alles wohl mache. „Du redest noch viel von Gott,“ sprach der Versucher, „der hilft dir nicht aus diesen Waßerwogen; ich aber will dich noch heute zu deiner Gemahlin führen, wofern du mein sein willst.“ Sie hatten ein lang Gespräche; der Herr wollte sein Gelübde gegen Gott, dem ewigen Licht, nicht brechen; da schlug ihm der Teufel vor: er wolle ihn ohne Schaden samt dem Löwen noch diesen Abend auf den Giersberg vor Braunschweig tragen und hinlegen, da solle er seiner warten; finde er ihn nach der Zurückkunft schlafend, so sei er ihm und seinem Reiche verfallen. Der Herzog, welcher von heißer Sehnsucht nach seiner geliebten Gemahlin gequält wurde, gieng dieses ein, und hoffte auf des Himmels Beistand wider alle Künste des Bösen. Alsbald ergriff ihn der Teufel, führte ihn schnell durch die Lüfte bis vor Braunschweig, legte ihn auf den Giersberg nieder und rief:

„Nun, wache Herr! ich kehre bald wieder.“ Heinrich aber war aufs höchste ermüdet, und der Schlaf setzte ihm mächtig zu. Nun fuhr der Teufel zurück, und wollte den Löwen wie er verheißen hatte, auch abholen: es währte nicht lange, so kam er mit dem treuen Thiere daher geflogen. Als nun der Teufel, noch aus der Luft herunter, den Herzog in Müdigkeit versenkt auf dem Giersberge ruhen sah, freute er sich schon im Voraus; allein der Löwe, der seinen Herrn für todt hielt, hub laut zu schreien an, daß Heinrich in demselben Augenblick erwachte. Der böse Feind sah nun sein Spiel verloren, und bereute es zu spät, das wilde Thier herbeigeholt zu haben; er warf den Löwen aus der Luft herab zu Boden, daß es krachte. Der Löwe kam glücklich auf dem Berg zu seinem Herrn, welcher Gott dankte, und sich aufrichtete, um, weil es Abend werden wollte, hinab in die Stadt Braunschweig zu gehen. Nach der Burg war sein Gang, und der Löwe folgte ihm immer nach, großes Getöne scholl ihm entgegen. Er wollte in das Fürstenhaus treten, da wiesen ihn die Diener zurück. „Was heißt das Getön und Pfeifen?“ rief Heinrich aus, „sollte doch wahr sein, was mir der Teufel gesagt? Und ist ein fremder Herr in diesem Haus?“ „Kein fremder,“ antwortete man ihm, „denn er ist unserer gnädigen Frau verlobt, und bekommt heute das Braunschweiger Land.“ „So bitte ich,“ sagte der Herzog, „die Braut um einen Trunk Weins, mein Herz ist mir ganz matt.“ Da lief einer von den Leuten hinauf zu der Fürstin, und hinterbrachte, daß ein fremder Gast, dem ein Löwe mitfolge, um einen Trunk Wein bitten laße. Die Herzogin verwunderte sich, füllte ihm ein Geschirr mit Wein und sandte es dem Pilgrim. „Wer magst du wohl sein,“ sprach der Diener, „daß du von diesem edlen Wein zu trinken begehrst, den man allein der Herzogin einschenkt?“ Der Pilgrim trank, nahm seinen goldenen Ring, und warf ihn in den Becher, und hieß diesen der Braut zurücktragen. Als sie den Ring erblickte, worauf des Herzogs Schild und Name geschnitten war, erbleichte sie, stund eilends auf und trat an die Zinne, um nach dem Fremdling zu schauen. Sie ward des Herrn inne, der da mit dem Löwen saß; darauf ließ sie ihn in den Saal entbieten und fragen: wie er zu dem Ringe gekommen wäre, und warum er ihn in den Becher gelegt hätte? „Von keinem hab ich ihn bekommen, sondern ihn selbst genommen, es sind nun länger als sieben Jahre; und den Ring hab ich hingelegt, wo er billig hingehört.“ Als man der Herzogin diese Antwort hinterbrachte, schaute sie den Fremden an, und fiel vor Freuden zur Erden, weil sie ihren geliebten Gemahl erkannte; sie bot ihm ihre weiße Hand und hieß ihn willkommen. Da entstund große Freude im ganzen Saal; Herzog Heinrich setzte sich zu seiner Gemahlin an den Tisch; dem jungen Bräutigam aber wurde ein schönes Fräulein aus Franken angetraut. Hierauf regierte Herzog Heinrich lange und glücklich in seinem Reich; als er in hohem Alter verstarb, legte sich der Löwe auf des Herrn Grab und wich

nicht davon, bis er auch verſchied. Das Thier ligt auf der Burg begraben, und ſeiner Treue zu ehren wurde ihm eine Säule errichtet.

22.

Der Taucher.

(Von Schiller.)

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
zu tauchen in dieſen Schlund?
Einen goldnen Becher werf ich hinab,
verſchlungen ſchon hat ihn der ſchwarze Mund:
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
er mag ihn behalten, er iſt ſein eigen."

Der König ſpricht es, und wirft von der Höh
der Klippe, die ſchroff und ſteil
hinaushängt in die unendliche See,
den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer iſt der Beherzte, ich frage wieder,
zu tauchen in dieſe Tiefe nieder?"

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
vernehmens und ſchweigen ſtill,
Sehen hinab in das wilde Meer,
und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
„Iſt keiner, der ſich hinunter waget?"

Doch alles noch ſtumm bleibt wie zuvor;
und ein Edelknecht, ſanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und die Frauen
auf den herlichen Jüngling verwundert ſchauen.

Und wie er tritt an des Felſen Hang
und blickt in den Schlund hinab,
die Waßer, die ſie hinunter ſchlang,
die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getoſe
entſtürzen ſie ſchäumend dem finſtern Schoße.

Und es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht,
wie wenn Waßer mit Feuer ſich mengt,
Bis zum Himmel ſpritzet der dampfende Giſcht,
und Flut auf Flut ſich ohn Ende drängt,
Und will ſich nimmer erſchöpfen und leeren,
als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt ſich die wilde Gewalt,
und ſchwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
grundlos, als giengs in den Höllenraum,
Und reißend ſieht man die brandenden Wogen
hinab in den ſtrudelnden Trichter gezogen.

Jetzt ſchnell, eh die Brandung wiederkehrt,
der Jüngling ſich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entſetzens wird rings gehört,
und ſchon hat ihn der Wirbel hinweggeſpült,
Und geheimnisvoll über dem kühnen Schwimmer
ſchließt ſich der Rachen, er zeigt ſich nimmer.

Und ſtille wirds über dem Waßerſchlund,
in der Tiefe nur brauſet es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört mans heulen,
und es harrt noch mit bangem, mit ſchrecklichem Weilen.

„Und würfst du die Krone selber hinein
und sprächst: wer mir bringet die Kron,
Er soll sie tragen und König sein!
mich gelüstete nicht nach dem teuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
das erzählt keine lebende glückliche Seele."

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel
schoß jäh in die Tiefe hinab; [gefaßt,
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel
und Mast
hervor aus dem alles verschlingenden
Grab —
Und heller und heller wie Sturmesausen
hört mans näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset
und zischt,
wie wenn Waßer mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende
Gischt,
und Well auf Well sich ohn Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß
da hebet sichs schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken
wird bloß,
und es rudert mit Kraft und mit emsigem
Fleiß,
Und er ists, und hoch in seiner Linken
schwingt er den Becher mit freudigem
Winken.

Und athmete lang und athmete tief,
und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
„Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden
Waßerhöhle
hat der Brave gerettet die lebende Seele."

Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde
Schar,
zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis
zum Rande,
und der Jüngling sich also zum König
wandte:

„Lang lebe der König! Es freue sich,
wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ists fürchterlich,
und der Mensch versuche die Götter nicht.
Und begehre nimmer und nimmer zu
schauen
was sie gnädig bedecken mit Nacht und
Grauen.

Es riß mich hinunter blitzesschnell,
da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell;
mich packte des Doppelstroms wüthende
Macht. [Drehen
Und wie einen Kreißel mit schwindelndem
trieb michs um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
in der höchsten schrecklichen Noth
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
das erfaßt ich behend und entrann dem Tod,
Und da hieng auch der Becher an spitzen
Korallen,
sonst wär er ins Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lags noch bergetief
in purpurner Finsternis da,
Und obs hier dem Ohre gleich ewig schlief,
das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen
und Drachen
sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da in grausem Gemisch,
zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
der entsetzliche Hay, des Meeres Hyäne.

Und da hieng ich, und wars mir mit Grausen bewußt,
von der menschlichen Hilfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und schaudernd dacht ichs, da krochs heran,
regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn [Zweig,
laß ich los der Koralle umklammerten
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
doch es war mir zum Heil, es riß mich nach oben."

Der König darob sich verwundert schier,
und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm ich dir,
geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst dus noch einmal und bringst mir Kunde,
was du sahst auf des Meeres tiefunterstem Grunde."

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat euch bestanden, was keiner besteht.
Und könnt ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen, [men."
so mögen die Ritter den Knappen beschä-

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
in den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell,
so sollst du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

Da ergreifts ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,
und sieht sie erbleichen und sinken hin:
Da treibts ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
sie verkündigt der donnernde Schall:
Da bückt sichs hinunter mit liebendem Blick,
es kommen, es kommen die Waßer all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
den Jüngling bringt keines wieder.

23.

Sprüche von Hans Aßmann von Abschatz.

(Poetische Uebersetzungen und Gedichte. 1740.)

Eine Feder auf einmal
macht zuletzt die Henne kahl.

Allzu fetter Herd
selten lange währt.

Fette Braten, mager Mus;
Mangel folgt auf Ueberfluß.

Nichts behält, wer allzu viel
auf einmal ergreifen will.

Wer das Schmalz in Händen hat
findet leicht zur Suppe Rath.

Wer auf jede Feder acht't,
nie das Bette fertig macht.

Nach der That
gilt der Rath.

Geld, der Meister aller Sachen,
weiß aus Nein oft Ja zu machen.

Besser Wolle weggeschoren,
als das ganze Schaf verloren.

Besser ist es, daß das Ei
als das Huhn verloren sei.

Katze zieh die Handschuh aus,
sonsten fängst du keine Maus.

Uebermaß
sprengt das Faß.

Laß deinen Mund verschloßen sein,
so schluckst du keine Fliegen ein.

Vom Faße quillt,
was eingefüllt.

24.

Denksprüche alter Weisen,

mit meinen Randglossen.

(Von Matthias Claudius. Werke, 1819. I. Seite 111.)

Nichts Böses thun, ist gut,
nichts Böses wollen ist beßer.

Und dem feinen Herrn, der es nicht thut noch will, muß wohl recht gut zu Muthe sein.

•

Den leeren Schlauch bläst der Wind auf,
den leeren Kopf der Dünkel.

Drücke sie beide, daß sie zu sich selbst kommen.

•

Gib dem Narren Gift!
das heißt: rühme ihn.

Gib dem Narren kein Gift; denn es ist auf den Apotheken verboten.

•

Sei das
was du von Andern willst gehalten sein.

Denn wenn du'n Esel bist, so bist du'n Esel, ob auch alle Menschen dich für einen Löwen hielten.

•

Die Welt ist ein Schauplatz:
du kommst, siehst und gehst vorüber.

Und wirst vom Schauplatz vergeßen, wer du auch seist. Mach aber, daß dich das wenig kümmern dürfe.

•

Der Großprahler ist wie ein gemaltes Schwert:
beide können nicht gebraucht werden.

Und doch werden beide oft in vergoldeten Rahmen gefaßt.

•

Der Adel besteht in der Stärke des Leibes bei Pferden,
bei Menschen in guter Denkart.

Gilt auch bei unserm Adel.

•

Die Götter haben große Geschenke zu vergeben,
aber das größte von allen ist die Tugend.

Ich glaube, lieber Herr! Hilf meinem Unglauben.

•

Das Geld eines Geizigen ist wie die untergehende Sonne:
kein Mensch hat gut davon.

Harre der künftigen Morgenröthe: des Geldes in der Hand eines beßeren Erben.

•

Es ist beßer, daß ein Narr beherscht werde,
denn daß er herrsche.

Weiß keine Glosse.

•

Versprich nicht Großes,
thue was Großes.

Schwatze nicht von der Weisheit, sei weise.

25.

Bittschrift der linken Hand an die künftigen Erzieher.

(Schriften von H. P. Sturz. 1784. II. Seite 369.)

Wenn Euch ein Vater des Volks einst versammelt, o ihr Freunde der Jugend, so erwägt auch mein Leiden, und eifert gegen das Vorurteil, dessen Opfer ich bin. Ich und meine Schwester sind Zwillinge und uns äußerlich so ähnlich, wie die Blätter eines Baumes; aber eine parteiische Erziehung hat uns zu ganz verschiedenen Geschöpfen gemacht. Mich Arme gewöhnte man früh, meine Schwester als eine vornehmere Person zu betrachten. Sie nahm bei jeder Gelegenheit den Rang über mir. Sie allein wurde belehrt und gebildet, und ich wuchs wie eine Bäuerin heran. Sie wurde im Zeichnen, Schreiben und nützlichen Kenntnissen unterwiesen, ich, wie eine Magd in der Familie, nur zu verächtlichen Arbeiten geübt, und wenn ich es wagte, die Nadel oder die Feder zu ergreifen, so waren empfindliche Schimpfwörter, ja nicht selten die Ruthe, mein Lohn. Ist es nicht ungerecht, alle Zärtlichkeit an einem Kinde zu verschwenden? anerschaffene Fähigkeiten nicht zu entwickeln? eine Rangordnung unter Geschwistern zu dulden, die alles wechselseitige Vertrauen aufhebt? — In unserem Hause fügt es sich zum Unglück, daß wir beide unsere Brüder und Schwestern ernähren müßen, und diese Sorge fällt größtenteils auf meine wohlerzogene Schwester. Man setze den Fall, daß sie bettlägerig würde (und sie ist, leider! mit Gichtflüßen geplagt), müßte denn nicht Hunger und Elend unser unvermeidliches Looß sein? Denn ich bin nicht geschickt genug, einen Bettelbrief zu schreiben und muß mich auch zu diesem Aufsatz fremder Hände bedienen. Sie kann sterben, und so bleibt unsrer verlaßnen Familie keine Versorgerin übrig.

O, gebieten Sie den Eltern gegen alle ihre Kinder eine ungeteilte, unparteiische Liebe. Ich bin

Ihre

demüthige Dienerin
die linke Hand.

Der Anwalt, dem die linke Hand diesen Brief zu schreiben aufgetragen, sah einen Knaben in England, der mit beiden Händen gleich fertig schrieb, ohne irgend ein Kunststück, als daß man ihn gewöhnte, die nämliche Vorschrift wechselsweise mit der linken und rechten Hand abzuschreiben: denn beide Hände müßen gleich geübt werden. Als Jouvenet durch einen Schlagfluß gelähmt ward, fieng er mit glücklichem Erfolge an, mit der linken Hand zu malen, und es ist nach einem seiner historischen Gemälde ein Kupfer mit der Unterschrift bekannt: P. Jouvenet dextra paralyticus sinistra pinxit. Jeder Instrumentspieler erfährt, wie gelehrig die linke Hand sei.

26.

Sylbenräthsel (Charade).

(Von J. P. Hebel.)

1.

Ich helfe Kisten laden,
Doch mach ich auch Charaden.

2.

Ein Sylbenpaar zieht jährlich hin und her,
bald ists bei uns, bald wieder überm [Meer,
Und kommts ins Land,
weiß von Gewand,
dann wehe den Schlangen und Kröten!
Nur stille Flucht
dahin, wo niemand sie sucht,
kann sie retten von entsetzlichen Nöthen.
Die Dritte wird nicht schwer mehr scheinen:
zwei Große wohnen drin mit ihren Kleinen,
Sie wandeln ein, sie wandeln aus,
wie jeder pflegt im eignen Haus.
Das Ganze ist ein künstliches Geflecht,
für die Bewohner eben recht.
Dem Storchennest dieß Räthsel gleicht?
Allein wir machens nicht so leicht;
wir steigen nicht, wir bleiben auf der Erde.
Wenn fern von uns der Storch entfliegt,
sich jeder wärmt am eignen Herde,
und Schnee im öden Neste ligt,
wird erst das Ganze lieb und werth;
die Schnitterin es leicht entbehrt.

27.

Schäfers Sonntagslied.

(Von Ludwig Uhland.)

Was ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
noch eine Morgenglocke nur;
nun Stille nah und fern.

Anbetend knie ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
als knieten viele ungesehen
und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
er ist so klar und feierlich,
so ganz, als wollt er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn.

28.

Das Reh.

(Von J. J. Kaup. Das Thierreich, Darmstadt 1835. I. Seite 152 ff.)

Das Reh ist im Sommer rothbraun, im Winter röthlichgrau mit weißem Spiegel an dem hintern Teil der Schenkel; an jeder Seite der schwarzen Oberlippe ein weißer Fleck; Kinn weiß, an der Kehle ein weißer Fleck. Die Jungen gefleckt. Man findet, allein selten, weiße, gescheckte, auch fast schwarze Rehe. Das Geweih ist vielfachen Veränderungen unterworfen;

bald kommen faſt alle Enden als Spieße über der Roſe zugleich zum Vorſchein, bald krümmen ſich beide Stangen als Knorren gleich über der Roſe nach unten.

Das weibliche Thier, Rehgeiß, Geiß oder Ricke, hat einen ſchmäleren Kopf, längeren, dünneren Hals und ſchlankeren Körper, und trägt den Hals beſtändig niedrig.

Der Bock erreicht eine Länge von viertehalb und eine Höhe von drittehalb Fuß.

Dieſes in ſeinem ganzen Weſen und in allen ſeinen Bewegungen höchſt zierliche Geſchöpf, unſere kleinſte Hirſchart, ſcheint Europa, die nördlichſten Länder ausgenommen, eigentümlich zu ſein. In der Schweiz iſt es die einzige Hirſchart, und da es an manchen Orten gehegt wird, nicht ſehr ſelten. In England, wo man es ſehr häufig in Parks findet, iſt es im freien Zuſtand ausgerottet, in den ſchottiſchen Hochländern dagegen findet es ſich ſehr häufig.

Zu ſeinem Aufenthalte liebt es etwas gebirgige oder wenigſtens hoch gelegene Gegenden. Niedrige, ſumpfige Orte, die der Damhirſch verträgt, ſind ihm zuwider. Am liebſten ſind ihm lichte Schläge, die einen ſchlechten Boden haben, wo Brombeerſträuche im Ueberfluße wachſen und die an Saatfelder ſtoßen.

Das Reh iſt ein munteres, um vieles aufgeweckteres Thier, als der Hirſch, auch reinlicher, da es ſich nie in Pfuhlen wälzt, wie dieſer. Seine vollen glänzenden Augen beſeelt ein Feuer, das ganz mit ſeinen raſchen Bewegungen und ſeiner Leichtigkeit im Springen übereinſtimmt. Es iſt liſtiger und viel flüchtiger als der Hirſch; und dieß mag viel dazu beigetragen haben, daß ſeine Art an vielen Orten noch vorkommt, wo der Hirſch längſt ausgerottet iſt. So ſehr es bergige Anhöhen liebt, ſo findet es ſich doch nicht auf hohen Gebirgen und fehlt daher auf den Alpen gänzlich.

Seine Fährte hinterläßt eine viel ſtärkere Witterung, welche die Hunde im Verfolgen hitziger macht, als die des Hirſches; allein durch die Flüchtigkeit ſeines erſten Laufs läßt es den Hund bald hinter ſich, und weiß durch manigfaltige Umwege die Hunde irre zu führen; auch pflegt es gleich bei friſchen Kräften zur Liſt ſeine Zuflucht zu nehmen; iſt es aber entkräftet, ſo verdoppelt es ſeine Kreuzſprünge, macht mitten im Lauf einen ſtarken Abſprung zur Seite, drückt ſich, wie ein Haſe, nieder und läßt die ganze Meute ſeiner aufgehetzten bellenden Feinde an ſich vorüberziehen. Wenn ihm der Wind entgegenkommt, wittert es den Menſchen auf dreihundert Schritte, und wenn man ihm unvermuthet aufſtößt, ſtutzt es im erſten Augenblick, iſt dann aber wie der Blitz davon, in welchem Falle der Bock ein Bellen hören läßt, welches der Jäger ſchmälen nennt. Dieſer Ton ſchallt weit, und wird drei-

mal wiederholt. Die Jungen, Kitzen, geben klagende Töne von sich, die, nachgeahmt, die Ricke bis vor den Jäger locken können.

Der Bock tritt, beim Ausgang aus dem Wald, zuerst mit halbem Leibe aus dem Gehölze, wittert ob keine Gefahr für seine Familie vorhanden ist, und geht zuletzt in den Wald zurück. In der Gefahr läßt die Mutter sich für ihre Junge jagen, die sie ins Gestrüpp verborgen hat, und weiß geschickt die Feinde abzulenken, um auf weiten Umwegen zu ihren Jungen zurückzukehren; allein trotz aller List wird dennoch manches Junge teils von Menschen, teils von Raubthieren gefangen. In einem Schlage findet man gewöhnlich eine Familie von etwa vier Stücken, und nur wenn der Bock weggeschossen ist, gesellt sich die Riecke zu einer anderen Familie, sonst bleiben die verschiedenen Familien in der Regel von einander entfernt.

Jung aufgezogen, sind sie allerliebste Geschöpfe, allein die Böcke nur so lange, bis sie ein tüchtiges Gehörn aufgesetzt haben, wo sie sich fühlen und mit ihrem Geweih jeden zu stoßen versuchen. Man bindet ihnen dann ein Leder vor die Augen, daß sie nicht gerade vor sich hinsehen können. Wie groß die Gewalt ist, die sie in ihrem Kopfe besitzen, und wie gefährlich sie verwunden können, kann man aus folgendem Beispiele erkennen. Ein Spießbock stieß einem andern Bock sein Gehörn (ohne Enden) über dem Auge in die Stirnhöhle und durch den Gaumen bis zur Zunge, wo dann das Gehörn abbrach. Von der gräßlichen Wunde geheilt, wurde der Gestoßene im folgenden Herbst geschossen. Das Reh wird zwölf bis sechszehn Jahr alt.

29.

Im Wald.

(Von J. N. Vogl.)

Im Wald, im Wald
ist Lust und Fried,
Da schallt, da hallt
der Vöglein Lied.

Da klingt und springt
manch muntrer Quell,
Und schlingt und ringt
im Thal sich hell.

Im Wald, im Wald
voll Lust und Fried,
Da schallt und hallt
erst recht das Lied.

Da klingt und springt
der Dichtung Quell,
Und dringt beschwingt
ins Leben hell.

30.

Das Gedächtnis.

(Die Geschichte der Seele, von G. H. Schubert. 1830. Seite 560.)

Das eigentümliche Vorrecht der Menschennatur vor der thierischen, die vieltönige Stimme und Sprache, begründet in unserer Seele einen Um-

fang und ein Vermögen des Ton- und Wortgedächtniſſes, wie wir dieſes bei keinem andern Weſen unſerer Sichtbarkeit wiederfinden. So vermochte der Engländer Morton eine ganze von ihm angehörte Rede aus dem Gedächtniſſe wieder herzuſagen; Hortenſius, von welchem Seneca erzählt, merkte ſich den Verlauf einer öffentlichen Verſteigerung, bei welcher er zugegen geweſen, ſo treu, daß er nicht bloß die einzelnen Gegenſtände, ſondern zugleich auch die Preiſe, um welche ſie verkauft worden, angeben konnte. Claudius Menetrier konnte dreihundert ſinnlos zuſammengeſetzte Worte, nachdem man ſie ihm nur ein einziges Mal vorgeſagt, in jeder beliebigen Aufeinanderfolge wieder herſagen, während ein Schüler Schenkels (des Erfinders einer Art von Gedächtniskunſt) eine gleiche Zahl von Worten und zugleich zweihundert und vierzig Sentenzen in der nämlichen Ordnung wiederholte, in der er ſie gehört hatte. Zweitauſend Namen merkte der berühmte Picus Mirandola nach nur einmaligem Anhören, und jene Kraft des Gedächtniſſes, durch welche, nach Senecas Bericht, Cyneas, Pyrrhus Geſandter, ſo wie ein Anderer, der ein angehörtes fremdes Gedicht mit wörtlicher Treue wieder herſagte, ihre Zeitgenoßen in Erſtaunen ſetzten, wurde, wie es ſcheint, noch weit von jenem Vermögen der Wiedererinnerung übertroffen, das den Florentiner Antonius Magliabecchi zu einem Wunder ſeiner Zeit machte. Dieſer behielt nicht bloß den Inhalt eines nur einmal geleſenen Buches mit wörtlicher Treue, ſondern zugleich die Zahl der Seite, auf welcher irgend eine Stelle geſtanden, in der Erinnerung, und beſaß hierbei auch ein bewundernswürdiges Ortsgedächtnis für Localitäten, welche er nur ein einziges Mal und vor mehreren Jahren geſehen und beſucht hatte. Joſeph Scaliger hatte in ein und zwanzig Tagen die Geſänge des Homer, hierauf in vier Monaten die Werke aller griechiſchen Dichter auswendig gelernt; und durch ein für Namen ſo wie für Sachen gleich empfängliches und treues Gedächtnis haben ſich unter den Alten namentlich Themiſtokles, unter den Neuern aber der tiefdenkende Pascal, ſo wie Leibnitz und Locke ausgezeichnet. Ueberraſchender noch als die Wirkung des Wortgedächtniſſes, erſcheint öfters die Wirkung des Figuren- und Zahlengedächtniſſes, und es grenzt faſt ans Unglaubliche, was wir von jenem Manne leſen, welcher nicht bloß die Namen der Soldaten eines ganzen Bataillons nach einmaligem Anhören im Gedächtnis behielt, ſondern dreißig geometriſche Figuren, an denen er alle beliebigen geometriſchen Operationen mit derſelben Sicherheit und Klarheit vorgenommen, als wenn dieſelben, auf eine Tafel gezeichnet, ihm vor Augen ſtünden. Johann Wallis berechnete ſogar im Finſtern aus dreiundfünfzig ihm aufgegebenen Zahlen die Quadratwurzel.

31.

Lied der Faulheit.

(Von G. E. Lessing. Sämtliche Schriften, I. Seite 54.)

Faulheit, itzo will ich dir
auch ein kleines Loblied singen. —
O – wie – sau – er – wird es mir, —
dich – nach Würden – zu besingen!
Doch, ich will mein Bestes thun,
nach der Arbeit ist gut ruhn.

Höchstes Gut! wer dich nur hat,
dessen ungestörtes Leben — —
Ach! – ich – gähn – ich – werde matt —
nun – so – magst du – mirs vergeben,
Daß ich dich nicht singen kann:
du verhinderst mich ja dran.

32.

Wächterruf.

(Von J. P. Hebel. Allemannische Gedichte, Aarau 1820. Seite 165.)

Loset, was i euch will sage!
d' glocke het zehni gschlage.
Jez betet und iez gönt ins bett,
und wer e rüehig gwiße het,
Schlof sanft und wol: im himmel wacht
e heiter aug die ganzi nacht.

Loset, was i euch will sage!
d' glocke het ölfi gschlage.
Und wer no an der arbet schwitzt,
und wer no bi de charte sitzt,
Dem bieti iez zum letztemol —
's isch hochi zit — und schlofet wol!

Loset, was i euch will sage!
d' glocke het zwölfi gschlage.
Und wo no in der mitternacht
e gmüet in schmerz und chummer wacht,
So geb der Gott e rüehige stund,
und mach di wider froh und gsund!

Loset was i euch will sage!
d' glocke het eis gschlage.
Und wo mit Satans gheiß und rot
e dieb uf dunkle pfade got,
I wills nit hoffen, aber gschihts —
gang heim! der himmlisch richter sihts.

Loset! was i euch will sage!
d' glocke het zwei gschlage.
Und wem scho wider, ehs no tagt,
di schweri sorg am herze nagt,
Du arme tropf, di schlof isch hi!
Gott sorgt! es wär nit nötig gsi!

Loset! was i euch will sage!
d' glocke het drü gschlage.
Die morgestund am himmel schwebt,
und wer im fride den tag erlebt,
Dank Gott und faß e frohe muet [guet!
und gang ans gschäft, und — halt di

33.

Der Schneider in Pensa.

(Von J. P. Hebel.)

Der Schneider in Pensa: was ist das für ein Männlein? Sechs und zwanzig Gesellen auf dem Brett Jahr aus Jahr ein, für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld — aber einen frohen, heitern Sinn, ein Gemüth treu und köstlich wie Gold, und mitten in Asien deutsches Blut, rheinländische Gastfreundschaft.

Im Jahre 1812, als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Berezina oder in Wilna, gieng eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagreisen weit von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer geht wie daheim, sondern um ein paar Stunden zu spät. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man von Europa aus hereinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben, und dann weiter abgeführt, in das tiefe, fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat, und niemand mehr das Vaterunser kennt, wenns nicht Einer gleichsam als eine fremde Waare aus Europa mitbringt.

Also kamen eines Tages, mit Franzosen untermengt, auch sechszehn Rheinländer, badische Offiziere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrornen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost, in Pensa an, und fanden in diesem unheimischen Land kein Ohr mehr, das ihre Sprache verstund, kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden erbarmte.

Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte: was wird aus uns werden? — oder: wann wird der Tod unserem Elende ein Ende machen? — und: wer wird den letzten begraben? — da vernahmen sie, mitten durch das russische und kosakische Kauderwelsch, wie ein Evangelium vom Himmel unvermuthet eine Stimme: „Sind keine Deutsche da?“ — Und es stund vor ihnen, auf zwei nicht ganz gleichen Füßen, eine liebe, freundliche Gestalt, das war der Schneider von Pensa, Franz Anton Egetmaier, gebürtig aus Bretten im Neckarkreiße des Großherzogtums Baden.

Hat er nicht im Jahre 1799 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach gieng er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein? (Ein pfälzischer Schneider schlägt sieben bis achtmal hundert Stunden Wegs nicht hoch an, wenns ihn inwendig treibt.) In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Kavallerieregiment als Regimentsschneider engagieren, und ritt mit ihm in die fremde russische Welt hinein, wo alles anders ist, nach Pensa, bald mit der Nadel stechend, bald mit dem Schwerte.

In Pensa aber, wo er sich hernach häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will jemand in ganz Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er nach dem deutschen Schneider in Pensa; verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist und mit dem Kaiser reden darf, so hats ein guter Freund vom andern verlangt, und hat auf dreißig Stunden Weges ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Pensa an, er

findet bei ihm, was ihm fehlt, Troſt, Rath, Hilfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tiſch und Bett, — nur kein Geld.

Einem Gemüthe, wie dieſes war, das nur in Liebe und Wohlthun reich iſt, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine ſchöne Freudenernte! So oft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Scheere und Elle weg, und war der Erſte auf dem Platze, und: „Sind keine Deutſche da?“ war ſeine erſte Frage; denn er hoffte, von einem Tage zum andern, unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute ſich, wie er ihnen Gutes thun wollte, und liebte ſie ſchon voraus, ungeſehener Weiſe, wie eine Frau ihr Kindlein ſchon liebet, und ihm Brei geben kann, ehe ſie es hat. „Wenn ſie nur ſo oder ſo ausſehen!“ dachte er, „wenn ihnen nur recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweiſen kann.“ Doch nahm er, wenn keine Deutſche da waren, auch mit Franzoſen vorlieb, und erleichterte ihnen, bis ſie weiter geführt wurden, ihr Elend nach Kräften.

Dießmal aber, und als er unter ſo viele geneigte Landsleute, auch Darmſtädter und Andre, hineinrief: „Sind keine Deutſche da?“ — er mußte zum zweitenmale fragen, denn das erſtemal konnten ſie vor Staunen und Ungewisheit nicht antworten, ſondern das ſüße deutſche Wort in Aſien erklang in ihren Ohren wie ein Harfenton, und als er hörte: „Deutſche genug!“ und von jedem erfragte, woher er ſei? — (er wäre mit Mecklenburgern und Kurſachſen auch zufrieden geweſen), aber Einer ſagte: von Mannheim am Rheinſtrom! — (als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hätte, wo Mannheim ligt?), der Andere ſagte: von Bruchſal, der Dritte von Heidelberg, der Vierte von Gochsheim, — da zog es wie ein warmes auflöſendes Tauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. „Und ich bin von Bretten,“ ſagte das herliche Gemüth, „Franz Anton Egetmaier aus Bretten,“ wie Joſeph in Aegypten zu den Söhnen Israels ſagte: Ich bin Joſeph, euer Bruder, — und die Thränen der Freude, der Wehmuth und heiligen Heimatliebe traten allen in die Augen, und es war ſchwer zu ſagen, ob ſie einen freudigeren Fund an dem Schneider machten oder der Schneider an ſeinen Landsleuten, und welcher Teil am gerührteſten war. Jetzt führte der gute Menſch ſeine teuren Landsleute im Triumph in ſeine Wohnung, und bewirtete ſie mit einem erquicklichen Mahle, wie in der Geſchwindigkeit es aufzutreiben war. Jetzt eilte er zum Statthalter, und bat ihn um die Gnade, daß er ſeine Landsleute behalten dürfe. „Anton,“ ſagte der Statthalter, „wann hab ich euch etwas abgeſchlagen?“ Jetzt lief er in der Stadt herum und ſuchte für diejenigen, die in ſeinem Hauſe nicht Platz hatten, die beſten Quartiere aus. Jetzt muſterte er die Gäſte einen nach dem andern: „Herr Landsmann,“ ſagte er zu einem, „mit eurem Weißzeug ſieht es windig aus, ich werde noch für ein halb Dutzend neue Hemden ſorgen; ihr braucht auch

ein neues Röcklein," sagte er zu einem andern; „eures kann noch gewendet und ausgebeßert werden," zu einem dritten, und so zu allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten und alle sechs und zwanzig Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werthen rheinländischen Freunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anständig ausstaffiert.

Ein guter Mensch, auch wenn er in Nöthen ist, misbraucht niemals fremde Gutmüthigkeit, deswegen sagten zu ihm die Rheinländer: „Herr Landsmann, verrechnet euch nicht! ein Kriegsgefangener bringt keine Münze mit, so wißen wir auch nicht, wie wir euch für eure großen Auslagen werden schadlos halten können, und wann." — Darauf erwiderte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl, euch helfen zu können. Benützt alles, was ich habe, seht mein Haus und meinen Garten als das Eurige an!" So kurzweg und ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn, eingefaßt in Würde, die Güte hervorblickt; — denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmuth, sondern auch die liebe häusliche Demuth gibt, ohne es zu wißen, bisweilen dem Herzen königliche Sprüche ein.

Jetzt führte er sie, freudig wie ein Kind, in der Stadt bei seinen Freunden herum und machte Staat mit ihnen.

Hier ist nicht Raum genug, alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es; jeden Tag fand er neue Mittel, ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimat ein hohes Geburts- oder Namensfest, es wurde am nämlichen Tage von den Treuen auch in Asien mit Gastmahl, mit Vivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren anders gehen; kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und den Siegen der hohen Verbündeten in Deutschland an, der Schneider war der erste, der sie wußte, und seinen Kindern — er nannte sie nur noch seine Kinder — mit Freudenthränen zubrachte, darum, daß sich ihre Erlösung nahete. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterlande ankam, war ihre erste Sorge, ihrem Wohlthäter seine Auslagen zu vergüten. „Kinder," sagte er, „verbittert mir meine Freude nicht;" „Vater Egetmaier," sagten sie, „thut unserm Herzen nicht wehe." Also machte er ihnen zum Anschein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben, und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke* aus den Händen war.

Das gute Geld war zu einem andern Gebrauche zu bestimmen: aber man kann nicht an alles denken; denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, da gesellte sich zur Freude ohne Maß der bittere Schmerz der Tren-

* Eine russische Scheidemünze, von der 100 auf einen Rubel, 98 auf einen Preußischen Thaler gehen.

nung, und zum bitteren Schmerze — die Noth, denn es fehlte an allem, was zur Nothdurft und zur Vorsorge auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des russischen Winters und einer unwirtbaren Gegend nöthig war, und ob auch auf den Mann, so lange sie durch Russland zu reisen hatten, täglich dreizehn Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das Wenige nirgend hin. — Darum gieng in diesen letzten Tagen der Schneider — sonst so frohen leichten Muthes — still und nachdenkend herum, als der etwas im Sinne hat, und war wenig mehr zu Hause. „Es geht ihm recht zu Herzen!“ sagten die Herren Rheinländer, und merkten nichts; aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück: „Kinder es ist Rath! Geld genug!“ — Was wars? — Die gute Seele hatte für zweitausend Rubel das Haus verkauft. „Ich will schon eine Unterkunft finden,“ sagte er, „wenn nur ihr ohne Sorgen und Leid und Mangel nach Deutschland kommt.“ O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und seiner Liebe: „Verkaufe was du hast, und gib es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben.“ Du wirst einst weit oben rechts zu erfragen sein, wenn die Stimme gesprochen hat: „Kommet her, ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset; ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet; ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen!“

Doch der Kauf wurde zu großem Troste für die edlen Gefangenen wieder rückgängig gemacht. Nichts desto weniger brachte er auf eine andere Art noch einige hundert Rubel für sie zusammen, und nöthigte sie, was er hatte von kostbarem russischen Pelzwerk, mitzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären oder Einem Unglück widerführe.

Den Abschied mag ich nicht beschreiben, Keiner, der dabei war, vermag es; sie schieden unter tausend Segenswünschen und Thränen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestund, daß dieses der schmerzlichste Tag seines Lebens sei. Die Reisenden aber sprachen unterwegs unaufhörlich noch immer von ihrem Vater in Pensa, und als sie in Bialystock in Polen ankamen und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar ihre Schuld zurück.

34.

Stilles Gottes Lob.

(Von J. P. Titz. Arien ꝛc. ausgegeben von Heinrich Alberten. 1648. VI. Nr. 1.)

Willst du in der Stille singen
und ein Lied dem Höchsten bringen,
Lerne, wie du kannst allein
Sänger, Buch und Tempel sein.

Ist der Geist in dir beisammen,
voller Eifer, voller Flammen:
Dieser Sänger ohne Mund
thut Gott dein Begehren kund.

Ist dein Herz als sichs gebühret,
recht mit Andacht ausgezieret:
Dieses Buch dann bringet dir
Wort und Weisen gnug herfür.

Wo dein Leib vom Wust der Sünden
rein und sauber ist zu finden:
Diesen Wohnplatz, dieses Haus
sucht ihm Gott zum Tempel aus.

Kannst du so in Stille singen,
kannst du dieß dem Höchsten bringen,
Dann wirst du dir selbst allein
Sänger, Buch und Tempel sein.

35.

Die Vögel.

(Von H. O. Lenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. II. S. 7 ff.)

Kleine Vögel legen, so lange ihre Legezeit dauert, jeden Tag, meist des Morgens, ein Ei; große ruhen gewöhnlich einen Tag um den andern, oder auch jedesmal nur den dritten Tag. Die Dotter steht mit dem Eiweiß durch zwei zarte Bänder in Verbindung, die man Hagel nennt; an der Seite der Dotter ligt ein weißes Fleckchen, Narbe genannt, woraus sich der Vogel entwickelt; durch die Wärme des brütenden Vogels (die man auch künstlich nachahmen kann) wird das Junge nach und nach ausgebildet; ist es reif, so ritzt es, vermittels eines harten Körnchens auf der Schnabelspitze, welches später bald abfällt, die Schale, versprengt sie vollends, indem es sich anstemmt, und schlüpft hervor. Die Dauer der Brütezeit richtet sich ziemlich nach der Größe der Vögel: kleine Singvögel brüten dreizehn bis vierzehn, das Huhn zwanzig bis einundzwanzig Tage, die Gans vier, der Schwan fünf Wochen. Das Geschäft des Brütens besorgt das Weibchen; bei vielen paarweis lebenden Arten wird es dabei um Mittag einige Stunden vom Männchen abgelöst. Beim Brüten fallen den meisten brütenden Vögeln die Federn der Unterseite zum Teil aus, wodurch die kahlen sogenannten Blutflecken entstehen. Der Kukuk brütet gar nicht selbst, sondern legt seine Eier in fremde Nester. Die Anzahl der Eier ist sehr verschieden; die auskriechenden Jungen sind bald ganz nackt, bald mit Flaumenfedern mehr oder weniger bekleidet. Zu den mit Flaumenfedern dicht bekleideten gehören vorzüglich die jungen Raubvögel, Hühner-, Stelzen- und Schwimmvögel. Diejenigen jungen Vögel, welche unbeholfen aus dem Ei kriechen, werden, bis sie sich selbst ernähren können, von den Alten gefüttert, die meisten Hühner-, Stelzen- und Schwimmvögel aber, nachdem sie sich unter der Mutter erst abgetrocknet, folgen derselben, und suchen sich unter deren Anleitung ihr Futter selbst. Viele junge Schwimmvögel gehen, wenn sie kaum aus dem Eie sind, mit der Mutter ins Waßer, schwimmen, und ihr Flaumkleid bleibt trocken; andere, wie zum Beispiel die Alken und Lummen, bleiben, bis sie befiedert

sind, im Neste, werden dort von den Alten gefüttert, und können sich nicht helfen, wenn man sie mit ihrem Näße annehmenden Flaumkleide ins Waßer wirft. Viele Vögel machen jährlich nur eine, mehrere aber zwei Bruten, sehr wenige noch mehr.

Die Nester der Vögel sind sehr verschieden; jede Vogelart hat beim Nestbau etwas Eigentümliches, und es ist äußerst anziehend, sie bei diesem Geschäfte zu beobachten. Mancher Knabe, welcher, ohne selbst recht zu wißen, warum, Vogelnester ausstört, könnte sich im Gegenteil einen weit höheren Genuß verschaffen, wenn er die Thierchen ungestört nisten ließe, und ruhig dabei von fern beobachtete; schon die bloße Annäherung eines Menschen an ein Nest, noch mehr aber das Antasten desselben, bestimmt viele Vögel es zu verlaßen. Merkwürdig ist auch die Reinlichkeit, welche manche kleine Vögel bei ihrem Neste beobachten, wie zum Beispiel der Hänfling, der den Mist seiner Jungen weit wegträgt.

Hinsichtlich des Winteraufenthaltes nennt man diejenigen Vögel, welche, wie der Sperling und Zaunkönig, ihren Geburtsort gar nicht verlaßen, Standvögel; diejenigen, welche, wie Stieglitze, Hänflinge, Zeisige, in ihrem Vaterlande umherstreifen, Strichvögel; die, welche ganz aus- und nach Süden wandern, Zugvögel. In den heißen Ländern gibt es keine Zugvögel, aber die Vögel der kalten Länder ziehen meist im Winter fort, indem ein eigener Trieb sie zwingt, ihr Vaterland, wo es ihnen an Nahrung mangeln würde, während der kalten Zeit zu verlaßen. Viele Vögel ziehen bei Tage, viele bei Nacht; einige einzeln oder paarweise, die meisten scharenweis; viele ziehen hoch durch die Lüfte, viele von Baum zu Baum, von Busch zu Busch; viele überwintern im südlichen Europa und kehren mit anbrechendem Frühling, nicht selten zu voreilig, zurück, viele ziehen über das Meer nach Afrika. Je früher ein Vogel im Herbste wegzieht, desto später kehrt er im Frühjahr wieder. Selbst der Zugvogel, den man in der warmen Stube hält, ist während der ganzen Zugzeit unruhig, und man kann an dieser Unruhe im Herbst und Frühjahr beobachten, wie lange seine Art zu ziehen pflegt; manche, welche, wie die Finken, nicht weit ziehen, laßen diese Unruhe wenig oder gar nicht merken, andere hingegen, wie die Wachteln, toben während der Zugzeit unaufhörlich. Die bei Tag ziehenden toben des Tags, die bei Nacht ziehenden des Nachts. Selbst jung aufgezogene Vögel sind zur Zeit, wo ihres Gleichen zu ziehen pflegt, unruhiger als sonst. Im Frühling kehrt jeder Vogel wieder an denselben Platz zurück, wo er geboren und erzogen wurde, was man leicht an Vögeln, die etwas Eigentümliches haben, erkennen kann. Vorzüglich leicht ist dieß an den Finken zu beobachten, wo ein jeder an seinem Schlage leicht zu erkennen ist; derselbe Finke nimmt jedes Frühjahr denselben Baum wieder ein der ihm früher zum Wohnsitz diente.

Auch wer auf dem Hause nistende Störche oder im Stalle nistende Schwalben hat, wird ohne Mühe die Bemerkung machen können, daß in der Regel (wenn sie nicht unterwegs verunglücken) dieselben Vögel wiederkehren, und so ist es auch mit andern Arten. Ausrottung von Wäldern und dergleichen muß natürlich in dieser Hinsicht manche Veränderung bewirken. Aus dem Gesagten geht noch hervor, daß, wenn man eine Vogelart an einem Orte ausrottet, es viele Jahre dauert, ehe er wieder von dieser Art bevölkert wird, indem sich nur nach und nach wieder junge Vögel, die anderswo kein Unterkommen fanden, dahin ziehen: manche Gegenden, wo man zum Beispiel die Nachtigallen durch Wegfangen ausrottete, beweisen dieß. Bei uns, in Mitteldeutschland, geht der Zug der Vögel immer von Osten nach Westen, nicht von Norden gerade nach Süden; im Frühling geht er von Westen nach Osten zurück. Es scheint, als ob keiner unserer Zugvögel während seiner Abwesenheit im Süden brütete, wenigstens bringt keiner Junge mit zurück, mehrere aber kommen frisch vermaußert wieder; von vielen Vögeln kehren zuerst die Männchen und später erst die Weibchen zurück.

Die Schönheit des Gefieders, das anmuthige Wesen, die Gelehrigkeit, der Nutzen, der liebliche Gesang vieler Vögel, bringt bei den meisten Menschen eine Vorliebe für diese Thiere hervor, und veranlaßt viele, dieselben als Haus- und Stubengesellschafter in einer ehrenvollen Gefangenschaft zu halten, ein Vergnügen, das man nicht misbilligen kann, insofern nur die Thierchen in jeder Art gut behandelt werden. Sie können sich wirklich in der Gefangenschaft sehr wohl befinden; dieß beweist ihr Gesang. Kein Vogel singt, wenn er sich nicht wohl befindet. Auch kann man nicht im Allgemeinen behaupten, daß das Halten der Stubenvögel die Zahl dieser nützlichen Geschöpfe zu sehr vermindere, da man in der Regel doch nur Männchen hält, und deren gewöhnlich überzählige vorhanden sind, die dann andere Bruten nur stören; desto unverzeihlicher ist es aber, wenn man nützliche kleine Vögelchen, wie Finken, Rothkehlchen, Meisen, Bachstelzen, bloß um sie als Speise zu verkaufen, in Menge, Männchen und Weibchen, wegfängt.

Wenn man sich Stubenvögel halten will, so ist allerlei zu merken. Bekommt man einen solchen, der bei Frost gefangen wurde, so darf man ihn ja nicht gleich in die warme Stube bringen, wo er bald sterben könnte; er muß erst einen Tag lang in einer frostfreien Kammer verweilen. Ist der Vogel mit Vogelleim beschmiert, so löst man diesen mit Oel ab, wäscht dann die Federn noch mit lauem Seifenwaßer und endlich mit reinem Waßer. Will er kein Futter annehmen, so stopft man ihm, wenn er anfängt matt zu werden, etwas ein, tränkt ihn auch, indem man an die Fingerspitze einen Tropfen nimmt und diesen in seinen Schnabel gleiten läßt, und

verhängt den Käfich mit einem Tuche. Sehr gut iſt es, wenn man für friſch gefangene Vögel immer eine Kiſte von etwa drittehalb Fuß in Bereitſchaft hat, worin man nahe am Boden Sprunghölzer anbringen kann. Läßt man die Vögel mit gebundenen Flügeln in eine ſolche Kiſte, ſo werden ſie meiſt ſchnell ruhig und zahm, da ſie nach den Seiten hin keinen Ausweg ſehen, von oben her aber Licht genug haben, um Futter und Waßer zu ſehen. Auch ein Käfich, der eine kleine, nur oben offene und mit einem Netz verſchloßene Kiſte bildet, iſt ſehr gut. Vom Fenſter halte man übrigens jeden friſchgefangenen Vogel fern. Tobt der Vogel, ſo bindet man ihm die Spitze jedes Flügels, oder ſchneidet ſie ab. Körnerfreßende Vögel gehen gewöhnlich ſehr bald ans Futter; mit denen, die bloß Inſekten und Würmer freßen, hat man oft viele Mühe, und muß ſie mit halbtodten Mehlwürmern und Fliegen, Ameißenpuppen und dergleichen gewöhnen. Allmählich miſcht man das Genannte mit dem Futter, das für immer gereicht werden ſoll. Um viele Vögel halten zu können, räumt man denſelben am beſten eine eigene Kammer ein, die ſich im Winter durch einen Ofen, woran ſich kein Vogel verbrennen kann, mäßig wärmen läßt. Kann man mit einem Fenſter dieſer Kammer einen großen, von Draht geflochtenen, im Freien hangenden Käfich oder ein Vogelhäuschen in Verbindung ſetzen, ſo werden ſich die Vögel, wenn man bei warmem Wetter das Fenſter öffnet, deſto beßer befinden. Auch ein Viehſtall, deſſen Fenſter groß und mit Netzen beſpannt ſind, gibt den Vögeln, zumal Inſektenfreßern, welche da im Sommer reichliche Nahrung finden und dem Vieh ſehr nützlich werden, Winter und Sommer einen guten Aufenthalt. Man kann ihnen auch darin einen eigenen durch Netze verwarten Platz einräumen. Nie darf man einen friſchen Vogel mitten in einem Raume plötzlich loslaßen, deſſen Fenſter nicht mit Netz bezogen ſind: der Vogel ſieht die Glasſcheibe nicht, will hinauseilen, und ſtößt ſich leicht todt. Hat man kein Netz, ſo muß man ihn wenigſtens dicht am Fenſter los laßen. Daß man unter der Geſellſchaft keine raubgierigen Vögel dulden darf, verſteht ſich von ſelbſt; aber auch ſolche, denen man gewöhnlich nicht viel Böſes zutraut, müßen zuweilen entfernt werden. So beſaß ich zum Beiſpiel vor einigen Jahren ein aufgezogenes Rothkehlchen, das andere kleine Vögel, wie Plattenmönche, Hänflinge, wüthend verfolgte, mit den Krallen packte und ihnen mit dem Schnabel den Kopf zerhieb. Da manche Vögel ſich im Sande baden, viele auch Kiesförnchen verſchlucken, ſo muß der Boden immer dick mit feinem Waßerkies bedeckt ſein; kann man dieſen durchaus nicht bekommen, ſo gibt man ihnen wenigſtens ein Näpfchen mit Waßerſand oder ganz kleinen Kiesſteinchen; das Waßer ſtellt man in einem weiten, anderthalb Zoll tiefen Gefäße hin, und dieß Gefäß wieder in ein größeres, höheres, worin das Waßer ebenfalls anderthalb Zoll hoch, alſo mit dem Rande des klei-

neren Gefäßes gleich steht. Täglich ist ein- oder zweimal frisches Waßer zu geben.

Hat man recht schön singende Vögel, so zieht man sich Junge auf, damit sie bei jenen lernen, da gut aufgezogene Vögel meist am fleißigsten und besten singen; sie müßen dann aber wo möglich nur den Alten singen hören, von welchem sie lernen sollen, weil sie sonst leicht fremde Töne einmischen. Um Vögel aufzuziehen, nimmt man sie am besten, wenn sie eben anfangen Federn zu bekommen; die insektenfreßenden füttert man mit in Milch geweichter und mit Waizenkleie gemischter Semmel, wozu man gern Ameißenpuppen, Mehlwürmer und fein gehacktes Ei fügt; den körnerfreßenden mischt man keine Kleie, sondern gequellten Mohn, doch nicht zu viel, bei; vorzüglich ist auch beim Auffüttern auf Reinlichkeit zu sehen. Raubvögel werden mit Fleisch, Eisvögel mit Fischen aufgefüttert, Schwalben füttert man leicht mit Ameißenpuppen, Mehlwürmern und Fliegen auf.

Da manche Liebhaber mehr auf recht zahme, als auf singende Vögel sehen, so will ich die Anweisung, Vögel zu zähmen, durch ein Beispiel erläutern. Da ich in Göttingen wohnte, kaufte ich ein Nest mit drei jungen Grünlingen, zog sie groß, gab ihnen aber nie etwas anders zu freßen, als was sie von meiner Hand nahmen, wodurch es bald dahin kam, daß sie mir in der Stube immer nachflogen, und, so oft ich pfiff, um sich füttern zu laßen, auf meine Hand eilten. Vor meinen Fenstern war noch ein Stück Dach, und als einst die Sonne recht warm darauf schien, und die Thierchen, welche nun schon fast ganz ausgewachsen waren, gerade hungrig waren, setzte ich sie hinaus, ließ sie vor dem Fenster aus meiner Hand freßen, und lockte sie dann wieder herein. Indem ich sie nun anfangs immer nur hinaussetzte, wenn sie hungrig waren, gewöhnte ich sie, in der Nähe zu bleiben. Meinem Hause gegenüber war ein niedriges Dach, und hinter demselben die Linden der Kirche an der Wehnder Straße. Bald flogen die Grünlinge auch auf jenes Dach und von da in die Linden, kamen aber jedesmal auf meinen Ruf zum Futter zurück. So gieng es den ganzen Sommer fort, und man denke sich das Erstaunen der auf der Straße gehenden Leute, wenn ich zum Fenster hinaus pfiff, und plötzlich drei Vögelchen auf meine Hand geflogen kamen. — Als Knabe hielt ich mir einen zahmen, eben so aufgezogenen Finken, Namens Pitt, der mich auf allen Spaziergängen begleitete. Einst verschwand er bei dieser Gelegenheit, während ich mit Spielen beschäftigt war, und trostlos suchte ich ihn zwei Tage lang vergebens; am dritten Tage wanderte ich wieder, zwar hoffnungslos, aber doch immer den Finken mit dem gewohnten Locken rufend, herum; plötzlich hörte ich hinter mir etwas schnurren, und ehe ich mich noch umgesehen, saß Pitt munter und freundlich auf meiner Schulter. — Für Liebhaber füge ich hier noch die Bemerkung hinzu, daß Vögel es nicht gerne

sehen, wenn man sie anhaucht, oder mit der Hand streichelt, man muß sie mit einer Feder streicheln, was ihnen angenehm ist.

Einen sehr angenehmen Nutzen, welchen manche Vögel, die frei in der Stube herumhüpfen, gewähren, will ich hier noch erwähnen: er besteht in Vertilgung des Ungeziefers. Ein Rothkehlchen säubert die Stube leicht von Fliegen und Flöhen. In Leipzig wohnte ich in einem Hause, wo man selbst am Tage viele Wanzen vor meiner Stubenthüre herumkriechen sah; aber in meiner Stube und Kammer kam keine auf, weil eine aufgezogene Bachstelze alle wegschnappte. Das Thierchen war mir durch diesen Dienst so lieb geworden, daß ich es, da ich Leipzig verließ, um nach Weimar zurückzukehren, auf dem Postwagen mitnahm und unterwegs aus meiner Hand fütterte und tränkte, denn es war so zahm, daß es ans Entwischen nicht dachte.

Es gibt Vögel, welche gar nicht an die Gefangenschaft gewöhnt werden können, oder doch sehr bald sterben, und solche sollte man gar nicht halten; andere dauern bei guter Pflege viele Jahre. Um nur ein Beispiel, statt aller, zu erwähnen, so besaß der berühmte Naturforscher Bechstein einen trefflichen Finken, welchen er am Tage seiner Hochzeit als Geschenk erhalten hatte, der ihn selbst überlebte, nach seinem Tode von der Witwe treulich gepflegt wurde, und ein Alter von 36 Jahren erreichte.

36.

Vogelweisheit.

(Von Friedrich Rückert.)

Höre, junge Vogelbrut,
eines Alten Lehren!
Menschenwitz weiß bös und gut
täuschend zu verkehren.

Nah du weder jenem Ort,
wo sie hin dich locken,
Noch, wo sie dich scheuchen fort,
flieh sogleich erschrocken.

Denn, wo ihr die Lockung seht,
dort will man euch haschen,
Aber, wo die Scheuche steht,
dürft ihr ruhig naschen.

Hinter Scheuchen könnt ihr still
eben euch verstecken;
Denn wo man euch fangen will,
wird man euch nicht schrecken.

Sprichwörter.

37.

Der Herr muß selber sein der Knecht,
will ers im Hause haben recht.

Vom Hörensagen und Wiedersagen
wird mancher auf das Maul geschlagen.

Den Geschickten hält man werth,
den Ungeschickten niemand begehrt.

Lach mich an und gib mich hin,
ist der falschen Freunde Sinn.

Frage nicht, was Andre machen,
acht' auf deine eignen Sachen.

Des Christen Herz auf Rosen geht,
wenns mitten unter Dornen steht.

Halte deinen Witz im Zaum,
leicht macht er dem Haße Raum.

Gehts in der Welt dir etwa schlecht,
thu was du willst, nur hab nicht Recht.

Was du nicht willst, daß dir geschicht,
das thu auch einem Andern nicht.

Versuchs, häng stets die Angel ein:
wo dus nicht meinst, werden Fische sein.

Wer seine Schuh kann selber flicken,
der darf sie nicht zum Schuster schicken.

Wer will haben gute Ruh,
der höre, seh, und schweig dazu.

38.

Beßer des Freundes Wunden als des Feindes Kuss.
Wer zwei Hasen zugleich hetzt, fängt gar keinen.
Es ist keiner so stark, er findet einen Stärkeren.
Wer sich auf Menschen verläßt, ist verlaßen genug.
Der Fuchs verliert wohl das Haar, aber nicht den Sinn.
Wer einen Geck aussendet, dem kommt ein Narr wieder.
Wer sich heut nicht beßert, wird morgen ärger.
Fleißiger Hausvater macht hurtig Gesinde.
Wer im Zorn handelt, geht im Sturm unter Segel.
Wenn man das Licht zu genau putzt, löscht man es aus.
Wer des Wolfes schont, der gefährdet die Schafe.

39.

Solls sein, so schickt sichs.
Viele Federn machen ein Bett.
Rom ist nicht in Einem Tage erbaut worden.
Keine Regel ohne Ausnahme.
Feindes Mund spricht selten gut.
Spar in der Zeit, so hast du in der Noth.

Was keine Sünde ist, ist keine Schande.
Nach und nach macht der Vogel sein Nest.
Wer gern gibt, fragt nicht lange.
Der Geizige ist allweg arm.
Ein Schwert erhält das andre in der Scheide.
Kein Harnisch schützt wider den Tod.

40.

Rom ist nicht in Einem Tage erbaut worden.

(Von J. P. Hebel.)

„Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden.“ Damit entschuldigen sich viele fahrläßige und träge Menschen, welche ihr Geschäft nicht treiben und vollenden mögen und schon müde sind, ehe sie recht anfangen. Mit dem Rom ist es aber eigentlich so zugegangen. Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdroßen daran gearbeitet, und nicht abgelaßen, bis es fertig war und der Hahn auf dem Kirchturm stund. So ist Rom entstanden. Was du zu thun hast, machs auch so!

41.

Kaiser Heinrich und die Hunnen.

(Aus der sächsischen Chronik. Mainz 1492. Vergl. Nr. 32 im 3ten Teil des Lesebuchs.)

Im Jahr 927 zog Kaiser Heinrich gegen die Wenden an der Havel, welche Haveler hießen, und hatte viel Streit mit ihnen, ehe man sie zu beständigem Glauben bringen konnte. Es war in einem harten Winter, daß er vor die Burg zu Brandenburg zog und auf das Eis bauete und die Burg gewann; dadurch behielt er das ganze Land unter sich.

Als während dieses Krieges der König von Ungarn nach dem Zins und Tribut sandte, gieng Kaiser Heinrich mit den Seinen zu Rathe, wie er es mit den Ungarn wegen dieses Zinses machen solle. Da wurden die Räthe mit dem Kaiser einig, daß sie dem wehren wollten. Und der Kaiser sandte dem König von Ungarn einen Hund, dem er hatte Ohren und Schwanz abschneiden und das Haar scheeren laßen, und entbot ihm dazu: wenn er Eigenleute haben wolle, so möge er sich daraus welche machen, und wolle er mehr Zins haben, so solle er kommen und ihn holen und mit dem Schwerte gewinnen.

Als die Ungarn hörten, daß der Kaiser ihnen zum Spott einen Hund gesandt, wurden sie alle grimmig, und machten sich bereit mit aller Kraft und Macht, die sie zusammen kriegen konnten, von Wenden, Dänen und Böhmen. Man findet geschrieben, daß ihrer hundert tausend Reisige waren. Sie zogen mit Gewalt durch Baiern und Franken, und kamen in das Land Thüringen, und belegten Jecheburg mit funfzig tausend Mann, die andern funfzig tausend zogen nach Sachsen. Da sammelte auch der Kaiser sein Volk, etwa zwölf tausend Mann. Man findet geschrieben, daß von diesen noch achttausend abfielen durch Furcht vor dem vielen Volk der Ungarn, so daß der Kaiser nicht mehr als vier tausend wohl Gewaffnete hatte. Die Ungarn waren auch in Angst; sie lagerten an der Myssau, auf der Stätte, da jetzt Scheining ligt. Denn der Kaiser tröstete sein Volk, und hatte das Vertrauen, den Streit zu gewinnen; die Herren und Fürsten aber sprachen: Herr Kaiser, das wird euch nicht erscheinen. Da antwortete der Kaiser: Es wird scheinen, so Gott will. Also ward die kleine Stadt, die daselbst nach dem Streite gebauet ward, Scheining geheißen, wie ich in etlichen Chroniken finde.

Der Kaiser vertrauete Gott und tröstete sein Volk und sagte: Lieben Leute, wir wollen männlich fechten für unser Land, denn Gott ist bei unserer Sache, weil sie Heiden und wir Christen sind; Gott wird uns wohl helfen. Da waren die Sachsen, die er nahe bei sich hatte, fröhlich, der andere Teil war noch betrübt. Da tröstete sie Gott. In der Nacht war ein großer

Regen und am Morgen ein dicker Nebel, die Sachsen hatten nachts in den Scheuern geruhet, die Ungarn aber waren naß geworden. So zog Kaiser Heinrich in dem Nebel auf die Ungarn, und die Sachsen riefen ihr Feldgeschrei, daß die Ungarn sich entsetzten und meinten, die ganze Welt falle über sie ein, und begannen zu fliehen vor Schreck, und darüber wurden ihrer so viele erschlagen, bis daß die Sachsen vom Schlagen müde wurden.

Das Gerücht kam über das ganze Land, daß die Ungarn flüchtig wären geworden. Da kamen dem Kaiser alle zu Hilfe, die in dem Lande und zunächst da waren, und jagten die Ungarn und Wenden bis heim in ihr Land. Der Ungarn und Wenden wurden zwanzig tausend erschlagen und neun hundert gefangen; der Sachsen wurden nicht viel erschlagen. Jedermann möchte sich verwundern, daß der Wenden und Ungarn so viel gewesen; aber wer nur einmal wüßte, wie groß Ungarland und Wendenland damals war, dem thäte es kein Wunder. Das ganze Land von der Elbe an, in der Breite und in der Länge, bis an die Heidenschaft in Littauen und bis jenseits Ungarn, alles hieß Wenden. Das geht aus ihrer Sprache hervor, denn sie weichen darin nicht sehr von einander ab.

Die Ungarn und Wenden flohen, und kamen nach dem Zins nicht mehr wieder, so lange Kaiser Heinrich lebte.

42.

Heinrich der Vogler.

(Von Klopstock.)

Der Feind ist da! die Schlacht beginnt!
wohlauf zum Sieg herbei!
Es führet uns der beste Mann
im ganzen Vaterland!

Heut fühlet er die Krankheit nicht,
dort tragen sie ihn her.
Heil, Heinrich! Heil dir Held und Mann
im eisernen Gefild!

Sein Antlitz glüht vor Ehrbegier
und herscht den Sieg herbei!
Schon ist um ihn der Edlen Helm
mit Feindesblut bespritzt.

Streu furchtbar Stralen um dich her,
Schwert in des Kaisers Hand,
Daß alles tödtliche Geschoß
den Weg vorübergeh!

Willkommen Tod fürs Vaterland!
Wenn unser sinkend Haupt
Schön Blut bedeckt, dann sterben wir
mit Ruhm fürs Vaterland!

Wenn vor uns wird ein offnes Feld
und wir nur Todte sehn
Weit um uns her, dann siegen wir
mit Ruhm fürs Vaterland!

Dann treten wir mit hohem Schritt
auf Leichnamen daher,
Dann jauchzen wir im Siegsgeschrei,
das geht durch Mark und Bein!

Uns preist mit frohem Ungestüm
der Bräutgam und die Braut!
Er sieht die hohen Fahnen wehn
und drückt ihr sanft die Hand,

Und ſpricht zu ihr: Da kommen ſie,
die Kriegesgötter, her!
Sie ſtritten in der heißen Schlacht
auch für uns beide mit.

Uns preist der Freudenthränen voll
die Mutter und ihr Kind!

Sie drückt den Knaben an ihr Herz,
und ſieht dem Kaiſer nach.

Uns folgt ein Ruhm, der ewig bleibt,
wenn wir geſtorben ſind,
Geſtorben für das Vaterland
den ehrenvollen Tod.

43.

Polykarpus.

(Von J. G. Herder.)

„Was tödtet ihr die Glieder?“ rief die Wuth
des Heidenpöbels: „ſucht und würgt das Haupt!“
Man ſucht' den frommen Polykarpus, ihn,
Johannes Bild und Schüler. Sorgſam hatten
die Seinen ihn aufs Land geflüchtet. „Ich
ſah dieſe Nacht das Kißen meines Haupts
in voller Glut,“ ſo ſprach der kranke Greis,
„und wachte mit beſondrer Freude auf.
Ihr, Lieben, mühet euch umſonſt: ich ſoll
mit meinem Tode Gott lobpreiſen.“ Da
erſcholl das Haus vom ſtürmenden Geſchrei
der Suchenden. Er nahm ſie freundlich auf:
„Bereitet,“ ſprach er, „dieſen Müden noch
ein Gaſtmahl, ich bereite mich indes
zur Reiſe auch.“ Er gieng und betete,
und folgete mit vielen Schmerzen ihnen
zum Conſul. Als er auf den Richtplatz kam,
rief eine mächtge Stimm im Buſen ihm:
Sei tapfer, Polykarp! — Der Conſul ſieht
den heitern, ſchönen, ruhigſanften Greis
verwundernd. Schone, ſprach er, deines Alters,
und opfre hier, entſagend deinem Gott!
„Wie ſollt ich einem Herrn entſagen, dem
zeitlebens ich gedienet und der mir
zeitlebens Gutes that?“ — Und fürchteſt du
denn keines Löwen Zahn? — „Dermalmet muß
das Waizenkorn doch einmal werden, ſeis
wodurch es will, zur künftgen neuen Frucht.“
Der Pöbel rief: „Hinweg mit ihm! er iſt
der Chriſten Vater; Feuer, Feuer her!“
Sie trugen Holz zuſammen, und mit Wuth
ward er ergriffen. „Freunde,“ ſprach er, „hier
bedarfs der Bande nicht: wer dieſer Flamme
mich würdigte, der wird mir Muth verleihn!“
Und legte ſtill den Mantel ab und band
die Sohlen ſeiner Füße los und ſtieg
hinauf zum Scheiterhaufen. Plötzlich ſchlug
die Flamm empor, umwehend ringsum ihn
gleich einem Segel, das ihn kühlete,
gleich einem glänzenden Gewölbe, das
den Edelſtein in ſeine Mitte nahm
und ſchöner ihn verklärte; bis ergrimmt
ihm eine freche Fauſt das Herz durchſtieß.
Er ſank, es floß ſein Blut, die Flamm erloſch,
und eine weiße Taube flog empor.
Du lachſt der weißen Taube? Soll einmal
ein Geier dir, dem Sterbenden, die Bruſt

durchbohren? dem Gestorbenen das Aug des Bildes, das die Sage sich erschuf: ein Rab aushacken? aus der Asche sich nur Einfalt, Unschuld gibt im Tode Molch oder Natter winden? Spotte nicht Muth.

44.

Adalbert von Babenberg.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Im Jahre 905, zu König Ludwig des Kindes Zeiten, trug sich eine Begebenheit zu, die man lange auf Kreuzwegen und Mahlstätten vor dem Volke singen hörte, und deren die geschriebenen Bücher von den Thaten der Könige nicht geschweigen.

Adalbert, ein edler fränkischer Graf, hatte Konraden, König Ludwigs Bruder, erlegt und wurde in seiner Burg Babenberg (Bamberg) darum belagert. Da man aber diesen Helden mit Gewalt nicht bezwingen konnte, so sann des jungen Königs Rathgeber, Erzbischoff Hatto von Mainz, auf eine List. Mit frommer Gleisnerei gieng er hinauf zu einem Gespräch in das Schloß, und redete dem Adalbert zu, die Gnade des Königs zu suchen. Adalbert, fromm und demüthig, fügte sich gerne, bedung sich aber aus, daß ihn Hatto sicher und ohne Gefahr seines Lebens wieder in die Burg zurück bringe. Hatto gab ihm sein Wort darauf, und beide machten sich auf den Weg. Als sie sich dem nächsten Dorfe, Namens Teurstat, näherten, sprach der Bischof: „Es wird uns das Fasten schwer halten, bis wir zum Könige kommen: sollten wir nicht vorher frühstücken, wenn es dir gefiele?“ Adalbert, einfältig und gläubig, nach der Art der Alten, ohne Böses zu ahnden, lud den Bischof alsbald nach diesen Worten bei sich zum Essen ein, und sie kehrten wieder in die Burg zurück, die sie so eben verlaßen hatten. Nach eingenommenem Mahl begaben sie sich sodann ins Lager, wo die Sache des Fürsten vorgenommen, und er der Klage des Hochverraths schuldig gesprochen und zur Enthauptung verdammt wurde. Als man dieses Urteil zu vollziehen Anstalt machte, mahnte Adalbert den Bischof an die ihm gegebene Treue. Hatto antwortete verrätherisch: „Die hab ich dir wohl gehalten, als ich dich ungefährdet wieder in deine Burg zum Frühstücken zurück führte.“ Adalbert von Babenberg wurde hierauf enthauptet, und sein Land eingezogen.

45.

Versöhnung.

(Von Friedrich Rückert.)

1.

Du findst in dir die Ruhe nicht, So lang von deiner Schuld Gewicht
den milden Hauch von Gottes Gnaden du willst ein Teil auf Andre laden.

Nicht wenn du das, was dich gelenkt,
von dem, was du gethan haſt, trenneſt:
Dir iſt die Schuld nur ganz geſchenkt,
wenn du zur ganzen dich bekenneſt.

2.

Was du gethan, haſt du gethan, [ben;
du kannſts in keinen fremden Buſen ſchie-
Wem immer du die Wirkung zugeſchrieben,
ich ſchreibe doch das Werk dir an.

Wer dir vorangieng auf den Pfaden,
nicht ſeine Schuld wird dich entladen;
Wie viele auch an einem Werke ſchafften,
ein jeder muß aufs Ganze haften.

3.

Wo du immer dich vergangen,
wünſch auch gleich die Straf herbei;
Von der Furcht, die dich gefangen,
macht dich nur die Strafe frei.

Beßer, daß an deinem Blute
ſich die Rache ſchnell vollſtreckt,
Als daß dich des Vaters Ruthe
immer hinterm Spiegel ſchreckt.

46.

Reiſeſprüchlein.

(Philander von Sittewald, 1650. II. Seite 31.)

Wer reiſen will,
der ſchweig fein ſtill,
Geh ſteten Schritt,
nehm nicht viel mit,
So darf er nicht viel ſorgen,
und geh recht früh am Morgen.

47.

Herr Baron von Münchhauſen erzählt eine ſchöne Geſchichte.

(Ausgabe 1840. S. 6.)

Ich weiß nicht mehr recht, ob es in Eſthland oder in Ingermannland war, ſo viel aber beſinne ich mich noch wohl, es war mitten in einem fürchterlichen Walde, als ich einen entſetzlichen Wolf mit aller Schnelligkeit des gefräßigſten Winterhungers hinter meinen Rennſchlitten anſetzen ſah. Er holte mich bald ein, und es war ſchlechterdings unmöglich, ihm zu entkommen. Mechaniſch legte ich mich platt in den Schlitten nieder, und ließ mein Pferd zu unſerm beiderſeitigen Beſten ganz allein machen. Was ich zwar vermuthete, aber kaum zu hoffen und zu erwarten wagte, das geſchah gleich nachher. Der Wolf bekümmerte ſich nicht im mindeſten um meine Wenigkeit, ſondern ſprang über mich hinweg, fiel wüthend auf das Pferd, riß ab und verſchlang auf einmal den ganzen Hinterteil des armen Thiers, welches vor Schrecken und Schmerz nur deſto ſchneller lief. Wie ich nun auf die Art ſelbſt ſo unbemerkt und gut davon gekommen war, ſo erhob ich ganz verſtohlen mein Geſicht, und nahm mit Entſetzen war, daß der Wolf ſich beinahe über und über in das Pferd hineingefreßen hatte. Kaum aber hatte er ſich ſo hübſch hineingezwängt, ſo nahm ich meine Zeit war, und

fiel ihm tüchtig mit meiner Peitsche auf das Fell. Solch ein unerwarteter Ueberfall in diesem Futteral verursachte ihm keinen geringen Schreck; er strebte mit aller Macht vorwärts, der Leichnam des Pferdes fiel zu Boden, und siehe! an seiner Statt steckte mein Wolf in dem Geschirre. Ich meines Orts hörte nun noch weniger auf zu peitschen, und wir langten in vollem Galopp gesund und wohlbehalten in St. Petersburg an, ganz gegen unsere beiderseitigen Erwartungen, und zu nicht geringem Erstaunen aller Zuschauer.

48.

Der Peter in der Fremde.

(Nach Grübel von A. G. Eberhardt.)

Der Peter will nicht länger bleiben,
er will durchaus fort in die Welt.
Dieß Wagestück zu hintertreiben,
der Mutter immer schwerer fällt.
„Was willst du," spricht sie, „draußen machen?
du kennst ja fremde Menschen nicht;
Dir nimmt vielleicht all deine Sachen
der erste beste Bösewicht."

Der Peter lacht nur ihrer Sorgen,
wenn er die Mutter weinen sieht,
Und wiederholt an jedem Morgen
sein längst gesungnes Reiselied.
Er meint: die Fremde nur macht Leute;
nicht in der Nähe wohnt das Glück.
Drum sucht ers gleich recht in der Weite;
doch kehrt er mit der Zeit zurück.

Zu Hilfe ruft man alle Basen,
jedwede gibt dazu ihr Wort;
Doch Peter läßt nicht mit sich spaßen,
der Tollkopf will nun einmal fort.
Da sprach die Mutter voller Kummer:
„So sieh doch nur den Vater an!
Der reiste nie, und ist nicht dummer,
als mancher weit gereiste Mann."

Doch Peter läßt sich nicht bewegen,
so daß zuletzt der Vater spricht:
„Nun gut! Ich wünsch dir Glück und Segen;
fort sollst du; doch nun säum auch nicht!"

Nun geht es an ein Emballieren
vom Fuß hinauf bis an den Kopf;
Man wickelt, daß auch nichts kann frieren,
das dickste Band um seinen Zopf.

Und endlich ist der Tag gekommen;
gleich nach dem Essen geht er heut.
Voraus ist Abschied schon genommen,
und alles schwimmt in Traurigkeit.
Die Eltern das Geleit ihm geben
bis auf das nächste Dorf hinaus,
Und weil da ist ein Wirtshaus eben,
hält man noch einen Abschiedsschmaus.

Ein Fläschchen Wein wird vorgenommen; —
doch still wird Peter, mäuschenstill.
Man trinkt auf glücklich Wiederkommen,
und Peter seufzt: „Nun, wie Gott will!"
Er muß die Augen manchmal reiben,
nimmt Abschied noch einmal recht schön,
Und sagt, man soll' nur sitzen bleiben,
denn weiter laß er Keinen gehn.

Und endlich wankt er fort, der Peter,
obgleich es ihn beinahe reut,
Nach jeden hundert Schritten steht er
und denkt: Wie ist die Welt so weit!
Das Wetter will ihn auch nicht freuen;
es weht der Wind so rauh und kalt,
Er glaubt: es kann noch heute schneien,
und schneits nicht heut, so schneits doch bald.

Jetzt schaut er bang zurück, jetzt geht er
und sinnt, wie weit er heut noch reist;
Jetzt kommt ein Kreuzweg, ach! da steht er,
und niemand, der zurecht ihn weist!
„Ach," seufzt er, „so was zu erleben
gedacht ich nicht! daß Gott erbarm!
Hätt ich der Mutter nachgegeben,
so säß ich jetzt noch weich und warm.

Wie konnt ich so mein Glück verscherzen!
ich war doch wirklich toll und dumm.
Wie würde mich die Mutter herzen,
kehrt ich an diesem Kreuzweg um!"
Und rasch beschließt er, sich zu drehen,
wie wenn man was vergeßen hat,
Und rennt — ich hätt ihn mögen sehen —
zurück zur lieben Vaterstadt.

Die Eltern saßen unterdessen
im Wirtshaus noch in guter Ruh,
Bekämpften ihren Gram durch Eßen
und tranken tief gerührt dazu.
Der Peter ließ sie gern beim Schmause;
ihn reizte nur der Heimat Glück;
Drum läuft er sporenstreichs nach Hause
auf einem Seitenweg zurück.

Und froh, daß in der Näh und Ferne
sein Fuß sich nicht verirret hat,
Gelangt er vor dem Abendsterne
noch ungesehen in die Stadt.

Doch ist er kaum erst hergekommen,
da schallt Gelächter durch das Haus,
Das hätt er übel fast genommen,
allein — er macht sich nichts daraus.

Man spaßt: „Du mußt mit Meilenschuhen
gewandert sein; drum setz dich auch
Nun hintern Ofen, um zu ruhen,
und pfleg am Brotschrank deinen Bauch!"
Er thuts. Jetzt treten seine Alten
zur Stubenthür betrübt herein;
Die Mutter seufzt mit Händefalten:
„Ach, Gott, wo mag nun Peter sein?"

Da kriecht der Peter vor und schmunzelt:
„Was klagt ihr denn? Hier bin ich ja."
Die Mutter jauchzt, der Vater runzelt
die Stirn und spricht: „Schon wieder da?
Nun, wie ichs dachte, ists geschehen;
die Mutter war nur ganz verwirrt;
Ich habs dem Burschen angesehen,
wie weit die Reise gehen wird."

Die Mutter jubelte, durchdrungen
von frommem Dank: „'s ist beßer so;
Nun hab ich wieder meinen Jungen
gesund daheim, des bin ich froh!"
Doch Peter sagte ganz beklommen:
„Hätt ich nur nicht geglaubt, es schneit,
Und wär der Kreuzweg nicht gekommen,
ich wäre jetzt, wer weiß, wie weit!"

49.

Räthsel.

(Von J. P. Hebel.)

Hast du dich einer Sache unterwunden,
o lieber Mann,
Und hast du etwa mich darin gefunden:
bist übel dran!
Noch schlimmer aber, wenn du dann mit naßen,
vielleicht auch trocknen Augen mich mußt laßen.

50.

Räthsel.

(Von J. P. Hebel.)

Verfertigt iſts vor langer Zeit,
doch mehrenteils gemacht erſt heut.
Sehr ſchätzbar iſt es ſeinem Herrn,
und dennoch hütets niemand gern.

51.

Die Gegend um die Teufelsbrücke.

(Von Chriſtoph Meiners.)

Ich will nicht alle die Bäche, Dörfer und Berge, die man vom Hoſpital bis Geſtinen, eine Stunde von der Teufelsbrücke, antrifft, einzeln nennen; allein das kann ich verſichern, daß ich keinen Weg kenne, der ſo viel Großes und Schönes, ſo viel Liebliches und Schreckliches vereinigt, und gerade durch dieſe Manigfaltigkeit und Miſchung ſo anziehend und einzig iſt. Bald ſieht man ſpiegelhelle Bäche, die an ſanften Abhängen leiſe herunter gleiten, und in denen man nicht die geringſte Bewegung warnehmen könnte, wenn nicht ihre Oberfläche von der Sonne erleuchtet würde; bald wieder ſchrecklich brauſende Bergſtröme, die mit der Reuß, von welcher ſie verſchlungen werden, wetteifern, und oft in wenigen Augenblicken ihres Zorns ganze Dörfer und Häuſer unwiderſtehlich fortreißen. Bald entdeckt man freundliche Dörfer, oder artige Kapellen und Häuſer: bald aber auch grauſenvolle Wildniſſe, wo man nichts als nackte und zertrümmerte Felſen ſieht und nur das entſetzliche Toben der unaufhörlich von Felſen auf Felſen ſich ſtürzenden Reuß hört, die man zur beſtändigen Begleiterin hat. Endlich nimmt man bald fette Wieſen, lachende Alpen, einladende Wäldchen und ſorgfältig gebaute Gartenfelder war; dann aber auch wieder verdorrte oder verdorrende Bäume, oder friſch zerbrochene Stämme, die von heftigen Windſtößen oder Lavinen wie dürre Reiſer verbrochen wurden, oder ausgerißene Tannen, die ihre Wurzeln nach dem Wege zuſtrecken und mit ihren ſtolzen Häuptern ſich gegen die ſchäumende Reuß hinneigen. Solche abgebrochene oder entwurzelte Tannen ſind häufig mit Eisklumpen, den Reſten verwüſtender Lavinen, oder mit Felsſtücken vermiſcht, die durch eben dieſe Lavinen von den hohen Felſen abgeriſſen worden. Unter den Felsſtücken, womit die Abhänge der Berge und das Bett der Reuß bedeckt ſind, fanden wir eins, auf welchem man ein kleines Kartoffelfeld angelegt hatte.

Gleich hinter Geſtinen fängt der merkwürdigſte und furchtbarſte Teil des ganzen Weges an, der bis zur Teufelsbrücke geht und die Schöllenen

genannt wird. Auf diesem Wege ist man beständig zwischen unersteiglichen Felsen eingeschloßen, deren gräßliche Nacktheit und todte Stille nur von Zeit zu Zeit durch schäumende, an ihren schwarzen Wänden herabfallende Bäche bedeckt und belebt wird. Diese Felsen rücken immer näher zusammen, und laßen an manchen Stellen kaum Platz genug für die Reuß, die immer wüthender wird, je höher man kommt, und für den schmalen Weg, der oft aus der Tiefe der Reuß aufgemauert und gestützt ist. Man geht häufig über den Schutt von Bergfällen oder vielmehr Felsenfällen weg, die bisweilen den Weg auf mehrere Tage so sehr bedecken, daß er ganz ungangbar wird. An den Trümmern konnte man es deutlich unterscheiden, daß zween dieser Bergfälle, die dem Wanderer jeden Augenblick den Tod bringen können, sich vor nicht gar langer Zeit eräugnet hatten; die übrigen waren viel älter, und unter diesen schien mir derjenige der merkwürdigste, dessen Spuren man diesseits der bangen Brücke sieht, wo zwischen ungeheuren Felsstücken gewaltige Tannen aufgewachsen waren. Gleich jenseits der bangen Brücke stehen nur noch einige zwergmäßige Tannen, die mehr das Ansehen von Gesträuchen als von Bäumen haben; weiterhin findet man weder Bäume noch Gesträuche noch Weiden mehr, sondern allein dürres Moos, womit die alten Felstrümmer bewachsen sind. Nahe bei Gestinen begegneten uns einige Kühe, die aber eben so klein und elend als die bald verschwindenden Tannen waren, und vermuthlich aus derselbigen Ursache, weil die zwischen den nackten und kahlen Felsen ersterbende Natur nicht Kraft genug hatte, ihre Geschöpfe zu einer vollkommenen Reife und Größe zu bringen. Jenseits der bangen Brücke hörten wir die Stimme keines Thieres, und sahen lange keine Menschen mehr. Schon um fünf Uhr wehte zwischen den hohen Felsen ein so durchdringender Wind, dergleichen bei uns nur im Winter oder spät im Herbste wehet, und ich wurde deswegen gezwungen, über die Weste, worin ich gewöhnlich gehe, noch meinen Rock anzuziehen und zuzuknöpfen. Je näher man der Teufelsbrücke kommt, und je steiler die Felsen werden, desto gewaltsamer drängt sich die Reuß durch ihr enges und unebenes Bett fort. Nahe bei der bangen Brücke sind die beiden prächtigsten Waßerfälle, die man vom Steg an bis zur Teufelsbrücke sieht. Bei dem ersten schießen die Gewäßer des Flußes dreimal hintereinander von schrägen Felswänden in tiefe Abgründe hinein, werden aber gleich wieder von nachstürzenden Wogen herausgepeitscht, und zuletzt über ein hohes und gewaltiges Felsenstück hinüber getrieben, daß Staub und Waßerstralen nach allen Seiten emporspritzen. Alle Schrecknisse des ganzen Weges aber, die man von Gestinen an einzeln angestaunt hat, finden sich an dem Platze, wo die Teufelsbrücke über die Reuß gebaut ist, in den höchsten Graden vereinigt. Hinter sich hat man furchtbar überhangende Felsen, die in jedem Augenblicke den Einfall drohen, und vor sich ungeheure Felsstücke, die Trümmer

einer durch den Arm des Allmächtigen zerbrochenen Erde zu sein scheinen, und unter welchen mehrere so groß sind, daß keine menschliche Kraft sie von der Stelle bewegen könnte. Zur Linken erheben sich Felswände bis zu einer so schwindelnden Höhe, daß man nicht hinanzuschauen wagt, aus Furcht, in die unter den Füßen fortbrüllende Reuß hinabzustürzen. Zur Rechten stellt sich dem durch vier bis fünf der prächtigsten Fälle gereizten Strome eine andere Felswand entgegen, an deren Fuß die beständig anschlagenden Wellen schon tiefe Löcher ausgehöhlt haben. Mitten unter diesen großen und schauervollen Gegenständen verschwindet die kleine elende Teufelsbrücke so sehr, daß ich sie nicht eher anzuschauen würdigte, als bis ich alle übrigen Teile dieser majestätischen Scene genug beobachtet hatte. Wenn sie auch nicht an einer Stelle stünde, wo sie von den größten und kühnsten Werken der Natur gleichsam vernichtet wird, so würde sie doch unter den verschiedenen Brücken, die auf der Gotthardsstraße über die Reuß erbaut sind, höchstens die vierte Stelle verdienen, denn sie ist weder so breit, noch so lang, noch so hoch gewölbt und über die Reuß erhaben, als die bange, oder die schöne Brücke und die beim Pfaffensprunge.

Zwischen der Teufelsbrücke und dem Urnerloche, einem durch den härtesten Felsen gehauenen achtzig Schritt langen Wege, hebt sich die Straße auf einmal steil und beschwerlich in die Höhe. Wenn man die prächtigen Waßerfälle, welche die Reuß macht und von denen man auf der Teufelsbrücke nur einen kleinen Teil entdeckt, recht gut sehen will, so muß man dem ersten großen Falle gegenüber an das steile Ufer hinabsteigen, wo man das ganz Schauspiel am besten übersehen kann. Mit welcher furchtbaren Gewalt die Reuß hier mehrmalen hintereinander über Felswände wegstürzt, läßt sich allein daraus abnehmen, daß man selbst auf der Straße, wo man wenigstens einige hundert Schuh über ihr Bett erhaben ist, die Dünste fühlt, in welche ein Teil ihrer Wellen aufgelöst wird. Im Urnerloch, das vier bis fünfhundert Schritte von der Teufelsbrücke entfernt sein mag, empfanden wir eine so durchdringende Kälte, daß, wenn dort auch etwas wichtiges zu beobachten gewesen wäre, ich mich doch schwerlich daselbst würde aufgehalten haben. Alle Reisenden reden mit Entzücken, wenn sie von unten herauf kommen, und mit Entsetzen, wenn sie den Gotthard hinabsteigen, von der erstaunlichen Verwandlung der Naturscenen beim Eintritt in das Urserthal, und beim Ausgang aus demselben. Auch glaube ich kaum, daß es auf der ganzen übrigen Erde eine andere Gegend gebe, wo so viele und auffallende Gegensätze natürlicher Erscheinungen durch einen so kleinen Raum von einander getrennt werden, als hier durch das Urnerloch. Anstatt daß man vorher zwischen engen und himmelhohen Felswänden eingepreßt war, blickt man beim Ausgange aus dem Urnerloche in ein offenes heiteres Thal, das mit

schönen Dörfern und Kirchen geschmückt ist, und den Wanderer auf eine angenehme Art ahnden läßt, daß er jetzo wieder unter glückliche Menschen komme. Anstatt daß man vorher nichts als kahle Felsen und bemooste Felstrümmer sah, weidet sich das Auge jetzt an dem erquickenden Grün fruchtbarer Wiesen und Alpen, deren Eindruck durch den glänzenden St. Annengletscher und durch die allenthalben herüberschauenden Spitzen von Schneebergen noch verstärkt wird. Anstatt endlich, daß das Ohr noch vor wenigen Augenblicken durch die zerstäubenden Fluten der Reuß betäubt wurde, nimmt man mit Erstaunen war, daß sie in einem ebenen von Felsstücken ganz reinen Bett ruhig und fast ohne alles Geräusch fortfließt. Selbst der kleine keilförmige Wald, der hinter dem Dorfe Urseren an dem Abhange eines Berges steht und als eine Schutzwehr gegen die herabrollenden Lavinen als hochheilig geschont wird, trägt nicht wenig zur Verschönerung des neuen Schauplatzes bei, da man fast eine Stunde vor dem Urnerloche weder Bäume noch Gesträuche gesehen hat.

52.

Bergliedl.

(Von Schiller.)

Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg,
er führt zwischen Leben und Sterben;
Es sperren die Riesen den einsamen Weg
und drohen dir ewig Verderben, [wecken,
Und willst du die schlafende Löwin* nicht
so wandle still durch die Straße der Schrecken.

Es schwebt eine Brücke hoch über den
der furchtbaren Tiefe gebogen, [Rand
Sie ward nicht erbauet von Menschen-
es hätte sichs keiner verwogen, [hand,
Der Sturm braust unter ihr spat und früh,
speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie.

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Thor,
du glaubst dich im Reiche der Schatten,
Da thut sich ein lachend Gelände hervor,
wo der Herbst und der Frühling sich gatten:
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
möcht ich fliehen in dieses glückselige Thal.

Vier Ströme brausen hinab in das Feld,
ihr Quell der ist ewig verborgen, [Welt,
Sie fließen nach allen vier Straßen der
nach Abend, Nord, Mittag und Morgen,
Und wie die Mutter sie rauschend geboren,
fort fliehn sie und bleiben sich ewig verloren.

Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft,
hoch über der Menschen Geschlechter, [Duft,
Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem
Die Wolken, die himmlischen Töchter.
Sie halten dort oben den einsamen Reihn,
da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.

Es sitzt die Königin hoch und klar
auf unvergänglichem Throne,
Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
mit diamantener Krone; [Licht,
Darauf schießt die Sonne die Pfeile von
sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht.

* „Löwin, an einigen Orten der Schweiz der verdorbene Ausdruck für Lawine."

53.

Kampf zwiſchen dem Ichneumon und der Brillenſchlange.

(Ausland, 1840. Nr. 105.)

Der Ichneumon und die Brillenſchlange haben eine natürliche Abneigung gegen einander, wie ſich dieß bei manchen Geſchöpfen findet.

Wenn der Ichneumon, ſei es im Walde oder auf dem Felde, die verabſcheute gefährliche Schlange trifft, ſo weichen ſich beide nicht aus: die Schlange richtet ſich auf ihrem Schweife empor, um ihren Feind zu beobachten. Ihre Augen, glänzend wie zwei Rubine, ſcheinen aus dem Kopfe hervorzutreten. Der Ichneumon, welcher in Indien die Größe eines Eichhorns erlangt, läuft, durch dieſe drohende Stellung eingeſchüchtert, mehrere Mal in der Entfernung von zwei oder drei Schritten um ſeinen Gegner her, während die Schlange, ihn ſtets fixierend, ſich auf ihrem Schweife wie auf einem Zapfen herumdreht, ziſcht und aus ihrem ſchäumenden Munde die ſpitze Zunge hervorſtreckt. Ermüdet legen ſich endlich die Kämpfer nieder, ſpringen dann plötzlich auf einander los, und nun beginnt der Kampf mit Erbitterung. Der Ichneumon wird gebißen; und von dieſem Augenblick an ſcheint er gar nicht mehr an den Feind zu denken, der ihn nur ſchwach umſtrickt. Er läuft fort und ſchleppt ihn mit ſich; plötzlich aber hält er an, frißt einige nur ihm bekannte Kräuter, die ihm gegen den giftigen Biß der Schlange dienen, und beginnt den Kampf aufs neue: er wälzt ſich auf dem Boden, macht dadurch die Schlange müde, die ihn losläßt, und zerbeißt ihr dann den Kopf.

Sprichwörter.

54.

Treue iſt ein ſeltner Gaſt,
halt ihn feſt, wo du ihn haſt.

Im Unglück hab des Löwen Muth,
trau Gott, es wird bald werden gut.

Wer da bauet an den Straßen
muß die Leute reden laßen.

Es wird nichts ſo fein geſponnen,
es kommt endlich an die Sonnen.

Sieh nicht auf mich, ſondern auf dich,
thu ich Unrecht, davor hüte du dich.

Alle wißen guten Rath,
nur der nicht, der ihn nöthig hat.

Halt dich rein und acht' dich klein,
ſei gern mit Gott und dir allein.

Reiner Mund und treue Hand
gehen durch das ganze Land.

Leiden währt nicht immer,
Ungeduld machts schlimmer.

Morgen, morgen, nur nicht heute,
sprechen immer träge Leute.

Mancher geht nach Wolle aus
und kommt geschoren selbst nach Haus.

Hüte dich vor den Katzen,
die vornen lecken und hinten kratzen.

55.

Alles wißen macht Kopfweh.
Wenns am besten schmeckt, soll man aufhören.
Besser ein Fleck, denn ein Loch.
Was der Löwe nicht kann, das kann der Fuchs.
Schlagende Kühe geben auch Milch.
Alte Geißen lecken auch gern Salz.
Gleichgesinnt macht gute Freunde.
Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.
Der Fleck muß größer sein als das Loch.
Wer ausgeben will, muß auch einnehmen.
Auf viel betretenem Fußpfad wächst kein Gras.
Was früh zeitig wird, fault bald.

56.

Wer A sagt, muß auch B sagen.
Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.
Es fällt kein Meister vom Himmel.
Gott verläßt keinen Deutschen.
Wer hoch steigt, fällt hoch.
Erst wiegs, dann wags.
Frisch gewagt ist halb gewonnen.
Wer Zank liebt, liebt Sünde.
Wagen gewinnt, wagen verliert.
Unkraut vergeht nicht.
Vergeben ist leichter als vergeßen.
Ein Tag lehrt den andern.

57.

Frisch gewagt ist halb gewonnen.

(Von J. P. Hebel.)

„Frisch gewagt ist halb gewonnen.“ Daraus folgt: Frisch gewagt, ist auch halb verloren. Das kann nicht fehlen. Deswegen sagt man auch: „Wagen gewinnt, wagen verliert.“ Was muß also den Ausschlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Ueberlegung, wie es anzufangen sei, Benutzung der günstigen Zeit und Umstände, und hintennach, wenn man sein muthiges A gesagt hat, ein besonnenes B, und sein bescheidenes C. Aber so viel muß wahr bleiben: wenn etwas Gewagtes soll unternommen werden, und kann nicht anders sein, so ist ein frischer Muth zur Sache der Meister, und er muß dich durchreißen. Aber wenn du immer willst, und fängst nie an, oder du hast schon angefangen, und es reut dich wieder, und willst, wie man sagt, auf dem trockenen Lande ertrinken: guter Freund, dann ist „schlecht gewagt, ganz verloren.“

58.

Der Löwe von Florenz.

(Von Bernhardi.)

„Der Löw ist los! der Löw ist frei!
die ehernen Banden riß er entzwei.
Zurück! daß ihr den vergeblichen Muth
nicht schrecklich büßt mit dem eigenen Blut!"
Und jeder suchte mit scheuer Eil
in des Hauses Innerm Schutz und Heil;
auf Markt und Straßen allumher
wards plötzlich still und menschenleer.
Ein Kindlein nur, des unbewußt,
verloren in des Spieles Lust,
fern von der sorglosen Mutter Hand,
saß auf dem Markt am Brunnenrand.
Wohl viele schauten von oben herab,
sie schauten geöffnet des Kindleins Grab,
sie rangen die Hände und weinten sehr,
und blickten um Hilfe rings umher;
doch keiner wagte, das eigene Leben
um des fremden willen dahin zu geben.
Denn schon verkündet ein nahes Gebrüll
das Verderben, das jeglicher meiden will;
und schon mit der rollenden Augen Glut
erlechzt der Löwe des Kindleins Blut,
erhebt er drohend die grimmige Klau —
o, qualvoll herzzerreißende Schau!
So rettet nichts das zarte Leben,
dem gräßlichsten Tode dahingegeben?
Da plötzlich stürzet aus jenem Haus
mit fliegenden Haaren ein Weib heraus —
„Um Gottes Willen, o Weib, halt ein!
willst du dich selbst dem Verderben weihn?
Unglückliche Mutter, zurück den Schritt!
du kannst nicht retten, du stirbst nur mit!"
Doch furchtlos fällt sie den Löwen an,
und aus dem Rachen mit scharfem Zahn
nimmt sie das unversehrte Kind
in ihren rettenden Arm geschwind.
Der Löwe stutzt, und unverweilt
mit dem Kinde die Mutter von dannen eilt.
Da erkannte gerührt so Jung wie Alt
des Mutterherzens Allgewalt,
und des Leuen großmüthigen Sinn zugleich.
Doch manche Mutter, von Schrecken bleich,
sprach still: „Um des eigenen Kindes Leben
hätt ich mich auch dahingegeben."

59.

Wann die Noth am größten, ist Gott am nächsten.

(Aus W. Sterns drittem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

Das Handelshaus Gruit van Steen war im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts eines der angesehensten und reichsten in Hamburg. Aber der verheerende dreißigjährige Krieg machte seine traurigen Folgen zuletzt auch ihm fühlbar, und zwar um so mehr, je ausgebreiteter die Geschäfte des Hauses früher gewesen waren. Städte und Dörfer waren zu Hunderten verheert und verlaßen, und bei der Unsicherheit der Straßen war es kein Wunder, daß der Handel stockte und vorzüglich der Absatz in das Innere von Deutschland gering war. Ein Kaufmann nach dem andern ward unfähig zu zahlen, und zog auch jenes Handelshaus in seine Verluste mit hinein. Dagegen wagte das große Seeschiff, welches als sein Eigentum an der Mündung der Elbe lag, des Krieges wegen nicht auszulaufen, und die

gangbarſten Waaren mußten von Holländern zu außerordentlich hohen Preiſen aus der zweiten Hand erkauft werden.

Hermann Gruit, der Beſitzer der Handlung, ſaß mit dem alten Janſen, einem erfahrnen Diener des Hauſes, ums Jahr 1638 in der Schreibſtube, und verglich mit ihm die großen Bücher. „So thut es nicht länger gut!“ ſagte dieſer endlich, „wir müßen es anders anfangen. Ueberlaßt mir auf ein Jahr das Schiff und ſo viel Geld und Nürnberger Waaren, als möglich, und laßt mich damit ſelbſt in die neue Welt (Amerika) ſegeln. Ihr wißt, ich bin in jüngern Jahren ſchon zweimal dort geweſen, und verſtehe das Geſchäft; mit Gott wird es mir gelingen.“

Die beiden Männer berathſchlagten mit einander über dieſen Einfall, und nachdem ſie die mögliche Gefahr und den möglichen Vorteil auf das beſte erwogen hatten, kamen ſie dahin überein, daß Janſen reiſen ſolle. Vier Wochen ſpäter ſchritt Herr van Steen in ſeinem Rathsherrngewande, den alten Buchhalter neben ſich, dem Hafen zu, wo eine große Menſchenmenge der Abfahrt des ſtattlichen Schiffes harrte. Einige Handelsfreunde traten grüßend auf ſie zu, und äußerten bedenklich, ſie wünſchten, Herr Hermann möge bei dieſer Ausrüſtung nicht zu viel gewagt haben. Aber Janſen antwortete: „Laßet es euch nicht anfechten, ihr Herren; ich hoffe feſt, wir ſehen uns geſund und freudig wieder, denn ich traue auf das gute Sprichwort: „Gott verläßt keinen Deutſchen.“

Da donnerte der erſte Signalſchuß zur Abfahrt, und das Boot, welches den alten Janſen zum Schiffe führen ſollte, hatte eben gelandet. Noch einmal drückte er ſeinem Herrn die Hände, dann ſtieg er ſchnell ein, und ſchiffte hinüber. Jetzt wurde der große Anker aufgewunden, der letzte Kanonenſchuß ward gelöſet, alle Wimpel flaggten, und mit vollen Segeln flog das Schiff dahin, dem Meere entgegen.

Drei Vierteljahre giengen vorüber, und kein Janſen kehrte zurück oder ließ auch nur etwas von ſich hören; wohl aber verbreiteten ſich dunkle Gerichte von deutſchen Handelsſchiffen, die in der Gegend von Neu-Amſterdam geſcheitert ſeien. Die Miene des Herrn Hermann Gruit ward immer bedenklicher. Einen großen Verluſt nach dem andern erlitt er durch den Fall mehrerer Handlungshäuſer zu Braunſchweig, Nürnberg, Augsburg und Ulm, und täglich noch trafen neue Unglücksbriefe ein. Am Jahresſchluße verglich er ſeine Bücher — und ſiehe da, was er gefürchtet hatte, erwies ſich als Wahrheit: die Schulden überſtiegen ſein Vermögen. Da legte er langſam die Feder weg, klappte leiſe das Buch zu, und gieng, ſchwer ſeufzend, aus der Schreibſtube hinauf in das Familienzimmer. Dort kleidete er ſich in ſeine volle Amtstracht als Rathsherr, küſte ſeine Frau und ſeine drei Knaben, und gieng mit der Aeußerung, daß heute Sitzung ſei, hinunter. Die grüne Gaße

entlang schritt er dem Rathhause zu; ein Diener trug ihm das schwere Hauptbuch nach. Im Rathhause legte er vor den erstaunten Amtsgefährten die Ehrenzeichen seiner Würde ab, und erklärte seine Zahlungsunfähigkeit.

Man kann denken, wie groß das Staunen aller war, daß das große Haus Gruit van Steen zu zahlen aufhören müße. Indes überzeugten sie sich aus der genauen Ansicht der Bücher, daß Herr Hermann an seinem Unglücke nicht schuld sei, und beschloßen, ihm noch eine halbjährige Frist zu gestatten, als die äußerste Zeit, in welcher man Jansen noch zurückerwarten könne, wenn das Schiff nicht verunglückt wäre.

Aber das halbe Jahr verfloß; es vergiengen zwei Monate darüber — und Jansen war nicht gekommen. Herrn Hermanns Umstände aber hatten sich noch verschlimmert.

Da drangen die schon durch die bewilligte Frist erbitterten Gläubiger so ungestüm auf die strenge Vollziehung des Gesetzes und die Versteigerung aller ihrem Schuldner gehörigen Sachen, daß die Obrigkeit dem Rechte seinen Gang laßen mußte. Alles wurde unter Siegel gelegt und dem armen Gruit nebst seiner Familie blieb nur das kleine Stübchen, wo sonst der Hausknecht geschlafen, links am Haupteingange des Hauses.

Die Versteigerung begann; sie geschah in dem geräumigen Schreibzimmer, jenem Stübchen gegenüber; man konnte hier die laute Stimme des Ausrufers deutlich hören. Mit jedem Niederfallen des Hammers fuhr es dem Herrn Hermann wie ein Schwert durchs Herz. Er saß tiefsinnig am Fenster und starrte das Schild seines Nachbars, des Wirts zum Westindienfahrer, an. Die Frau saß in der Tiefe der Stube mit rothgeweinten Augen, die Knaben aber spielten mit dem großen Hunde.

Da trat der Rathsdiener herein, und sagte mitleidig: „Herr Senator, den Lehnsessel soll ich holen.“

Herr Hermann seufzte, und Thränen traten in seine Augen; in diesem mit grünem Sammet beschlagenen Lehnsessel war sein seliger Vater sanft entschlafen, und er war darum als ein Heiligtum im Hause gehalten. Doch er wurde nun hinausgetragen, und die ganze Familie folgte ihm nach, als könnte sie sich nicht von ihm trennen.

Der Versteigerer rief: „Ein noch guter Lehnsessel, mit Sammet beschlagen,“ — und eine lange Pause folgte, weil sich alle Blicke nach den jammernden Hausbewohnern wandten. Endlich bot jemand darauf mit vier Mark und der Auctionator rief mismuthig: „Also vier Mark zum ersten!“

In diesem Augenblicke rief eine starke Basstimme zum offenen Fenster hinein: „Vierhundert Mark zum ersten!“

Alles ſtaunte; der Hund drängte ſich gewaltſam und freudigbellend vor das Haus. Jetzt trat ein Mann in Schiffertracht ins Zimmer, und rief nachdrücklich, indem er mit ſeinem ſpaniſchen Rohre auf den Tiſch ſchlug: „Vierhundert Mark zum andern, zum dritten und letzten Mal!“

„Gott, unſer Janſen!“ rief Herr Hermann — und fiel ihm um den Hals. Der aber fuhr fort: „Ja, ich bins, und unſer Schiff liegt voll Gold und Waaren im Hafen. Die Auction iſt aus! Fort jetzt, ihr alle; morgen kommt aufs Rathhaus; da ſoll alles ſamt den Intereſſen bezahlt werden. Denn wißen ſollt ihr: unſer Herrgott lebt noch, und das Haus Hermann Gruit von Steen ſteht noch — und nun erſt ſeid freudig gegrüßt in der Heimat, mein Herr Hermann und Frau Eliſabeth von eurem alten Janſen!“

Pſ. 37, 5. Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; er wirds wohl machen.

60.

Tod und Leben.

(Von Friedrich Rückert.)

Es gieng ein Mann im Syrerland,
führt' ein Kameel am Halfterband.
Das Thier mit grimmigen Gebärden
urplötzlich anfieng, ſcheu zu werden,
und that ſo ganz entſetzlich ſchnaufen:
der Führer vor ihm mußt entlaufen.
Er lief und einen Brunnen ſah
von ungefähr am Wege da.
Das Thier hört' er im Rücken ſchnauben,
das mußt ihm die Beſinnung rauben:
er in den Schacht des Brunnens kroch,
er ſtürzte nicht, er ſchwebte noch.
Gewachſen war ein Brombeerſtrauch
aus des geborſtnen Brunnens Bauch;
daran der Mann ſich feſt that klammern,
und ſeinen Zuſtand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh, und ſah
dort das Kameelhaupt furchtbar nah,
das ihn wollt oben faßen wieder;
dann blickt' er in den Brunnen nieder:
da ſah am Grund er einen Drachen
aufgähnen mit entſperrtem Rachen,
der drunten ihn verſchlingen wollte,
wenn er hinunter fallen ſollte.
So ſchwebend in der Beiden Mitte,
da ſah der Arme noch das Dritte:
wo in die Mauerſpalte gieng
des Sträuchleins Wurzel, dran er hieng,
da ſah er ſtill ein Mäuſepaar,
ſchwarz eine, weiß die andre war;
er ſah die ſchwarze mit der weißen
abwechſelnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
die Erd ab von der Wurzel ſpühlten;
und wie ſie rieſelnd niederrann,
der Drach im Grund aufblickte dann,
zu ſehn, wie bald mit ſeiner Bürde
der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann, in Angſt und Furcht und Noth,
umſtellt, umlagert und umdroht,
im Stand des jammerhaften Schwebens,
ſah ſich nach Rettung um vergebens.
Und da er alſo um ſich blickte,
ſah er ein Zweiglein, welches nickte
vom Brombeerſtrauch mit reifen Beeren;
da konnt er doch der Luſt nicht wehren: —
er ſah nicht des Kameeles Wuth,
und nicht den Drachen in der Flut,
und nicht der Mäuſe Tückeſpiel,
als ihm die Beer ins Auge fiel.
Er ließ das Thier von oben rauſchen,
und unter ſich den Drachen lauſchen,

und neben ſich die Mäuſe nagen:
griff nach den Beerlein mit Behagen.
Sie däuchten ihm zu eßen gut,
aß Beer auf Beerlein wohlgemuth,
und durch die Süßigkeit im Eßen
war alle ſeine Furcht vergeßen. —
Du fragſt: wer iſt der thöricht Mann,
der ſo die Furcht vergeßen kann?
So wiß, o Freund: der Mann biſt du!
vernimm die Deutung auch dazu:
Es iſt der Drach im Brunnengrund
des Todes aufgeſperrter Schlünd;
und das Kameel, das oben droht,
es iſt des Lebens Angſt und Noth;
du biſts, der zwiſchen Tod und Leben
am grünen Strauch der Welt muß ſchweben.

Die beiden, ſo die Wurzel nagen,
dich, ſamt den Zweigen, die dich tragen,
zu liefern in des Todes Macht,
die Mäuſe heißen Tag und Nacht.
Es nagt die ſchwarze wohl verborgen
vom Abend heimlich bis zum Morgen,
es nagt vom Morgen bis zum Abend
die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwiſchen dieſem Graus und Wuſt
lockt dich die Beere Sinnenluſt,
daß du das Laſtthier Lebensnoth,
daß du im Grund den Drachen Tod,
daß du die Mäuſe Tag und Nacht
vergißeſt, und auf Nichts haſt Acht,
als daß du recht viel Beerlein haſcheſt,
aus Grabes Brunnenritzen naſcheſt.

61.

Der Staar von Segringen.

(Von J. P. Hebel.)

Selbſt einem Staaren kann es nützlich ſein, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menſchen. — Der Barbier in Segringen hatte einen Staar, und der Lehrjunge gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Staar lernte nicht nur alle Wörter, die ihm ſein Sprachmeiſter aufgab, ſondern er ahmte zuletzt auch ſelber nach, was er von ſeinem Herrn hörte, zum Exempel: „Ich bin der Barbier von Segringen.“ Sein Herr hatte ſonſt noch allerlei Redensarten an ſich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: „So, ſo, lala“; oder: „Par compagnie“ (das heißt ſo viel, als in Geſellſchaft mit Andern); oder: „Wie Gott will“; oder: „Du Dolpatſch“. So titulierte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaſter auf den Tiſch ſtrich, anſtatt aufs Tuch, oder wenn er das Scheermeßer am Rücken abzog anſtatt an der Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle dieſe Redensarten lernte nach und nach der Staar auch. Da nun täglich viele Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Brantwein ausſchenkte, ſo gabs manchmal viel zu lachen, wenn die Gäſte mit einander ein Geſpräch führten, und der Staar auch eines von ſeinen Wörtlein drein warf, das ſich dazu ſchickte, als wenn er den Verſtand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrjunge rief: „Hanſel, was machſt du?“ antwortete er: „Du Dolpatſch,“ und alle Leute in der Nachbarſchaft wußten von dem

Hanſel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beſchnittenen Flügel wieder gewachſen waren, und das Fenſter war offen, und das Wetter ſchön, da dachte der Staar: Ich hab jetzt ſchon ſo viel gelernt, daß ich in der Welt kann fortkommen, und huſch zum Fenſter hinaus. Weg war er. Sein erſter Flug gieng ins Feld, wo er ſich unter eine Geſellſchaft anderer Vögel miſchte, und als ſie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte: Sie wißen die Gelegenheit hier zu Land beßer als ich. Aber ſie flogen unglücklicher Weiſe alle miteinander in ein Garn. Als der Vogelſteller kommt, und ſieht, was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutſam heraus, dreht ihm den Hals um, und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderiſchen Finger wieder nach einem Gefangenen ausſtreckte, und denkt an nichts, ſchrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen;“ als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelſteller erſchrak anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zugienge, nachher aber, als er ſich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Athem kommen; und als er ſagte: „Ei Hanſel, hier hätte ich dich nicht geſucht, wie kommſt du in meine Schlinge?“ da antwortete der Hanſel: „Par compagnie.“ Alſo brachte der Vogelſteller den Staar ſeinem Herrn wieder, und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb ſich damit einen guten Zuſpruch, denn jeder wollte den merkwürdigen Hanſel ſehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Ader laßen, geht zum Barbier von Segringen.

Merke: So etwas paſſiert einem Staar ſelten. Aber ſchon mancher junge Menſch, der auch lieber herumflankieren, als daheim bleiben wollte, iſt ebenfalls par compagnie in die Schlinge gerathen, und nimmer heraus kommen.

62.

Räthſel.

Uns durchſtrömet das Licht der Sonne von Außen und Innen,
aber der Regen benetzt Eine Seite uns nur.
Weht uns der Nord ins Geſicht, ſo ſchwitzt uns am meiſten der Rücken,
ſtarret die Wieſe von Eis, bieten wir Blumen dir dar.
Raubet ein Sturm, ein Hagel, ein Stein uns endlich das Leben,
ſo verſcheiden wir froh, nicht ohne Schwanengeſang.

63.

Räthsel.

(Von J. P. Hebel.)

Ich armer Sclave
erleide harte Strafe
und komme nie zum Schlafe.
Den Pferden gleich im Brunnenhaus
geh ich ringsum, Jahr ein, Jahr aus.
Und fang ich auch zu schlummern an,
kommt ein metallner Mann heran,
und treibt zu neuer Arbeit an;
und wo der Starke, der mich rette?
das Haus das mich verschließt, ligt selber
an der Kette.

64.

Der Glockenguß zu Breslau.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Als die Glocke zu St. Maria Magdalena in Breslau gegoßen werden sollte, und alles dazu fast fertig war, gieng der Gießer zuvor zum Eßen, verbot aber dem Lehrjungen bei Leib und Leben, den Hahn am Schmelzkeßel anzurühren. Der Lehrjunge aber war vorwitzig und neugierig, wie das glühende Metall doch aussehen möge, und indem er so den Krahn bewegte und anregte, fuhr er ihm wider Willen ganz heraus und das Metall rann und rann in die zubereitete Form. Höchst bestürzt weiß sich der arme Junge gar nicht zu helfen, endlich wagt ers doch, und geht weinend in die Stube, und bekennt seinem Meister, den er um Gotteswillen um Verzeihung bittet. Der Meister aber wird vom Zorn ergriffen, zieht das Schwert, und erstticht den Jungen auf der Stelle. Dann eilt er hinaus, will sehen, was noch vom Werk zu retten sei, und räumt nach der Verkühlung ab. Als er abgeräumt hatte, siehe, so war die ganze Glocke trefflich wohl ausgegoßen, und ohne Fehl; voll Freuden kehrte der Meister in die Stube zurück, und sah nun erst, was für Uebels er gethan hatte. Der Lehrjunge war verblichen; der Meister wurde eingezogen, und von den Richtern zum Schwert verurteilt. Inmittels war auch die Glocke aufgezogen worden; da bat der Glockengießer flehentlich: ob sie nicht noch geläutet werden dürfte, er möchte ihren Klang auch wohl hören, da er sie doch zugerichtet hätte, wenn er die Ehre vor seinem letzten Ende von den Herren haben könnte. Die Obrigkeit ließ ihm willfahren, und seit der Zeit wird mit dieser Glocke allen armen Sündern, wenn sie vom Rathhaus herunterkommen, geläutet.

65.

Einsiedlers Morgenlied.

(Von W. M. L. de Wette.)

Jeder hat das Licht gesiegt,
kämpfend mit der dunkeln Nacht;
Was im Schlaf sie eingewiegt,
ist zum Leben neu erwacht:
Also in dem Kampf der Sünden
sollen wir auch überwinden.

Doch nach kurzem Siegeslauf
sinkt das Licht aufs Neu hinab,
Und dann wieder steiget auf
Finsternis aus ihrem Grab:
Ach, wann wird im schweren Ringen
endlich uns der Sieg gelingen?

Ja, einst bricht ein Morgen an,
der nie wieder weicht der Nacht,
Wo der Kampf ist abgethan
mit des Bösen dunkler Macht:
Dann im Licht versammelt oben
werden Gott wir ewig loben.

66.

Wohlthun.

(Von Matthias Claudius. Werke, 1819. VII. Seite 71.)

Wohlthaten, still und rein gegeben,
sind Todte, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die im Sturm bestehn,
sind Sternlein, die nicht untergehn.

67.

Aussicht von einer Alpe.

(Deutsches Land, von J. C. F. Guts Muths. I. Seite 57 ff.)

Von dem Dorfe Ebensee, auch Lambath genannt, und liegend am südlichen Ende des Gmünder- oder Traunsees, ligt gen Abend nicht fern die Alpe Kranabitsattel. Sie ist nur von mäßiger Höhe, leicht und sicher, selbst während der Nacht, zu besteigen. Mache dich auf Abends zehn Uhr von Ebensee. Um zwei Uhr gelangst du zur Hütte der Sennerin. Hast du dich daselbst erquickt, so tritt auf die Höhe, um die Geburt des neuen Lichts zu erleben. Noch ist es Nacht; nur ein fahler Schein des Lichts verräth nach Mittag hinaus eine räthselhafte Luftgestalt; aber bald, wenn es um dich noch dämmert, wird sie verklärt. Wie eine Pyramide von rosenfarbigem Quarze steht sie jetzt vor dir; es ist der Gipfel des Thorsteins mit seinen Gletschern und Schneefeldern. Jetzt röthet sich am obern Saum der Morgennebel, der die niedern Berge umschwebt, und dann stralt der Gipfel jenes Gletschers schon im heitern Sonnenlichte, obgleich die Sonne dir noch tiefer hinter den östlichen Bergen verborgen ist. Wende dich jetzt gen Mitternacht, und tritt an die schroffsten Wände der Alpe, die hier fünfhundert Klafter tief in den Abgrund hinabsetzen. Da siehst du Bayerns Ebenen im Lichte der

Morgendämmerung, und das ganze Hügelmeer Oesterreichs, von Passau und dem dunkeln Böhmerwalde bis hinab an die Berge bei Marbach und Mölk an der Donau. Aber so wie mit jedem Augenblick diese nördliche Welt mit frischerem Morgenroth überströmt wird, treten dir bestimmter hervor die Hügelrücken, die Gebirgsketten, die schimmernden Flüße, die Städte und übrigen Wohnplätze. Tritt der Tag nun lichter herauf, kürzen sich die Alpenschatten um dich her, dann breitet sich der weite Atterse und der Gmündersee, der hintere und vordere Lambathsee und der Atterse zu deinen Füßen aus, häufig durch zwischentretende Felsen so oder so in mehrere Stücke geteilt, so daß diese fünf Seen wohl als zwölf große Spiegel erscheinen.

Diesen ungeheuren Gesichtskreiß von den Hügeln an der Isar bis gegen Wien hin, an die Berge von Marbach und Mölk an der Donau, dieß ausgebreitete Schauſtück von Städten und Märkten, von Schlößern und Dörfern, dieses Heer von Seen im Vorgrunde mit einem Blick zu überschauen, welch ein Zaubergemälde! — Nur in den Voralpen, und vorzüglich hier nur und auf dem Schafberge, ist das möglich; darum heiße der Kranabitsattel der Rigi des deutschen Landes.

68.

Hofer, Kommandant von Tyrol.

(Von Friedrich Rückert.)

Aus Mantua von dem Walle
komm ich geschritten her,
Wo noch von meinem Falle
ein Fleck ist blutig sehr.

Die Augen unverschloßen
von der Franzosen Hand,
Ward ich allda erschoßen,
ich, Tyrols Kommandant.

Im Jahre, da man setzte
in Insurrection
Tyrol, das Schwerter wetzte
für Oestreichs Kaiserthron,

War ich es, den erkannten
die Häupter der Partei
Als Tyrols Kommandanten,
daß ichs für Oestreich sei.

O Oesterreich, ich habe
die Kommandantenschaft
Bewaret bis zum Grabe
für dich mit treuer Kraft.

Es hat mich nicht verdroßen
daß als Verräther ich
Vom Feinde ward erschoßen,
weil ich es ward für dich.

O Oesterreich, ich habe
die Kommandantenschaft
Bewaret auch im Grabe
für dich mit treuer Kraft.

Mußt auch mein Blut zerstieben
auf fremden Mauern wohl,
Im Tod bin ich geblieben
Kommandant von Tyrol.

Ich hab als treuer Hüter,
nachdem ich längst erblich,
Gehütet die Gemüther,
o Oesterreich, für dich;

Als Geist bin ich geschritten
stets dieß mein Land hindurch,
Und habe unbestritten
bewart dir deine Burg.

Nun heut, da unser Hoffen
gekommen ist zum Ziel,
Daß Tyrol frei und offen
zurück an Oestreich fiel.
Hier von mir eingehändigt
nimm hin das teure Pfand, —
Heut ist mein Amt geendigt
als Tyrols Kommandant.

Nimm hin dieß Land der Treue,
das dein von Anfang war,
Das dein ist jetzt aufs neue,
und dein sei immerdar.
Aus meiner Hand ich thue
den Kommandantenstab,
Und gehe so zur Ruhe
zufrieden in mein Grab.

Sprichwörter.

69.

Allweg soll wollen mehr ein Mann,
als er mit der That vollbringen kann.

Die Marterwoche laß still vergehn,
dein Heiland wird wohl auferstehn.

Gut Gewißen und armer Herd
ist Gott und aller Ehren werth.

Groß sein thut es nicht allein,
sonst holte die Kuh den Hasen ein.

Frisch und fröhlich zu seiner Zeit,
fromm und treu in Ewigkeit.

Weis' ist der und wohlgelehrt
der alle Dinge zum Besten kehrt.

Scharfe Schwerter schneiden sehr,
scharfe Zungen noch viel mehr.

Es war keiner je so reich,
mit Gedanken bin ich ihm gleich.

Mancher weiß nicht, daß ers kann,
wenn ers übet, geht es an.

Es flog ein Gänschen über den Rhein
und kam als Gickgack wieder heim.

Das reichste Kleid
ist oft gefüttert mit Herzeleid.

Gut Gewißen
ist ein sanftes Ruhekißen.

70.

Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter.
Mancher sucht einen Pfennig und verbrennt dabei drei Lichter.
Wenn man einen Wurm tritt, so krümmt er sich.
Tauben fliegen einem nicht gebraten ins Maul.
Was einer einbrockt, das muß er ausessen.
Man entgeht wohl der Strafe, aber nicht dem Gewißen.
Besser arm in Ehren, als reich in Schanden.
Wer auf dem halben Weg umkehrt, irrt nur zur Hälfte.
Man muß nicht über sich sehen, sondern unter sich.
Windmühlen kann man nicht mit Blasbälgen treiben.
Von großen Blöcken haut man große Späne.
Wohl schweigen ist eine größere Kunst als wohl reden.

71.

Eben 'naus und nirgend 'nein.
Gewalt geht vor Recht.

Ein Pfennig klingt nicht.
Ein Narr macht viele Narren.

Gestrenge Herren regieren nicht lange.
Träume sind Schäume.
Jung gewohnt, alt gethan.
Viele Köche verderben den Brei.
Schläge machen weise.
Es ist nicht alles Gold, was glänzt.
Durch Schaden wird man klug.
Umsonst ist der Tod.

72.

Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

(Von J. P. Hebel.)

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt." Mancher, der nicht an dieses Sprichwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergessen: Manches glänzt nicht und ist doch Gold; und wer das nicht glaubt und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden, und ein ruhiges Herz dazu und ein gutes Gewißen glänzt auch nicht, und ist noch mehr als Goldes werth. Oft ist gerade da am wenigsten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig Muth. Wer viel von seinen Thalern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simri (Scheffel) Dukaten daheim. Als er sie zeigen sollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines rundes Schächtelchen zum Vorschein, das man mit der Hand bedecken konnte. Doch half er sich mit einer guten Ausrede. Das Dukatenmaß, sagte er, sei kleiner als das Fruchtmaß.

73.

Der Morgen im Walde.

(Von Egon Ebert.)

In sanfter Morgenwind durchzieht
des Forstes grüne Hallen,
Hell wirbelt der Vögel muntres Lied,
die jungen Birken wallen.

Das Eichhorn schwingt sich von Baum zu Baum,
das Reh durchschlüpft die Büsche,
Viel hundert Käfer im schattigen Raum
erfreun sich der Morgenfrische.

Und wie ich so schreit' in dem lustgen Wald,
und alle Bäum erklingen,
Um mich her alles singet und schallt:
wie sollt ich allein nicht singen?

Ich singe mit starkem, freudigem Laut
dem, der die Wälder säet,
Der droben die lustige Kugel gebaut,
und Wärm und Kühlung wehet.

74.

Des Bergmanns Leiche zu Falun.

(Ansichten von der Nachtseite der Naturwißenschaft, von G. H. Schubert. 1818. S. 220.)

In der schwedischen Eisengrube zu Falun fand man, als zwischen zwei Schachten ein Durchschlag versucht wurde, einen Leichnam, der, ganz

mit Eisenvitriol durchdrungen, anfangs weich war, sobald man ihn aber an die Luft gebracht, hart wie Stein wurde. Funfzig Jahre hatte derselbe in einer Tiefe von dreihundert Ellen in jenem Vitriolwaßer gelegen, und niemand hätte die noch unveränderten Gesichtszüge des verunglückten Jünglings erkannt, niemand die Zeit, seit welcher er in dem Schachte gelegen, gewußt, da die Bergchroniken so wie die Volkssagen bei der Menge der Unglücksfälle in Ungewisheit waren, hätte nicht das Andenken der ehemals geliebten Züge eine alte treue Liebe bewart. Denn als um den kaum hervorgezogenen Leichnam das Volk, die unbekannten jugendlichen Gesichtszüge betrachtend, steht, da kommt an Krücken und mit grauem Haar ein altes Mütterchen, mit Thränen über den geliebten Todten, der ihr verlobter Bräutigam gewesen, hinsinkend, die Stunde segnend, da ihr noch an den Pforten des Grabes ein solches Wiedersehen gegönnt war. Das Volk sah mit Verwunderung die Wiedervereinigung dieses seltenen Paares, davon das Eine im Tod und in tiefer Gruft das jugendliche Aussehen, das Andere bei dem Verwelken und Veraltern des Leibes die jugendliche Liebe treu und unverändert erhalten hatte.

75.

Des Bergmanns Leiche zu Falun.

(Von K. B. Tritius.)

Wißt ihr von des Bergmanns Leiche
aus dem Schachte zu Falun?
Dem einst Gott im Schattenreiche
unverletzt vergönnt zu ruhn?
Nicht der Nachwelt Thränen weckte
dieser Jüngling grauer Zeit;
Doch den treugeliebten deckte
Erde, nicht Vergeßenheit.

Bei des Grubenlämpchens Schimmern
mußte sich das junge Herz
Selber seine Ruhstatt zimmern,
einen Sarg aus blankem Erz.
Bis, nach mehr als sechzig Jahren,
viele hundert Klafter tief
Man hinab zur Stell gefahren,
wo der arme Bergmann schlief.

Doch wie, rein und aufgehoben,
ruht im Erdenschoß das Gold,
Das befleckt im Licht hier oben
durch der Menschen Hände rollt;
So im Schoß metall'ner Klüfte
schloß das ewige Gestein
In ambrosisch reine Düfte
unversehrt den Schläfer ein.

Wie er nun ans Licht gezogen,
blühend wie ein Maientag,
Dem der Sonne Glanz entflogen,
vor des Volkes Augen lag,
Fragen staunend alle Blicke,
wer der Wunderjüngling sei?
Und es zittert an der Krücke
auch ein Mütterchen herbei.

Flehend drängt die Tiefbetrübte
durch die Menge sich, und schaut —
Ja! er ists, der Heißgeliebte!
und sie ist des Jünglings Braut!
„Nur der Tod kann dich mir geben,
aber ich war ewig dein!"
Sprachs, und schlief zum beßern Leben
an des Jünglings Busen ein.

76.

Wilhelm der Eroberer. Schlacht bei Haſtings. 1066.

(Von Lanz, nach einer Chronik der Normandie.)

Der König Eduard II. von England war ein guter und frommer König. Als er alt und ſchwach ward, ſah er ſich um, wem er ſein Reich hinterließe, denn er hatte keine Kinder. Da gedachte er, wie der Herzog Wilhelm von der Normandie ihn lange Zeit gepflegt und geſchützt hatte; er war ſein Vetter, und er liebte ihn mehr als ſonſt einen Menſchen auf der Welt; dabei war er verſtändig und von gutem Wandel, und mächtig, alſo daß er das Reich wohl verwalten konnte. So beſtellte er ihn denn zum Erben ſeines Reiches, kündigte es ſeinen Baronen an, und ſandte dem Herzog zu deſſen Urkunde einen Brief mit ſeinem großen Siegel. Es war aber dazumal in England ein ſehr angeſehener Mann, mit Namen Harald, der war ein Bruder von König Eduards Gemahlin, und Seneſchal des Reiches. Derſelbe war einmal in die Gefangenſchaft Herzog Wilhelms gerathen, der Herzog aber hatte ihm große Ehre erwieſen, ſeinetwegen Ritterſpiele und Turniere angeſtellt und es endlich dahin gebracht, daß er ihm verſprach, ihm nach dem Tode König Eduards die Herſchaft nicht ſtreitig zu machen, und dafür verſprach ihm der Herzog ſeine Tochter zur Ehe. Als ſie darüber eins waren, berief der Herzog die Prälaten und Barone ſeines Landes, und in ihrer Gegenwart beſchwur Harald den Vertrag auf das Evangelium. Hernach kehrte er ungehindert heim und pries des Herzogs Lob beim König.

Kurz hernach geſchah es, daß König Eduard in eine ſchwere Krankheit verfiel. Da verſammelte Harald die Prälaten und Barone und übrigen Großen, daß der König vor ihnen über das Reich verfüge. Darauf beſtellte er einen Fürſprecher, der gieng mit den Großen hin vor den König, als er ſehr ſchwach war, und ſprach: „Sir, das ganze Land iſt ſehr betrübt über eure Krankheit, und mit Recht, denn ihr habt uns gerecht und in Frieden beherſcht. Da wir nun alle ſterblich ſind, und ihr ſeid ſehr alt und lieget ſchwer darnieder, und habet keinen Leibeserben, der nach euch die Herſchaft führe, ſo ſorget für euer Volk und den Frieden des Landes, und beſtellet für den Fall eures Todes einen Herrn, der es zu ſchützen vermöge und ihnen genehm iſt. Sehet, da ſind die vornehmſten Männer des Landes, und die euch am meiſten lieben, ſo wie ihr ſie liebet; dieſe haben zur Beruhigung eures Herzens und zum Nutzen eures Volkes überleget, und ſind der Meinung, daß ihr ihnen keinen beßern Herrn beſtellen könnet, der ſie mehr liebe und ihnen angenehmer wäre, als hier euer Schwager Harald. Deshalb bitten wir euch, daß ihr ihm die Herſchaft übergebet, damit er nach eurem Hinſcheiden unſer König ſei mit

eurem Willen.“ Als der Redner geendigt hatte, schrieen alle Anwesenden, so wie es Harald angeordnet, mit lauter Stimme: „Er hat Recht, Harald sei unser König!“ Darauf ließ sich der König im Bette aufrichten, und sprach sitzend, so laut er konnte: „Meine Herrn, ich danke euch für eure Gesinnung; doch wißet, ich habe schon Fürsorge getroffen, und habe den Herzog Wilhelm von der Normandie zum Erben des Reiches bestellt, und habe ihm solches beschworen nebst mehreren von euch, das genüge euch. Wollte ich nun die Herschaft einem Andern übergeben, so könnte er den Frieden nicht bewaren.“ — „Bei Gott!“ rief da Harald, „gebet mir das Reich, und ich werde es schützen und wohl verteidigen wider jedermann!“ — „Wohl denn,“ sprach der König, „es sei! Doch ich kenne den Herzog und seine Normannen, daß sie dir Tod und Verderben bringen.“ Darauf, da sie ihn so drängten, wandte er sich um im Bett und sprach: „Mögen die Engländer zum König nehmen, wen sie wollen, ich bin es zufrieden!“ Nicht lange nachher starb er; und Harald nahm Besitz vom Reich und ließ sich huldigen.

Herzog Wilhelm war gerade im Park bei Rouen auf der Jagd, als ein Knappe geradeswegs von England kam, ihn bei Seite nahm und ihm erzählte, wie König Eduard gestorben sei, und Harald an seiner Stelle gekrönt und gesalbt. Wie er solches hörte, ward er ganz nachdenklich, und gieng gleich nach Hause in seinen Pallast; da gieng er im Saale auf und ab, und knirschte mit den Zähnen, bald setzte er sich, bald stund er wieder auf, und hatte weder Ruhe noch Rast; keiner seiner Leute wagte, ihn anzureden. Da kam sein Seneschal, der ihm sehr vertraut war, und sprach: „Sir, was haltet ihr die Nachricht geheim? Die ganze Stadt weiß es, daß König Eduard todt ist, und Harald ist meineidig worden an euch, und hat sich krönen laßen.“ So ist es, sprach der Herzog, und Harald thut sehr unrecht. „Sir,“ sprach ein tapferer Ritter, Wilhelm, Osbers Sohn, „das könnet ihr leicht wieder gut machen, und den Harald stürzen, wenn ihr wollet. Mit euch ist das gute Recht, mit euch sind tapfere Ritter: also nur Muth, und frisch ans Werk.“ Darauf befragte der Herzog seine Räthe, und auf ihren Rath schickte er Gesandte an Harald, und ließ ihn an seinen Schwur erinnern; aber dieser antwortete trotzig, er sei dem Herzog Wilhelm zu nichts verbunden. Nun versammelte er seine vertrauten Freunde und fragte sie um Rath, und sie sagten einstimmig: „Was uns betrifft, so sind wir bereit, mit Gut und Blut euch zu dienen, und nicht von euch zu laßen; aber ihr bedürfet der Hilfe aller eurer Ritter, drum laßet sie alle sich versammeln.“ Und der Herzog versammelte alle seine Lehensmannen, und sprach sie um ihren Beistand an. Sie traten bei Seite und hielten Rath, und Osbers Sohn führte das Wort für den Herzog. Aber andere waren schwierig und sprachen: „Er ist unser Herr, und dafür entrichten wir ihm seine Gebühren; aber übers Meer brauchen wir ihm nicht

zu folgen: wir ſind genug belaſtet mit ſeinen Kriegen, und wenn der Zug übel ausſchlägt, ſo zahlen wir die Zeche.“ Dieſen ſtimmten die Uebrigen bei, und ſo weigerten ſie ſich, mitzuziehen. Darauf berief der Herzog die Barone einzeln zu ſich, und redete ihnen zu, und verſprach ihnen Land in England. So waren die meiſten willig und verſprachen, die einen mehr, die andern weniger, und machten es ſchriftlich; ſein Bruder, der Biſchof Odo, verſprach, vierzig gerüſtete Schiffe zu ſtellen, der Biſchof von Mons dreißig, und ſo die andern nach Belieben. Sodann ließ er Söldner werben, wo er ſie bekam, und wandte ſich an den König von Frankreich, Philipp I., und verſprach, England von ihm zu Lehen zu nehmen, wenn er ihm beiſtünde. Aber dem König ſagten ſeine Leute, er ſolle es nicht thun, denn der Herzog ſei ohnedieß ſchon ſo mächtig, und wenn er noch England eroberte, würde er gar nicht mehr gehorchen. Da ſchlug ihm der König die Bitte ab, und ſagte, ſo ein Unternehmen wäre eine große Thorheit. Jetzt bat er ſeinen Schwager, den Herzog von Flandern, um Hilfe, und dieſer fragte, wie viel Land er ihm in England verſpräche. Wilhelm verſprach, es ihm ſchriftlich mitzuteilen, und reiste ab. Darauf nahm er ein Blatt Pergament, legte es zuſammen, wie einen Brief, ſchrieb aber nichts hinein, außen aber ſchrieb er darauf: So viel, als da drinnen ſteht, ſoll mein Schwager von England erhalten. Hernach ſchickte er Geſandte an den Pabſt, und verſprach, das Land vom heiligen Vater zu Lehen zu nehmen, wenn Gott es in ſeine Hände gäbe. Und der Pabſt ſchickte eine geweihte Fahne und einen Ring mit einem koſtbaren Stein, unter welchem ein Haar des heiligen Petrus war. Darüber war der Herzog ſehr froh und rüſtete gleich ſeine Flotte. Jetzt kamen ſeine Leute von allen Seiten, und boten ihm an, die Mütter ihre Söhne, und jeder, womit er dienen konnte. Vom Auslande ſtrömten ſie herbei, und begehrten der Eine Sold, der Andere Land, die Einen Städte, die Anderen Schlößer; und der Herzog Wilhelm verſprach ihnen, was ſie begehrten.

Als die ganze Flotte ausgerüſtet war, kam ſie zuſammen am Ufer der Somme, und es waren achthundert und ſechs und neunzig große Schiffe, ohne die vielen kleinen zur Seite. Damit fuhr er eines Morgens mit günſtigem Wind ab, und landete bei Haſtings. Als die Schiffe alle am Ufer waren, ſtiegen zuerſt die Bogenſchützen ans Land, dann die Geharniſchten kampffertig, und ſtellten ſich am Ufer auf; hernach landete das Gepäck und Fuhrwerk und die Werkleute mit drei hölzernen Bollwerken, die der Herzog hatte zimmern laßen. Zuletzt kam der Herzog ſelbſt; und wie er ans Land ſprang, glitt ſein Fuß aus, und er fiel mit beiden Händen auf die Erde. Das wollten einige als übles Zeichen nehmen, aber er rief mit lauter Stimme: „So faße ich das Land mit beiden Händen, das ich mit Gottes Beiſtand erobere!“ Darauf ließ er alle Schiffe durchbohren, damit Keiner in die Heimat entfliehen könne, ließ ein

Lager ſchlagen und mit Gräben und den drei Bollwerken befeſtigen und Lebensmittel einbringen.

Harald befand ſich in Northumberland, und hatte eben ſeinen Bruder Toſti beſiegt, als ihm die Kunde kam, die Normannen ſeien gelandet und verheerten das Land. Da ließ er gleich durch ganz England ausrufen und befehlen, daß ungeſäumt alle ſtreitbare Mannſchaft gen London käme, und er ſelbſt begab ſich eilig dahin. Wie er da ſein Heer verſammelte, kam ein Abgeſandter von Herzog Wilhelm, und ſprach: „Mein Herr läßet euch entbieten, daß ihr eures Schwurs gedenket, und gebet ihm das Reich zurück, das ihm gehöret von Rechts wegen. Thut ihr dieſes nicht, ſo wird er mit Gottes Beiſtand es erobern.“ Harald erwiderte: „Der Schwur, den mir der Herzog abgenommen, war erzwungen, und ſolcher bindet nicht. Er kehre heim, und ich will ihm Erſatz geben und ſeine Schiffe ausbeßern. Wo nicht, ſo erwarte er mich nächſten Samſtag zum Kampf.“ Dieſes nahm Wilhelm an. Inzwiſchen kamen die Engländer zuſammen, Fürſten und Grafen, Edle und Vaſallen, aus Städten und Dörfern, Burgen und Schlößern; und als ſie beiſammen waren, zogen ſie aus London. Da ſprach zu Harald ſein Bruder: „Bleib du lieber in der Stadt, und laß mich mit dem Heere ausziehen, denn mich bindet kein Schwur.“ Aber Harald that es nicht, und ſie zogen aus bis eine Meile von dem Feind. Dort ließ er ſein Lager ſchlagen und daſſelbe befeſtigen, und nur drei Eingänge machen. Darauf ritt er mit ſeinem Bruder allein aus, die Stellung der Feinde zu erſpähen. Als ſie nun die Zelte überſahen, und die Menge der Menſchen und den Glanz der Waffen, und hörten das Getöſe und den Lärm, da ſprach Harald: „Es wäre wohl beßer, nach London zurückzukehren, bis wir mehr Leute haben; oder ich will hin, und dir ſolche zuführen.“ — „Ha! feiger Verräther,“ erwiderte ihm ſein Bruder, „jetzt iſt es zu ſpät. Du haſt kein Herz, der bloße Anblick des Feindes hat dich beſiegt!“ — Hernach ſchickte Harald zwei Kundſchafter ins feindliche Lager, die wurden ergriffen und vor den Herzog geführt. Dieſer ließ ſie im ganzen Lager herumführen, und entließ ſie ungekränkt. Als ſie zurückkamen und alles erzählten, erſchracken die Engländer ſehr. Nochmals ſchickte Wilhelm einen Abgeſandten an Harald, der ſprach zu ihm vor der Verſammlung ſeiner Großen: „Dreierlei läßet euch mein Herzog zur Wahl anbieten: entweder den Eid zu halten, oder der Entſcheidung des Pabſtes euch zu unterwerfen, oder Mann gegen Mann mit ihm zu kämpfen.“ Aber Harald ließ ſich auf keines von dieſen ein. Nun bot er ihm ganz Northumberland an, wenn er die Herſchaft ihm abtrete. Aber auch dieſes lehnte Harald ab, denn er meinte, dann werde es nicht lange währen, ſo würden ſie ganz vertrieben.

Nun ſah der Herzog Wilhelm wohl, daß die Waffen entſcheiden müßten, und kündigte das Treffen an für den folgenden Tag. Die Engländer waren die ganze Nacht in Saus und Braus, aßen, tranken und ſangen. Die Nor-

mannen aber bedachten ihr Seelenheil, beteten und beichteten, und rüsteten Pferd und Geschirr. Am frühen Morgen hörten alle andächtig die Messe, hernach bestieg der Bischof Odo, des Herzogs Stiefbruder, die Bühne, und hielt eine schöne Rede. Darauf, als alles in Waffen versammelt war, sprach auch der Herzog von einer Anhöhe: „Freunde, wir sind herüber gekommen, für eine gute Sache, für das Recht zu streiten. Diese Engländer sind Verräther, wie sie schon oft bewiesen haben, und dafür werdet ihr sie heute strafen mit Gottes Beistand. Haltet euch wacker, und gedenket, daß, wenn ihr sieget, dieser Tag euch Ehre und Güter bringt. Sieget der Feind, so seid ihr verloren, denn ihr habt keine Zuflucht. Eure Schiffe sind durchbohrt. Darum nur Muth und Vertrauen und Gott bescheert euch den Sieg!“.

Nachdem der Herzog Wilhelm also gesprochen, ordnete er seine Leute in drei Heerhaufen, um von drei Seiten anzugreifen. Jeder derselben bestund aus Geharnischten, Bogenschützen und leichtem Fußvolk. An der Spitze des ersten stund Wilhelm, Osbers Sohn; der Herzog selbst führte den dritten auf einer Anhöhe, um alles zu übersehen und Hilfe zu bringen, wo es Noth that. Desgleichen ordnete Harald die Seinigen zur Schlacht. Sie hatten Streitärte und Hellebarden, die Normänner lange Lanzen und scharfe Schwerter. Gegen die Pfeile der Bogenschützen deckten sie sich mit großen Schilden und hatten sich rings mit Flechtwerk umgeben. Harald befahl, daß alle ihren Platz behaupten und nur vertheidigen sollten, und keiner solle aus irgend einem Grund die Glieder verlaßen. Dann ließ er das Banner entfalten, und siehe, da rückten schon die Normannen an. Wie sie Harald erblickte, ward er blaß, fieng an zu zittern, und wünschte, er wäre zu London. Jetzt kamen sie heran gegen die Verschanzungen, schoßen und fiengen an zu stürmen; aber die Engländer wehrten ab, und hieben tüchtig drein mit den Streitärten, die sie mit beiden Händen schwangen. So konnten die Normannen durchaus nicht eindringen und litten viel Schaden; ihre Pfeile aber thaten dem Feind nichts, weil er durch die Hürden geschützt war. Da zogen sich die zwei ersten Haufen wieder ein wenig zurück, und der Herzog befahl, als er mit seinem Haufen dazu kam, daß die Bogenschützen sollten in die Höhe schießen, und während der Feind emporsehe, sollten die andern nochmals stürmen. Das geschah, und die drei Heerhaufen versuchten an den drei Eingängen einzudringen. Nun entstund ein gewaltiges Geschrei und ein arger Kampf. Dem Harald flog, während er emporsah, ein Pfeil ins Auge, aber seine Leute hielten sich wacker; stärker und hitziger wurde das Gefecht, und die Normannen wurden an der Stelle zurückgetrieben bis an einen Graben. Da ermannten sie sich wieder, trieben die Engländer in ihre Verschanzungen, und drangen mit ihnen hinein. Blutiger und gräßlicher erhub sich der Kampf, und die Normannen wurden wieder herausgetrieben. Da nun Herzog Wilhelm

sah, daß die Feinde so fest ihren Platz behaupteten, und nicht heraus aus der Verschanzung wollten, so befahl er seinen Leuten, daß sie zum Schein fliehen sollten, und wenn die Engländer ihnen nachsetzten, dann umkehren, und mit Vorteil gegen sie kämpfen sollten. So geschah es: die Normannen flohen und die Engländer verfolgten sie, bis daß der Herzog ein Zeichen mit der Trompete gab. Da wandten sich die Normannen um, und hieben mit den Schwertern drein, und die Engländer konnten sich mit den Streitärten in beiden Händen nicht gut wehren, gegen die Pfeile waren sie nicht gedeckt, und die Ritter kamen ihnen auf den Nacken. Also flohen sie da und dorthin, die einen fielen, die andern riefen Pardon, und endlich drangen die Normannen in die Verschanzung und rißen die Hürden nieder. Von allen Seiten sammelten sie sich um des Herzogs Banner, und drangen alsdann vor; aber die Engländer widerstanden tapfer. Es erhub sich von neuem ein fürchterlicher Kampf, und es geschahen herliche Thaten auf beiden Seiten: dem Herzog ward das Pferd unterm Leibe getödtet, und Haralds Bruder ward erschlagen. Die Normannen waren zu Pferd, die Engländer alle zu Fuß, und so drangen jene mit Gewalt vor bis zu Haralds Banner, rißen es nieder und pflanzten die geweihte Fahne an die Stelle. Jetzt fiengen die Engländer an, zum Teil zu fliehen, die andern kämpften tapfer fort, bis sie erlagen. Harald fand sich hernach unter den Todten, weit von seinem Banner. Die Schlacht dauerte von Mittag bis in die dunkle Nacht. Der Herzog übernachtete auf dem Wahlplatz, und den andern Tag ließ er die Todten zählen und beerdigen, und überall verkündigen, daß die Angehörigen der Gefallenen kämen, und die Ihrigen abholten. Und es fand sich, daß von den Engländern über 67,000 gefallen waren, von den Normannen nur 6000. Der Tag dieser Schlacht war der 14. Oktober 1066.

Als die Kunde von diesem Sieg und dem Tode Haralds sich verbreitete, kamen die Prälaten und Barone zusammen, und wählten den Herzog Wilhelm zu ihrem König. Darauf ward er feierlich zu London gekrönt.

77.

Taillefer.

(Von Ludwig Uhland.)

Normannenherzog Wilhelm sprach einmal:
„Wer singet in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer singet vom Morgen bis in die späte Nacht,
so lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?“

„Das ist der Taillefer, der so gerne singt,
im Hofe, wann er das Rad am Brunnen schwingt,
Im Saale, wann er das Feuer schüret und facht,
wann er abends sich legt und wann er morgens erwacht.“

Der Herzog sprach: „Ich hab einen guten Knecht,
den Taillefer, der dienet mir fromm und recht,
Er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut,
und singet so hell, das höhet mir den Muth.“

Da sprach der Taillefer: „Und wär ich frei,
viel beßer wollt ich dienen und singen dabei,
Wie wollt ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
wie wollt ich singen und klingen mit Schild und mit Schwert!“

Nicht lange, so ritt der Taillefer ins Gefild,
auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schwester schaute vom Turm ins Feld,
sie sprach: „Dort reitet, bei Gott! ein stattlicher Held!“

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Turm,
da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie sprach: „Der singet, das ist eine herliche Lust!
es zittert der Turm und es zittert mein Herz in der Brust.“

Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer,
er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
„Hei!“ — rief er — „ich faß und ergreife dich, Engelland!“

Als nun das Normannenheer zum Sturme schritt,
der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„Manch Jährlein hab ich gesungen und Feuer geschürt,
manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze gerührt.

Und hab ich euch gedient und gesungen zu Dank,
zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank,
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag:
vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag!“

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer,
auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Speer,
Er sang so herlich, das klang über Hastings Feld,
von Roland sang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
da wallete manch Panier, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth,
der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
davon ein englischer Ritter zur Erde schoß,
Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
davon ein englischer Ritter am Boden lag.

Normannen sahens, die harrten nicht allzu lang,
sie brachen herein mit Geschrei und mit Schilderklang.
Hei! sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag!
bis Harald fiel und sein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm steckte sein Banner aufs blutige Feld,
inmitten der Todten spannt' er sein Gezelt,
Da saß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
auf dem Haupte die Königskrone von Engelland.

„Mein tapfrer Taillefer! komm, trink mir Bescheid,
du hast mir viel gesungen in Lieb und in Leid,
Doch heut im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang,
der tönet mir in den Ohren mein Leben lang."

78.

Von der Freundschaft.

(Von Matthias Claudius. Werke, 1819. II. Seite 7 ff.)

Ich habe Dir in der vorigen Lection die Feindschaft erklärt, und wie man dazu gelangen könne, und wann ein ehrlicher Kerl sich nicht scheuen müße. Heute von der Freundschaft.

Von der spricht nun einer, sie sei überall; der andere, sie sei nirgends; und es steht dahin, wer von beiden am ärgsten gelogen hat.

Wenn du Paul den Peter rühmen hörst, so wirst du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heißen sie denn Freunde. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daß einer den andern kratzt, damit er ihn wieder kratze, und sie sich so einander wechselsweise zu Narren haben; denn, wie Du siehst, ist hier, wie in vielen andern Fällen, ein jeder nur sein eigner Freund, und nicht des andern. Ich pflege solch Ding „Hollunder-Freundschaften" zu nennen! Wenn Du einen jungen Hollunderzweig ansiehst, so sieht er fein stämmig und wohl gegründet aus; schneidest Du ihn aber ab, so ist er inwendig hohl und ist so ein trocken schwammig Wesen darin.

So ganz rein gehts hier freilich selten ab, und etwas Menschliches pflegt sich wohl mit einzumischen; aber das erste Gesetz der Freundschaft soll doch sein, daß einer des andern Freund sei.

Und das zweite ist, daß Dus von Herzen feiest, und Gutes und Böses mit ihm teilest, wies vorkommt. Die Delicatesse, da man diesen und jenen Gram allein behalten, und seines Freundes schonen will, ist meistens Zärtelei; denn eben darum ist er Dein Freund, daß er mit untertrete und es Deinen Schultern leichter mache.

Drittens, laß Du Deinen Freund nicht zweimal bitten. Aber wenns Noth ist und er helfen kann, so nimm Du auch kein Blatt vors Maul, sondern geh und fordre frisch heraus, als obs so sein müße, und gar nicht anders sein könne.

Hat Dein Freund an sich, das nicht taugt, so mußt Du ihm das nicht verhalten, und es nicht entschuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt Du es verhalten und entschuldigen. Mache nicht schnell jemand zu Deinem Freunde, ist ers aber einmal, so muß ers gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern sein. Etwas Sinnlichkeit und Parteilichkeit für den Freund scheint mit zur Freundschaft in dieser Welt zu gehören. Denn wolltest Du an ihm nur die wirklich ehr- und liebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärst Du denn sein Freund? das soll ja jeder wildfremde unparteiische Mann thun. Nein, Du mußt Deinen Freund, mit allem was an ihm ist, in Deinen Arm und in Deinen Schutz nehmen; das Granum Salis versteht sich von selbst, und daß aus einem Edlen kein Unedles werden müße.

Es gibt eine körperliche Freundschaft. Nach der werden auch zwei Pferde, die eine Zeit lang beisammen stehen, Freunde, und können eins des andern nicht entbehren. Es gibt auch sonst noch mancherlei Arten und Veranlaßungen. Aber eigentliche Freundschaft kann nicht sein ohne Einigung; und wo die ist, da macht sie sich gern und von selbst. So sind Leute, die zusammen Schiffbruch leiden, und die an eine wüste Insel geworfen werden, Freunde. Nämlich das gleiche Gefühl der Noth in ihnen allen, die gleiche Hoffnung und der Eine Wunsch nach Hilfe einigte sie; und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch. Einerlei Gefühl, einerlei Wunsch, einerlei Hoffnung einigt; und je inniger und edler dieß Gefühl, dieser Wunsch und diese Hoffnung sind, desto inniger und edler ist auch die Freundschaft, die daraus wird.

Aber, denkst Du, auf die Weise sollten ja alle Menschen auf Erden die innigsten Freunde sein? Freilich wohl! und es ist meine Schuld nicht, daß sie es nicht sind.

Postscript. Es gibt einige Freundschaften, die im Himmel beschloßen sind und auf Erden vollzogen werden.

79.

Freundschaft.

(Von Simon Dach. Arien ꝛc. 1648. II. Nro. 10.)

Der Mensch hat nichts so eigen,
so wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
und Freundschaft halten kann,

Wenn er mit seines Gleichen
soll treten in ein Band,
Verspricht sich, nicht zu weichen
mit Herzen, Mund und Hand.

Die Red ist uns gegeben,
damit wir nicht allein
Für uns nur sollen leben
und fern von Leuten sein:
Wir sollen uns befragen
und sehn auf guten Rath,
Das Leid einander klagen,
so uns betreten hat.

Was kann die Freude machen,
die Einsamkeit verhehlt?
Das gibt ein doppelt Lachen,
was Freunden wird erzählt;
Der kann sein Leid vergeßen,
der es von Herzen sagt,
Der muß sich selbst auffreßen,
der in geheim sich nagt.

Gott stehet mir vor allen,
die meine Seele liebt;
Dann soll mir auch gefallen,
der mir sich herzlich gibt:
Mit diesem Bundsgesellen
verlach ich Pein und Noth,
Geh auf den Grund der Höllen
und breche durch den Tod.

80.

Brausköpfe.

(Von A. E. Fröhlich.)

Es thun die jungen Bäume bald
gar stürmisch, kommt der Wind in Wald:
Sie schlagen Köpf an Köpfe hart,
auch Hand und Arm wird nicht gespart.
Wann tiefer ihre Wurzeln gehn,
der Kopf geworden ist ein Haupt,
hält derlei keiner mehr erlaubt;
Sie bieten, bricht der Sturm ins Land,
einander dann wohl Arm und Hand,
um sicher, edel dazustehn.

81.

Otto mit dem Bart.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Kaiser Otto der Große wurde in allen Landen gefürchtet, er war strenge und ohne Milde, trug einen schönen rothen Bart; was er bei diesem Barte schwur, machte er wahr und unabwendlich. Nun geschah es, daß er zu Babenberg (Bamberg) eine prächtige Hofhaltung hielt, zu welcher geistliche und weltliche Fürsten des Reichs in großer Zahl kommen mußten. Ostermorgens zog der Kaiser mit allen diesen Fürsten in das Münster, um die feierliche Messe zu hören, unterdessen in der Burg zu dem Gastmahl die Tische bereitet wurden; man legte Brot und setzte schöne Trinkgefäße darauf. An des Kaisers Hofe diente aber dazumal auch ein edler und wonnesamer Knabe, sein Vater war Herzog in Schwaben, und hatte nur diesen einzigen Erben. Dieser schöne Jüngling kam von ungefähr vor die Tische gegangen, griff nach einem linden Brot mit seinen zarten weißen Händen, nahm es auf und wollte eßen, wie alle Kinder sind, die gerne in hübsche Sachen beißen, wonach ihnen der Wille steht. Wie er nun ein Teil des weißen Brotes abbrach, gieng da mit seinem Stabe des Kaisers Truchseß, welcher die Aufsicht über die Tafel haben sollte; der schlug zornig den Knaben aufs Haupt,

ſo hart und ungefüge, daß ihm Haar und Haupt blutig ward. Das Kind fiel nieder und weinte heiße Thränen, daß es der Truchſeß gewagt hätte, es zu ſchlagen. Das erſah ein auserwählter Held genannt Heinrich von Kempten, der war mit dem Kinde aus Schwaben gekommen und deſſen Zuchtmeiſter; heftig verdroß es ihn, daß man das zarte Kind ſo unbarmherzig geſchlagen hatte, und fuhr den Truchſeßen, ſeiner Rohheit wegen, mit harten Worten an. Der Truchſeß ſagte, daß er kraft ſeines Amtes allen ungefügen Schälken am Hofe mit ſeinem Stabe wehren dürfe. Da nahm Herr Heinrich einen großen Knüttel, und ſpaltete des Truchſeßen Schädel, daß er wie ein Ei zerbrach, und der Mann todt zu Boden ſank.

Unterdeſſen hatten die Herren Gotte gedient und geſungen, und kehrten zurück; da ſah der Kaiſer den blutigen Eſtrich, fragte und vernahm, was ſich zugetragen hatte. Heinrich von Kempten wurde auf der Stelle vorgefordert, und Otto, von tobendem Zorn entbrannt, rief: „Daß mein Truchſeß hier erſchlagen liegt, ſchwöre ich an euch zu rächen, bei meinem Bart!“ Als Heinrich von Kempten dieſen teuren Eid ausgeſprochen hörte, und ſah, daß es ſein Leben galt, faßte er ſich, ſprang ſchnell auf den Kaiſer los, und begriff ihn bei dem langen rothen Barte. Damit ſchwang er ihn plötzlich auf die Tafel, daß die kaiſerliche Krone von Ottos Haupte in den Saal fiel; und zuckte — als die Fürſten, den Kaiſer von dieſem wüthenden Menſchen zu befreien, herzuſprangen — ſein Meßer, indem er laut ausrief: „Keiner rühre mich an: oder der Kaiſer ligt todt hier!“ Alle traten hinter ſich, Otto mit großer Noth winkte es ihnen zu; der unverzagte Heinrich aber ſprach: „Kaiſer, wollt ihr das Leben haben, ſo thut mir Sicherheit, daß ich geneſe.“ Der Kaiſer, der das Meßer an ſeiner Kehle ſtehen ſah, hub alsbald die Finger in die Höhe, und gelobte dem edlen Ritter bei kaiſerlichen Ehren, daß ihm das Leben geſchenkt ſein ſolle.

Heinrich, ſobald er dieſe Gewisheit hatte, ließ er den rothen Bart aus ſeiner Hand und den Kaiſer aufſtehen. Dieſer ſetzte ſich aber ungezögert auf den königlichen Stuhl, ſtrich ſich den Bart, und redete in dieſen Worten: „Ritter, Leib und Leben hab ich euch zugeſagt, damit fahrt eurer Wege; hütet euch aber vor meinen Augen, daß ſie euch nimmer wieder ſehen, und räumet mir Hof und Land! Ihr ſeid mir zu ſchwer zum Hofgeſind, und mein Bart müße immerdar euer Scheermeßer meiden.“ Da nahm Heinrich von allen Rittern und Bekannten Urlaub, und zog gen Schwaben auf ſein Land und Feld, das er vom Stifte zu Lehen trug, lebte einſam und in Ehren.

Danach über zehn Jahre begab es ſich, daß Kaiſer Otto einen ſchweren Krieg führte, jenſeit des Gebirges, und vor einer feſten Stadt lag. Da wurde er nothhaft an Leuten und Mannen, und ſandte heraus nach deutſchen Landen: wer ein Lehn von dem Reiche trage, ſolle ihm ſchnell zu Hilfe eilen,

bei Verluſt des Lehens und ſeines Dienſtes. Nun kam auch ein Bote zu dem Abt nach Kempten, ihn auf die Fahrt zu mahnen. Der Abt beſandte wiederum ſeine Dienſtleute, und forderte Herrn Heinrich, als deſſen er vor allen bedürftig war. „Ach edler Herr, was wollt ihr thun!“ antwortete der Ritter, „ihr wißt doch, daß ich des Kaiſers Huld verwirkt habe; lieber geb ich euch meine zwei Söhne hin, und laß ſie mit euch ziehen.“ „Ihr aber ſeid mir nöthiger als ſie beide zuſammen,“ ſprach der Abt, „ich darf euch nicht von dieſem Zug entbinden, oder ich leihe euer Land andern, die es beßer zu verdienen wißen.“ „Traun,“ antwortete der edle Ritter, „iſt dem ſo, daß Land und Ehre auf dem Spiel ſtehen, ſo will ich euer Gebot leiſten, es komme, was da wolle, und des Kaiſers Drohung möge über mich ergehn.“

Hiermit rüſtete ſich Heinrich zu dem Heerzug, und kam bald nach Wälſchland zu der Stadt, wo die Deutſchen lagen; jedoch barg er ſich vor des Kaiſers Antlitz und floh ihn. Sein Zelt ließ er ein wenig ſeitwärts vom Heere ſchlagen. Eines Tages lag er da und badete in einem Zuber, und konnte aus dem Bad in die Gegend ſchauen. Da ſah er einen Haufen Bürger aus der belagerten Stadt kommen, und den Kaiſer dagegen reiten zu einem Geſpräch, das zwiſchen beiden Teilen verabredet worden war. Die treuloſen Bürger hatten aber dieſe Liſt erſonnen; denn als der Kaiſer ohne Waffen und arglos zu ihnen ritt, hielten ſie gerüſtete Mannſchaft im Hinterhalte, und überfielen den Herrn mit frechen Händen, daß ſie ihn fiengen und ſchlügen. Als Herr Heinrich dieſen Treubruch und Mord geſchehen ſah, ließ er Baden und Waſchen, ſprang aus dem Zuber, nahm den Schild mit der einen und ſein Schwert mit der andern Hand, und lief bloß und nackend nach dem Gemenge zu. Kühn ſchlug er unter die Feinde, tödtete und verwundete eine große Menge, und machte ſie alle flüchtig. Darauf löste er den Kaiſer ſeiner Bande, und lief ſchnell zurück, legte ſich in den Zuber, und badete nach wie vor. Otto, als er zu ſeinem Heere wieder gelangte, wollte erkundigen, wer ſein unbekannter Retter geweſen wäre; zornig ſaß er im Zelt auf ſeinem Stuhl und ſprach: „Ich war verrathen, wo mir nicht zwei ritterliche Hände geholfen hätten; wer aber den nackten Mann erkennt, führe ihn vor mich her, daß er reichen Lohn und meine Huld empfange; kein kühnerer Held lebt hier noch anderswo.“

Nun wußten wohl einige, daß es Heinrich von Kempten geweſen war; doch fürchteten ſie den Namen deſſen auszuſprechen, dem der Kaiſer den Tod geſchworen hatte. „Mit dem Ritter,“ antworteten ſie, „ſtehet es ſo, daß ſchwere Ungnade auf ihm laſtet; möchte er deine Huld wieder gewinnen, ſo ließen wir ihn vor dir ſehen.“ Da nun der Kaiſer ſprach, „und wenn er ihm gleich ſeinen Vater erſchlagen hätte, ſolle ihm vergeben ſein,“ nannten ſie

ihm Heinrich von Kempten. Otto befahl, daß er alsbald herbeigebracht würde; er wollte ihn aber erschrecken und übel empfahen.

Als Heinrich von Kempten hereingeführt war, gebärdete der Kaiser sich zornig und sprach: „Wie getrauet ihr, mir unter Augen zu treten? Ihr wißt doch wohl, warum ich euer Feind bin, der ihr meinen Bart gerauft und ohne Scheermeßer geschoren habt, daß er noch ohne Locke steht. Welch hochfärtiger Uebermuth hat euch jetzt daher geführt?“ „Gnade, Herr!“ sprach der kühne Degen, „ich kam gezwungen hierher, und mein Fürst, der hier steht, gebot es bei seinen Hulden. Gott sei mein Zeuge, wie ungern ich diese Fahrt gethan; aber meinen Diensteid mußte ich lösen: wer mir das übel nimmt, dem lohne ich so, daß er sein letztes Wort gesprochen hat.“ Da begann Otto zu lachen: „Seid mir tausend Mal willkommen, ihr auserwählter Held! Mein Leben habt ihr gerettet, das mußte ich ohne eure Hilfe verloren haben, seliger Mann.“ So sprang er auf, küßte ihm Augen und Wangen. Ihr zweier Feindschaft war dahin, und eine lautere Sühne gemachet; der hochgeborne Kaiser lieh und gab ihm großen Reichtum, und brachte ihn zu Ehren, deren man noch gedenket.

82.

Frankfurt am Main.

(Von August Kopisch.)

Die besten seiner Helden, sie lagen in Sachsen todt,
da floh Carolus Magnus, der Kaiser, in großer Noth.

„Faßt eine Furt uns suchen längshin am schönen Main!
o weh, da ligt ein Nebel, der Feind ist hinterdrein!“

Nun betete Kaiser Carol auf Knieen an seinem Speer,
da teilte sich der Nebel, eine Hirschin gieng daher,

Die führte ihre Jungen hinüber zum andern Strand:
so machte Gott den Franken die rechte Furt bekannt.

Hinüber zogen alle, wie Israel durchs Meer,
die Sachsen aber fanden im Nebel die Furt nicht mehr.

Da schlug der Kaiser Carol mit seinem Speer den Sand:
„Die Stätte sei hinfüro der Franken Furt genannt.“

Er kam da bald zurücke mit neuer Heeresmacht,
damit er der Sachsen Lande zu seinem Reich gebracht.

Noch dort am Main erpranget nun eine werthe Stadt,
die reich ist aller Güter und edle Bürger hat.

Es ward da mancher Kaiser gekrönt mit Carols Kron
und feierlich gesetzet auf goldgestickten Thron.

Da briet man ganze Rinder, es strömte der Fülle Horn,
es schöpfte jeder Arme Wein sich aus reichem Born.

Im Römer füllte dem Kaiser der Erzschenk den Pokal,
mit Kaiserbildern wurden bedeckt alle Wände im Saal.

Bedeckt sind alle Wände bis an den letzten Saum,
kein neuer Herscher fände zu seinem Bildnis Raum.

Der erste deutsche Kaiser gab Namen dieser Stadt,
die auch den letzten Kaiser in ihr gekrönet hat.

83.

Räthsel.

(Von J. P. Hebel.)

Kennt ihr, vor Frost und Sonnenschein
geschützt, ein Häuslein zart und klein?
kennt ihr die wundervolle Stadt,
die tausend solcher Häuser hat?
Sie ist mit Garnison besetzt,
die täglich ihre Waffen wetzt;
sonst treibt sie reich Gewerb, es blühen
weit ihre reichen Colonien,
und alle Zölle ein und aus
führt sie ihr süßes Gut nach Haus.
Sie lehret uns, daß edle Triebe,
daß stiller Fleiß und Ordnungsliebe,
daß Treu und Ehrfurcht vor dem Throne
am liebsten unterm Strohdach wohne.

84.

Der Besuch des Alten.

(Von Theod. Gottl. v. Hippel. Lebensläufe nach aufsteigender Linie. Berlin 1778. I. S. 515 ff.)

Herr v. G. Warum laßt ihr einen so guten Alten nicht gerade zu?

(Bediente gehen ab.)

Der Alte (tritt ein). Gnädiger Herr! sie wollten — ich aber wollte nicht.

Herr v. G. Und warum?

Der Alte. Ich schäm es mich zu sagen, da ich sie sehe. Es gieng mir, wie dem ungerechten Haushalter — ich schämte mich zu betteln. —

Herr v. G. Vater! — wäret ihr mein leiblicher Vater, ich würde mich eurer nicht schämen. Dieß habt ihr aber freilich nicht wißen können. Ich habe gute Freunde bei mir, seid so gut, einer davon zu sein.

Der Alte. Nein, Herr! wenn sie auch alle wären wie sie, ich habe nicht Zeit. —

Herr v. G. Was habt ihr denn zu thun?

Der Alte. Was wichtiges, Herr! zu sterben — Ich will es wohl alles sagen, wenn wir allein sind — (Ich hielt den Athem zurück): ich hab nur noch höchstens acht Tage zu leben.

Herr v. G. Wie wißt ihr das?

Der Alte. Das weiß ich so! ich kann es selbst nicht sagen — weil ich es weiß, weil ich es fühle, weil es gewis ist — Und nun! meine Tochter und ihr Mann haben mich zwei Jahre ernähret. —

Herr v. G. Da haben sie ihre Pflicht gethan. —

Der Alte. Ich hatte mir soviel Geld gesammelt, um niemand aufs Alter beschwerlich zu fallen. Wie giengs? Ich lehnte dieß Geld einem Cavalier! Der aß und trank, und war fröhlich und guter Dinge, bis er nichts wiedergeben konnte. Verzeihen sie, gnädiger Herr! Sie sind ein Cavalier, allein ich sage die Wahrheit. —

Herr v. G. Und ich höre sie so gern, beträf es mich selbst, als ihr sie nur sagen könnt. —

Der Alte. Klüger wärs gewesen, wenn ich mich zu Tod gearbeitet hätte. — Da fiel ich einmal blaß und bleich hin, und das hielt ich für Gottes Wink, in dieser Welt zu schließen. Gnädiger Herr! ich habe nicht die Arbeit gescheut; wie ich jung war, curierte ich mich mit Arbeit, ich habe nie andere Medicin gebraucht. Was einen in der Jugend stärkt, schwächt im Alter — ich konnte nicht, Herr! Ich hatte schon ein halb Jahr bloß gebetet und gesungen, da gieng mein Geld verloren! Ich versuchte meinen Arm, ich fieng an zu wollen, ich wollt im ganzen Ernst; allein ich konnt nicht, ich konnt nicht! — Verzeihen Sie diese Thränen. Ich habe keine betrübtere Stunde, als eben diese Probstunde gehabt, wo ich so schlecht bestund. —

Herr v. G. Da giengt ihr zu euren Kindern?

Der Alte. Ja, Herr! und sie kamen mir entgegen. Ich habe nur eine Tochter, ich fand aber an ihrem Mann einen Sohn! Was sie hatten, hatt ich. Sie pflegten mich, obgleich ich ihnen keinen Dreier nachlaßen konnte. Gott labe sie dafür an seinem himmlischen Freitisch, auch aus Gnad und Barmherzigkeit, wie sies hier an mir gethan. —

Herr v. G. Und jetzo, Vater, sind sie gegen euch kälter?

Der Alte. Nein, Herr! das nicht! aber sie sind arm worden. Das Gewitter schlug ihr Häuschen zu Grunde. Sie hatten etwas zu meinem Begräbnis abgelegt — ich bin so ein alter Geck auf ein ehrliches Begräbnis — und diesen Sterbpfennig, Herr! haben sie angegriffen — drum geh ich betteln. Wenn ich sterbe, sollen sie die unvermuthete Freude haben, mein Begräbnis bestellt zu finden. Sie hätten geborgt, Herr! um mir nach meinem Tode zu Gefallen zu leben, das weiß ich; allein das wollt ich nicht. So bin ich, Herr! ein alter Mann, allein ein junger Bettler!

Herr v. G. Wo wohnt ihr denn?

Der Alte. Herr, Verzeihung! das sag ich nicht, meiner und meiner armen Lieben wegen! —

Es ward da mancher Kaiser gekrönt mit Carols Kron
und feierlich gesetzet auf goldgestickten Thron.

Da briet man ganze Rinder, es strömte der Fülle Horn,
es schöpfte jeder Arme Wein sich aus reichem Born.

Im Römer füllte dem Kaiser der Erzschenk den Pokal,
mit Kaiserbildern wurden bedeckt alle Wände im Saal.

Bedeckt sind alle Wände bis an den letzten Saum,
kein neuer Herscher fände zu seinem Bildnis Raum.

Der erste deutsche Kaiser gab Namen dieser Stadt,
die auch den letzten Kaiser in ihr gekrönet hat.

83.

Räthsel.

(Von J. P. Hebel.)

Kennt ihr, vor Frost und Sonnenschein geschützt, ein Häuslein zart und klein?
kennt ihr die wundervolle Stadt,
die tausend solcher Häuser hat?
Sie ist mit Garnison besetzt,
die täglich ihre Waffen wetzt;
sonst treibt sie reich Gewerb, es blühen weit ihre reichen Colonien,
und alle Zölle ein und aus
führt sie ihr süßes Gut nach Haus.
Sie lehret uns, daß edle Triebe,
daß stiller Fleiß und Ordnungsliebe,
daß Treu und Ehrfurcht vor dem Throne
am liebsten unterm Strohdach wohne.

84.

Der Besuch des Alten.

(Von Theod. Gottl. v. Hippel. Lebensläufe nach aufsteigender Linie. Berlin 1778. I. S. 515 ff.)

Herr v. G. Warum laßt ihr einen so guten Alten nicht gerade zu?

(Bediente gehen ab.)

Der Alte (tritt ein). Gnädiger Herr! sie wollten — ich aber wollte nicht.

Herr v. G. Und warum?

Der Alte. Ich schäm es mich zu sagen, da ich sie sehe. Es gieng mir, wie dem ungerechten Haushalter — ich schämte mich zu betteln. —

Herr v. G. Vater! — wäret ihr mein leiblicher Vater, ich würde mich eurer nicht schämen. Dieß habt ihr aber freilich nicht wißen können. Ich habe gute Freunde bei mir, seid so gut, einer davon zu sein.

Der Alte. Nein, Herr! wenn sie auch alle wären wie sie, ich habe nicht Zeit. —

Herr v. G. Was habt ihr denn zu thun?

Der Alte. Was wichtiges, Herr! zu sterben — Ich will es wohl alles sagen, wenn wir allein sind — (Ich hielt den Athem zurück): ich hab nur noch höchstens acht Tage zu leben.

Herr v. G. Wie wißt ihr das?

Der Alte. Das weiß ich so! ich kann es selbst nicht sagen — weil ich es weiß, weil ich es fühle, weil es gewis ist — Und nun! meine Tochter und ihr Mann haben mich zwei Jahre ernähret. —

Herr v. G. Da haben sie ihre Pflicht gethan. —

Der Alte. Ich hatte mir soviel Geld gesammelt, um niemand aufs Alter beschwerlich zu fallen. Wie giengs? Ich lehnte dieß Geld einem Cavalier! Der aß und trank, und war fröhlich und guter Dinge, bis er nichts wiedergeben konnte. Verzeihen sie, gnädiger Herr! Sie sind ein Cavalier, allein ich sage die Wahrheit. —

Herr v. G. Und ich höre sie so gern, beträf es mich selbst, als ihr sie nur sagen könnt. —

Der Alte. Klüger wärs gewesen, wenn ich mich zu Tod gearbeitet hätte. — Da fiel ich einmal blaß und bleich hin, und das hielt ich für Gottes Wink, in dieser Welt zu schließen. Gnädiger Herr! ich habe nicht die Arbeit gescheut; wie ich jung war, curierte ich mich mit Arbeit, ich habe nie andere Medicin gebraucht. Was einen in der Jugend stärkt, schwächt im Alter — ich konnte nicht, Herr! Ich hatte schon ein halb Jahr bloß gebetet und gesungen, da gieng mein Geld verloren! Ich versuchte meinen Arm, ich fieng an zu wollen, ich wollt im ganzen Ernst; allein ich konnt nicht, ich konnt nicht! — Verzeihen Sie diese Thränen. Ich habe keine betrübtere Stunde, als eben diese Probstunde gehabt, wo ich so schlecht bestund. —

Herr v. G. Da giengt ihr zu euren Kindern?

Der Alte. Ja, Herr! und sie kamen mir entgegen. Ich habe nur eine Tochter, ich fand aber an ihrem Mann einen Sohn! Was sie hatten, hatt ich. Sie pflegten mich, obgleich ich ihnen keinen Dreier nachlaßen konnte. Gott labe sie dafür an seinem himmlischen Freitisch, auch aus Gnad und Barmherzigkeit, wie sies hier an mir gethan. —

Herr v. G. Und jetzo, Vater, sind sie gegen euch kälter?

Der Alte. Nein, Herr! das nicht! aber sie sind arm worden. Das Gewitter schlug ihr Häuschen zu Grunde. Sie hatten etwas zu meinem Begräbnis abgelegt — ich bin so ein alter Geck auf ein ehrliches Begräbnis — und diesen Sterbpfennig, Herr! haben sie angegriffen — drum geh ich betteln. Wenn ich sterbe, sollen sie die unvermuthete Freude haben, mein Begräbnis bestellt zu finden. Sie hätten geborgt, Herr! um mir nach meinem Tode zu Gefallen zu leben, das weiß ich; allein das wollt ich nicht. So bin ich, Herr! ein alter Mann, allein ein junger Bettler!

Herr v. G. Wo wohnt ihr denn?

Der Alte. Herr, Verzeihung! das sag ich nicht, meiner und meiner armen Lieben wegen! —

Herr v. G. Verzeihung, Alter, daß ich es gefragt habe! Gott züchtige mich, wenn ich euch nachsehe. —

Der Alte. Das ist brav, gnädiger Herr! In acht Tagen sehn sie gen Himmel, dann (Gott sei gedankt!), dann ist meine Wohnung nicht mehr geheim. —

Herr v. G. Aber wo glauben euch jetzo die eurigen?

Der Alte. Ich sagt, ich hätt ein Gelübde auf mir, und müßte nach Gottes Welt sehen; sie wißen, daß es mein letzter Gang ist. —

Herr v. G. Nehmet, Vater! Gott sei mit euch!

Der Alte. Herr, so viel? Nein, Herr! so war es nicht gemeint. Ich brauch nur noch zwei Orte*, das Uebrige hab ich nicht nöthig. — Im Himmel brauch ich nichts. —

Herr v. G. Gebts euren Kindern.

Der Alte. Behüte Gott, Herr! Meine Kinder können noch arbeiten — sie selbst brauchen nichts.

Herr v. G. Zum Haus, Alter!

Der Alte. Es steht schon!

Herr v. G. Ihr macht mich roth, Vater!

Der Alte. Nun, dann sind wirs beide. Ich bin es auch über und über, weil ich zwei Ort angenommen. Sparen sie, gnädiger Herr! das Uebrige für Leute, die länger für sie beten können als ich. —

Herr v. G. Ihr bewegt mich, Vater!

Der Alte. Ich hoff, ich hab auch Gott bewegt, der laß es ihnen nicht miſſen. —

Herr v. G. Wollt ihr was eßen?

Der Alte. Ich habe schon gegeßen, Milch und Brot. —

Herr v. G. Aber mitnehmen?

Der Alte. Nein, Herr! ich will dem lieben Gott nicht ins Amt fallen. Alle Leute, die mich sahen, boten mir Eßen an. Ich hab mir aber den Magen nicht verdorben. Es wär ein schlechter Dank beim lieben Gott, wenn ich jetzo mitnehmen sollte. Doch — ein Glas Wein, ein einziges!

Herr v. G. Mehr, Vater! —

Der Alte. Nein, Herr! nur eins. Mehr trag ich nicht. — Sie sind es werth, daß ich zum letzten Mal vom Gewächs des Weinstocks bei ihnen trinke. Es soll der letzte Weintropfen sein, den ich in der Welt nehme, sonst würd ich nicht gefordert haben. Nun kann ich im Himmel erzählen, wo ich den letzten Labetrunk genoßen. — Lieber Gott! ein Glas kalt Waßer bleibt schon nicht unvergolten. (Der Herr v. G. holte den Wein selbst, der alte Mann hub seine Hände gen Himmel, da er allein war, und sprach:) Den letzten Wein! das Nacht-

*) Ein Ort ist ein Viertelsthaler.

mahl hab ich schon vor acht Tagen genommen. Lieber Gott, erquicke den Geber, wenn ihn kein Trunk mehr erquickt!

Herr v. G. (brachte Wein). Hier, Vater! Ich hab mir auch ein Glas mitgebracht, wir müßen zusammen trinken!

Der Alte (gen Himmel). Habe Dank, lieber Gott, für alles Gute, für diese Welt, hab Dank! (Er trank etwas.) Jetzt — (zum Herrn v. G., sie stießen zusammen) Gott schenke ihnen ein sanftes Ende, wie ichs gewis haben werde! —

Herr v. G. Vater! bleibt diese Nacht hier, ich bitt euch! Kein Mensch soll euch sehen, wenn ihr es wollt. —

Der Alte. Nein, Herr! ich kann nicht. Meine Zeit, sie wißen, ist edel. —

Herr v. G. Gott, großer Gott! womit kann ich euch noch dienen? —

Der Alte. Herr! ich wünscht ihretwegen, daß ich noch mehr brauchte. Sie sind ein guter Herr; allein ich hab auf der Welt nichts mehr, als — noch einen Handschuh nöthig. Ich hab ihn verloren. —

Herr v. G. Gleich.

Der Alte (allein). Zum letzten mal gelabt! dort wird es beßer sein!

Herr v. G. (bracht ihm ein Paar Handschuhe). Hier, Alter! —

Der Alte. Den einen brauch ich nicht, nur einen hab ich gefordert. —

Herr v. G. Warum den andern nicht auch?

Der Alte. Dieser Hand fehlt nichts. Es ist bloß die Linke, so die Luft nicht vertragen kann. — Ich werd an sie denken!

(Er gab dem Herrn v. G. die rechte bloße Hand.)

Herr v. G. Und ich auch an euch! O Alter! mir ist es schwer, mein Wort zu halten.

Der Alte. Desto beßer, Herr! für sie, wenn sies halten.

Herr v. G. Noch einmal eure Hand, Alter! Es ist Angriff, es ist Segen Gottes drin. —

Der Alte. Gott segne sie! —

Herr v. G. Und helf euch!

85.

Sonntagsfrühe.

(Von J. P. Hebel. Allemannische Gedichte, Aarau 1820 Seite 177.)

Wer samstig het zum sunntig gseit:
„Jetz hani alli schlofe gleit,
Sie sin vom schaffe her und hi
gar sölli müed und schlöfrig gsi,
Und 's got mer schier gar selber so,
i cha fast uf ke bei me sto.“

So seit er, und wo's zwölfi schlacht,
se sinkt er aben in d'mitternacht.
Der sunntig seit: „Jez ischs an mir!“
gar still und heimli bschließt er d'tür,
Er düselet hinter d' sterne no
und cha schier gar nit obsi cho.

Doch endli ribt er d'augen us,
er chunnt der sunn an tür und hus;
Sie schloft im stille chämmerli,
er pöpperlet am lädemli;
Er rüeft der sunne: „D'zit isch do!“
sie seit: „I chumm enanderno.“

And lisli uf de zeche got
und heiter uf de berge stot
Der sunntig, und 's schloft alles no,
es sitzt und hört en niemes go;
Er chunnt ins dorf mit stillem tritt
und winkt im guhl: „Verrot mi nit!“

And wemmen endli au verwacht
und gschlofe het die ganzi nacht,
So stot er do im sunneschi
und luegt eim zu de fenstern i
Mit sinen auge mild und guet
und mittem meyen uffem huet.

Drum meint ers treu, und was i sag,
es freut en, wemme schlofe mag
Und meint, es seig no dunkel nacht,
wenn d'sunn am heitere himmel lacht.
Drum isch er au so lisli cho,
drum stot er au so liebli do.

Wie glitzeret uf gras und laub
vom morgetau der silberstaub!
Wie weiht e frische mayeluft
voll chriesibluest und schlechedust!
Und d'immli sammle flink und frisch:
sie wüße nit, aß 's sunntig isch.

Wie pranget nit im garteland
der chriesibaum im mayegwand,
Gelveieli und tulipa
und sterneblueme nebe dra
Und gfüllti zinkli blau und wiß,
me meint, me lueg ins paradis.

And 's isch so still und heimli do,
men isch so rüeihig und so froh!
Me hört im dorf kei „hüst und hott“:
„e guete tag“ und „dank der Gott“
Und „'s git gottlob e schöne tag“
isch alles, was me höre mag.

And 's vögeli seit: „Frili, io!
potz tausig, io, do isch er scho!
Er bringt io in sim himmelsglast
dur bluest und laub in hurst und nast!“
Und 's distelzwigli vorne dra
het 's sunntigröckli au scho a.

Die lüte weger 's zeiche scho,
der pfarrer, schints, well zitli cho,
Gang, brechmer eis aurikli ab,
verwüschet mer der staub nit drab,
Und, Chüngeli, leg die weidli a,
de mueisch berno ne meje ha!

Sprichwörter.

86.

Mit Harren und Hoffen
hats mancher getroffen.

Rein und ganz
gibt schlechtem Kleide Glanz.

Der eine hats Genieß,
der andre hats Verdrieß.

An Gottes Segen
ist alles gelegen.

Fromm aus Zwang
währt nicht lang.

Die Alten zum Rath,
die Jungen zur That.

Der Horcher an der Wand
hört seine eigne Schand.

Was man nicht kann meiden,
soll man billig leiden.

Jedem Lappen
gefällt seine Kappen.

Müßigang
ist aller Laster Anfang.

Je größer Noth,
je näher Gott.

Gebrauchter Pflug blinkt,
stehend Waßer stinkt.

87.

Wer einen großen Sprung thun will, geht vorher zurück.
Im Rathe ſteh mehr auf den Schwanz, als auf den Schnabel.
Der Topf ſtraft den Keßel, daß er rußig iſt.
Was ein guter Haken werden will, krümmt ſich bei Zeiten.
Ein Sperling in der Hand iſt beßer als zehen auf dem Dache.
Wer Recht nicht will leiden, darf über Gewalt nicht klagen.
Wer Fiſche fangen will, muß vorher die Netze flicken.
Einem fliehenden Feinde ſoll man goldene Brücken bauen.
Was zum Kreuzer gemünzt iſt, wird nimmermehr ein Gulden.
Wie einer den Zaun hält, hält er auch das Gut.
Es iſt vergeblich, einen Mohren weiß waſchen wollen.
In Wein und Bier ertrinken mehr denn im Waßer.

88.

Wer nicht jagt, der fängt nicht.
Selbſt eßen macht fett.
Waſch mir den Pelz und mach mich nicht naß.
Undank iſt der Welt Lohn.
Verſchüttet Oehl iſt nicht gut aufgehoben.
Was nicht ſauert, ſüßt auch nicht.
Wer die Wahl hat, hat die Qual.
Junger Lügner, alter Dieb.
Zorn gebiert Zorn.
Mit Lachen ſagt mans Deutſch.
Kommt Zeit, kommt Rath.
Fleiß iſt des Glückes Vater.

89.

Selber eßen macht fett.

(Von J. P. Hebel.)

Es ſagt ein altes Sprichwort: „Selber eßen macht fett.“ Ich will noch ein Paar hinzuſetzen: Selber Achtung geben, macht verſtändig, und: Selber arbeiten macht reich. Wer nicht mit eigenen Augen ſieht, ſondern ſich auf Andere verläßt, und wer nicht ſelber Hand anlegt, wo es nöthig iſt, ſondern Andere thun läßt, was er ſelber thun ſoll, der bringts nicht weit, und mit dem Fettwerden hat es bald ein Ende.

90.

Undank iſt der Welt Lohn.

(Von Johann Matheſius. Hiſtorien von des ꝛc. Doctoris Martini Luthers anfang, lere, leben und ſterben. Nürnberg 1570. Gegen das Ende der neunten Predigt.)

Eine große Schlange fiel in eine Höhle und ſchrie jämmerlich. Ein Bauer kommt zur Höhle und fragt, was da ſei. Die Schlange bittet, er wolle ihr heraus helfen. Traun, nein! ſprach der Mann; an böſen Thieren iſt nichts Guts zu verdienen; ich mag keine Schlange an meinem Buſen

auferziehen. Die Schlange hält an mit Bitten, und verspricht dem Bauer, sie wolle ihm bei ihrem Gott, der einmal durch sie geredet, den besten Lohn geben, den die Welt zu geben pflege. Gabe und große Verheißung bethören auch die Weisen: der Bauer hilft dem bösen und listigen Wurme heraus. Darauf will sie ihn zum Lohne fressen. Habe ich das um dich verdient? ist das deiner Zusage gemäß? sagte der Bauer. Ich bin zweizüngig, antwortet die Schlange; die Welt lohnet nicht anders.

Wie der Bauer in Aengsten steht, sagt die Schlange: Da du mir nicht glauben willst, so wollen wir es auf die nächsten zwei ankommen laßen, die uns begegnen; was sie in dieser Sache sprechen, das soll uns beiden Recht sein. Alsbald kommt ein altes Pferd, dem legen sie die Sache vor. Dieser Schiedmann spricht: Ich habe einem Kärrner funfzehn Jahre gedient, morgen will er mich dem Schinder geben: die Welt lohnt nicht anders. Darauf kommt ein alter Hund, den sie auch fragen; dieser spricht: Ich habe zehen Jahr Tag und Nacht meinem Junker jagen und viel Füchse und Hasen fangen helfen, jetzt hat er seinem Waidmann befohlen, er solle mich an eine Weide henken: das ist der Welt Lohn.

Dem Bauern wird bang zu Muth. Indem trabt ein Füchslein daher; dem legte der Bauer seine Sache auch vor, und verheißt ihm alle seine Hühner: er solle ihm von dem bösen Wurme helfen. Der Fuchs unterwindet sich des Handels, beredet die Schlange, sie solle ihm die Höhle zeigen und was ihre Gefahr und des Bauern Dienst gewesen sei. Man kommt zum Loch; der Fuchs fährt hinein; die Schlange hinten nach und zeigt ihm, wie sie gelegen. Indes wischt der Fuchs heraus, und ehe sich die Schlange umwendet, wälzt der Bauer auf des Fuchsen Rath wieder einen großen Stein vor das Loch.

Als nun der Bauer befreit war, fordert der Fuchs, er soll ihm auf den Abend das Hühnerhaus offen laßen. Der Bauer kommt heim, erzählt seinem Weibe was ihm begegnet, und wozu er sich gegen den Fuchs verpflichtet. Die Bäuerin sagt, Hühner und Gänse seien ihr, er habe deren nicht zu vergeben. Der Bauer aber will seinen Worten nachkommen, und läßt dem Fuchs das Hühnerhaus offen. Wie es die Frau gewar wird, wartet sie mit ihrem Knecht die Nacht auf den Fuchs; als der im guten Vertrauen geschlichen kommt, verrennen sie ihm die Thür, und bleuen auf ihn zu, bis sie ihn ergreifen. Ach! sagt der Fuchs, wenn das Recht ist, und der Welt höchster Lohn für die größte Wohlthat,

so bestätige ich heut, ich armer Schalk,
dieß Weltrecht mit meinem Leben und Balg.

91.

Die Erfrorenen.

(Von Friedrich Rückert.)

Es war ein Häuflein Krieger,
zur Zeit der deutschen Schmach,
Die auch dem fremden Sieger
nach Rußland folgten nach.

Sie zogen mit und stritten,
nicht für Napoleon:
Es war in ihrer Mitten
ihr teurer Fürstensohn.

Für einen Fürsten sterben
ist treuen Kriegers Brauch:
Der Ruhm war zu erwerben
bei fremden Fahnen auch.

Es stürmten Gottes Wetter
in eis'ger Winternacht,
Davon wie welke Blätter
zerstäubte Frankreichs Macht.

Es fühlten den Vernichter
die Deutschen auch und flohn
Und drängten sich nur dichter
um ihren Fürstensohn.

Sie hatten, ihn zu schützen,
nicht ihre Waffen mehr;
Da drängten sie als Stützen
sich selber um ihn her.

Aus ihren Leibern schloßen
sie einen Ring um ihn,
Daß vor des Frosts Geschoßen
er könnte sicher ziehn.

Und wo vor ihren Treibern
sie ruhten aus bei Nacht,
Ward warm aus ihren Leibern
ein Wall um ihn gemacht.

Sie boten alles Feuer
in ihren Adern auf;
Die Liebe hielt mit treuer
Gewalt ihr Blut im Lauf.

So zogen ohne Sorgen
sie bis zum letzten Ort;
Da, als es wurde Morgen,
zogen sie nicht mehr fort.

Ihr junges Herz erwachte,
der Fürst, der warm geruht,
Und seinen Dank er brachte
für Gottes treue Hut.

Da sah er die Genoßen,
so früh sonst munter doch,
Die lagen eng geschloßen
um ihn im Kreiße noch.

Und als er hinsah wieder,
sah er mit stummem Schmerz:
Es waren alle Glieder
gestorben für das Herz.

Da fuhr ein kaltes Schaudern
durchs warme Fürstenherz;
Er durfte doch nicht zaudern,
er schied, und rief mit Schmerz:

Schlaft wohl, und euch begrabe
mit sanften Flocken Gott,
Damit kein gier'ger Rabe
mit euch hier treibe Spott!

Und wenn die Flocken schmelzen,
send er der Wogen Heer,
Daß sie gelind euch welzen
hinab ins heilge Meer.

Dort ruhet sanft gebettet,
wie ich bei euch geruht,
Da sterbend ihr gerettet
mir habt des Lebens Glut.

Doch unvergeßlich bleibe
dieß Bild mir eingeprägt,
So lang in seinem Leibe
durch euch mein Herz nun schlägt.

Die ihr gelehrt mich habet,
mit welcher treuen Glut
Ist innerlich begabet
der deutschen Glieder Muth.

Wenn sie in fremdem Lande
so starke Funken sprühn,
Wie erst, wenn sie im Brande
der eignen Freiheit glühn!

Dann sollen diese Funken
noch wuchern, die ich sog,
Wann ich einst freudetrunken
dieß Schwert für Deutschland zog.

92.

Johannes Huß zu Constanz.

(Von Matthias Claudius. Sämmtl. Werke, V. Seite 47 ff.)

Kaiser Sigismund war unruhig, Huß verbrennen zu laßen, und ließ mit ihm über einen Widerruf handeln; er aber wollte sich zu nichts verstehen. Da schickte der Kaiser noch den Tag vor der Execution, oder den fünften Julius 1415, vier Bischöfe und die zwei böhmischen Barons, von Chlum und Duba, zu ihm. Huß ward vor den Kerker zu ihnen herausgeführt, und sein treuer Freund, der edle Chlum, sagte zu ihm: „Lieber frommer Herr Magister, wir ungelehrte Laien können euch in dieser so wichtigen Sache nicht wohl rathen. Sehet derhalben selber zu, ob ihr euch der Mishandlungen, die euch vom Concilio zugemeßen werden, in eurem Gewißen schuldig befindet. Seid ihr schuldig, so schämt euch ja nicht, eure Meinung zu verlaßen und einer beßern Raum zu geben. Gibt euch aber euer Gewißen Zeugnis, daß ihr unschuldig seid, so thut ja nicht wider euer Gewißen. Ich will euch auch keine Ursache oder Anlaß dazu geben; denn ihr sollt nicht lügen vor dem Angesicht Gottes, sondern vielmehr beständig bleiben bis in den Tod bei der Wahrheit, die ihr erkannt habt.“ Diese Anrede seines treuen Freundes brach ihm das Herz. Er antwortete unter einem Strom von Thränen: „Gott ist mein Zeuge, daß ich gern weichen und widerrufen will, wenn ich etwas Unrechtes und mit der heiligen Schrift und Kirchenmeinung nicht Uebereinstimmendes gelehrt und geschrieben habe. Ich begehre nichts mehr, als daß ich aus göttlicher Schrift gründlicher und eines Beßern möge unterwiesen werden. Wenn sie das thun, bin ich bereit, alsobald zu widerrufen.“

Den folgenden Tag versammelte sich das ganze Concilium in der Domkirche. Der Kaiser erschien mit den Reichsfürsten und der ganzen Ritterschaft, und setzte sich auf seinen Stuhl unter einer goldenen Krone, an der einen Seite stand Churpfalz mit dem Reichsapfel, Burggraf Friedrich von Nürnberg mit dem Schwert an der andern; und neben den Cardinälen, Erz- und Bischöfen, Prälaten, Mönchen, Doctoren ꝛc., war eine unzählliche Menge Volks beisammen. Der Erzbischof von Gnesen, Nicolaus, hielt die Messe, und nach vollendetem Amt ward Huß, der aus seinem Gefängnis im Minoritenkloster geholt war und bis dahin draußen im Vorhof hatte warten müßen, vor diese große Kirchenversammlung hereingeführt. Man

stellte ihn auf einen etwas erhabenen Ort, damit er von jedermann könnte gesehen werden. Hierauf las der Bischof von Concordien das zuvor vom Concilio abgefaßte Decret ab: daß niemand in der Session durch Murmeln oder ander Getöse mit Händen oder Füßen, auch nicht durch Disputieren, Verteidigen ꝛc. die Redenden stören sollte; und darauf stieg der Bischof von London auf die Kanzel, und hielt eine lateinische Rede über Röm. VI. 6, und forderte darin zugleich den Kaiser auf, die Ketzereien zu zerstören, und sonderlich den hier stehenden verstockten Ketzer ꝛc. Huß lag indes auf seinen Knieen und befahl sich Gott zum Sterben. Darauf wurden von dem Bischof von Concordien die aus Hußens Schriften ausgezogenen sogenannten Ketzersätze vorgelesen; Huß wollte antworten, der Cardinal Emmerich hieß ihn aber schweigen. Huß wollte wieder reden; und man gebot den Schergen und Soldaten, ihn nicht reden zu laßen. Da hub er seine beiden Hände gen Himmel und sagte: „Ich bitte euch, um des allmächtigen Gottes Willen, ihr wollet doch unbeschwert meine Antwort anhören, daß ich mich doch nur bei denen, die umher stehen, entschuldigen und ihnen den Argwohn wegen meiner vermeinten Irrtümer benehmen möge.“ Und als es ihm abgeschlagen ward, fiel er mit gen Himmel gerichteten Augen und Händen auf die Erde nieder.

Darnach las der Bischof von Concordien die endliche Sentenz ab: „daß erstlich Hußens Schriften sollten verbrannt, und er, als ein öffentlicher schädlicher Ketzer und böser halsstarriger Mensch, seines priesterlichen Standes schmählich sollte entsetzet, und gänzlich sollte degradiert und entweihet werden.“

Der Ausspruch wurde sogleich vollzogen und mit der Degradation der Anfang gemacht. Der Bischof von Mailand mit sechs andern Bischöfen führten Hußen zu einem Tisch, darauf Meßgewand und andere priesterliche Kleider lagen, und kleidete ihn an, und als er angekleidet war, in vollem priesterlichen Schmuck und mit dem Kelch in der Hand, vermahnten ihn die Bischöfe noch einmal, er solle nicht halsstarrig bleiben, sein Leben und Ehre bedenken und von seiner Meinung abstehen. Huß sprach darauf vom Gerüst herab zum Volke mit großer Bewegung:

„Diese Herren Bischöfe vermahnen mich, ich solle vor euch allen bekennen, daß ich geirret habe. Wenn es nun eine solche Sache wäre, daß sie mit eines Menschen Schmach geschehen könnte, möchten sie mich leicht bereden. Nun aber stehe ich vor dem Angesichte meines Gottes, daß ich ihnen nicht willfahren kann, ich wollte denn mein eigen Gewißen verletzen, und meinen Herrn im Himmel schmähen und lästern. — Sollte ich die, die ich unterwiesen und gelehret habe, itzo durch ein böses Exempel betrüben und irre machen? — Ich wills nicht thun.

„Steig herab vom Gerüst!“ riefen nun die Bischöfe; und als er herabgestiegen war, fiengen sie an, ihn zu entweihen. Der Bischof von Mailand und der von Bisont traten herzu, und nahmen ihm den Kelch mit den Worten ab: „O du — da nehmen wir den Kelch von dir, in welchem das Blut Jesu Christi zur Erlösung geopfert wird; du bist sein nicht werth.“ Huß antwortete getrost und laut dagegen: „Ich aber habe meine Hoffnung und Vertrauen gesetzt auf Gott den allmächtigen Vater, und meinen Herrn und Heiland Jesum Christum, um welches Namens willen ich diese Schmach leide, und glaube gewis und beständig, daß er den Kelch des Heils nimmermehr von mir abnehmen werde, sondern daß ich denselben mit seiner Hilfe noch heute in seinem Reich trinken werde.“ Hierauf traten die andern Bischöfe herzu, und nahmen jeder ein besonderes Stück der priesterlichen Kleidung mit obigem Fluch. Als sie mit den Kleidern fertig waren, sollte ihm die Krone oder die geschorene Platte auf dem Haupte zerstört werden; es entstund aber ein Streit, ob mit einem Meßer oder einer Scheere. Huß sah dabei den Kaiser an, und sagte: „Es ist doch sonderbar: hart und grausam sind sie alle, aber über die Art und Weise sind sie nicht einig.“ Endlich, und als er völlig entweiht war, setzte man ihm eine fast ellenhohe Papierkrone auf, mit gemalten Teufeln, und der Unterschrift: ꝛc. Erzketzer. Und nun wandten sich die Bischöfe an den Kaiser, und sagten: „Das H. Concilium zu Constanz überantwortet itzo Johann Hußen, der in der Kirche Gottes kein Amt noch Verwaltung mehr hat, der weltlichen Gewalt und Gericht.“

Der Kaiser stund auf, und nahm den ihm übergebenen Huß an, und sprach zum Pfalzgrafen Ludewig: „Dieweil wir, lieber Oheim und Fürst, das weltliche Schwert führen, die Uebel zu strafen, so nehmt hin diesen Johann Huß, und laßt ihm in unserm Namen thun, was einem Ketzer gebühret.“ Dieser legte seinen fürstlichen Ornat ab, nahm Hußen und führte ihn dem Vogt von Constanz zu, und sprach zu ihm: „Auf unsers gnädigsten Herrn, des Römischen Kaisers Urteil, und unsern sonderlichen Befehl, nehmet diesen Magister Huß hin, und verbrennet ihn als einen Ketzer.“ Der Vogt übergab ihn dem Nachrichter und seinen Knechten, und befahl ausdrücklich, daß sie ihm seine Kleider nicht ausziehen, noch ihm Gürtel, Seckel, Geld, Meßer oder was er bei sich trüge, abnehmen, sondern ihn samt allem, was er an sich habe, verbrennen sollten. Und so ward er hingeführt.

Als er auf dem Gerichtsplatz ankam, kniete er nieder und betete. Von solchem Gebet ließ ihn der Pfalzgraf durch die Henker aufnehmen, und dreimal um den Holzstoß herumführen. Er nahm darauf von seinen Hütern Abschied; und nun griffen die Henker zu, und banden ihn an einen Pfahl,

mit fünf Stricken, über den Füßen, unter den Knien, mitten um den Leib, und unter den Armen, und mit einer Kette um den Hals. Hierbei fiel ihm die Papierkrone ab auf die Erde, und er sah hin nach ihr und lächelte. Der Henker setzte sie ihm aber bald wieder auf, und legte rund um ihn, bis an seinen Mund, Reisig und Stroh, und die bekannte Sancta-Simplicitas-Frau raffte mit zusammen, und legte mit an. Ehe das Feuer angezündet ward, ritten der Pfalzgraf Ludewig und der Reichsmarschall von Pappenheim noch einmal an ihn heran, und ermahnten ihn: er wolle noch itzo sein Heil bedenken, und seine Irrtümer widerrufen. Da fieng Huß mit lauter Stimme aus dem Holzhaufen an: „Ich rufe Gott zum Zeugen, daß ich das, was sie mir durch falsche Zeugen aufgebürdet, nicht gelehret oder geschrieben habe, sondern ich habe alle meine Predigten, Lehren und Schriften dahin gerichtet, daß ich die Menschen möchte von Sünden abwenden und Gott in sein Reich führen. Die Wahrheiten, die ich gelehret, geprediget, geschrieben und ausgebreitet habe, als die mit Gottes Wort übereinkommen, will ich halten und mit meinem Tod versiegeln.“

Sie schlugen darauf in die Hände und ritten davon.

Als der Henker das Feuer anzündete, sang Huß ein Stück aus dem Niceniſchen Glaubensbekenntnis, und da die Lohe gegen ihn schlug, betete er laut: „Christe, du Lamm Gottes, erbarme dich mein!“ und noch einmal: „Christe, du Lamm Gottes, erbarme dich mein!“ und als er zum drittenmal anfangen wollte, trieb der Wind den Rauch und die Flamme ihm gerade ins Gesicht, und nahm ihm die Sprache. Er bewegte noch die Lippen und den Kopf einige Minuten, und — war todt.

Friede sei mit deiner Seele, du treuer, frommer Priester! Du vertrauteſt der Wahrheit. Und hast du sie hier nicht erkannt, so wirst du sie nun erkannt haben und nun erkennen. Denn du suchteſt sie und nicht das Deine.

93.

Feuers Gedanken.

(Von K. B. Trinius.)

Würfe ich einmal dieß Dach durchbrechen,
einmal hinaus in die ewige Welt
strömen in seligen Feuerbächen,
was mein glühendes Herz mir schwellt!
einmal unter des Himmels Gezelt
mit den Stürmen jauchzen und zechen,
und die Schmach an dem Menschen rächen,
der mich in traurigen Banden hält!

Aber, wie der mächtigen Schlange
zuckende Glieder, vom Schwert geteilt,
schmerzlich leben, hoffend und bange,
ob ein Gott sie zusammen heilt:
so in dienende Flammen gespalten
kann ein thönern Gefäß mich halten;
auf der Kerze trägt mich der Sklav,
und — gezähmt die Gewalt der Gewalten —

überläßt er sich sorglos dem Schlaf.
Immer wandert der Wächter die Runde
um das Haus in brütender Nacht;
warnend ruft er von Stunde zu Stunde:
„Aber das Feuer, das wache, bewacht!“
Denn in des Herdes Winkel versteckt
prüft er sich immer den stillen Ort,
und von der schlummernden Asche bedecket
glüht der Gedanke, der ewige, fort.

Ueber mir spielt in heiterer Ferne
silbern Gewölk, und die seligen Sterne
wandeln tönend die himmlische Bahn. —

An dem Pfeiler klömm ich hinan,
öffnete sich dieß alte Gestein,
von der schmeichelnden Glut umleckt;
schlüpft ich zu der Fichte hinein,
die verborgen zum Dach sich streckt —
tief von meiner Wärme durchsogen
ahndet sie wohl den schrecklichen Plan,
doch sie ist mir heimlich gewogen —
mit der Vertrauten wär es gethan.

Horch! die Winde kommen gezogen!
haucht michs aus der Mauer nicht an?

Hoffnung, glimme!
Augen, glühet!
forschende Blicke, blitzet, sprühet!
Lichte des Himmels, zeig mir hinaus!
wie ich dieses Dach erklimme,
überwachse das heulende Haus! —

Fester Muth,
steter Ort.
Zufall nimmer ruht,
ist hier und dort.
Glimme, Glut,
immer fort!

94.

Die Steppenbrände in Südrußland am Pontus.

(Das Ausland, 1840. Nr. 40 und 41.)

Die hauptsächlichste und einzige Maßregel, welche die Steppenbewohner zur Verbeßerung des Graswuchses anwenden, das „Abbrennen der Steppe,“ wird vorzüglich im ersten Frühjahre sogleich nach dem Wegschmelzen des Schnees vorgenommen, weil man dann sogleich statt des weggebrannten Grases auf schnell hervorsprießendes neues hoffen kann, während man im Winter gern noch das alte ein wenig zur Weide benutzt. Zuweilen geräth auch die Steppe durch einen Zufall in Brand, oder wird böswillig angezündet, besonders häufig während der Sommermonate, wo die Dürre und Hitze oft so groß ist, daß man meint, die Steppe müße von selber bald aufflammen.

Solche zufällige wilde, das heißt unbeaufsichtigte, Brände gehen zuweilen außerordentlich weit, funfzig bis sechszig, ja bis hundert Werste* und noch mehr, und richten dann oft viel Unglück an, alles, was ihnen verzehrbares in den Weg kommt, verzehrend. Nicht nur einzelne Gehöfte, sondern auch ganze Dörfer, die gewöhnlich mitten im Steppenrasen liegen und nur von ihren Heu- und Strohhaufen umgeben sind, vernichten sie. Ein solcher

* Sieben Werste sind gleich einer deutschen Meile.

wilder Brand ſchreitet bald langſamer, bald ſchneller vor, je nach der Stärke und Richtung des Windes und je nach der Beſchaffenheit des Graſes, das er auf ſeinem Wege findet. Kommt die Flamme in klafterhohe Unkraut- oder Dornenwälder, ſo wüthet ſie hier in gewaltiger Unruhe, und die Flammenwellen ſchlagen hin und her hoch empor, bis ſie alles vernichtet haben und weiter wandern. Im gewöhnlichen Graſe fährt ſie wie eine lange Schlange mit mäßiger Raſchheit hin, kommt ſie aber auf eine alte Steppe, wo das zarte, ſehr leicht brennliche Seidenkraut wogt, ſo hüpft ſie auf einmal mit weißer heller Flamme empor und ſchwingt ſich mit gewaltiger Gewandtheit, ſei es mit, ſei es gegen den Wind, über das wogende Feld dahin, alle die Millionen zarten Federchen im Nu verſengend. Zuweilen zieht ſie ſich, wenn ſie zwiſchen zwei Wege geräth oder zwiſchen zwei Thäler, eng zuſammen, und man glaubt ſchon ihr Verleſchen nahe; allein ſie überſchreitet den Iſthmus, und kommt plötzlich wieder auf eine weite unabſehbare Dürrgrasfläche, wo ſie neue, furchtbare Kräfte gewinnt, und auf einmal wieder wie ein Feuermeer auseinander geht. In tauſend Legionen von Flammen, die wie gigantiſche Irrlichter aufflackern, ergießt ſich der Strom in raſendem Tanze über die Flur, immer die leicht zündlichen Grashaufen faſt ohne Dampf vernichtend, hinterher zieht ſich ein dampfender Feuernachtrab, der das niedrigere Gras nachholt. Auf ſolchen weiten Feldern teilt ſich die Maſſe in eine Menge kleiner und großer Arme wie ein Waßerſtrom, der in ſeine Delta-Ebenen kommt. Einige Abteilungen taumeln wie leichte Jägerregimenter weit vor, andere, die in Gebüſche geriethen, bleiben im Augenblick ſtecken, und das ganze Bild gleicht dem Spiel der Winde auf großen Waßerflächen.

Zuweilen macht der Flammenſtrudel mitten im geſchwindeſten Marſche Halt, wenn ihm etwa ein breiter, grasloſer Weg oder ein feuchtes, langes Thal entgegentrat; ſo gedämmt ſchwillt er dann an, zu beiden Seiten um ſich greifend und meilenweit am Rande des Thales ſich hin verbreitend, als ſuche ers zu umgehen. Dabei bombardiert er beſtändig mit Feuerbränden und Funken, die der Wind beflügelt, über das Thal hinüber, die jenſeits liegenden gelben Kornfelder zu entzünden. An ſolchen Thälern und Wegen ſtellen ſich nun gewöhnlich die Menſchen auf, die dem Toben des wilden Elements Einhalt thun wollen, verbreitern den Weg noch durch in der Eile gezogene Furchen, löſchen beſtändig die hinüberfliegenden Feuerbrände, und meiſtens, wenn ſie ihre Stellung zu wählen wußten, gelingt es ihnen dann auch, das Brandungetüm zu erſticken. Jedoch zuweilen ſind die Wege ſelbſt mit Gras bewachſen und erleichtern den Uebergang; hie und da fangen die Brandraketen Feuer, ziehen ihre ganze wilde Brüderſchaft nach und leuchten nun in den dürren Fruchtfeldern mit neuer Freude hoch empor. Alles geht wieder beflügelten Schrittes vorwärts; Millionen glühende Körner ſprühen und

verpuffen. Ein Aufleuchten! und alle auf eine Waizenflur gebaute Hoffnungen sind hin; jeder Schwung der Flamme vernichtet einen Roggenacker, jedes Gekniſter eines ganzen Dorfes Winterfutter.

Auf langen, unberechenbaren Kreuz- und Querwegen bewegt ſich ein ſolcher Steppenbrand, ſchrecklicher als der Drache von Rhodus, oft ſechs, acht bis zehn Tage in einer Gegend hin und her. Zuweilen bringt die Flamme mit friſchem Winde tief landeinwärts; man ſegnet ihre Abreiſe, und meint, ſie ſei verſchwunden; nach ein Paar Tagen aber ſieht man ſie wieder vor einem andern Winde zurückfliehen, fliehend wie ſiegend verderblich. Die kleinen, mitten im Graſe liegenden Gehöfte und Dörfer, die ohne Scheunen immer all ihr Stroh, Heu und Korn in Ordnung und Unordnung um ſich herum liegen haben, ſind mit reißender Schnelligkeit entzündet und in glimmende Kohlenhaufen verwandelt. Die Dächer der Erdwohnungen, die gewöhnlich aus altem, halbvermodertem Schilf beſtehen, glimmen wie Zunder mit ſtinkendem Dampfe weg und ſinken in die Höhlung ein; die häuſerhohen Stroh- und Heuhaufen rauchen mit gigantiſchen Rauchſäulen empor. Entdecken die Leute noch bei Zeiten den Brand, ſo umziehen ſie ſchnell ihre Wohnungen und Kornhaufen mit einigen Furchen und zernichten das Gras rund umher, um dem Brande ſo Grenzen zu ſtecken. Auch die zahlreichen alten Grabhügel der Steppe erſteigt die Flamme, und da die Gipfel derſelben gewöhnlich etwas eingeſunken und mit höherem Gras und Unkraut bewachſen ſind, ſo weilt ſie eine Zeitlang dort oben und man ſieht dann in der Nacht dieſe Grabhügelflammen weithin über den niedrigen Dampfnebel aufſteigen, wie Freudenfeuer, welche ſich die alten vermoderten Leichname ſelbſt angezündet. Gewöhnlich macht endlich ein Regen, der das Feuer bemeiſtert, dem ganzen Schauſpiel ein Ende und rettet die noch übrigen Gräſer.

Die zahlreichen Herden der Steppen werden durch ſolche Steppenbrände nicht wenig in Aufruhr und Schrecken geſetzt. Sie werden, da die Flammen mitunter wunderbare Streifzüge machen und von drei und vier Seiten zu gleicher Zeit heranrücken, von ihnen völlig eingeengt, ſo daß Hirten und Thieren nichts übrig bleibt, als mitten durch das Feuer hindurch zu ſetzen. Das geht dann nicht ohne mancherlei unangenehme Vorfälle ab, und unter Umſtänden wird nicht nur manches Haar, ſondern auch manches Leben dabei verſengt, wenn zum Beiſpiel die dummen Thiere ſchnurſtracks in brennende Gebüſche hineinrennen. Gewöhnlich kann man mit dem Winde ganz ſicher dicht hinter der vorſchreitenden Flammenlinie herreiten, denn Glut läßt ſie wenig im Raſen zurück; doch muß man ſich immer dabei in Acht nehmen, denn neckiſch ſchlägt zuweilen die Flamme rückwärts an Roſs und Reiter empor, und verſengt ihnen alle Haare und Flaumen, wie eine Köchin der gerupften Henne.

Viele solcher wilden, unabsichtlichen Steppenbrände werden auf folgende Weise veranlaßt, die zugleich als ein merkwürdiger Beweis der Barbarei dienen mag, in welcher noch das ganze Landwirtschaftswesen der Gegend begraben ligt. Wenn nämlich die Zeit naht, wo neues Heu gemacht wird und frisches Korn gereift ist, so spricht ein Steppenwirt zu seinen Leuten so: „Auf unserem Hofe liegen noch große Haufen alten Strohs, das aber voll steckt von Mäusen; auch liegen große Haufen alten Heus dabei, das uns aber bei den starken Frühlingsregen dieses Jahres halb verfault ist, und nach einigen Tagen werden wir den Platz frisch brauchen. Auch wächst auf meiner ganzen Tenne und meinem Gehöft unendlich viel unnützes Unkraut, welches loszuwerden sehr vorteilhaft wäre, zumal da die Tenne bald zum Dreschen gereinigt sein muß. Kommt, laßt uns daher alles, das Stroh mit samt den Mäusen, das verfaulte Heu mit samt dem Unkraut, in Brand stecken, so schlagen wir auf eine sehr bequeme Weise wenigstens zwei Fliegen mit einer Klappe.“ Sie ziehen alsdann, wenn sie vorsichtig sind, Furchen um das ganze Gehöfte, damit sich der Brand nicht weiter verbreite, und laßen dann alles mitsammen fröhlich in den Flammen aufgehen. Sie bekommen dadurch alles, was sie drückte, auf einmal vom Herzen, und nennen das „ihr Gehöfte reinigen.“ Gewöhnlich geht das nun freilich so ab, wie sie es wünschen; zuweilen aber läßt sich die einmal aufgeregte Flamme auch nicht bedeuten, springt über die Grenzen, und prasselt in die Saatfelder und weit über die Steppe hin. Indes trösten sich die Leute auch dann damit, daß sie ja wieder dünge, und aus der Asche noch beßere Kräuter wieder hervorwüchsen. Die Geschichtsforscher werden übrigens bei dieser Gelegenheit nicht unbemerkt laßen, wie schwer es dem Perser Darius werden mußte, in einem solchen Lande Krieg zu führen, und wie leicht, ja mit Vergnügen, indem sie ja dabei nur ihr Gehöfte reinigten und ihre Felder düngten, die Steppenbewohner ihm eine völlige Wüstenei in ihrem Lande darstellen konnten.

Das Verfahren der Leute bei den Steppenbränden, die sie mit Fleiß veranlaßen und mit Vernunft leiten, weil sie es dem Graswuchs heilsam halten, ist interessant und die Vorkehrungen dabei eigentümlich. Setzen wir den Fall, daß ein großer Edelmann einen bedeutenden Teil seiner Steppe, und ein solches Stück kann oft funfzig bis sechszig Werste im Umfang haben, abbrennen wolle, um seine Weide zu verbeßern, so läßt er alsdann zunächst das ganze Stück von einigen hundert in Thätigkeit gesetzten Pflügen mit Furchen umziehen, um seine Nachbarn, die Aecker u. s. w. vor dem Feuer zu schützen, mit drei-, vier-, bis achtfachen Furchen, je nach der Größe der Gefahr und nach der Entzündbarkeit des benachbarten Feldes. Befinden sich innerhalb der so umzogenen Steppe noch einzelne Besitztümer eingeschloßen, die ebenfalls geschützt werden sollen, als zum Beispiel Häuser, Heumagazine,

Ackerfelder u. s. w., so werden sie ebenfalls mit Furchen umzogen. Nach der Ausführung dieser Vorsichtsmaßregel begeben sich alsdann ein paar Dutzend Menschen mit Heuwischen, die sie brennend an langen Stäben halten, auf die trockene Steppe, und stellen sich in gleicher Entfernung in einer Linie auf, welche die Richtung des Windes senkrecht durchschneidet, und ein jeder zündet vor sich das Heu an. Anfangs ist die Flamme nur ein kleines Licht, brennt aber rund um sich herum, erweitert und verbreitet sich fortschreitend mehr und mehr und verbindet sich mit der Flamme des Nachbars, bis endlich alle nur Eine große, unabsehbare Rauch- und Feuerlinie bilden und so regelmäßig und ruhig mit dem Winde innerhalb der bezeichneten Grenzen vorschreiten. Alle harten Kräuter brennen dabei bis auf die Wurzel aus, und die ganze Steppe wird mit einem Aschenschleier überzogen. Die Leute verfolgen den von ihnen erregten Brand nun beständig, und umgeben ihn auch auf den Seiten, da ihn zähmend und tödtend, wo er trotz der gezogenen Furchen eine Unart begehen will, da aber mit neuer Glut nachschürend, wo er etwas ungenoßen liegen ließ. Zuweilen entschlüpft aber doch, ungeachtet ihrer Wachsamkeit, den Wächtern das bewegliche Element, und es entsteht ein wilder Brand daraus. Ja, zuweilen schreitet die Flamme selbst gegen den Wind ganz unerwartet rückwärts, und zwingt die Mannschaft zur Flucht; allein in der Regel geht alles plangemäß ab. Die ganze Fläche, alle Vertiefungen und Hügelchen werden mit verkohlten Kräutern überzogen, und kommt bald ein Regen darauf, der, wie man es wünscht, die Salze und den Dünger in den Boden schlägt, so wächst dann in wenigen Tagen durch das Leichentuch der Asche ein frisches, grünes Gras lebendig und hoffnungsvoll hervor. Es geschieht dieß Abbrennen der Steppe natürlich, je nach der Beschaffenheit des Bodens, häufiger oder seltener. Manche Steppenherren laßen es alle vier bis fünf Jahre regelmäßig geschehen.

Eben so wie auf der hohen Steppe das Gras, werden auch an den Flüßen hin die großen Schilfwaldungen angezündet. Freilich ist es verboten, dieß zu thun, bei Strafe der Verbannung nach Sibirien, weil diese Schilfbrände nicht so gut beaufsichtigt werden können, als die Steppenbrände, und vieles dabei mit in Rauch aufgeht, was geschont werden sollte: allein dennoch, Sibirien und allen seinen Schrecknissen zum Trotz, lodern überall die Flußthäler kurz nach der Schneeschmelze in Feuerflammen auf. Dniestr und Dniepr sieht man oft in langen Strecken hin von rothem Schein erleuchten, als wenn statt des Waßers Feuer im Thale flöße. Der Gründe zum Abbrennen des Schilfes sind hauptsächlich zweierlei: erstlich das Vertreiben der Wölfe, die sich so zahlreich in den Schilfwaldungen versammeln, als wenn sie eben nichts als große Ratten

wären, und dann zweitens, um dem jungen aufsproßenden Schilfe Luft zu geben, das von dem alten, welches noch so von Sonne, Wind und eigener Altersschwäche gebleicht und verstümmelt dasteht, in seinem Wachsthume behindert wird. Da das Schilf, welches sechs Ellen hoch ist, gewöhnlich eine mehrere Klafter hoch auflodernde Flamme gibt, und da die Schilfrohre gewöhnlich an vielen Seiten zugleich in Brand gesteckt werden und die Flamme sich weit und breit in die Flußthäler verbreitet, so gibt dieß ein Feuer, dessen glühenden Schimmer man in einer Entfernung von vielen Meilen erblickt, besonders bei solchen Flußthälern, welche wie das des Dniestrs, über eine Meile breit mit Schilf erfüllt sind. Man glaubt dann den Flußlauf mit einem feurigen Widerscheinstreifen am Himmel verzeichnet zu sehen, als hätten große Vulkane ihre Schlackenströme in das Thal, sein Waßer trinkend, gestürzt.

Es ist dieß eine üble Zeit für das arme Thierleben in den Schilfen. Die Enten- und Gänsescharen und die Pelikane sammeln sich auf den Seen und Flußarmen zwischen dem Schilfe, und schreien und schnattern, als wollten sie sich dem Flammenstrome zur Wehre setzen. Die Habiche, Adler und Geier, und die kaum aus fremden Landen angekommenen Silberreiher fliegen auf und kreischen, unruhige Kreiße ziehend, in dem wallenden Dampfe. Die Wölfe, die das Feuer gar nicht dulden können, stürzen sich truppenweise ins Waßer und retten sich flüchtigen Fußes, uneingedenk der zarten Lämmer und alle Mordgedanken vergeßend, an das entgegengesetzte Ufer, wenn ihnen hier nicht wieder ein neuer Brand entgegenschreitet und, noch mächtiger als der vorige, sie wieder aus Qualm und Feuer in die Fluten stürzt. Die Flammen gewinnen dann am Rande der Flußarme, wo das Schilf immer am höchsten steht, so viel Kraft, daß sie mit Riesenzungen über das Waßer hinlecken, als wollten sie auch dieses entzünden. Ist der Flußarm nicht zu breit, so schlagen sie, von beiden Seiten her sehnsüchtig zu einander sich neigend und gegenseitig sich erhitzend, hoch über dem Waßer zusammen und feiern mit gewaltigem Auf- und Abschwingen ihre Verbindung. Sie sind dabei keineswegs an das Schilf und Gesträuch gebunden, sondern wunderbar lösen sie sich zuweilen völlig von dem Nahrung gebenden Boden los, und schwingen sich frei und ungebunden über dem Waßer, mit röthlichem Schimmer aus dem Qualm hervorblickend. Es sind dann vielmehr die aus den Pflanzen entwickelten Gase, die da brennend und glühend sich oft turmhoch über dem ganzen Feuermeer erheben. Viele schädliche Wölfe, welche in dem Feuer vor Angst fast zu Lämmern werden, kommen allerdings dabei um; aber auch viel nützliches Geflügel verbrennt sich das Gefieder, Enten, die ihre Eier nicht verlaßen wollen und auf ihrer Brut das Leben verhauchen, Reiher und Trappen, die dumm

um das Feuer kreißen und wohl gar mitten in die Flammen hineinschießen, Hasen, die den Wolf hinter sich und die Flamme vor sich sehen, und Schnepfen und andere Vögel, die in ganzen Scharen sich willig in dem Feuer braten.

Trotz aller Verbote und Bestrafungen wiederholen sich die Schilfbrände des Dniestrs und Dnieprs alljährlich so pünktlich, wie der Frühling und das Ergrünen der Bäume, und es wird wohl schon seit Jahrtausenden und mit dem Boryſthenes und Tiras der Alten derselbe Fall gewesen sein. Um so auffallender, daß bisher noch kein Reisender von diesem doch in so vieler Hinsicht interessanten Frühlingsleuchten der Steppenflüße gesprochen hat!

95.

Abdallah.

(Von Adalbert v. Chamisso.)

Abdallah ligt behaglich am Quell der Wüste und ruht,
es weiden um ihn die Kameele, die achtzig, sein ganzes Gut;
Er hat mit Kaufmannswaaren Balsora glücklich erreicht,
Bagdad zurück zu gewinnen wird, ledig, die Reise ihm leicht.

Da kommt zur selben Quelle zu Fuß am Wanderstab
ein Derwisch ihm entgegen den Weg von Bagdad herab.
Sie grüßen einander, sie setzen beisammen sich zum Mahl,
und loben den Trunk der Quelle und loben Allah zumal.

Sie haben um ihre Reise teilnehmend einander befragt,
was jeder verlangt zu wißen willfährig einander gesagt,
Sie haben einander erzählet von dem und jenem Ort,
da spricht zuletzt der Derwisch ein gar bedächtig Wort:

„Ich weiß in dieser Gegend und kenne wohl den Platz,
und könnte dahin dich führen, den unermeßlichsten Schatz.
Man möchte daraus belasten mit Gold und Edelgestein
wohl achtzig, wohl tausend Kameele, es würde zu merken nicht sein.“

Abdallah lauscht betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
es rieselt im kalt durch die Adern und Gier erfüllt ihn ganz:
„Mein Bruder, hör, mein Bruder, o führe dahin mich gleich!
dir kann der Schatz nicht nützen, du machst mich glücklich und reich.

Laß dort mit Gold uns beladen die achtzig Kameele mein,
nur achtzig Kameeleslasten, es wird zu merken nicht sein.
Und dir, mein Bruder, verheiß ich zu deines Dienstes Sold
das beste von allen, das stärkste, mit seiner Last von Gold.

Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, ich hab es anders gemeint,
dir vierzig Kameele, mir vierzig, das ist was billig mir scheint:
Den Werth der vierzig Thiere empfängst du millionenfach,
und hätt ich geschwiegen, mein Bruder, o denke, mein Bruder, doch nach."

„Wohlan, wohlan, mein Bruder, laß gleich uns ziehen dahin,
wir teilen gleich die Kameele, wir teilen gleich den Gewinn."
Er sprachs, doch thaten ihm heimlich die vierzig Lasten leid,
dem Geiz in seinem Herzen gesellte sich der Neid.

Und so erhoben die Beiden vom Lager sich ohne Verzug,
Abdallah treibt die Kameele, der Derwisch leitet den Zug.
Sie kommen zu den Hügeln; dort öffnet eng und schmal
sich eine Schlucht zum Eingang in ein geräumig Thal.

Schroff, überhangend umschließet die Felswand rings den Raum,
noch drang in diese Wildnis des Menschen Fuß wohl kaum.
Sie halten; bei den Thieren Abdallah sich verweilt,
der sie, der Last gewärtig, in zwei Gefolge verteilt.

Indessen häuft der Derwisch am Fuß der Felsenwand
verdorrtes Gras und Reisig und steckt den Haufen in Brand;
Er wirft, so wie die Flamme sich praßelnd erhebt, hinein
mit seltsamem Thun und Reden viel kräftige Spezerein.

In Wirbeln wallt der Rauch auf, verfinsternd schier den Tag,
die Erde bebt, es dröhnet ein starker Donnerschlag,
Die Finsternis entweichet, der Tag bricht neu hervor,
es zeigt sich in dem Felsen ein weit geöffnet Thor.

Es führt in prächtige Hallen, wie nimmer ein Aug sie geschaut,
aus Edelgestein und Metallen von Geistern der Tiefen erbaut,
Es tragen goldne Pilaster ein hohes Gewölb von Krystall,
hellfunkelnde Karfunkeln verbreiten Licht überall.

Es lieget zwischen den goldnen Pilastern unerhört
das Gold hoch aufgespeichert, des Glanz den Menschen bethört,
Es wechseln mit den Haufen des Goldes die Hallen entlang
Demanten, Smaragden, Rubinen, dazwischen nur schmal der Gang.

Abdallah schauts betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
es rieselt ihm kalt durch die Adern und Gier erfullt ihn ganz.
Sie schreiten zum Werke; der Derwisch hat klug sich Demanten erwählt,
Abdallah wühlet im Golde, im Golde, das nur ihn beseelt.

Doch bald begreift er den Irrtum und wechselt die Last und tauscht
für Edelgestein und Demanten das Gold, des Glanz ihn berauscht,
Und was er fortzutragen die Kraft hat, minder ihn freut,
als, was er liegen muß laßen, ihn heimlich wurmt und reut.

Geladen sind die Kameele schier über ihre Kraft.
Abdallah sieht mit Staunen, was ferner der Derwisch schafft;
Der geht den Gang zu Ende, und öffnet eine Truh',
und nimmt daraus ein Büchschen, und schlägt den Deckel zu.

Es ist von schlichtem Holze, und, was darin verwart,
gleich werthlos, scheint nur Salbe, womit man salbt den Bart;
Er hat es prüfend betrachtet, das war das rechte Geschmeid,
er steckt es wohlgefällig in sein gefaltet Kleid.

Drauf schreiten hinaus die Beiden, und draußen auf dem Plan
vollbringt der Derwisch die Bräuche, wie ers beim Eintritt gethan;
Der Schatz verschließt sich donnernd, ein jeder übernimmt
die Hälfte der Kameele, die ihm das Looß bestimmt.

Sie brechen auf und wallen zum Quell der Wüste vereint,
wo sich die Straßen trennen, die jeder zu nehmen meint:
Dort scheiden sie und geben einander den Bruderkuss;
Abdallah erzeigt sich erkenntlich mit tönender Worte Erguß.

Doch, wie er abwärts treibet, schwillt Neid in seiner Brust,
des Andern vierzig Lasten, sie dünken ihn eigner Verlust:
Ein Derwisch solche Schätze, die eignen Kameele, — das kränkt,
und was bedarf der Schätze, wer nur an Allah denkt?

„Mein Bruder, hör, mein Bruder!" — so folgt er seiner Spur —
„nicht um den eignen Vorteil, ich denk an deinen nur,
Du weißt nicht, welche Sorgen, und weißt nicht, welche Last
du, Guter, an vierzig Kameelen dir aufgebürdet hast.

Noch kennst du nicht die Tücke, die in den Thieren wohnt,
o glaub es mir: der Mühen von Jugend auf gewohnt,
Versuch ichs wohl mit achtzig, dir wirds mit vierzig zu schwer,
du führst vielleicht noch dreißig, doch vierzig nimmermehr."

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß Recht du haben magst;
schon dacht ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst;
Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kameelen noch zehn,
du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn."

Abdallah dankt und scheidet, und denkt in seiner Gier:
„Und wenn ich zwanzig begehrte, der Thor, er gäbe sie mir."
Er kehrt zurück im Laufe, es muß versuchet sein,
er ruft, ihn hört der Derwisch und harret gelaßen sein.

„Mein Bruder, hör, mein Bruder, o traue meinem Wort,
du kommst, unkundig der Wartung, mit dreißig Kameelen nicht fort,
Die widerspenstigen Thiere sind störriger, denn du denkst,
du machst es dir bequemer, wenn du mir zehen noch schenkst."

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß Recht du haben magst,
schon dacht ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst;
Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kameelen noch zehn,
du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn."

Und wie so leicht gewähret, was kaum er sich gedacht,
da ist in seinem Herzen erst recht die Gier erwacht;
Er hört nicht auf, er fordert, wohl ohne sich zu scheun,
noch zehen von den zwanzig und von den zehen neun.

Das eine nur, das letzte, dem Derwisch übrig bleibt,
noch dieß ihm abzufordern des Herzens Gier ihn treibt;
Er wirft sich ihm zu Füßen, umfaßet seine Knie:
„Du wirst nicht Nein mir sagen, noch sagtest du Nein mir nie."

„So nimm das Thier, mein Bruder, wonach dein Herz begehrt,
es ist, daß trauernd du scheidest von deinem Bruder, nicht werth;
Sei fromm und weis' im Reichtum und beuge vor Allah dein Haupt,
der, wie er Schätze spendet, auch Schätze wieder raubt."

Abdallah dankt und scheidet, und denkt in seinem Sinn:
„wie mochte der Thor verscherzen so leicht den reichen Gewinn?"
Da fällt ihm ein das Büchschen: „Das ist das rechte Geschmeid,
wie barg ers wohlgefällig in sein gefaltet Kleid!"

Er kehrt zurück: „Mein Bruder, mein Bruder, auf ein Wort!
was nimmst du doch das Büchschen, das schlechte, mit dir noch fort?
Was soll dem frommen Derwisch der weltlich eitle Tand?"
„So nimm es!" spricht der Derwisch, und legt es in seine Hand.

Ein freudiges Erschrecken den Zitternden befällt,
wie er auch noch das Büchschen, das räthselhafte, hält;
Er spricht kaum dankend weiter: „So lehre mich nun auch:
was hat denn diese Salbe für einen besondern Gebrauch?"

Der Derwisch: „Groß ist Allah, die Salbe wunderbar;
bestreichst du dein linkes Auge damit, durchschauest du klar
Die Schätze, die schlummernden alle, die unter der Erde sind;
bestreichst du dein rechtes Auge, so wirst du auf beiden blind."

Und selber zu versuchen die Tugend, die er kennt,
der wunderbaren Salbe, Abdallah nun entbrennt:
„Mein Bruder, hör, mein Bruder, du machst es beßer, traun!
bestreiche mein Auge, das linke, und laß die Schätze mich schaun!"

Willfährig thuts der Derwisch; da schaut er unterwärts
das Gold in Kammern und Adern, das gleißende schimmernde Erz,
Demanten, Smaragden, Rubinen, Metall und Edelgestein,
sie schlummern unten und leuchten mit seltsam lockendem Schein.

Er ſchaut und ſtarrt betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
es rieſelt ihm kalt durch die Adern und Gier erfüllt ihn ganz.
Er denkt: Würd auch beſtrichen mein rechtes Auge zugleich,
vielleicht beſäß ich die Schätze und würd unermeßlich reich.

„Mein Bruder, hör, mein Bruder, zum letzten mal mich an:
beſtreiche mein rechtes Auge, wie du das linke gethan;
Noch dieſe meine Bitte, die letzte, gewähre du mir,
dann ſcheiden unſere Wege, und Allah ſei mit dir!“

Darauf der Derwiſch: „Mein Bruder, nur Wahrheit ſprach mein Mund,
ich machte dir die Kräfte von deiner Salbe kund;
Ich will nach allem Guten, das ich dir ſchon erwies,
die ſtrafende Hand nicht werden, die dich ins Elend ſtieß.“

Nun hält er feſt am Glauben und brennt vor Ungeduld,
den Neid, die Schuld des Herzens, gibt er dem Derwiſch ſchuld,
Daß dieſer ſo ſich weigert, das iſt für ihn der Sporn,
der Gier in ſeinem Herzen geſellet ſich der Zorn.

Er ſpricht mit höhniſchem Lachen: „Du hältſt mich für ein Kind!
was ſehend auf einem Auge, macht nicht auf dem andern mich blind;
Beſtreiche mein rechtes Auge, wie du das linke gethan,
und wiße, daß, falls du mich reizeſt, Gewalt ich brauchen kann.“

Und wie er noch der Drohung die That hinzugefügt,
da hat der Derwiſch endlich ſtillſchweigend ihm genügt:
Er nimmt zur Hand die Salbe, ſein rechtes Aug er beſtreicht —
die Nacht iſt angebrochen, die keinem Morgen weicht.

„O Derwiſch, arger Derwiſch! du doch die Wahrheit ſprachſt;
nun heile, Kenntnisreicher, was ſelber du verbrachſt.“
„Ich habe nichts verbrochen, dir ward, was du gewollt,
du ſtehſt in Allahs Händen, der alle Schulden zollt.“

Er fleht und ſchreit vergebens und wälzet ſich im Staub,
der Derwiſch abgewendet bleibt ſeinen Klagen taub;
Der ſammelt die achtzig Kameele und gen Balſora treibt,
derweil Abdallah verzweifelnd am Quell der Wüſte verbleibt.

Die nicht er ſchaut, die Sonne, vollbringet ihren Lauf,
ſie gieng am andern Morgen, am dritten wieder auf,
Noch lag er da verſchmachtend: ein Kaufmann endlich kam,
der nach Bagdad aus Mitleid den blinden Bettler nahm.

96.

Aus dem gestiefelten Kater.

(Von Ludwig Tieck.)

Kleine Bauernstube. Lorenz, Barthel, Gottlieb. Der Kater Hinze ligt auf einem Schemel am Ofen.

Lorenz. Ich glaube, daß nach dem Ableben unsers Vaters unser kleines Vermögen sich bald wird einteilen laßen. Ihr wißt, daß der selige Mann nur drei Stücke von Belang zurückgelaßen hat: ein Pferd, einen Ochsen und jenen Kater dort. Ich, als der Aelteste, nehme das Pferd, Barthel, der nächste nach mir, bekommt den Ochsen, und so bleibt denn natürlicherweise für unsern jüngsten Bruder der Kater übrig.

Barthel. Ich glaube, Bruder Gottlieb, du wirst auch mit der Einteilung zufrieden sein; du bist leider der jüngste, und da mußt du uns einige Vorrechte laßen.

Gottlieb. Freilich wohl.

Lorenz. So wollen wir denn nun gehn. Lieber Gottlieb, lebe wohl, laß dir die Zeit nicht lang werden.

Gottlieb. Adieu. (Die Brüder gehen ab.)

Gottlieb (allein). Sie gehen fort — und ich bin allein. — Wir haben alle drei unsre Wohnungen; Lorenz kann mit seinem Pferde doch den Acker bebauen, Barthel kann seinen Ochsen schlachten und einsalzen, und eine Zeitlang davon leben, — aber was soll ich armer Unglückseliger mit meinem Kater anfangen? Höchstens kann ich mir aus seinem Felle für den Winter einen Muff machen laßen, aber ich glaube, er ist jetzt noch dazu in der Rauhe. — Da ligt er und schläft ganz gerubig, — armer Hinze! wir werden uns bald trennen müßen. Es thut mir leid: ich habe ihn auferzogen, ich kenne ihn, wie mich selber, — aber er wird dran glauben müßen, ich kann mir nicht helfen, ich muß ihn wahrhaftig verkaufen. — Er sieht mich an, als wenn er mich verstünde; es fehlt nicht wenig, so fang ich an zu weinen. (Er geht in Gedanken auf und ab.)

Hinze, der Kater (richtet sich auf, dehnt sich, macht einen hohen Buckel, gähnt und spricht dann:) Mein lieber Gottlieb, ich hab ein ordentliches Mitleid mit euch.

Gottlieb (erstaunt). Wie, Kater, du sprichst?

Hinze. Warum soll ich nicht sprechen können, Gottlieb?

Gottlieb. Ich hätte es nicht vermuthet, ich habe zeitlebens noch keine Katze sprechen hören.

Hinze. Ihr meint, weil wir nicht immer in alles mitreden, wären wir gar Hunde.

Gottlieb. Ich denke, ihr seid bloß dazu da, Mäuse zu fangen.

Hinze. Wenn wir nicht im Umgang mit den Menschen eine gewisse Verachtung gegen die Sprache bekämen, so könnten wir alle sprechen.

Gottlieb. Nun, das gesteh ich! — aber warum laßt ihr euch denn so gar nichts merken?

Hinze. Um uns keine Verantwortungen zuzuziehen. Denn wenn uns sogenannten Thieren noch erst die Sprache angeprügelt würde, so wäre gar keine Freude mehr auf der Welt. Was muß der Hund nicht alles thun und lernen! Das Pferd! Es sind dumme Thiere, daß sie sich ihren Verstand merken laßen; sie müßen ihrer Eitelkeit durchaus nachgeben. Wir Katzen sind noch immer das freieste Geschlecht, weil wir uns bei aller unserer Geschicklichkeit so ungeschickt anzustellen wißen, daß es der Mensch ganz aufgibt, uns zu erziehn.

Gottlieb. Aber warum entdeckst du mir das alles?

Hinze. Weil ihr ein guter, ein edler Mann seid, einer von den wenigen, die keinen Gefallen an Dienstbarkeit und Sklaverei finden, seht, darum entdecke ich mich euch ganz und gar.

Gottlieb (reicht ihm die Hand). Braver Freund.

Hinze. Die Menschen stehn in dem Irrtume, daß an uns jenes instinktmäßige Murren, das aus einem gewissen Wohlbehagen entsteht, das einzige Merkwürdige sei, sie streicheln uns daher oft auf eine ungeschickte Weise, und wir spinnen dann gewöhnlich nur, um uns vor Schlägen zu sichern. Wüßten sie aber mit uns auf die wahre Art umzugehn, glaube mir, sie würden unsre gute Natur zu allem gewöhnen, und Michel, der Kater bei eurem Nachbar, läßt es sich sogar zuweilen gefallen, für den König durch einen Tonnenband zu springen.

Gottlieb. Da hast du recht.

Hinze. Ich liebe euch, Gottlieb, ganz vorzüglich. Ihr habt mich nie gegen den Strich gestreichelt, ihr habt mich schlafen laßen, wenn es mir recht war, ihr habt euch widersetzt, wenn eure Brüder mich manchmal aufnehmen wollten, um mit mir ins Dunkle zu gehn, und die sogenannten elektrischen Funken zu beobachten, — für alles dieses will ich nun dankbar sein.

Gottlieb. Edelmüthiger Hinze! Ha, mit welchem Unrechte wird von euch schlecht und verächtlich gesprochen, eure Treue und Anhänglichkeit bezweifelt! Die Augen gehn mir auf, — welchen Zuwachs von Menschenkenntnis bekomme ich so unerwartet!

Hinze. Ihr seid ein braver Mann, Gottlieb, — aber nehmts mir nicht übel, ihr seid etwas eingeschränkt, borniert, keiner der besten Köpfe, wenn ich frei herausprechen soll.

Gottlieb. Ach Gott, nein.

Hinze. Ihr wißt zum Beispiel jetzt nicht, was ihr anfangen wollt.

Gottlieb. Du hast ganz meine Gedanken.

Hinze. Wenn ihr euch auch einen Muff aus meinem Pelze machen ließet, —

Gottlieb. Nimms nicht übel, Kamerad, daß mir das vorher nur so durch den Kopf fuhr.

Hinze. Ach nein, es war ein ganz menschlicher Gedanke. — Wißt ihr kein Mittel, euch durchzubringen?

Gottlieb. Kein einziges!

Hinze. Ihr könntet mit mir herumziehn, und mich für Geld sehen laßen, — aber das ist immer keine sichere Lebensart.

Gottlieb. Nein.

Hinze. Ihr könntet ein Journal herausgeben, oder eine deutsche Zeitung, oder einen Roman, ich wollte euer Mitarbeiter sein, — aber das ist zu umständlich.

Gottlieb. Ja.

Hinze. Nun, ich will schon noch beßer für euch sorgen, — verlaßt euch drauf, daß ihr durch mich noch ganz glücklich werden sollt.

Gottlieb. O bester, edelmüthigster Mann. (Er umarmt ihn zärtlich.)

Hinze. Aber ihr müßt mir auch trauen.

Gottlieb. Vollkommen, ich kenne ja jetzt dein redliches Gemüth.

Hinze. Nun, so thut mir den Gefallen, und holt mir sogleich den Schuhmacher, daß er mir ein paar Stiefeln anmeße.

Gottlieb. Den Schuhmacher — Stiefeln?

Hinze. Ihr wundert euch; aber bei dem, was ich für euch zu thun gesonnen bin, habe ich so viel zu gehn und zu laufen, daß ich nothwendig Stiefeln tragen muß.

Gottlieb. Aber warum nicht Schuhe?

Hinze. Gottlieb, ihr versteht das Ding nicht; ich muß dadurch ein Ansehn bekommen, ein imponierendes Wesen, kurz eine gewisse Männlichkeit, die man in Schuhen zeitlebens nicht hat.

Gottlieb. Nun, wie du meinst, — aber der Schuster wird sich wundern.

Hinze. Gar nicht; man muß nur nicht thun, als wenn es etwas Besonderes wäre, daß ich Stiefeln tragen will; man gewöhnt sich an alles.

Gottlieb. Ja wohl, ist mir doch der Discurs mit dir ordentlich ganz geläufig geworden. — Aber noch eins: da wir jetzt so gute Freunde geworden sind, so nenne mich doch auch Du; warum willst Du noch Komplimente mit mir machen?

Hinze. Wie du willst.

Gottlieb. Da geht gerade der Schuhmacher vorbei; — he! pst!

Herr Gevatter Leichdorn! will er wohl einen Augenblick bei mir einsprechen?

Der Schuhmacher (kommt herein). Prosit! — Was gibts neues?

Gottlieb. Ich habe lange keine Arbeit bei ihm bestellt. —

Schuhmacher. Nein, Herr Gevatter; ich habe jetzt überhaupt gar wenig zu thun.

Gottlieb. Ich möchte mir wohl wieder ein Paar Stiefeln machen laßen.

Schuhmacher. Setz er sich nur nieder, das Maß hab ich bei mir.

Gottlieb. Nicht für mich, sondern für meinen jungen Freund da.

Schuhmacher. Für den da? — Gut.

Hinze (setzt sich auf einen Stuhl nieder, und hält das rechte Bein hin).

Schuhmacher. Wie beliebt er denn, Musje?

Hinze. Erstlich, gute Sohlen, dann braune Klappen, und vor allen Dingen steif.

Schuhmacher. Gut. — (Er nimmt Maß). Will er nicht so gut sein, — die Krallen — oder Nägel etwas einzuziehn, ich habe mich schon gerißen. — (Er nimmt Maß.)

Hinze. Und schnell müßen sie fertig werden. (Da ihm das Bein gekreichelt wird, so fängt er wider Willen an zu spinnen.)

Schuhmacher. Der Musje ist recht vergnügt.

Gottlieb. Ja, es ist ein aufgeräumter Kopf — er ist erst von der Schule gekommen, — was man so einen Vocativus nennt.

Schuhmacher. Na, adies. (Ab.)

Gottlieb. Willst du dir nicht etwa auch den Bart scheeren laßen.

Hinze. Bei Leibe nicht, ich sehe so weit ehrwürdiger aus, und du weißt ja wohl, daß die Katzen nachher gleich unmännlich werden. Ein Kater ohne Bart ist nur ein verächtliches Geschöpf.

Gottlieb. Wenn ich nur wüßte, was du vorhast!

Hinze. Du wirst es schon gewar werden. — Jetzt will ich noch ein wenig auf den Dächern spazieren gehn, es ist da oben eine hübsche freie Aussicht, und man erwischt auch wohl eine Taube.

Gottlieb. Als guter Freund will ich dich warnen, daß du dich nicht dabei ergreifen läßest. —

Hinze. Sei unbesorgt, ich bin kein Neuling. — Adieu unterdessen. (Er geht ab.)

Gottlieb (allein). In der Naturgeschichte steht immer, daß man den Katzen nicht trauen könne, und daß sie zum Löwengeschlechte gehören, und ich habe vor einem Löwen eine gar erbärmliche Furcht. Wenn der Kater nun kein Gewißen hätte, so könnte er mit den Stiefeln nachher davon laufen, für die

ich nun mein letztes Geld hingeben muß, und ſie irgendwo vertröbeln, oder er könnte ſich beim Schuhmacher dadurch beliebt machen wollen, und nachher bei ihm in Dienſte treten. — Aber der hat ja ſchon einen Kater. — Nein, Hinz! meine Brüder haben mich betrogen, und nun will ich es einmal mit dir verſuchen. Er ſprach ſo edel, er war ſo gerührt, — da ſitzt er drüben auf dem Dache und putzt ſich den Bart, — vergib mir, erhabener Freund, daß ich an deinem Großſinn nur einen Augenblick zweifeln konnte. (Er geht ab.)

Und was thut der Kater, nachdem er ſeine Stiefel bekommen?

Er geht auf die Jagd, fängt bald Kaninchen, bald Rebhühner, und bringt ſie jedesmal dem Könige mit Empfehlungen von dem Grafen von Carabas, der ſie dem Könige ſchicke. Als dieſer nun eines Tages eine Spazierfahrt längs dem Ufer des Flußes unternehmen will, läuft Hinze eiligſt zu Gottlieb, und bittet ihn an den Fluß zu kommen und ſich in demſelben an einem Orte, den er ihm zeigen werde, zu baden: dann ſei ſein Glück gemacht. Gottlieb thut, was der Kater ihm heißt, ohne zu wißen, was derſelbe damit vorhabe. Während er badet, kommt der König vorbeigefahren; in dieſem Augenblick ruft Hinze aus aller ſeiner Kraft: Hilfe! Hilfe! der Graf von Carabas will ertrinken! Der König läßt ſeine Dienerſchaft ſogleich zu Hilfe eilen, und während ſie den Grafen von Carabas an das Ufer bringen, wirft Hinze die Kleider deſſelben in den Buſch, und klagt dem Könige, daß Spitzbuben ſeinem Herrn die Kleider geſtohlen. Auf Befehl des Königs wird ihm der beſte Anzug aus deſſen Reiſekoffer gebracht, und nachdem er ſich angekleidet, ladet der König ihn ein, in ſeinen Wagen zu ſteigen und ihn auf die Spazierfahrt zu begleiten. Hinze läuft nun fortwährend vor dem Wagen des Königs her, und befiehlt überall den Leuten, die er auf dem Felde trifft, daß ſie, wenn der König frage, wem das Land oder die Ortſchaft gehöre, antworten ſollten: dem Grafen von Carabas, ſonſt hätten ſie ihr Leben verwirkt. Es geſchieht, wie der Kater befohlen, und der König iſt höchlich erfreut über die ſchönen Beſitztümer des Grafen. So kommt Hinze endlich an ein Schloß, das einem Zauberer gehört. Ohne Zeit zu verlieren ſtellt er ſich demſelben als einen Reiſenden vor, der viel Wunderbares von ihm gehört, unter anderm, daß er ſich in die größten Thiere, in Löwen, Elephanten u. dgl. verwandeln könne: dieß ſcheine ihm unglaublich. Der Zauberer iſt alsbald bereit, ihm einen Beweis ſeiner Kunſt zu geben, und verwandelt ſich in einen Löwen. Darauf bittet ihn Hinze erſchrocken, doch wieder ſeine natürliche Geſtalt anzunehmen, und fragt ihn dann, ob es vollends wahr ſei, daß er ſich auch in ganz kleine Thiere verwandeln könne? dieß ſei ihm noch viel unglaublicher. Darauf verwandelt ſich der Zauberer in eine Maus. Hinze ſpringt alsbald auf ihn zu und frißt ihn auf. Als nun der König vorfährt, hört er von dem Kater, daß dieß das Schloß des Grafen von Carabas ſei. Man ſetzt ſich an eine Tafel, die bereit ſteht, weil der Zauberer ſeine Freunde zur Mahlzeit eingeladen hatte, und der König gibt zuletzt dem guten Gottlieb, dem dieß alles wie ein Traum iſt, die Hand ſeiner Tochter.

97.

Der Kobold.

(Von K. B. Trinius.)

Es hatt' ein Bürger ein schönes Haus,
doch wohnt' ein Kobold darin.
Der spukt' und fuhr mit Saus und Gebraus
drin um, und daher und dahin.

Wohl hatten Weihwedel und Spruch
vielfältig den Quälgeist verkreuzet;
doch ihm war, nur schlimmer gereizet,
kein Spruch, kein Wedel genug.

Drob seufzet der Meister zu seiner Frau:
Mein Schatz, was fangen wir an?
Durch Wedel und Spruch, ich seh es genau,
ist nichts mit dem Kobold gethan.

Doch in dem besessenen Haus,
von Netzen des Satans umstricket,
tagtäglich gekneipt und gezwicket,
man hält es nicht länger mehr aus!

So dünkt es mir also das Allerbest,
daß man ihn versengt und verbrennt
Zusamt dem ganzen höllischen Nest,
so hätte das Leiden ein End:

Und nähmen ein Beutelchen Geld,
davon wir ein übriges haben,
und zögen von dannen, nach Schwaben,
wofern es, mein Schatz, dir gefällt.

Spricht also Frau Martha zu ihrem Mann:
Mein Schatz, wie du sagest, es sei!
Man zieht sich so heimlich nicht aus noch an,
huckt gleich der Satan dabei.

Drum brenn er, der höllische Geist!
gleich pack ich, je eher je beßer,
den Bettsack, die Koffer, die Fäßer,
und morgen, so Gott will, gereist.

Am selbigen Abend, mit eigener Hand,
bevor sichs der Kobold versäh,
Schiebt also der Meister den Kohlenbrand
ins Haus und es brennt in die Höh,

Und wie es recht praßelt und kracht,
und brennt bis zur äußersten Spitze,
da schwenkt er thöricht die Mütze:
Gottlob! nun ist es vollbracht!

Drauf klettert er ruhig zu seiner Frau,
die Kinder bewickelt mit Stroh,
Hinan auf der Fuhre beweglichen Bau,
und fort gehts mit Hä! und mit Hoh!

Man spottet des Geistes, und schreit:
Adieu, Gevatter! wir reisen!
und kürzt mit Plaudern und Speisen
die Weile der nächtlichen Zeit.

Doch bald nahm die Kälte sehr überhand,
und eins nach dem andern verstummt,
Saß still und rührte nicht Fuß noch Hand,
blaunäßig und steif und vermummt.

Da brummt ein Bekannter im Baß:
„Wenn wir nicht wären entronnen,
dann wären wir alle verbronnen!“
Der Kobold saß hinten im Faß.

98.

Herr Baron von Münchhausen erzählt einige Jagdgeschichten.

(Ausgabe 1840. Seite 15 ff.)

Ich hatte einmal mit einer Kette Hühner einen sehr anziehenden Vorfall. Ich war ausgegangen, um eine neue Flinte zu probieren, und hatte meinen kleinen Vorrath von Hagel ganz und gar verschoßen, als wider alles Vermuthen vor meinen Füßen eine Flucht Hühner aufgieng. Der Wunsch, einige derselben Abends auf meinem Tische zu sehen, brachte mich auf einen Einfall, von dem sie, meine Herren, auf mein Wort, im

Falle der Noth Gebrauch machen können. Sobald ich gesehen hatte, wo sich die Hühner niederließen, lud ich hurtig mein Gewehr, und setzte statt des Schrotes den Ladstock auf, den ich, so gut sichs in der Eile thun ließ, an dem obern Ende etwas zuspitzte. Nun gieng ich auf die Hühner zu, drückte, so wie sie aufflogen, ab, und hatte das Vergnügen zu sehen, daß mein Ladstock mit sieben Stück, die sich wohl wundern mochten, so früh am Spieße vereinigt zu werden, in einiger Entfernung allmählich heruntersank. — Wie gesagt, man muß sich nur in der Welt zu helfen wißen.

Ein anderes Mal stieß mir in einem ansehnlichen Walde von Rußland ein wunderschöner schwarzer Fuchs auf. Es wäre Jammer Schade gewesen, seinen kostbaren Pelz mit einem Kugel- oder Schrötschuße zu durchlöchern. Herr Reineke stund dicht bei einem Baume. Augenblicklich zog ich meine Kugel aus dem Laufe, lud dafür einen tüchtigen Brettnagel in mein Gewehr, feuerte und traf so künstlich, daß ich seine Lunte fest an den Baum nagelte. Nun gieng ich ruhig zu ihm, nahm mein Weidmeßer, gab ihm einen Kreuzschnitt übers Gesicht, griff nach meiner Peitsche, und karbatschte ihn so artig aus seinem schönen Pelze heraus, daß es eine wahre Lust und ein rechtes Wunder zu sehen war.

Zufall und gutes Glück machen oft manchen Fehler wieder gut. Davon erlebte ich bald nach diesem ein Beispiel, als ich mitten im tiefsten Walde einen wilden Frischling und eine Bache dicht hintereinander hertraben sah. Meine Kugel hatte gefehlt. Gleichwohl lief der Frischling vorn ganz allein weg, und die Bache blieb stehen, ohne Bewegung, als ob sie an den Boden festgenagelt gewesen wäre. Wie ich das Ding näher untersuchte, fand ich, daß es eine blinde Bache war, die ihres Frischlings Schwänzlein im Rachen hielt, um von ihm aus kindlicher Pflicht fürbaß geleitet zu werden. Da nun meine Kugel zwischen beiden hindurchgefahren war, so hatte sie diesen Leitzaum zerrißen, von welchem die alte Bache das eine Ende noch immer kauete. Da nun ihr Leiter sie nicht weiter vorwärts gezogen hatte, so war sie stehen geblieben. Ich ergriff daher das übrig gebliebene Endchen von des Frischlings Schwanze, und leitete daran das alte hilflose Thier ganz ohne Mühe und Widerstand nach Hause.

So fürchterlich diese wilden Bachen oft sind, so sind die Keiler doch weit grausamer und gefährlicher. Ich traf einst einen im Walde an, als ich unglücklicher Weise weder auf Angriff noch Vertheidigung gefaßt war. Mit genauer Noth konnte ich noch hinter einen Baum schlüpfen, als die wüthende Bestie aus Leibeskräften einen Seitenhieb nach mir that. Dafür fuhren aber auch seine Hauer dergestalt in den Baum hinein, daß er weder im Stande war, sie sogleich wieder heraus zu ziehen, noch den Hieb zu wiederholen. — Ha ha! dachte ich, nun wollen wir dich bald kriegen: — Flugs nahm ich

einen Stein, hämmerte noch vollends damit darauf los, und nietete seine Hauer dergestalt um, daß er ganz und gar nicht wieder loskommen konnte. So mußte er sich nun gedulden, bis ich vom nächsten Dorfe Karren und Stricke herbeigeholt hatte, um ihn lebendig und wohlbehalten nach Hause zu schaffen, was auch ganz vortrefflich von Statten gieng.

99.

Räthsel.

(Von J. P. Hebel.)

Den Reichen trägt das Thierlein durch den Koth,
das Pflänzlein ißt der Arme auf dem Brot.

100.

Der Löwe und der Hase.

(Von G. E. Lessing. Sämtliche Schriften. I. Seite 131.)

Ein Löwe würdigte einen drolichten Hasen seiner nähern Bekanntschaft. Aber ist es denn wahr, fragte ihn einst der Hase, daß euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?

Allerdings ist es wahr, antwortete der Löwe; und es ist eine allgemeine Anmerkung, daß wir großen Thiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du, zum Exempel, von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entsetzen erwecket.

Wahrhaftig? unterbrach ihn der Hase. Ja, nun begreif ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten.

101.

Die Fabel.

(Von Friedrich Rückert.)

Die Biene sammelt dir nicht aus Fleiß
und sie sticht dich auch nicht aus Grimme:
Der Mensch es nur anders zu nennen nicht weiß,
der alles muß teilen ins Gute und Schlimme.

102.

Der Falke.

(Von H. O. Lenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. II. S. 24 ff.)

Kopf und Hals des Falken sind mit Federn bedeckt; über den Augen tritt der Knochen hervor, weswegen dieselben tief zu liegen scheinen und das

Geſicht einen ganz andern Ausdruck als bei den Geiern erhält. Sie nähren ſich meiſt von lebender Beute, aber ihr Muth iſt ſehr verſchieden. Sie können lange hungern, trinken in der Freiheit wenig oder gar nicht. Unverdauliche Dinge ſpeien ſie in Ballen (Gewölle) wieder aus. Ihre Beute ergreifen ſie, wenn ſie nicht ganz klein (wie Inſekten und Regenwürmer) iſt, mit den Krallen, tragen ſie auch ihren Jungen, welche mit Flaum bedeckt ſind, in den Krallen zu, zerſtückeln ſie, und legen ſie ihnen zum verſchlingen vor. Die Jungen werden ſehr lange von den Alten im Neſte und auch ſpäter noch eine Zeit lang gefüttert. Man kann ſie leicht aufziehen. Einſt habe ich mit großem Vergnügen zugeſehen, wie alte Raubvögel ihre Jungen abrichteten. Ueber eine Wieſe, in der Nähe des Weichſelſtroms, ſah ich fünf Raubvögel, zwei Alte und drei Junge, in ſchönen Kreißen und Schwenkungen an einem heitern Sommertage, ſchweben. Ich kannte die Art nicht, und legte mich, da ich Flinte und Hund bei mir hatte, hinter einem kleinen Buſche nieder, um abzuwarten, ob ich vielleicht einen erlegen könnte. Ich wartete zwei Stunden lang vergebens, ſah aber mit Erſtaunen, wie die Alten öfters über die Jungen emporſchwebten und Stückchen Fleiſch ausſpieen, welche die Jungen jedesmal richtig mit großer Gewandtheit aus der Luft ſchnappten. Leider mußte ich, da der Abend nahete, abziehen, ohne mir über die Art dieſer Raubvögel Gewisheit verſchafft zu haben.

Die Weibchen der Falken ſind bedeutend größer als die Männchen. Die Farben vieler verändern ſich mit dem Alter ſehr, daher ihre Kenntnis manche Schwierigkeit darbietet. Sie mauſern jährlich nur einmal.

Der Wanderfalk oder Taubenfalk iſt oben aſchblau mit ſchwarzen Querſtreifen, unten röthlich oder bläulichweiß mit ſchwarzen querliegenden Wellenlinien. Er findet ſich in ganz Europa, auch im nördlichen Aſien, Afrika und Amerika. Im Sommer bewohnt er Wälder und Felſen, im Herbſt und Winter ſtreift er weit umher und verläßt die nördlichen Länder. Einzeln trifft man ihn bei uns auch noch im Winter, doch leidet er dann mitunter ſolche Noth, daß man ihn mit den Händen greifen kann. Er iſt äußerſt ſchnell, vorſichtig, muthig; ſeine Stimme iſt ein lautes gia! gia! Im Walde (er zieht das Nadelholz vor) lebt er hauptſächlich von Tauben und Droßeln, auf der Ebene fängt er hauptſächlich Rebhühner, doch raubt er auch viele andere Vögel, zumal Krähen, auch Auerhühner, Birkhühner, wilde Gänſe, alle am liebſten aus der Luft. Seine Beute verzehrt er gern auf einem hohen Felſen oder auf freiem Felde. Säugethiere ſcheint er nie zu fangen. Seinen Horſt (Neſt) hat er hoch auf alten Nadelbäumen, oder in den Klüften hoher Felſen. In früheren Zeiten wurde er ſehr häufig gezähmt, und, wie der Habicht und Sperber, zur Beize abgerichtet.

103.

Die Straßburger Tanne.

(Von Friedrich Rückert.)

Bei Straßburg eine Tanne
im Bergforst, alt und groß,
Genannt bei Jedermanne
die große Tanne bloß,
Ein Rest aus jenen Tagen,
als dort noch Deutschland lag —
Die ward nun abgeschlagen
an diesem Pfingstmontag.

Da kamen wie zum Feste
zusammen fern und nah
In ganzen Scharen Gäste
und sahn das Schauspiel da.
Sie jauchzeten mit Schalle,
als niedersank ihr Kranz,
Und hielten nach dem Falle
im Forsthaus einen Tanz.

Hat einer wohl vernommen,
was, als die Wurzel brach,
Im Herzen tief beklommen
zuletzt die Tanne sprach?
Ein Widerhall vernahm es,
der trug von Ziel zu Ziel
Es weiter, und so kam es
hier in mein Saitenspiel.

So sprach die alte Tanne:
ich stehe nun der Zeit
Hier eine lange Spanne
in dieser Einsamkeit,
Von dieses Berges Gipfel
mich streckend in die Luft,
Es weht um meine Wipfel
noch der Erinnrung Duft.

Ich sah in alten Zeiten
die Kaiser und die Herrn
Im Lande ziehn und reiten —
wie ligt das heut so fern!
Da mocht ich wohl mit Rauschen
sie grüßen in der Nacht,
Und mit den Winden tauschen
Gespräch von deutscher Macht.

Dann kam die Zeit der Irrung,
des Abfalls in das Land,
Voll schmählicher Verwirrung,
da ich gar traurig stand;
Es klirrten fremde Waffen,
es zuckte mir durchs Mark,
Ich sah die Zeit erschlaffen,
und blieb kaum selber stark.

Den Himmel sah ich säumen
ein neues Morgenroth,
Es scholl aus fernen Räumen
der Freiheit Aufgebot;
Ich sah auf alten Bahnen
die neuen Deutschen gehn,
Die lang entwohnten Fahnen
vom Rheinstrom her mir wehn.

Da schüttelten die Winde
mein altes Haupt im Sturm;
Vor Schreck entsank der Rinde,
der sie genagt, der Wurm:
Nun werden deutsch die Gauen
vom Wasgau bis zur Pfalz,
Und wieder wird man bauen
hier eine Kaiserpfalz.

Doch als das große Wetter
eilfertig, ohne Spur,
Wie Windeshauch durch Blätter,
dahier vorüber fuhr: —
Mein Wipfel ist geborsten,
es wird nicht mehr der Aar
In diesen Forsten horsten,
der meine Hoffnung war.

Lebt, Adler, wohl und Falken!
ich fall in Schmach und Graus,
Und gebe keinen Balken
zu einem deutschen Haus;
Man wird hinab mich schleppen,
und drunten aus mir nur
Versehn mit neuen Treppen
Mairie und Präfectur.

Doch, jüngre Waldgeschwister,
ihr hauchet frisch belaubt
Teilnehmendes Gestüster
um mein erstorbnes Haupt;
Euch alle sterbend weih ich,
zu schönrer Zukunft ein,
Und also prophezeih ich,
wie fern die Zeit mag sein:
Einst einer von euch allen,
wenn er so altergrau
Wird, wie ich falle, fallen,
gibt Stoff zu anderm Bau,
Ja wohnen wird und wachen
ein Fürst auf deutscher Flur,
Dann wird mein Holz noch krachen
im Bau der Präfectur.

104.

Die Schlacht bei Zorndorf den 25. August 1758.

(Joh. Wilh. v. Archenholtz, Geschichte des siebenjährigen Krieges)

Nie war bei einer Armee der Durst nach einem Blutkampf größer als wie dießmal bei der preußischen. Der Dämon des Krieges schien das ganze Heer begeistert zu haben. Selbst Friedrich, durch den Anblick der verwüsteten Fluren, der zahllosen Schutthaufen und der alles beraubten herumirrenden Flüchtlinge aufs lebhafteste gerührt, schien alle Philosophie zu vergeßen und alle andren Leidenschaften der Rache unterzuordnen. Er befahl, keinem Russen in der Schlacht Pardon zu geben. Alle Anstalten wurden gemacht, dem Feind den Rückzug zu hemmen, und ihn nach den Morästen der Oder zu drängen, und dort zu vernichten; sogar die Brücken, die ihnen zur Flucht dienen konnten, mußten abgebrannt werden. Diese Wuth der Preußen wurde den Russen bekannt, da eben die Schlacht anfangen sollte. Ein Zuruf lief durch die ganze Linie: „Die Preußen geben kein Quartier!“ „Und wir auch nicht!“ war der weit schreckende Widerhall der Russen.

Die Lage Friedrichs war abermals verzweiflungsvoll und hieng von dem Ausgange einer Schlacht ab. Die feindlichen Heere waren nun im Begriff, sich zu vereinigen, und ihn von der Elbe und der Oder abzuschneiden. Die Franzosen und Reichstruppen waren auf dem Marsch nach Sachsen, wohin Daun mit der Hauptarmee der Oesterreicher auch gezogen war. Die von den Preußen befreiten Schweden hatten jetzt gar keinen Feind vor sich, und rückten auf das unbefestigte Berlin los; und über dem nun noch die Russen, deren Motto Verheerung war, in dem Herzen seiner Staaten.

Die tief durchdachte Disposition Friedrichs war jedoch nicht bloß auf den Sieg, sondern auf den gänzlichen Untergang des feindlichen Heeres gerichtet, dabei aber doch dem Könige, bei einem widrigen Schicksal, der Rückzug nach Cüstrin frei blieb. Es war am 25sten August, als diese große Schlacht bei Zorndorf geliefert wurde. Sie fieng des Morgens um acht Uhr an. Die Russen waren 50,000 Mann und die Preußen 30,000 Mann stark. Diese,

abermals so wie bei Leuthen, in schiefer Schlachtordnung gestellt, machten den Anfang mit einer großen Kanonade. Die Stellung der russischen war ein in ihren Türkenkriegen gebräuchliches ungeheures Viereck, in dessen Mitte sich ihre Reiterei, ihre Bagage und das Reserve-Corps befand: eine Stellungsart, die bei einer Schlacht die schlechteste unter allen ist, da sie der Armee sowohl zum Angriff als zur Verteidigung alle Thätigkeit raubt, und durch welche auch vor 1800 Jahren die Römer unter Crassus Anführung in der schönsten Ebene von den Parthern geschlagen wurden. So wie die Bogenschützen dieses letztern Volks ihr Ziel auf die zusammengedrängten Legionen nicht verfehlten, so thaten auch hier die Kanonenkugeln eine schreckliche Wirkung auf die so unschicklich gestellten russischen Menschenmassen. Bei einem Grenadier-Regiment traf eine einzige Kugel 42 Mann, die teils getödtet, teils verwundet wurden. Ueberdem richteten sie eine grausame Verwirrung unter der Bagage an: die Pferde rißen mit ihren Wagen aus, und brachen durch die Glieder, so daß man diesen Troß bald aus dem Viereck herausschaffen mußte. Der linke Flügel der Preußen avancierte indessen so hitzig, daß er eine Flanke bloßgab. Diesen Umstand nutzte die russische Cavallerie, in die preußische Infanterie einzudringen und einige Bataillone aus dem Felde zu schlagen. Fermor glaubte schon völlig gesiegt zu haben; er ließ das Viereck von allen Seiten öffnen, um den Feind zu verfolgen. Dieß geschah auch mit einem lauten Siegesgeschrei; allein die Russen waren noch nicht weit gekommen, als sie schon in große Unordnung geriethen. Das Hintertreffen, das vor Staub und Dampf nichts erkennen konnte, feuerte auf das Vordertreffen.

Der General Seydlitz rückte indessen mit der preußischen Cavallerie in drei Colonnen an, und warf die russische über den Haufen, die jetzt auf ihre eigene Infanterie getrieben wurde. Ein anderes Corps preußischer Reiter stürzte zu gleicher Zeit auf die russische Infanterie. Sie hieben alles ohne Gnade nieder, was ihr Schwert nur erreichen konnte. Einige Regimenter preußischer Dragoner ließen sich durch das brennende Zorndorf nicht abhalten, sondern trabten durch die Flammen auf die Russen zu; auch Seydlitz, der mit der feindlichen Cavallerie ganz fertig geworden, und, was noch nie erhört war, mit seinem Cuirassier-Regiment, den Degen in der Faust, eine Batterie von schweren Kanonen angegriffen und erobert hatte, folgte jetzt dieser neuen Siegesbahn. Das russische Fußvolk wurde nun von allen Seiten, in der Flanke, auf der Fronte und im Rücken, angefallen, und ein entsetzliches Blutbad angerichtet. Diese Krieger stellten den Preußen noch nie erlebte Schlachtscenen dar. Hatten sie gleich, als Haufen betrachtet, ihre Stellungen in ihren Linien und Abteilungen verlaßen, so stunden sie doch als einzelne Menschen wie die Bildsäulen in ihren Gliedern, nachdem sie ihre Patronen verschoßen hatten. Es war jedoch nicht jene bewunderungs-

werthe Tapferkeit, aus Ruhmbegier oder Vaterlandsliebe ihren Posten bis auf den letzten Augenblick zu behaupten; denn sie wehrten sich fast nicht in dieser Lage; vielmehr war es ein Stumpfsinn, sich da, wo sie stunden, erwürgen zu laßen. Waren nun ganze Reihen zu Boden gestreckt, so zeigten sich immer neue Scharen, die auf eine ähnliche Abfertigung ins Reich der Schatten zu warten schienen. Es war leichter, sie zu tödten, als in die Flucht zu schlagen; selbst ein Schuß mitten durch den Leib war oft nicht hinreichend, sie auf die Erde zu werfen. Nichts blieb daher den Preußen übrig, als niederzumetzeln, was nicht weichen wollte. Der ganze russische rechte Flügel wurde also teils niedergehauen, teils in die Moräste getrieben. Eine Menge dieser Flüchtlinge gerieth unter die Bagage; die Marketender-Wagen wurden geplündert, und der Brantwein viehisch gesoffen. Vergebens schlugen die russischen Offiziere die Fäßer in Stücke: die Soldaten warfen sich die Länge lang auf den Boden, um so den geliebten Trank noch im Staube zu lecken. Viele hauchten besoffen die Seele aus, andre massacrierten ihre Offiziere, und ganze Haufen liefen wie rasend auf dem Felde herum, ohne auf das Zurufen ihrer Befehlshaber zu achten.

So gieng es auf dem rechten Flügel der Russen zu. Es war Mittag. Auf ihrem linken Flügel war bisher noch wenig geschehn. Nunmehr wurde auch dieser von den Preußen angegriffen. Allein die Regimenter, die hier dem größten bereits errungenen Sieg vollends das Siegel aufdrücken konnten, zeigten nicht ihre gewöhnliche Tapferkeit. Sie vergaßen den Ruhm des preußischen Namens, verkannten ihre Kräfte, so wie die Macht ihrer taktischen Künste in dem entscheidendsten Augenblick, und wichen im Angesicht ihres Königs vor den geschwächten und schon halb geschlagenen Russen zurück. Die Unordnung war groß, und alle Heldenthaten des preußischen linken Flügels schienen verloren zu sein; allein Seydlitz kam mit seiner Cavallerie von diesem siegreichen Flügel herangeflogen, rückte in die von der weichenden Infanterie gemachte Oeffnung, hielt ein heftiges Musketen- und Kartätschen-Feuer aus, und nun drang er nicht allein auf die russische Cavallerie, sondern auch auf den bisher noch fest gestandenen Teil der Infanterie ein, und trieb den vorgerückten Feind, der schon einige Batterien erobert hatte, in die Moräste. Dieses große Manöver der Reiterei wurde von dem Kern der preußischen Infanterie, den Regimentern Prinz von Preußen, Forcade, Kalkstein, Asseburg und einigen Grenadier-Bataillons, sämtlich Truppen, die der König mitgebracht hatte, vortrefflich unterstützt. Diese Veteranen, ohne auf das Zurückweichen der neben ihnen stehenden Bataillons zu achten, das ihre ganz entblößte Flanke in Gefahr setzte, waren beständig im Vorrücken geblieben, und jetzt fielen sie zugleich mit der Cavallerie mit gefälltem Bajonnet die russische Infanterie an, und zeigten Wunder der Tapferkeit. Diese

Angriffe waren so lebhaft, daß in dem Zeitraum von einer Viertelstunde der größte Teil des Schlachtfeldes von den Feinden verlaßen war. Das Feuer hörte jetzt an allen Orten auf. Die Munition fieng an zu fehlen. Man schlug und stieß nun auf einander los mit Flintenkolben, Bajonneten und Säbeln. Die Erbitterung beider Teile war unaussprechlich. Schwer verwundete Preußen vergaßen ihre eigene Erhaltung, und waren immer noch auf das Morden ihrer Feinde bedacht. So auch die Russen. Man fand einen von diesen, der tödtlich verwundet auf einem sterbenden Preußen lag, und ihn mit seinen Zähnen zerfleischte; der Preuße, mit dem Tode ringend und unfähig sich zu bewegen, mußte dieses Nagen dulden, bis seine Mitstreiter herbei kamen und den Kannibalen durchbohrten. Die Regimenter Forcade und Prinz von Preußen stießen bei ihrem Vorbringen auf die russische Bagage und Kriegskasse. Der größte Teil davon wurde erbeutet. Die gänzliche Ermattung beider Teile und die Nacht machten endlich dem Morden ein Ende, das zwölf Stunden gedauert hatte; nur allein die Kosacken schwärmten noch auf dem Schlachtfelde im Rücken der Preußen, um die Erschlagenen auszuplündern und die wehrlosen Verwundeten umzubringen. Allein dieser Mordlust wurde bald gesteuert, da man die Beschäftigung der Unholde ausspähete. Ueber tausend Mann von diesem Gesindel, die von den alles niederhauenden Husaren sehr gedrängt wurden, verließen in der Verzweiflung ihre Pferde, und warfen sich in die Schäferei von Quartschen, ein großes steinernes Gebäude; hier schoßen sie aus allen Löchern, und wollten sich nicht ergeben. Das Dach, worunter viel Heu und Stroh lag, gerieth in Brand, stürzte ein, und fast alle Kosacken erstickten, verbrannten oder wurden niedergehauen.

Beide Heere blieben die Nacht über unterm Gewehr. Die Russen befanden sich in der schrecklichsten Unordnung; alle ihre Truppen waren wie ein Chaos vermischt. Gern hätten sie den Preußen die Ehre des Sieges unbedingt überlaßen, allein der Rückzug war ihnen versperrt, da alle Brücken über die Flüße abgebrochen waren. In dieser Verwirrung hielt der General Fermor noch am Abend der Schlacht um einen Waffenstillstand auf zwei bis drei Tage an. Sein Vorwand war, die Todten zu begraben. Auf dieß sonderbare Ansuchen antwortete der General Dohna: „Da der König, mein Herr, die Schlacht gewonnen, so werden auf seinen Befehl die Todten beerdigt und die Verwundeten verbunden werden.“ Er belehrte ihn dabei, daß ein Waffenstillstand nach einer Schlacht eine ganz ungewöhnliche Sache sei. Den folgenden Tag geschah nichts als Kanonaden. Der König wollte den Kampf förmlich erneuern; allein der Mangel an Munition bei der Infanterie, und die große Abmattung der Cavallerie, die mit Anstrengung aller ihrer Kräfte gefochten hatte, machten der Schlacht nothwendig ein Ende,

und verschafften den Russen Gelegenheit, einen Ausweg aus ihrem Labyrinth zu finden. Sie zogen sich über Landsberg an der Warthe zurück. Diese Niederlage kostete ihnen 19,000 Todte und Verwundete nebst 3000 Gefangenen; dabei verloren sie 103 Kanonen, viele Fahnen, ihre Kriegskasse und eine Menge Bagage. Die Preußen zählten 10,000 Todte und Verwundete, desgleichen 1400 Gefangene oder Vermiste, auch hatten sie beim Weichen ihres rechten Flügels 26 Kanonen eingebüßt.

105.

Der gute Kamerad.

(Von Ludwig Uhland.)

Ich hatt einen Kameraden,
einen beßern findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
er gieng an meiner Seite
in gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
gilts mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerißen,
er ligt mir vor den Füßen,
als wärs ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
derweil ich eben lad;
Kann dir die Hand nicht geben,
bleib du im ewgen Leben
mein guter Kamerad!

106.

Johanna Sebus.

„Zum Andenken der Siebzehnjährigen Schönen Guten aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham Hilfe reichend untergieng."

(Von Göthe.)

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
die Fluten spülen, die Fläche saust.

‚Ich trage dich Mutter, durch die Flut,
noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut.' —
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
die Hausgenoßin, drei arme Kind!
die schwache Frau!... Du gehst davon!" —
Sie trägt die Mutter durchs Waßer schon.
‚Zum Bühle da rettet euch! harret derweil!
gleich kehr ich zurück, und allen ist Heil;
zum Bühl ists noch trocken und wenige Schritt;
doch nehmt auch mir meine Ziege mit!'

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
die Fluten wühlen, die Fläche saust.

Sie setzt die Mutter auf sichres Land,
schön Suschen, gleich wieder zur Flut gewandt.
„Wohin? wohin? die Breite schwoll;
des Waßers ist hüben und drüben voll;
verwegen ins Tiefe willst du hinein!" —
‚Sie sollen und müßen gerettet sein!'

Der Damm verschwindet, die Welle braust,
eine Meereswoge sie schwankt und saust.
Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg;

erreicht den Bühl und die Nachbarin;
doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verschwand, ein Meer erbrauste,
den kleinen Hügel im Kreiß umsauste.

Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
und ziehet die Frau mit den Kindern zu
das Horn der Ziege faßt das ein', [Grund:
so sollten sie alle verloren sein!
Schön Suschen steht noch stark und gut:
wer rettet das junge, das edelste Blut!
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;
doch alle Werber sind alle fern.

Rings um sie her ist Waßerbahn,
kein Schifflein schwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
da nehmen die schmeichelnden Fluten sie auf.

Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
bezeichnet ein Baum, ein Turm den Ort.

Bedeckt ist alles mit Waßerschwall;
doch Suschens Bild schwebt überall. —
Das Waßer sinkt, das Land erscheint
und überall wird schön Suschen beweint. —
Und dem sei, wers nicht singt und sagt,
im Leben und Tod nicht nachgefragt!

107.

Die Fledermaus.

(Von J. J. Kaup. Das Thierreich. Darmstadt 1835. I. Seite 210 ff.)

Bei den wahren Fledermäusen ist der Daumen der Vorderhand abstehend, und mit einem kurzen krummen Nagel versehen, die drei oder vier übrigen Finger, zwischen welchen eine dünne, nackte Flughaut ausgespannt ist, sind außerordentlich verlängert. Zu ihrem raschen, anhaltenden Fluge hat ihnen die Natur starke Brustmuskel und, wie bei den Vögeln, einen Kamm auf dem Brustbein zur Anheftung der Muskel verliehen. Ihr Kopf ist meistens sehr kurz und die Kinnladen sind mit scharfen Zähnen versehen. Der Rachen ist sehr weit, die Augen klein, die Ohren öfters groß und dann künstlicher eingerichtet, als bei irgend einem andern Thiere; auch die Nase oder vielmehr ihre Umgegend zeigt große, häutige, öfters sehr zusammengesetzte Blätter, die, mit denen der Ohren und der Flughaut, der Luft eine Menge Berührungspunkte entgegensetzen, wodurch es erklärt wird, daß die Fledermäuse mit ihrem schlechten Gesicht, oder gar desselben beraubt, nirgends anstoßen.

Die meisten nähren sich nur von Insekten, die sie im Fluge haschen; die kleineren zerbeißen sie sogleich mit den Zähnen, die größeren aber stopfen sie erst in den Rachen, indem sie den Kopf gegen die Brust ziehen und den Schwanz mit seinen Seitenhäuten nach dem Kopfe hinbiegen. Bei dem Fang großer Käfer und Schmetterlinge laßen sie Flügeldecken und Beine fallen, was man in den Wäldern von Brasilien bemerken kann, wo auf dem Boden die Flügel öfters der seltensten Schmetterlinge zerstreut liegen, von welchen sie die Bäuche verzehrt haben. Sie sind mit den Spitzmäusen und

den Maulwürfen die gewaltigsten Freßer, und eine unserer größeren europäischen Arten hat man dreizehn Maikäfer nacheinander freßen sehen, ohne daß sie gesättigt war; eine kleine brauchte siebzig bis achtzig Fliegen zu einer Mahlzeit. Sie tragen, wenn sie gesättigt sind, bei guter Jagd auch noch eine ziemliche Portion in den ausdehnbaren Backen mit nach Hause. Man kann daher leicht einsehen, wie höchst nützliche Geschöpfe sie sind, und daß es ein unverzeihlicher Muthwille ist, wenn sie bei Herstellung alter Kirchen und anderer Gebäude in großer Zahl erschlagen oder auf die grausamste Art zu Tode gemartert werden. Daß sie zuweilen Speck annagen, wird ihnen wohl vielfach, allein irrig, zur Last gelegt, denn Gefangene wollten nie Speck anrühren und starben lieber den Hungertod.

Ihr Aufenthalt ist je nach den Arten verschieden. Einige leben auf Kirch- und andern Böden, wo wenig Menschen hinkommen; andere in hohlen Bäumen und unter der losen Rinde derselben, und wieder andere, wie einige amerikanische, verstecken sich zwischen die breiten Blätter der Bananen. Ihr Aufenthalt ist meistens sehr warm gelegen, da sie selbst im Sommer sehr frostige Thiere sind. In der warmen Jahreszeit leben sie einzeln, und die Weibchen, getrennt von den Männchen, leben öfters gesellschaftlich in einer Höhle zusammen; so trieb jemand sechszig Stück von dem großen Mäuseohr, lauter Weibchen, ohne Jungen, aus einer Höhle unter dem Fußboden eines Zimmers mittels Waßers heraus; die meisten, die nicht zu sehr durchnäßt waren, schlugen mit ihren Flügeln auf den glatten Boden so lange, bis sie sich in die Luft erhoben, was zum Teil die angenommene Meinung widerlegt, daß alle Fledermäuse auf flachem Boden sich nicht zu erheben vermöchten. Gewöhnlich laßen sie sich von erhabenen Orten herabfallen, um ihre Flügel zu entfalten und zu fliegen.

Wenn sie kriechen, was sie jedoch ungern thun, so häkeln sie sich mit dem scharfen Nagel des Daumens ein, indem die übrigen Finger mit der Flughaut an den Körper angezogen sind, ziehen die Hinterfüße unter den Leib und stoßen dann den ganzen Körper vorwärts. Dieß geschieht, obgleich es linkisch aussieht, dennoch schneller, als man erwartet.

Gewöhnlich ruhen sie, indem sie sich mit den Hinterbeinen aufhängen, seltener in horizontaler Lage auf dem Bauche, wobei sie sich zugleich auf die Füße, auf das Gelenk der Flügel und der Handwurzel stützen.

Gegen den Winter verfallen sie, wie bekannt, in einen Winterschlaf, der jedoch durch einzelne warme Tage unterbrochen wird, an welchen man sie mitten im Winter herumfliegen sieht. Auch zu große Kälte weckt einzelne auf, welche dann meistens ein Opfer der Kälte werden. Selbst in warmen Ländern, wie in Paraguay, fallen sie in der kälteren Jahreszeit in einen ähnlichen Schlaf, der jedoch dort nur vier bis acht Tage dauert, sich aber so

oft wiederholt, als die Kälte eintritt. Man findet in verschiedenen Gegenden Europas im Winter Fledermäuse, welche im Sommer daselbst nicht vorkommen, woraus wahrscheinlich der richtige Schluß gezogen worden ist, daß manche Arten wie die Vögel im Herbste wandern.

Von den Sinnen der Fledermäuse ist der des Auges am wenigsten ausgebildet; dasselbe ist, ausgenommen bei den fliegenden Hunden, klein, öfters unter Haaren versteckt, und kann, wie bei den Spitzmäusen, ihnen nur von wenigem Nutzen sein. Desungeachtet ist die Pupille einer beträchtlichen Ausdehnung fähig; aber das Auge leuchtet nicht, wie fast bei den meisten nächtlichen Raubthieren. Der Geruch scheint auch nicht scharf zu sein, und steht auf jeden Fall hinter dem Gehör zurück, das schon nach der äußeren und inneren Bildung des Ohrs sehr vollkommen sein muß. Man sieht dieß sehr deutlich bei der langohrigen Fledermaus, welche die Ohren in der Ruhe widerartig krümmt und rückwärts legt, sobald sie aber das leiseste Geräusch einer hingeworfenen Fliege hört, die Ohren aufrichtet, und auf dieselbe losstürzt. Außer dem Sinne des Gehörs geben die meistens ansehnliche nackte Fläche der Ohren, die Nasenblätter, weniger die Flughäute, den Fledermäusen ein äußerst feines Empfindungsvermögen für Lufteindrücke, wodurch sie in Stand gesetzt sind, durch das dichte Gewirr der Baumäste und durch alle Winkel ihrer Aufenthaltsorte zu fliegen, ohne anzustoßen. Entflieht ein wilder Vogel in einem Zimmer, so wird er sich sogleich den Kopf an den Fensterscheiben widerrennen, daß er betäubt herunterfällt; nicht so die Fledermäuse, welchen jener empfindliche Sinn des Gefühls augenblicklich verräth, daß ein fester und undurchdringlicher Körper ihrer Flucht im Wege ist. Der Abt Spallanzani bewies deutlich durch seine zum Teil grausamen Versuche, daß keiner der gewöhnlichen Sinne, als Gesicht, Gehör, Geruch und Geschmack, hier im Spiele sei, und brachte es zur Gewisheit, daß das feinste Gefühl in seiner höchsten Ausbildung, das er als sechsten Sinn angenommen wißen wollte, im Kopf sich befinde. Er blendete Fledermäuse; allein sie zeigten sich eben so erfahren, als die nicht geblendeten, vermieden vorgehaltene Stäbe und ausgespannte Seidenfäden, bogen um, wenn sie in einem langen Gang flogen, und nahmen plötzlich eine andere Richtung. Um die kältere Atmosphäre der Wände zu vermeiden, stellte er ein geschloßenes Gehäg von Netzen um seinen Garten auf und ließ von der Decke sechzehn Bindfäden auf den Boden gehen. Eine blinde und eine sehende Fledermaus wurden hinein gethan, aber keine stieß mit dem Kopf und dem Körper, höchstens mit den Flügelspitzen an die Bindfaden an. Die Blinde entfloh durch die zu großen Maschen des Netzes, flog lange in der Höhe herum, umschwebte eine Cypressenlaube und bewegte sich dann in schnellem, stufenweisem Fluge gegen das nächste und einzige Dach des Ortes, wo sie verschwand. Ermattete und Geblendete konnte er nie

mit der Hand ergreifen, denn sie merkten es augenblicklich und entflohen. Leblose Körper fügten sie weniger an, als die Hand eines Menschen oder eine vorgehaltene Katze. Brachte er Geblendete in ein Gitterwerk mit einer einzigen Oeffnung, so fanden sie dieselbe sehr bald nach mehrmaligem Herumschwirren und entflohen.

Wurden die Ohren verklebt, oder die Flughäute gefirnißt, oder vor die Nasenlöcher Schwämmchen mit starkriechenden Gegenständen, als Moschus oder Kampher, befestigt, so hinderte sie dieß ebenfalls nicht im geringsten im Fluge. Hüllte man ihnen aber den Kopf ein, so waren sie nicht mehr zum Fluge zu bringen, oder schnitt man ihnen die Blätter der Nase und die Ohren ab, wie es Rengger bei den amerikanischen Blattnasen gethan, so stießen sie nicht selten gegen die Wände an; auch geschieht dieß bei unserer langöhrigen Fledermaus, die nach dem Verlust der Ohren im Fluge völlig irre wird und anstößt.

108.

Sinngedichte Friedrichs von Logau.

Willst du fremde Fehler zählen, heb an deinen an zu zählen,
ist mir recht, dir wird die Weile zu den fremden Fehlern fehlen.

Abermals ein neues Jahr, immer noch die alte Noth!
O, das Alte kommt von uns, und das Neue kommt von Gott.
Gottes Güt ist immer neu, immer alt ist unsre Schuld:
neue Reu verleih uns, Herr, und beweis uns alte Huld!

Die Welt ist ein gemeiner Tisch, dran alle Menschen eßen:
wohl dem, der dessen, der ihn deckt, pflegt nimmer zu vergeßen.

Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen:
wie sichs wandelt außen, wandelt sichs auch innen.

Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein:
ob aus Langmuth er sich säumet, bringt mit Schärf er alles ein.

109.

Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers.

(Von J. P. Hebel.)

Eines Tages reiste ein junger Engländer auf dem Postwagen zum ersten Mal in die große Stadt London, wo er von den Menschen, die daselbst wohnen, keinen einzigen kannte, als seinen Schwager, den er besuchen wollte, und seine Schwester, welche des Schwagers Frau war. Auch auf dem Postwagen war neben ihm niemand, als der Kondukteur,

das ist, der Aufseher über den Postwagen, der auf alles Acht haben und an Ort und Stelle über die Briefe und Packete Red und Antwort geben muß; und die zwei Reisekameraden dachten damals nicht daran, wo sie einander das nächste Mal wieder sehen würden. Der Postwagen kam erst in der tiefen Nacht in London an. In dem Posthause konnte der Fremde nicht über Nacht bleiben, weil der Postmeister daselbst ein vornehmer Herr ist und nicht wirtet, und des Schwagers Haus wußte der arme Jüngling, in der ungeheuer großen Stadt, bei stockfinsterer Nacht, so wenig zu finden, als in einem Wagen voll Heu eine Stecknadel. Da sagte zu ihm der Kondukteur: „Junger Herr, kommt mit mir! Ich bin zwar auch nicht hier daheim, aber ich habe, wenn ich nach London komme, bei einer Verwandten ein Stüblein, wo zwei Betten stehen. Meine Base wird euch schon beherbergen, und morgen könnt ihr euch alsdann nach eures Schwagers Haus erkundigen, wo ihrs beßer finden werdet.“ Das ließ sich der junge Mensch nicht zweimal sagen. Sie tranken bei der Frau Base noch einen Krug englisches Bier, aßen eine Knackwurst dazu, und legten sich dann schlafen. In der Nacht kam den Fremden eine Nothdurft an, und er mußte hinaus gehen. Da war er schlimmer dran, als noch nie. Denn er wußte in seiner dermaligen Nachtherberge, so klein sie war, so wenig Bericht, als ein Paar Stunden vorher in der großen Stadt. Zum Glück aber wurde der Kondukteur auch wach, und sagte ihm, wie er gehen müße, links und rechts, und wieder links. „Die Thür,“ fuhr er fort, „ist zwar verschloßen, wenn ihr an Ort und Stelle kommt, und wir haben den Schlüßel verloren. Aber nehmt in meinem Rockelorsack mein großes Meßer mit, und schiebt es zwischen dem Thürlein und dem Pfosten hinein, so springt inwendig die Falle auf. Geht nur dem Gehör nach! Ihr hört ja die Themse rauschen; und zieht etwas an, die Nacht ist kalt.“ Der Fremde erwischte in der Geschwindigkeit und in der Finsternis das Kamisol des Kondukteurs statt des seinen, zog es an, und kam glücklich an den Platz. Denn er schlug es nicht hoch an, daß er unterwegs einmal den Rank zu kurz genommen hatte, so, daß er mit der Nase an ein Eck anstieß und wegen des hitzigen Bieres, das er getrunken hatte, entsetzlich blutete. Allein ob dem starken Blutverlust und der Verkältung bekam er eine Schwäche, und schlief ein. Der nachtfertige Kondukteur wartete und wartete, wußte nicht, wo sein Schlafkamerad so lange bleibt, bis er auf der Gaße einen Lärm vernahm, da fiel ihm im halben Schlaf der Gedanke ein: „Was gilts, der arme Mensch ist an die Hausthüre gekommen, ist auf die Gaße hinausgegangen, und gepreßt worden.“ Denn wenn die Engländer viel Volk auf ihre Schiffe brauchen, so gehen unversehens bestellte starke Männer Nachts in den gemeinen Wirtsstuben, in verdächtigen Häusern und auf der Gaße herum, und wer ihnen

alsdann in die Hände kommt und tauglich ist, den fragen sie nicht lange: Landsmann, wer bist du? oder: Landsmann, wer seid ihr? sondern machen kurzen Prozeſs, schleppen ihn — gern oder ungern — fort auf die Schiffe; und Gott befohlen! Solch eine nächtliche Menschenjagd nennt man Pressen; und deswegen sagte der Kondukteur: „Was gilts, er ist gepreſst worden!“ — In dieser Angst sprang er eilig auf, warf seinen Rockelor um sich, und eilte auf die Gaße, um wo möglich den armen Schelm zu retten. Als er aber eine Gaße und zwei Gaßen weit dem Lärmen nachgegangen war, fiel er selbst den Pressern in die Hände, wurde auf ein Schiff geschleppt — ungern — und den andern Morgen weiters. Weg war er. Nachher kam der junge Mensch im Hauſe wieder zu sich, eilte, wie er war, in sein Bett zurück, ohne den Schlafkameraden zu vermiſſen, und schlief bis in den Tag.

Unterdeſſen wurde der Kondukteur, um acht Uhr, auf der Post erwartet, und als er immer und immer nicht kommen wollte, wurde ein Postbedienter abgeschickt, ihn zu suchen. Der fand keinen Kondukteur, aber einen Mann mit blutigem Gewand im Bett liegen, auf dem Gang ein großes Meßer, Blut bis auf den Abtritt, und unten rauschte die Themse. Da fiel ein böser Verdacht auf den blutigen Fremdling, er habe den Kondukteur ermordet und in das Waßer geworfen. Er wurde in ein Verhör geführt, und als man ihn visitierte und in den Taschen des Kamisols, das er noch immer anhatte, einen ledernen Geldbeutel fand, mit dem wohlbekannten silbernen Petschaftring des Kondukteurs am Riemen befeſtigt, da war es um den armen Jüngling geschehen. Er berief sich auf seinen Schwager, — man kannte ihn nicht —, auf seine Schwester — man wußte von ihr nichts. Er erzählte den ganzen Hergang der Sache, wie er selber sie wußte. „Das sind blaue Nebel und ihr werdet gehenkt.“ Und wie gesagt, so geschehen, noch am nämlichen Nachmittag nach engländischem Recht und Brauch. Mit dem engländischen Brauch aber ist es so: Weil in London der Spitzbuben viele sind, so macht man mit denen, die gehenkt werden, kurzen Prozeſs, und bekümmern sich nicht viele Leute darum, weil mans oft sehen kann. Die Miſsethäter, so viel man auf einmal hat, werden auf einen breiten Wagen geſetzt, und bis unter den Galgen geführt. Dort hängt man den Strick in den bösen Nagel ein, fährt alsdann mit dem Wagen unter ihnen weg, läßt die schönen Gesellen zappeln und schaut nicht um. Allein in England ist das Hängen nicht so schimpflich, wie bei uns, sondern nur tödtlich. Deswegen kommen nachher die nächsten Verwandten des Miſsethäters, und ziehen so lange unten an den Beinen, bis der Herr Vetter oben erstickt. Aber unserm Fremdling that niemand diesen traurigen Dienst der Liebe und Freundschaft an, bis Abends ein junges Ehepaar, Arm in Arm, auf einem Spaziergang von ungefähr über den Richtplatz wandelte, und im Vorbeigehen nach dem Galgen schaute.

Da fiel die Frau mit einem lauten Schrei des Entsetzens in die Arme ihres Mannes: „Barmherziger Himmel, da hängt unser Bruder!“ Aber noch größer wurde der Schrecken, als der Gehenkte bei der bekannten Stimme seiner Schwester die Augenlider aufschlug und die Augen fürchterlich drehte. Denn er lebte noch, und das Ehepaar, das vorübergieng, war die Schwester und der Schwager. Der Schwager aber, der ein entschloßener Mann war, verlor die Besinnung nicht, sondern dachte in der Stille auf Rettung. Der Platz war entlegen, die Leute hatten sich verlaufen, und um Geld und gute Worte gewann er ein Paar beherzte und vertraute Bursche, die nahmen den Gehenkten, mir nichts dir nichts, ab, als wenn sie das Recht dazu hätten, und brachten ihn glücklich und unbeschrieen in des Schwagers Haus. Dort ward er in wenig Stunden wieder zu sich gebracht, bekam ein kleines Fieber, und wurde unter der lieben Pflege seiner getrösteten Schwester bald völlig wieder gesund.

Eines Abends aber sagte der Schwager zu ihm: „Schwager! ihr könnt nun in dem Land nicht bleiben. Wenn ihr entdeckt werdet, so könnt ihr noch einmal gehenkt werden, und ich dazu. Und wenn auch nicht, so habt ihr ein Halsband an eurem Halse getragen, das für euch und eure Verwandten ein schlechter Staat war. Ihr müßt nach Amerika. Dort will ich für euch sorgen.“ Das sah der gute Jüngling ein, gieng bei der ersten Gelegenheit in ein vertrautes Schiff, und kam nach achtzig Tagen glücklich in dem Seehafen von Philadelphia an. Als er aber hier an einem landfremden Orte mit schwerem Herzen wieder an das Ufer stieg, und als er eben bei sich selber dachte: „Wenn mir doch Gott auch nur einen einzigen Menschen entgegenführte, der mich kennt;“ siehe, da kam in armseliger Schiffskleidung der Konduktteur. Aber so groß sonst die Freude des unverhofften Wiedersehens an einem solchen fremden Orte ist, so war doch hier der erste Willkomm schlecht genug. Denn der Konduktteur, als er seinen Mann erkannte, gieng er mit geballter Faust auf ihn los: „Wo führt euch der Böse her, verdammter Nachtläufer? wißt ihr, daß ich wegen euch bin gepreßt worden?“ Der Engländer aber sagte: „Goddam, ihr vermaledeiter Ueberall und Nirgends, wißt ihr, daß man wegen euch mich gehenkt hat?“ Hernach aber giengen sie mit einander ins Wirtshaus zu den drei Kronen in Philadelphia, und erzählten sich ihr Schicksal. Und der junge Engländer, der in einem Handlungshaus gute Geschäfte machte, ruhte nachher nicht, bis er seinen guten Freund loskaufen und wieder nach London zurückschicken konnte.

Sprichwörter.

110.

Mir genügt,
wie Gott es fügt.

Das Kreuz gefaßt,
iſt halbe Laſt.

Wie gewonnen,
ſo zerronnen.

Wenig Kühe,
wenig Mühe.

Eigner Herd
iſt Goldes werth.

Wer Gott vertraut,
hat wohl gebaut.

Der Socher
überlebt den Pocher.

Viele Streiche
fällen die Eiche.

Gibt Gott Häschen,
ſo gibt er auch Gräschen.

Thorheit und Stolz
wachſen auf Einem Holz.

Uebermuth
thut ſelten gut.

Wen Gott nicht hält,
der fällt.

111.

Ungeſchliffen ſchneidet nicht.
Wer viel begehrt, dem mangelt viel.
Das ſchlechteſte Rad knarrt am meiſten.
Wie der Herr, ſo der Knecht.
Viel Geſchrei, wenig Wolle.
Gott weiß die Zeit.

Strecke dich nach der Decke.
Ehre dem Ehre gebührt.
Wer gut ſitzt, der rücke nicht.
Nicht alle Wolken bringen Regen.
Geduld behält das Feld.
Ländlich, ſittlich.

112.

Dieſe Beiſpiele verderben gute Sitten.
Je lieberes Kind, je ſchärfere Ruthe.
Man muß den Teufel nicht an die Wand malen, ſonſt kommt er.
Eine Krähe hacket der andern die Augen nicht aus.
Wer nicht vorwärts kommt, kommt rückwärts.
Verſehen iſt auch verſpielt.
Wer mit Füchſen zu thun hat, muß den Hühnerſtall zuhalten.
Der Eine ſchlägt den Nagel ein, der Andere hängt den Hut daran.
Kein Narr war je ſo dumm, er fand einen, der ihn für klug hielt.
Den Baum muß man biegen, ſo lange er jung iſt.
Nach dem Nürnberger Recht hängt man den Dieb nicht eher, als man ihn hat.
Nach dem Nürnberger Recht muß der die Prügel behalten, der ſie bekommen hat.

113.

Wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er.

(Von J. P. Hebel.)

Ein Sprichwort heißt: „Wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er.“ Das sagt mancher, und verstehts nicht. Den bösen Geist kann man eigentlich nicht an die Wand malen, sonst wäre es kein Geist. Auch kann er nicht kommen, denn er ist mit Ketten der Finsternis in die Hölle gebunden. Was will denn das Sprichwort sagen? Wenn man viel an das Böse denket, und sich dasselbe in Gedanken vorstellt, oder lang davon spricht, so kommt zuletzt die Begierde zu dem Bösen in das Herz, und man thuts. Soll der böse Feind nicht kommen, so mal ihn nicht an die Wand! Willst du das Böse nicht thun, so denke nicht daran, wo du gehst und stehst, und sprich nicht davon, als wenn es etwas Angenehmes und Lustiges wäre.

114.

Das Schlauraffenland.

(Von Hans Sachs.)

Eine Gegend heißt Schlauraffenland,
den faulen Leuten wohlbekannt,
die ligt drei Meilen hinter Weihnachten;
ein Mensch, der dahinein will trachten,
muß sich des großen Dings vermeßen
und durch einen Berg von Kuchen eßen,
der ist wohl dreier Meilen dick:
alsdann ist er im Augenblick
in demselbigen Schlauraffenland.
Da hat er Speis und Trank zur Hand:
da sind die Häuser gedeckt mit Fladen,
Lebkuchen Thür und Fensterladen;
um jedes Haus geht rings ein Zaun
geflochten aus Bratwürsten braun;
vom besten Weine sind die Bronnen,
kommen einem selbst ins Maul geronnen.
An den Tannen hangen süße Krapfen,
wie hier zu Land die Tannenzapfen.
Auf Weidenbäumen Semmeln stehn,
unten Bäche von Milch hergehn,
in diese fallen sie herab,
daß jedermann zu eßen hab.
Auch schwimmen Fische in den Lachen,
gesotten, gebraten, gesalzen, gebachen,
die gehn bei dem Gestad so nahe,
daß man sie mit den Händen fahe.
Auch fliegen um, das mögt ihr glauben,
gebratne Hühner, Gänf' und Tauben:
wer sie nicht fängt und ist so faul,
dem fliegen sie selbst in das Maul.
Die Schweine, fett und wohlgerathen,
laufen im Land herum gebraten,
jedes hat ein Meßer im Rück,
damit schneidet man sich ab ein Stück,
und steckt das Meßer wieder hinein.
Käse liegen umher wie die Stein'.
Ganz bequem habens die Bauern:
sie wachsen auf Bäumen an den Mauern,
sind sie zeitig, so fallen sie ab,
jeder in ein Paar Stiefeln herab.
Auch ist ein Jungbrunn in dem Land,
mit dem ist es also bewandt:
wer da häßlich ist oder alt,
der badet sich jung und wohlgestalt't.
Bei den Leuten sind allein gelitten
müheloſe, bequeme Sitten;
so zum Ziel schießen die Gäst,
der am weitsten fehlt, gewinnt das Best;
im Laufen gewinnt der Letzte allein.
Das Schlafrocktragen ist allgemein.
Auch ist im Land gut Geld gewinnen:
wer Tag und Nacht schläft darinnen,

dem gibt man für die Stund einen Gulden;
der wacker und fleißig ist, macht Schulden.
Dem, welcher da sein Geld verspielt,
man alles zwiefach gleich vergilt,
und wer seine Schuld nicht gern bezahlt,
auch wenn sie wär eins Jahres alt,
dem muß der Andre doppelt geben.
Der, welcher liebt ein lustig Leben,
kriegt für den Trunk einen Batzen Lohn.
Für eine große Lüge gibt man eine Kron.
Verstand darf man nicht laßen sehn,
aller Vernunft muß man müßig gehn;
wer Sinn und Witz gebrauchen wollt,
dem wär kein Mensch im Lande hold;
wer Zucht und Ehrbarkeit hätt lieb,
denselben man des Lands vertrieb';
und wer arbeitet' mit der Hand,
dem verböt man das Schlauraffenland:
denn wer träg ist und nichts will lern'n,
der kommt im Land zu großen Ehrn,
und wer der Faulste wird erkannt,
derselbige ist König im Land.
Wer wüst, wild und unsinnig ist,
grob, unverständig zu aller Frist,
aus dem macht man im Land einen Fürsten;
wer gerne ficht mit Leberwürsten,
aus dem ein Ritter wird gemacht;
und wer auf gar nichts weiter acht't,
als auf eßen, trinken und schlafen,
aus dem macht man im Land einen Grafen.
Wer also lebt, wie obgenannt,
der ist gut im Schlauraffenland,
in einem andern aber nicht.
Drum ist ein Spiegel dieß Gedicht,
darin du seheſt dein Angesicht.

115.

Gute Geduld.

(Von J. P. Hebel.)

Ein Franzos ritt eines Tages auf eine Brücke zu, die über ein Waßer gieng, und die fast schmal war, also daß sich zwei Reitende kaum darauf ausweichen konnten. Ein Engländer, von der andern Seite her, ritt auch auf die Brücke zu, und als sie auf der Mitte derselben zusammen kamen, wollte keiner dem andern Platz machen. „Ein Engländer geht keinem Franzosen aus dem Wege," sagte der Engländer. „Par Dieu," erwiderte der Franzos, „mein Pferd ist auch ein Engländer. Es ist schade, daß ich hier keine Gelegenheit habe, es umzukehren, und euch seinen Stumpfschweif zu zeigen. Also laßt doch wenigstens euern Engländer, auf dem ihr reitet, meinem Engländer, wo ich darauf reite, aus dem Wege gehen. Eurer scheint ohnehin der jüngere zu sein; meiner hat noch unter Ludwig dem Vierzehnten gedient, in der Schlacht bei Käferolse Anno 1702."

Allein der Engländer machte sich wenig aus diesem Einfall, sondern sagte: „Ich kann warten; ich habe jetzt die schönste Gelegenheit, die heutige Zeitung zu lesen, bis es euch gefällt, Platz zu machen." Also zog er kaltblütig, wie die Engländer sind, eine Zeitung aus der Tasche, wickelte sie auseinander, wie eine Handzwehle, und las darin eine Stunde lang, auf dem Rosse und auf der Brücke, und die Sonne sah nicht aus, als wenn sie den Thoren noch lange zusehen wollte, sondern neigte sich stark gegen die Berge. Nach einer Stunde aber, als er fertig war und die Zeitung wieder zusam-

menlegen wollte, sah er den Franzosen an, und sagte: „Eh bien!“ Aber der Franzos hatte den Kopf auch nicht verloren, sondern erwiderte: „Engländer seid so gut, und gebt mir jetzt eure Zeitung auch ein wenig, daß ich ebenfalls darin lesen kann, bis es euch gefällt, auszuweichen.“ Als aber der Engländer die Geduld seines Gegners sah, sagte er: „Wißt ihr was, Franzos? Kommt, ich will euch Platz machen.“ Also machte der Engländer dem Franzosen Platz.

116.

Der treue Hofnarr.

(Von K. Fr. Flögel, Geschichte der Hofnarren. 1789. 8. Seite 191 ff. Vrgl. Nr. 102 im dritten Teil des Lesebuchs.)

Der berühmteste und klügste unter den Hofnarren des Kaisers Maximilians I. war Kunz oder Konrad von der Rosen. Dieser war ein vertrauter Günstling des Kaisers, und hatte sich durch seine Treue und seine lustigen Einfälle so beliebt bei ihm gemacht, daß er ihn immer um sich haben mußte.

Als Maximilian noch als Römischer König im Jahr 1488 in den Niederlanden einen Landtag ausschrieb, um die unruhigen Unterthanen in Ordnung zu bringen, rieth ihm Kunz von der Rosen, sein kurzweiliger Rath, sonst ein beherzter und tapferer Mann, er sollte sich nicht nach Brugg (Brügge) begeben, es möchte ihm sonst übel gehen; allein Maximilian kehrte sich nicht daran, und reiste doch dahin. Als nun der König vor St. Katharinen-Pforte daselbst anlangte, ritt Kunz zu ihm, und sagte in Gegenwart aller der Andern: „Lieber König! ich sehe wohl, daß du deinen getreuen Räthen und mir nicht folgen, sondern gefangen sein willst, so sage ich dir, daß ich nicht will gefangen werden. Ich will dir das Geleite in die Stadt bis zu der Burg geben, aber mich alsbald zum Gentner Thor wieder hinaus packen. Wenn du aber sehen und hören wirst, daß vor der Stadt die Lusthäuser und Dörfer brennen, so gedenke, daß dein närrischer Kunz solches verursacht habe.“ König Maximilian gab ihm zur Antwort: „Kunz, ich sehe wohl, daß du meinen Söhnen zu Brugg nicht viel Gutes zutraust, die uns doch alle Treue versprochen haben.“ Worauf Kunz sagte: „Das glaube ihnen der Teufel! Trauwohl ritte mir das Ros hinweg.“ Also ist er mit dem Könige in die Stadt, und zum andern Thore wieder hinaus nach Middelburg zu Herzog Christoph aus Baiern geritten. Der Eintritt ist den 31. Januar durch das heilige Kreuzthor geschehen. Kurz nach dem Einzuge entstund in der Stadt ein Tumult, und Maximilian ritt auf den Markt, ihn zu stillen, da rißen ihn die Bürger vom Pferde, und schleppten ihn in eines Würzkrämers Haus, welches nachher die Kranenburg genannt worden, wo er mit einem Anhaltischen Prinzen und etlichen Andern des Nachts auf einer bloßen Bank liegen

mußte. Er saß da in einem kleinen Stübchen, dessen Fenster mit eisernen Stäben verwart waren, und gegen den Fenstern über stunden drei geladene Armbrüste, daß er also nicht wißen konnte, ob sie ihn nicht gar wollten todtschießen laßen.

Kunz von der Rosen blieb unterdessen während der Gefangenschaft seines Herrn nicht müßig, sondern bewies seine außerordentliche Treue durch zwei Wagstücke. Erstlich hatte er sich zwei Schwimmgürtel machen laßen, womit er bei Nacht über den Schloßgraben an die Burg, darin der König sich damals befand, geschwommen, Willens, seinen Herrn vermittels des einen Gürtels mit sich zurück über den Graben aus der Stadt, und auf dazu bestellten Pferden davon zu bringen. Er ward aber, als er sich in den Graben gelaßen, von den Schwänen angefallen, welche unter großem Geschrei ihn mit ihren Flügeln dermaßen schlugen, daß er sich des Lebens verzieh, und mit harter Noth zurück entrinnen konnte; wie er denn, wenn sie ihm den Schwimmgürtel verbißen hätten, ohne Hilfe daselbst hätte ertrinken müßen. Diese Schwäne waren gut französisch, und ist ohne Zweifel ihr Geschrei eine Ursache gewesen, daß die von Brugg, die Wahrheit vermuthend, den König nicht länger in der Burg haben laßen wollen.

Nach diesem bedachte sich Kunz eines andern Anschlags. Er lernte das Barbieren, oder Haar- und Bartscheeren, stahl sich in Brugg hinein, kam zu dem Guardian des Franziskaner-Klosters, den er dem König wohl gewogen kannte, und entdeckte ihm sein Vorhaben, seinen Herrn zu erledigen. Er begehrte, der Guardian sollte ihm eine Platte scheeren laßen, und ihm ein Ordenskleid, auch einen Conventualen zugeben, so wolle er in der Person eines Beichtigers zum Könige gehen, und ihm gleichfalls eine Platte scheeren, ihn in seine Kutte stecken laßen, und mit dem Conventbruder ins Kloster zurücksenden. Alsdann sollte der Guardian mit ihm sich auf ein Schifflein setzen, welches mit vier Knechten und drei Pferden vor St. Katharinenpforte auf ihn warten würde, und ihn also nach Middelburg abführen. Der Guardian fragte ihn: wo er denn bleiben wollte? Er antwortete: „Ich will des Königs Kleider anlegen, und wenn die von Brugg den König suchen, werden sie an dessen statt einen Narren finden, mit dem sie alsdann anfangen können, was sie wollen. Mir ist genug, ob sie mir gleich alle Marter und den Tod selber anthun, wenn ich nur meinen Herrn errette, und diese Rebellen von einem Narren betrogen werden.“ Der Guardian verwunderte sich über diese Treue, that, was er begehrte, und befahl dem Conventbruder, daß er von dem Kunzen sagen sollte, er sei des Königs Beichtvater.

Als sie in des Königs Haus kamen, und der Leibwacht-Hauptmann fragte, was sie beim Könige zu verrichten hätten, zog der Kunz die Kappe ab, entblößte die Platte, und gab gar andächtig zur Antwort: er sei vom

Guardian abgeordnet, den König Beichte zu hören, und ihn aus Gottes Wort zu trösten. Wie er nun in des Königs Gemach gekommen, begann er, seiner Gewohnheit nach, mit starker Stimme den König also anzureden: „Siehe nun! finde ich dich da, mein frommer König? Daß dich Gottes Marter schänd! * Warum hast du mir nicht gefolgt, da ich dich gewarnt? Nun siehe, ich habe mein Leben deinethalben gewagt. Ich will dich mit Gottes Hilfe aus deiner Feinde Händen erledigen; du mußt mir aber jetzt beßer folgen.“ Der König wußte nicht, wie ihm geschah. Er erkannte wohl seinen Kunzen an der Rede; ihn däuchte aber unmöglich, daß er also durch drei Wachten zu ihm habe kommen können. Als der Kunz den König so bestürzt sah, sagte er ferner zu ihm: „Lieber Max! laß dichs nicht befremden. Du kennst ja deinen getreuen Narren, den Kunzen. Da habe ich mein Scheerzeug, damit will ich dir eine Platte scheeren; denn ich habe um deinetwillen dieß Handwerk gelernt. Ich will auch mit dir die Kleider tauschen, und hier bleiben; du aber sollst also beschoren in meiner Kutte durch die Wacht hinausgehen; vor der Pforte wirst du einen Barfüßer Mönch finden; mit dem geh in sein Kloster. Der Guardian, mit dem ich schon alles abgeredet, wird dir Schiff und Pferde anzeigen: mit selbigen wirst du morgen um diese Zeit zu Middelburg bei den Deinen sein können. Ich habe schon alles bestellt, komm nur bald, und laß dich scheeren. Ich habe mich beim Guardi-Hauptmann für deinen Beichtvater ausgegeben; und wenn ich zu lange ausbleibe, dürfte mein Handel verdächtig und deine Erledigung verlängert werden.“ Der König fragte den Kunzen, wie es um sein Kriegsvolk im Lande stehe, auch was sonst im römischen Reiche vorgehe. Jener antwortete: „Es steht und geht all wohl! Denn Herzog Christoph von Baiern, die Grafen von Sonnenberg, Eberstein und Naßau, und ich, haben neulich mit wenig Volk 6000 Franzosen und Gentner bei Hulst erschlagen und gefangen. So kommen der Graf von Zollern und der von Iffelstein mit 4000 zu Fuß und 300 Pferden aus Brabant. Zudem hat der Kaiser das ganze Reich zum drittenmal ins Feld aufgeboten. Diese Alle wollen dich mit aller Macht erledigen; und ist Herzog Albrecht zu Sachsen des Reichs Obrister. Auch hat der Pabst den großen Bann und der Kaiser die Acht und Aber-Acht auf die drei Städte gelegt. So ist auch des Raubens und Brennens im Land, sonderlich um die Stadt Brugg, kein Ende. Auch hat der Herr v. Ravenstein die zwei Schlößer, samt dem Turm Burgund innen, und läßt denen von Brugg auf dem Waßer nicht ein Fischlein zukommen.“ Als er ferner hierauf anhielt, daß sich der König sollte beschееren laßen, fragte ihn derselbe: „Mein lieber Kunz! wo willst aber du und unsre lieben Räthe bleiben?“ Kunz antwor-

* Ein damals gewöhnlicher Fluch.

tete: „Dafür darfst du nicht sorgen. Ich geb dir meine Kutte, und lege deine Schaube an, und stelle mich, als wenn ich König Max wäre. Wenn dann die von Brugg dich suchen, und mich finden, so werden sie den Narren haben, und der König wird ihnen entwischt sein.“

König Maximilian, weil er vernommen, daß eine starke Hilfe, ihn zu retten, im Anzug wäre, und weil es ihm auch seiner Hoheit übel anständig däuchte, auf solche Weise aus der Gefangenschaft zu entkommen, ließ die Antwort von sich vernehmen: er vermerke wohl, daß er, der Kunz, nicht aller Sachen Bericht habe. Er könne, durch sein Versprechen hiezu verpflichtet, ohne der von Brugg Willen und Wißen sich nicht aus der Stadt begeben; hingegen sei er von ihnen teuer versichert, daß seiner Person nichts Aergeres widerfahren sollte. Der Kunz erzürnte sich über diese Antwort und erwiderte: „Lieber König, ich sehe wohl, daß du noch so narrend bist, als du zuvor gewesen, und mir nicht folgen willst, und ich meine gefährliche Reise umsonst gethan habe. So behüte dich Gott, mein narrender König! denn du bist gar zu fromm für die Fläminger.“ Also nahm er Abschied vom König, und gieng weinend und betrübt zur Thür hinaus. Als er durch die Wacht gieng, fragte ihn der Hauptmann, wie er den König befunden? Er antwortete: „Fromm!“ Als jener fragte: Wie seine Räthe? erwiderte er: „Das weiß Gott!“ Worauf der Hauptmann: „Das ist eben unsere Klage.“ Solchergestalt mußte der Kunz anstatt des Königes nach Middelburg abfahren.

117.

Der Schenk von Limburg.

(Von Ludwig Uhland.)

Zu Limburg auf der Veste
da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste
jemals zu Hause traf.

Er trieb sich allerwegen
Gebirg und Wald entlang,
Kein Sturm und auch kein Regen
verleidet' ihm den Gang.

Er trug ein Wams von Leder
und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder,
das steht den Jägern gut;

Es hieng ihm an der Seiten
ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt er schreiten
und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt er Knecht und Mannen
und hat ein tüchtig Roß,
Gieng doch zu Fuß von dannen
und ließ daheim den Troß.

Es war sein ganz Geleite
ein Jagdspieß, stark und lang,
An dem er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

Nun hielt auf Hohenstaufen
der deutsche Kaiser Haus.
Der zog mit hellen Haufen
einsmals zu jagen aus.

Er rannt auf eine Hinde
so heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde
im wilden Forst verlor.

Bei einer kühlen Quelle
da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
mit Blumen manigfalt.
Hier dacht er sich zu legen
zu einem Mittagschlaf:
Da rauscht' es in den Hägen
und stund vor ihm der Graf.

Da hub er an zu schelten:
„Treff ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
zu Hofe kommt er nie:
Man muß im Walde streifen,
wenn man ihn fahen will,
Man muß ihn tapfer greifen,
sonst hält er nirgend still."

Als nun ohn alle Fährde
der Graf sich niederließ,
Und neben in die Erde
die Jägerstange stieß,
Da griff mit beiden Händen
der Kaiser nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden,
ich nehm ihn mir zu Haft.

Der Spieß ist mir verfangen,
des ich so lang begehrt!
Du sollst dafür empfangen
hier dieß mein bestes Pferd.
Nicht schweifen im Gewälde
darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
viel beßer dienen kann."

„„Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer.
Laßt mir mein freies Leben,
und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab ich schon eigen,
für eures sag ich Dank;
Zu Rosse will ich steigen
bin ich mal alt und krank.""

„Mit dir ist nicht zu streiten,
du bist mir allzu stolz!
Doch führst du an der Seiten
ein Trinkgefäß von Holz:
Nun macht die Jagd mich dürsten,
drum thu mir das, Gesell,
Und gib mir Eins zu bürsten
aus diesem Waßerquell!"

Der Graf hat sich erhoben,
er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
hält ihn dem Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen
den kühlen Trank hinein,
Und zeigt ein solch Vergnügen,
als wärs der beste Wein.

Dann faßt der schlaue Zecher
den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher
und fülltest ihn zum Rand,
Du hieltest mir zum Munde
das labende Getränk:
Du bist von dieser Stunde
des deutschen Reiches Schenk."

118.

Friedensbedingungen.

(Von Friedrich Rückert.)

Vor Jedem steht ein Bild des was er werden soll;
so lang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.

119.

Des Vaters Vermächtnis.

(Von Matthias Claudius. Sämtl. Werke VII. Seite 78 ff.)

An meinen Sohn Johannes. 1799.

Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, gebe ich dir.

Lieber Johannes.

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann dich nicht mitnehmen, und laße dich in einer Welt zurück, wo guter Rath nicht überflüßig ist.

Niemand ist weise von Mutterleibe an. Zeit und Erfahrung lehren hier, und fegen die Tenne.

Ich habe die Welt länger gesehen als du.

Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.

Darum will ich dir einigen Rath geben, und dir sagen, was ich funden habe, und was die Zeit mich gelehret hat.

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und ist nichts wahr, was nicht bestehet.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn siehe nur: alle andren Dinge hier, mit und neben ihm, sind und gehen dahin, ohne es zu wißen; der Mensch ist sich bewußt, und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorüber gehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkühr und Macht unterworfen; er ist sich selbst anvertraut, und trägt sein Leben in seiner Hand.

Und es ist nicht für ihn gleichgiltig, ob er rechts oder links gehe.

Laß dir nicht weis machen, daß er sich rathen könne, und selbst seinen Weg wiße.

Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare siehet er nicht und kennet sie nicht.

Spare dir denn die vergebliche Mühe, und thue dir kein Leid, und besinne dich dein.

Halte dich zu gut, Böses zu thun.

Hänge dein Herz an kein vergänglich Ding.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müßen uns nach ihr richten.

Was du sehen kannst, das sieh, und brauche deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort.

Bleib der Religion deiner Väter getreu, und haße die theologischen Kannengießer.

Scheue niemand so viel, als dich selbst. Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Aegypter. Nimm es dir vor, Sohn, nicht wider seine Stimme zu thun; und was du sinnest und vorhast, schlage zuvor an deine Stirne und frage ihn um Rath. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch wenn du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge, und wird dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gern von Andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend ꝛc. geredet wird, da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Waßer, und es gibt mancherlei Weise. Sie meinen auch, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie so gar leicht und behende dahin fahren, da sei auf deiner Hut, denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes.

Erwarte nichts vom Treiben und den Treibern; und wo Geräusch auf der Gaßen ist, da geh fürbaß.

Wenn dich jemand will Weisheit lehren, so sieh in sein Angesicht. Dünket er sich noch, und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt, laß ihn und geh seiner Kundschaft müßig. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will thun können, was er will, sondern der ist frei, der da wollen kann, was er thun soll. Und der ist nicht weise, der sich dünket, daß er wiße; sondern der ist weise, der seiner Unwißenheit inne geworden und durch die Sache des Dünkels genesen ist.

Wenn es dir um Weisheit zu thun ist, so suche sie, und nicht das Deine, und brich deinen Willen, und erwarte geduldig die Folgen.

Denke oft an heilige Dinge, und sei gewis, daß es nicht ohne Vorteil für dich abgehe, und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäuere.

Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint*, und du weißt nicht, was unter unansehlichen Bildern verborgen sein könne.

Es ist leicht zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel beßer.

* D. h. sie ist eine Sache des Geistes.

Lehre nicht Andre, bis du ſelbſt gelehrt biſt.

Nimm dich der Wahrheit an, wenn du kannſt, und laß dich gerne ihrentwegen haßen; doch wiße, daß deine Sache nicht die Sache der Wahrheit iſt, und hüte, daß ſie nicht in einander fließen, ſonſt haſt du deinen Lohn dahin.

Thue das Gute vor dich hin, und bekümmre dich nicht, was daraus werden wird.

Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen.

Sorge für deinen Leib, doch nicht ſo, als wenn er deine Seele wäre.

Gehorche der Obrigkeit, und laß die Andern über ſie ſtreiten.

Sei rechtſchaffen gegen jedermann, doch vertraue dich ſchwerlich.

Miſche dich nicht in fremde Dinge, aber die deinigen thue mit Fleiß.

Schmeichle niemand, und laß dir nicht ſchmeicheln.

Ehre einen jeden nach ſeinem Stande, und laß ihn ſich ſchämen, wenn ers nicht verdient.

Werde niemand nichts ſchuldig; doch ſei zuvorkommend, als ob ſie alle deine Gläubiger wären.

Wolle nicht immer großmüthig ſein, aber gerecht ſei immer.

Mache niemand graue Haare, doch wenn du Recht thuſt, haſt du um die Haare nicht zu ſorgen.

Mistraue der Geſtikulation, und gebärde dich ſchlecht und recht.

Hilf und gib gerne, wenn du haſt, und dünke dir darum nicht mehr; und wenn du nicht haſt, ſo habe den Trunk kalten Waßers zur Hand, und dünke dir darum nicht weniger.

Thue keinem Mädchen Leides, und denke, daß deine Mutter auch ein Mädchen geweſen iſt.

Sage nicht alles, was du weißt, aber wiße immer, was du ſageſt.

Hänge dich an keinen Großen.

Sitze nicht, wo die Spötter ſitzen, denn ſie ſind die elendeſten unter allen Creaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menſchen achte, und geh ihnen nach. Ein Menſch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, iſt wie die Sonne, die da ſcheint und wärmt, wenn ſie auch nicht redet.

Thue was des Lohnes werth iſt, und begehre keinen.

Habe immer etwas Gutes im Sinn.

Wenn ich geſtorben bin, ſo drücke mir die Augen zu, und beweine mich nicht.

Steh deiner Mutter bei, und ehre ſie, ſo lange ſie lebt, und begrabe ſie neben mir.

Und ſinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchteſt,

und habe einen freudigen Muth; und geh nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeuget zu haben.

Dein

treuer Vater.

120.

Der Schutzgeist.

(Von Th. Südow.)

Noch spät in der herlichen Sommernacht
stund der Graf auf des Schloßes Altan,
Und wies in der Kunde der Sternenpracht
die staunenden Knaben herzlich an,
Und lockte so aus der Kindheit Schranken
der Gottheit ernsten, erhabnen Gedanken.

„Hoch über des Himmels gestirntem Haus
wohnt, der euch all eure Freuden schenkt;
Und, wer ihm vertrauet, der hats voraus,
daß er im Unglück des Lieblings gedenkt."—
Er sprachs — und schied — „Schlaft wohl ihr Lieben,
schon ziehet der Nachthauch kalt von drüben." —

Im öden Flügel der gothischen Burg,
drei Zimmer weit von der Knaben Gemach,
Blieb der Graf die Nacht hindurch,
und sehnt' und weint' der Gattin nach:
„Ich gab sie, mein Gott! dir mit Schmerzen,
nur meine Kinder laß meinem Herzen!"

Und horch — dort drüben im Kämmerlein
rufts laut den ältern beim Namen —
„Emil!" [sein?
Schnell rafft er sich auf: „Solls der Vater
oder täuscht mich des Traumes Spiel?"
Er macht indes sich aus dem Bette
zum Vater: ob er gerufen hätte? —

„Ich rief dich nicht! des Schläfers Sinn
bethörte der luftigen Träume Spiel!"
Doch kaum warf der Knabe sich wieder hin,
so riefs von neuem: „Emil! — Emil!" —
Und abermals lief er hin: „Ich wette,
daß mich der Vater gerufen hätte." —

„O, nicht doch, mein Lieber, dich äfft der
im Wipfel der alten Ulm erwacht; [Sturm,
Und Wächterruf, der laut vom Turm
verkündet so eben die Mitternacht.
Der Donner rollt — wie das Wetter leuchtet! —
geh! hülle dich ein, die Nachtluft feuchtet!"

Der Knabe gehorcht und schleicht zurück
und weckt den Bruder und weint und spricht:
„Der Vater ruft mich im Augenblick,
und da ich komme, weiß ers nicht! —
Sei wach, Bruder Wilhelm, mir graut allein!
gib Acht! Bleib munter mit mir im Verein!"

Und Stille herscht durch den düstern Saal;
und draußen der pfeifenden Winde Spiel;
Und horch! — jetzt ruft es zum dritten Mal,
und länger und lauter: „Emil! — Emil!"
Da eilten zum Vater die beiden Brüder:
„Hier sind wir — riefst du nicht eben wieder?" —

Der Graf erschrickt, und starret sie an,
ihm schauert es kalt durchs Gebein:
„Nun wohl meine Kinder, die Nacht fortan
sollt ihr nicht mehr entfernt von mir sein!"
Er reißt sie herauf mit ahndenden Blicken,
sie an sein klopfendes Herz zu drücken. —

Und als er sie beide so sanft umschloß,
da stürzte die Deck in der Knaben Gemach,
Und furchtbar bebte das alte Schloß,
der Staub in Wolken wälzte sich nach,
Und tief in den Trümmern der wüsten Stätte
lag zerschmettert das kaum verlaßne Bette.

121.

Der gerettete Jüngling.

(Von Herder.)

Eine schöne Menschenseele finden,
ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
sie erhalten, und der schönst und schwerste,
sie, die schon verloren war, zu retten.

Sanct Johannes, aus dem öden Pathmos* wiederkehrend, war, was er gewesen, [mos*
seiner Herden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
sprach die liebevollste Feuerseele. [Bischof,

„Diesen Jüngling," sprach er zu dem
„nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
stehst du mir für ihn! Hierüber zeuge
mir und dir vor Christo die Gemeine."

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
in ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings:
angelockt von süßen Schmeicheleien,
ward er müßig, kostete die Wollust,
dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
dann der Herrschaft Reiz: er sammelt' um sich
seine Spielgesellen, und mit ihnen
zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
kam, die erste Frag an ihren Bischof
war: „Wo ist mein Sohn!" Er ist gestorben,
sprach der Greis und schlug die Augen nieder. [gestorben,
„Wann und wie?" — er ist Gott abist, mit Thränen sag ich es, ein Räuber.

„Dieses Jünglings Seele," sprach Johannes, [er?" —
„fordr' ich einst von dir! Jedoch, wo ist
Auf dem Berge dort! „Ich muß ihn sehen!"
Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
ward ergriffen; eben dieses wollt er.
„Führet," sprach er, „mich zu eurem Führer."

Vor ihn trat er. Und der schöne Jüngling
wandte sich: er konnte diesen Anblick
nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
einen Greis. Ich habe dich gelobet
meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb ich, willst du es, mein Leben
für dich hin; nur dich fortan verlaßen
kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
dich mit meiner Seele Gott verpfändet."
Weinend schlang der Jüngling seine Arme
um den Greis, bedeckete sein Antlitz
stumm und starr; dann stürzte, statt der Antwort, [Thränen.
aus den Augen ihm ein Strom von

Auf die Kniee sank Johannes nieder,
küsste seine Hand und seine Wange,
nahm ihn neugeschenket vom Gebirge,
läuterte sein Herz mit süßer Flamme.

Jahre lebten sie jetzt ungetrennet
mit einander; in den schönen Jüngling
goß sich ganz Johannes schöne Seele.

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
also tief erkannt und innig festhielt?
und es wiederfand, und unbezwingbar
rettete? Ein Sanct-Johannes-Glaube,
Zutraun, Festigkeit und Lieb und Wahrheit.

* Pathmos (Palmosa), eine Insel, auf welche der Evangelist und Apostel Johannes verbannt gewesen.

122.

Des Königs Grab.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Die Westgothen wollten durch Italien nach Afrika wandern, unterwegs starb plötzlich Alarich, ihr König, den sie über die Maße liebten. Da huben sie an, und leiteten den Fluß Barent, der neben der Stadt Consentina vom Fuße des Berges fließt, aus seinem Bette ab. Mitten in dem Bett ließen sie nun durch einen Haufen Gefangener ein Grab graben, und in den Schoß der Grube bestatteten sie, nebst vielen Kostbarkeiten, ihren König Alarich. Wie das geschehen war, leiteten sie das Waßer wieder ins alte Bett zurück, und tödteten, damit die Stätte von niemand verrathen würde, alle die, welche das Grab gegraben hatten.

123.

Das Grab des Busento.

(Von August Graf v. Platen.)

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
aus den Waßern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.

Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.

Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.

Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
um die Strömung abzuleiten gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen,
mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf in deinen Heldenehren!
keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab verfehren!

Sangens, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

124.

Das Erdbeben von Calabrien, 1783.

(Graf Stolbergs Reise, Band 3. Seite 284.)

Diesen Morgen ritten wir (neun Jahre nach dem Erdbeben) ins Gebirg hinein, auf neuen, mehrenteils fast unwegsamen Pfaden, über Höhen,

welche ehemals Thäler, durch Thäler, welche ehemals Höhen waren. Wenn das Erdbeben nur Eine Richtung nimmt, so wankt zwar von den Wurzeln der Berge bis zu den Gipfeln die Erde, aber ohne große, oft ohne einige Verheerungen anzurichten; der Boden beruhigt sich wie das Meer, wenn der Sturm nachläßt. Begegnen sich aber verschiedene Erschütterungen, so vereinigen sie sich in einer wirbelnden Bewegung, welche Ströme hemmt und Berge zerreißt. Das Erdbeben war hier desto fürchterlicher, da die Berge, aus fester Thonerde bestehend, der unterirdischen Gewalt, die in gegeneinandergekehrten Richtungen sie faßte, widerstrebten. Wir sahen Berge, welche, von oben bis unten gespalten, mit auseinanderfallenden Hälften alte Thäler gefüllt und ein neues Thal gebildet hatten. Oft rißen sich Teile der Erde mit ihren Pflanzungen los; mit halb entblößten Wurzeln stehen hier am Rande des Abgrundes überhangende Bäume, fern von ihnen grünet gegenüber der versetzte Wald, der neben jenen aufwuchs und jetzt von andern Quellen getränkt wird. Ein Mann, ein Weib und ein Maulesel wurden zusammen unbeschädigt, mit dem Boden, welcher sie trug, vom elektrischen Schlage über einen Fluß geworfen, von Ufer zu Ufer. Ein Mann im Städchen Seminara, der eben Citronen pflückend auf dem Baume stund, ward mit dem Baum und mit der Erde, die den Baum noch jetzt nähret, unverletzt weit fortgeschleudert. Manche wurden von flutenden Erdschollen, wie von Wogen einer Waßerflut, verfolgt, ereilt, verschlungen, unbeschädigt aus geöffnetem Schlunde wieder ausgeworfen. Selbst Ströme wurden gefangen in ihrem flüchtigen Lauf; plötzlich entstehende Dämme verwandelten sie in Landseen, deren schädliche Ausdünstung, da ihre stockenden Gewäßer von dem lebendigen Fluß getrennt worden, die Luft ansteckte.

Ich sah einige dieser Seen, andere sind versiegt, einige auf Unkosten des Königs ausgetrocknet worden. Einen hat man durch ausgehauene Felsen abgeleitet. Es entstunden Rechtshändel von einer neuen Art, zwischen den Eigentümern der überschüttenden und Besitzern der überschütteten Erde, zwischen dem, welcher einen Baum gepflanzt hatte, und dem, auf dessen Boden er nun steht. Mancher Baum steht zwischen andern, deren Eigentümer ungewis sind. Ich sah einen Haufen von Oelbäumen, welche mit der Erde, die sie nährt, aus den gereiheten Pflanzungen weit fortgerißen, durch die wirbelnde Bewegung zusammengedrängt, nun eine große Laube bilden.

Oppido war in einen Steinhaufen verwandelt. Ganze Stücke von Mauern, die vom Erdstrudel ergriffen und gedreht, endlich mit der Erde stehen blieben, liegen nicht flach, sondern stehen aufgerichtet, mit der Ecke wie eingewurzelt, wie gehalten von Riesenhand. Ergriffen vom Anblick stunden wir und unser Führer, ein Jüngling von zwanzig Jahren, unter diesen Ruinen; staunend und wehmüthig wir, er betroffen von schmerzlicher

Erinnerung, neben des väterlichen Hauses Trümmern, welche ihn und seine Mutter fünf Stunden lang bedeckten, seinen Bruder und seine Schwester mit sich vergruben. Auf dem Wege hatten wir schon hier Steine gesehen, welche Menschen zermalmt, dort Hügel, mit jungen Reben bedeckt, welche ganze Gesellschaften überschüttet hatten.

Im alten Städtchen wohnten drei tausend Menschen, nur fünf hundert wohnen in den Baraken des neuen. Ungefähr zwölf hundert kamen um am Tage des Jammers. Einige verbrannten lebendig, als in einstürzenden Häusern die Flamme des Herdes um sich griff. So wurden Mönche eines Klosters der Flammen Raub. Eine Frau, welche jetzt in Messina lebt, blieb eilf Tage mit ihrem Kinde unter ihres Hauses Schutt. Beide nährten sich von Kastanien, welche die Mutter, nicht ohne Vorsehung, in den Taschen hatte. Da sie aber nichts zu trinken hatten, starb das Kind am fünften Tage.

Sehr viele starben teils aus Ungemach und Noth, teils an Krankheiten, welche durch Ausdünstungen stockender Wasser, der frischen Erde, der verwesenden Körper von Menschen und Vieh entstunden. — Der Verlust, den die Provinz teils an verschütteten, teils an verkümmerten oder durch böse Ausdünstung getödteten Menschen erlitten hat, wird von Verschiedenen auf zweiunddreißig tausend Menschen angegeben.

Scilla (Sciglio), eine kleine Stadt Calabriens nahe der Meerenge von Messina, litt nach Oppido den größten Verlust an Menschen. Als die Erschütterung die Einwohner schreckte, begaben sich die meisten an das Ufer. Auch der Prinz von Scilla verließ sein hohes Schloß, größere Sicherheit, und mit Recht, am flachen Strande zu finden hoffend. Plötzlich stürzte vom südlichen Gestade hochher ein ganzer Berg in das Meer. Die mit schneller Gewalt vom Lande getriebenen Fluten kehrten mit verdoppeltem Ungestüm weit überschwemmend zurück und rafften vierzehn hundert funfzig Menschen mit sich dahin. Einige hatten in Schifferbooten, die auf dem Strande stunden, Sicherheit gesucht; mit den Booten wurden sie ergriffen, und weder eine Leiche noch eine Planke dieser Boote ist je wieder gesehen worden. So kam auch der Prinz von Scilla mit den Seinigen um. Nur ein Fischerknabe ward aus diesem Boote gerettet. Ein hohe Woge muß ihn schonend ergriffen haben, denn man fand ihn betäubt auf einem Felsen, der, ziemlich weit von der Scilla, mit ihr einen kleinen Meerbusen bildet. So groß war der Wogen Gewalt, daß sie das steinerne Gewölbe eines Hauses sprengten; so hoch erhuben sie sich, daß eine Frau durch ein Fenster des dritten Stockwerkes in eben dieses Haus hinein geworfen ward. Eine andere blieb mit den Haaren an einem hohen Maulbeerbaume hangen und ward gerettet. Eine ganze Gesellschaft erhielt das Leben, weil ihr ans Ufer angebundenes Boot zwar so hoch, als das Tau lang war, in die Höhe gehoben, aber nicht dahin gerißen ward.

125.

Am Morgen.

(Von Friedrich Rückert.)

Nun senke dich vom Himmel nieder im Morgenlicht,
und schleuß mir auf die Augenlider im Morgenlicht!
Mein leiblich Aug ist aufgeschloßen im Morgenglanz,
schleuß auf die Seelenaugenlider im Morgenlicht.
Du bist bei mir als Licht geblieben im Graun der Nacht,
ich schwebt auf deinem Duftgefieder im Morgenlicht.
Dein Traum, der nächtlich mich getragen ins Paradies,
ließ mich zur Erde sanft hernieder im Morgenlicht.
Ich sehe dich auf Erden wandeln im Morgenglanz,
du gehst die Schöpfung auf und nieder im Morgenlicht.
Die Lüfte, die den Fittich baden in deinem Thau,
sie tragen Botschaft hin und wieder im Morgenlicht.
Die Schöpfung regt sich, dir zu dienen, im Morgenstral;
nun regt euch frisch auch, meine Glieder, im Morgenlicht!
Die Kräfte, die das Herz gesogen im Schlummerduft,
will es dir weihen treu und bieder im Morgenlicht.
Laß jeden Arm, der müd ausruhte, die Arbeit und
die Lust zur Arbeit finden wieder im Morgenlicht!
Laß jeden seine Körner streuen auf deinem Feld,
und streue du den Segen nieder im Morgenlicht!

126.

Der Mittag auf dem Königssee.

(Von Friedrich Jacobs. Kleine Erzählungen d. alten Pfarrers v. Mainau. Leipz. 1833. S. 1 ff.)

Nicht weit von Berchtesgaden in den Salzburger Alpen ligt der Königssee. Schroffe Felsenwände umgeben ihn, am Fuße mit Tannen besetzt, die schwindelnden Höhen mit Wolken gekrönt. Zwischen ihnen breitet der See eine dunkelgrüne Ebene aus, und nimmt in seinem Spiegel das Bild der gewaltigen Umgebung auf, an denen hier und da zarte Bäche niederrauschen. Nur an wenigen Stellen schließen sich diese ewigen Mauern auf, und gönnen den Blicken in rasenbekleidete Schluchten einzudringen. In der Mitte des Sees aber ligt ein kleines Eiland, und auf diesem eine Kapelle, dem heiligen Bartholomäus geweiht, und ein Jagdschloß, alles mit schattigen Bäumen umgeben, so daß das Ganze einem Haine gleicht.

Als ich diesen See an einem heitern und klaren Herbsttage mit einigen Freunden befuhr, sahen wir hoch über uns von der rechten Seite her einen Lämmergeier nach dem entgegengesetzten Ufer ziehn. Indem er mit stillem Fluge, einem Schwimmenden gleich, die blaue Luft durchschnitt, selten nur und schwach die gewaltigen Flügel regend, feuerten wir eine Flinte ab. Mit

vielfältiger Wiederholung hallte der Knall von allen Seiten wieder; der Geier schrak heftig zusammen, drehte sich, die weit ausgespannten Fittiche stärker schlagend, um sich selbst herum, stieg dann fast pfeilgerade in die Höhe und entschwebte, kaum noch sichtbar, mit rascherem, aber immer gehaltenem Fluge unserm Gesichtskreiße. Da erzählten uns die Schiffer, daß diese Thiere wohl bisweilen zur Brütezeit kleine unbewachte Kinder geraubt hätten, um sie ihren Jungen zu bringen; auch sehe man sie bisweilen mit einem Zicklein oder Lamm über den See hinziehen, wo es dann wohl geschehe, weil sie, von ihrer Last beschwert, nicht hoch genug aufsteigen könnten, daß die Kugeln der Jäger sie erreichten; und von solchen wären die Bilder auf dem Jagdschloße zu sehen. Auch erzählten sie, ein dreister Hirtenknabe habe einsmals versucht ein Felsenhorn zu erklimmen, auf dem ein solcher Geier horstete. Er habe auch das Nest erreicht und hineingesehen, und zwei junge Geier hätten darin gesessen, und Aetzung erwartend, die Schnäbel weit aufgerißen. Einen davon habe er ergriffen, und dieser habe ein durchdringendes Geschrei ausgestoßen. In diesem Augenblicke vernahm er auch von fern das antwortende Schreien der Eltern, die ihren Jungen zu Hilfe eilten: und kaum hatte er Zeit gehabt, an der steilen Felsenwand hinabzugleiten, als er die ergrimmten Thiere schon über sich sah. Sie würden ihn zerrißen haben, hätte er sich nicht in unbeschreiblicher Angst in eine der Halden gestürzt, welche Winter und Sommer mit Schnee angefüllt sind. Schnell vergrub er sich in den Schnee, so tief er nur konnte, und lag und lauschte in seiner Verborgenheit. Die Gefahr gieng vorüber. Lange aber hörte er noch das Geschrei der furchtbaren Thiere und ihren zürnenden Flügelschlag, als sie, gleichsam unwillig über verfehlte Rache, zu ihrem Felsenneste zurückkehrten.

Unter diesen Erzählungen kamen wir an der Insel an. Vor uns waren schon mehrere Reisende gelandet, die, unter den Bäumen luftwandelnd, oder im Schatten lagernd, die Mittagszeit erwarteten; und es dauerte nicht lange, als uns die Tischglocke des Kellners zur Mahlzeit rief. Die Tafel war in einem Zimmer gedeckt, in welchem die lebensgroßen Bilder, von denen die Schiffer gesagt hatten, an den Wänden hiengen. Diese Bilder führten ganz natürlich wieder mancherlei Erzählungen herbei, in denen sich, wie es zu geschehen pflegt, Wahrheit und Dichtung mischte, die aber insgesamt mehr oder weniger einen Anstrich hatten, der mit dem Charakter der großartigen und wunderbaren Natur dieser Gegend im Einklang war.

Alles hier, sagte einer der Reisenden, ein Hanseate, ist gewaltig, ungeheuer und kühn, nur der Mensch ist wie überall. — Mit nichten, entgegnete ein Schweizer; auch die Menschen in unsern Alpen sind wie die Natur. Zwar nicht eben größer an Wuchs, aber stärker, ausdauernder und vor allen Dingen herzhafter und kühner, als anderswo. Der Hirt, wenn er Monate lang auf

seiner einsamen Alm wohnt, kennt keine Furcht. Am Tage verfolgt er die dreisten, irrenden Ziegen über die schroffsten Felsen hin, wo ihn auf allen Seiten unermeßliche Abgründe zu verschlingen drohen, oder sammelt, über der Tiefe hängend, aus den Spalten der Felsenwände sein dürftiges Heu; bei Nacht aber, wenn er auf seinem Lager von dürrem Laube schläft, weckt ihn bald der Donner der Lawinen, bald der Gewitterschläge, die in den Gebirgen ganz anders rasen, als auf euern Haiden und Blachfeldern. Und nun gar der Alpenjäger! Der kennt die Furcht kaum dem Namen nach, ja er liebt die Gefahr, und sucht sie begieriger auf, als der Landbewohner den ausgesuchtesten Genuß bequemer Ueppigkeit. Daß er der strengsten Kälte und jedem Ungestüm der Witterung trotzen, oft ganze Nächte unter freiem Himmel auf schroffen Klippen zubringen muß, will ich gar nicht in Anschlag bringen; wie oft aber muß er sich, um eine einzelne Gemse zum Schuß zu bekommen, auf den schmalsten Fußsteigen heranschleichen, wo auf der einen Seite der schroffe Fels wie eine Mauer aufsteigt, auf der andern der Abgrund sich öffnet; und das vielleicht über frischen Schnee weg, der ihm unter den Füßen zerrinnt. Wie oft muß er auf solchen Wegen lange Strecken hin auf Händen und Füßen kriechen, um endlich der gehofften Beute Herr zu werden. Und nun, mit einer Last von oft sechszig bis siebzig Pfund auf dem Rücken, dazu noch Büchse, Ranzen und anderes Zubehör, muß er den schroffen schlüpfrigen Pfad mit noch größerer Gefahr hinabsteigen, und wenn er endlich sich und alles in Sicherheit gebracht hat, so sind wenige Gulden der Preis seiner Anstrengungen, ein Preis, den er auf andere Weise ohne Gefahr und mit geringerer Mühe hätte gewinnen können. Aber eben die Gefahr ist es, die ihn reizt; er würde die Beute verschmähen, wenn er sie nicht eben auf diese Art erobern müßte. Er weiß, daß sein Leben auf dem Spiele steht; er weiß, daß gar oft das geängstete Thier, wenn es keinen Ausweg sieht, sich mit größter Gewalt seinem Verfolger entgegenwirft und ihn in den Abgrund stürzt; er weiß, daß kein Jahr ohne solche Unfälle, Unfälle der schrecklichsten Art, vergeht; und dennoch kühlt das alles seinen Eifer nicht ab. Es ist also gewis, daß diese großartige und erhabene Natur auch auf die Menschen einwirkt, und ihnen einen Charakter aufdrückt, der ihrer eigenen Beschaffenheit angemeßen ist. —

Allerdings, sagte ein eifriger Naturforscher, wo die Gefahr eine gewöhnliche Erscheinung ist, ist es auch der Muth. Auf meinen Reisen durch Nordamerika bin ich in Gegenden gekommen, wo die auf unermeßlichen Strecken dünn zerstreuten Bewohner keine Nacht vor den Besuchen von Wölfen, Bären und andern reißenden Thieren sicher waren. Sie hielten daher immer Feuer vor ihren Hütten, und auch das reichte nicht immer hin, die hungrigen Gäste abzuhalten. Es ist aber auch unglaublich, mit welcher Kühnheit die Einwohner jener Gegenden ihre Feinde bekämpfen,

und, ebenso wie eure Gemsenjäger, um geringen Gewinnes willen ihr Leben aufs Spiel setzen.

Ich kam einsmals, fuhr er fort, auf meinen botanischen Wanderungen in den blauen Bergen gegen Abend in ein einsames Haus, um mir ein Nachtlager auszubitten. Die Gastfreiheit ist bei diesen Einsiedlern zu Hause, wie bei allen Bergbewohnern, und dort vielleicht um desto mehr, je seltener die Gelegenheit zu ihrer Ausübung kommt. Beim Eintritt in das Haus war das erste, was mir in die Augen fiel, ein Bärenfell von ungewöhnlichem Maße, das erst vor kurzem abgezogen schien. Auf der Hausflur waren einige Frauen beschäftigt, Fleisch einzusalzen und in eine Tonne zu legen, wobei ihnen ein muntrer eilfjähriger Knabe hilfreiche Hand leistete. An den Wänden hiengen Fischnetze und mancherlei Gewehr umher, und an der Decke war ein ausgestopfter Adler schwebend aufgehangen. Meine Bitte um ein Obdach wurde freundlich aufgenommen. Der schwarzäugige Knabe öffnete mir das Wohnzimmer, wo der Vater auf einem Lehnstuhle saß und mich willkommen hieß, zugleich aber um Verzeihung bat, daß er mir nicht entgegenkomme. „Ich bin seit einigen Tagen invalid," fuhr er fort, „aber mein Sohn wird die Pflichten erfüllen, die mir obliegen würden. Billy, rücke dem Herrn einen Lehnstuhl ans Kamin."

In Kurzem war ich einheimisch hier. Ein Mädchen reichte mir Thee, und der Knabe röstete ein Brotschnittchen am Kaminfeuer. Bald war auch ein Gespräch im Gange. Da erfuhr ich denn aus dem Munde meines Wirtes als Ursache seiner Lähmung folgende Geschichte. „Vorige Woche," sagte er, „gieng ich mit meiner Flinte auf die Entenjagd. Auf dem Heimwege — die Sonne stund schon am Rande der Berge — sah ich einen Bären von ungewöhnlicher Größe — sie werden sein Fell draußen gesehen haben — ganz wohlgemuth vor mir hertraben. Ich hatte noch einen Schuß in meiner Flinte, und da die Entfernung nicht groß war, feuerte ich sie auf den Bären ab. Dieser stürzte zu Boden, raffte sich aber unverzüglich wieder auf, und lief spornstreichs einer Felsenschlucht zu, die sein gewöhnlicher Aufenthalt sein mochte. Ihn dahin zu verfolgen, war jetzt zu spät, auch fehlte es mir an Waffen; denn Pulver und Blei hatte ich weiter nicht bei mir. Ich dachte aber: Du entgehst mir nicht! Eine gute Lection hast du schon, und morgen ist auch noch ein Tag. Ein Bär ist eine gute Beute, wenn er todt ist. Man kann nicht bloß sein Fell brauchen, auch sein Fett ist zu mancherlei Dingen gut — wie gleich jetzt bei mir zum Einreiben — und seine Schinken sind geräuchert ein treffliches Gericht. Daß mir diese Beute zufallen würde, zweifelte ich nicht. Ich hatte bemerkt, daß er Blut verloren hatte, und so konnte ich hoffen, er werde bis zum Morgen entweder den Geist aufgegeben haben, oder doch hinlänglich geschwächt sein. Ich dachte die ganze Nacht an meinen Bären, und der Tag war kaum angebrochen, als ich mich auf den Weg begab. Die Flinte ließ ich zu Hause,

sie war mir unnütz; denn beim Nachsuchen fand sich, daß auch im Hause kein Körnchen Schießpulver war, und in der Nähe ligt kein Ort, wo ich welches hätte bekommen können. Dafür bewaffnete ich mich mit einer Heugabel und einem Beil. Das Beil gab ich meinem Jungen zu tragen; denn der ließ mir keine Ruhe, ich mußte ihn mitnehmen, und im Grunde ist es auch gut, wenn so ein Junge frühzeitig etwas sieht. Wir kamen bald an die Stelle, wo ich am Abend nach dem Bären geschossen hatte. Der Platz war mit Blut bedeckt, und eine starke Spur führte ohne Fehl zu der Schlucht, in die sich das Thier gerettet hatte. Diese Schlucht senkt sich auf der einen Seite schroff und steil, auf der andern bequemer hinab. In der Tiefe braust ein Waldbach durch abgerißene Felsenstücke und überhängendes Gebüsch; und hier, etwas hinaufwärts, an der schroffen Seite, wurde ich unter einer grauen Wacke, die wie ein Dach weit hervortrat, meinen Bären gewar, der halb vom Buschwerk versteckt den Kopf schlaff nach der Erde senkte. Er macht sein Testament, sagte Billy. Nun, antwortet' ich, wir wollen ihm helfen, und ich will die Erbschaft in Empfang nehmen. Mit diesen Worten stieg ich den Abhang hinab, schritt auf den Steinen über das Waßer, und näherte mich dem Feinde mit der vollkommensten Zuversicht. Der Bär regte sich nicht. Schon war ich ihm so nah, daß ich die Heugabel fällen konnte, um ihm den Todesstoß zu versetzen; aber in demselben Augenblicke sprang er auf, umfaßte mich mit beiden Tatzen, und warf sich in dieser Umarmung mit mir den Berg hinab in den brausenden Waldbach. Unterwegs verlor er seine Zeit auch nicht, sondern biß zu, wohin er kam, und drückte mich mit solcher Gewalt an sich, daß mir der Athem vergieng. Billy schrie von oben herab wie wahnsinnig; aber was half das? Der Bär fürchtete sich vor ihm so wenig, als vor mir, und ich wäre verloren gewesen, wäre mir nicht die Geschichte von einem alten englischen Könige eingefallen, — Sie werden von ihm gehört haben — der einem Löwen im Kampfe die Faust in den Rachen gestoßen hat. Ich that desgleichen. Mit der einen Hand fuhr ich dem Unthier in den Hals; und während wir uns zusammen in dem Waßer umherwälzten, gelang es mir, mit der andern Hand den Kopf des ermatteten Feindes unter das Waßer zu drücken. In demselben Augenblicke kam Billy mit seinem Beile von oben herunter, und versetzte dem Bären einen solchen Schlag auf den Schädel, daß ihm der Rest des Athems ausgieng. Der Junge führt einen guten Hieb," setzte der Erzählende mit innerlicher Freude über den Muth seines Knaben hinzu. — „Ich war übel zugerichtet," fuhr er fort, „das ist wahr, und ich werde wohl noch eine Weile an meinen Wunden zu heilen haben. Das ist aber nicht das Schlimmste. Beim Sturze von der Höhe habe ich mir die linke Hüfte beschädigt: ich bin seitdem nicht bloß lahm, sondern leide auch bei der geringsten Bewegung

die heftigsten Schmerzen. Ich will daran denken, wie mühsam ich mich nach Hause schleppte; aber ich hatte doch meine Absicht erreicht, und keinen schlechten Fang gemacht. Kaum haben ihn zwei starke Männer herbeischaffen können. Er wog über vierhundert Pfund, und an dem Felle können Sie sehen, daß es kein alltäglicher Bär war."

Das war freilich ein wunderlicher Kampf, sagte ein Kaufmann aus Ungarn; aber Noth macht stark und bricht, wie das Sprichwort sagt, auch wohl Eisen, und hier galt es das Leben. Etwas Aehnliches, in seiner Art aber noch Außerordentlicheres, trug sich im vorigen Jahr in meiner Heimat, in der Nachbarschaft von Bistritz, zu. Das Land ist gebirgig, die Einwohner arm; an Uebung in Gefahren fehlt es aber auch dort nicht. Nun wohnte nicht weit von der Stadt eine arme Witwe auf dem Dorfe; diese Frau war krank, und da es im Hause an Holz mangelte, schickte sie ihre beiden Knaben mit einem Schlitten hinaus in den Busch. Von diesen Knaben war der älteste noch nicht zwölf, der andere erst acht Jahre alt. Wie sie mit ihrem Schlitten an der Kirche vorüber kamen — ich erzähle alles, wie es sich zugetragen hat — sagte der jüngere: „Janko, mir ist wunderlich zu Muthe. Es ist mir, als müßte uns ein Unglück begegnen. Laß uns erst in die Kirche gehen." Der ältere antwortete: „Ich bin auch dabei. Mir hat auch diese Nacht wunderliches Zeug geträumt; ich weiß es aber nicht deutlich mehr; nur daß ich blutete." Sie ließen also ihren Schlitten an der Kirchthür stehen, giengen hinein und beteten. Dann fuhren sie weiter und waren recht wohlgemuth, ob sie gleich einmal über das andere tief in den Schnee fielen, und dürres Holz fanden sie auch in Ueberfluß. Und schon waren sie beschäftigt, es auf dem Schlitten zusammenzulegen und fest zu binden, als sie in der Ferne zwei Wölfe erblickten, die in gerader Richtung auf sie zuliefen. Ihnen zu entrinnen, war unmöglich; ein Baum, auf den sie sich hätten retten können, war nicht in der Nähe, denn rings umher war nur Buschholz, und was hätte ihnen auch der höchste Baum geholfen? Die Wölfe hätten dabei Wache gehalten, und sie hätten verhungern müßen. Was thun sie also in dieser Noth? Der ältere, ein entschloßener Knabe, deckt den kleinern mit dem Schlitten zu, wirft so viel Holz darauf, als er kann, und ruft ihm zu: „Bete, aber rühr dich nicht. Ich habe Muth." — „Ach mein Gott," sagte der Kleine weinend, „wenn wir umkämen, die Mutter stürbe vor Gram." Der eine Knabe stak also unter dem Schlitten und dem dürren Holze; der größere aber, der Janko, stellt sich mit der Axt in Positur, und wie der eine Wolf, der am hitzigsten vorausgelaufen ist, herankommt, versetzt er ihm einen Hieb in den Nacken, daß er zu Boden fällt. In diesem Augenblicke packt ihn der andere Wolf am Arm und wirft ihn zu Boden. Hier faßt er nun in krampfhafter Angst das Unthier mit beiden Händen an der Kehle und hält den weit geöffneten Rachen von sich ab,

ohne doch zu schreien, um das Leben seines Bruders nicht in Gefahr zu bringen. Diesen aber ergreift in seinem Versteck eine unbeschreibliche Angst. Er wirft den Schlitten und das Holz von sich, rafft die zur Erde gefallene Axt auf, und versetzt dem Wolfe einige Hiebe auf dem Rücken. Dieser wendet sich nun gegen den neuen Feind, und er würde ihn ohne Zweifel zerrißen haben, hätte sich der andere nicht blitzschnell aufgerafft, und die Axt dem Wolfe in den Kopf geschlagen. So waren also zwei schwache Knaben durch Gottes Hilfe und ihren Muth Herren von zwei furchtbaren Raubthieren geworden, ohne selbst eine gefährliche Wunde bekommen zu haben. Verwundert sahen sie sich jetzt einer den andern an, dann die Thiere, die mit offenem Rachen todt auf dem Rücken lagen, und staunten über das furchtbare Gebiß und die gewaltigen Zähne, die sie hatten zermalmen sollen. Dann knieten sie nieder, kreuzten sich und beteten; und nachdem sie Gott für ihre wunderbare Rettung gedankt hatten, kamen sie jubelnd mit ihrem Holze und den beiden erlegten Wölfen auf dem Schlitten nach Hause. Ich habe selbst in Bistritz die Knaben gesehen, wie sie mit den Wölfen durch die Straßen zogen, ihre Geschichte erzählten und von der ganzen Stadt bewundert und geliebkost und beschenkt wurden. Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir Thränen in die Augen kommen. Es waren gar zu hübsche, liebe, und fromme Knaben!"

Diese Geschichte, die mit Teilnahme gehört worden war, führte noch einige andere Erzählungen verwandter Art herbei, die alle bald mehr bald weniger bewiesen, daß der Mensch, so wehr- und waffenlos er ist, doch durch Klugheit, Muth und Entschloßenheit Herr der Schöpfung wird. Während dieser Zeit sah der Botaniker, wie in Gedanken versunken, still vor sich hin; als aber eine Pause eintrat, erhub er seine Blicke wieder und erzählte folgende Geschichte.

„Nachdem ich das nördliche Amerika nach allen Richtungen durchstreift und auch Haiti besucht hatte, schiffte ich mich mit einer reichen Ernte von Pflanzen in Port au Prince nach Frankreich ein. Unser Schiff war zum Teil mit irländischen Matrosen bemannt, unter denen sich vornehmlich die beiden Beckner, Vater und Sohn, auszeichneten. Der Vater galt für den besten Matrosen in der englischen Marine, und der Sohn, obgleich erst ein Knabe von zwölf Jahren, gab dem Vater nur wenig nach. Groß und stark über seine Jahre, leuchtete aus seinem von Sonne und Wetter gebräunten Gesichte zugleich der Muth eines Mannes, eine kindliche Gutmüthigkeit und jener unbesiegliche Frohsinn, der den Irländer so vorzüglich auszeichnet. Auch war er der Liebling Aller, die auf dem Schiffe waren. Wenn wir ihm bei seinen Geschäften zusahn und uns über die Gewandtheit freuten, mit der er auch das Schwerste so leicht hin verrichtete, als ob es nichts wäre, und alles beachtete, ob er sich gleich um nichts zu bekümmern schien, dann pflegte

der Vater wohl zu sagen: Ists ein Wunder? Ein guter Irländer ist von Mutterleibe an auch ein guter Seemann, und mein Volney hat das Seewaßer gekostet, eh er „Vater“ sagen konnte. Sobald er von der Muttermilch entwöhnt war, ließ ich ihn nicht aus den Augen. Ich nahm ihn überall mit, und wenn ich ihn aus dem Kahn ins Waßer warf, war es ihm ein Spaß, und er lachte mich an; und wie er kaum zwei Jahre alt war, konnte er schwimmen wie ein Fisch. Zwei Jahre später versprach ich ihm einmal, er sollte mit hinüber nach England fahren, nahm aber mein Versprechen zurück, weil er eine Dummheit gemacht und eine Strafe verdient hatte. Er war außer sich, und ich mußte ihn einsperren. Was thut der Junge? Er springt zum Fenster hinaus, läuft ans Ufer und stürzt sich ins Waßer; und wie ich so an der Leiter hänge und das Bramsegel einreffe, kommt etwas hinten nachgeschwommen; und da ich hinsehe, wer solls sein, als mein Volney, der, wie er mich ansichtig wird, die linke Hand hoch in die Höhe hebt und lacht. In wenigen Minuten war er am Schiff und wurde am Tau heraufgezogen, und alle unsre Leute waren wie närrisch vor Freuden über den Jungen, und herzten und küßten ihn; und da ich ihm drohte, lachten sie mich aus und schrien, er stünde unter dem Schutze seiner großbritannischen Majestät und dem ihrigen. Da that ich ihm denn auch nichts und hatte innerlich selbst meine Freude an seinem Ungehorsam. So war der Junge im vierten Jahre; im zehnten war er ein tüchtiger Schiffsjunge, und jetzt, wo er zwölf Jahre alt ist, arbeitet er für zwei, und wird auch für zwei bezahlt.

Wenn der Alte so sprach, stralten seine Augen und sein ganzes Gesicht leuchtete vor Freude, und er konnte kaum das Ende seiner Erzählungen finden, und wir hörten ihm alle gern zu, weil er ein so treuherziger Mann war. Nun war unter den Reisegefährten ein französischer Kaufmann, der seine Frau vor Kurzem in Neu-Orleans verloren hatte, und jetzt nach Bordeaux reiste, um das Kind, das sie ihm hinterlaßen hatte, zu seinen Schwiegereltern zu bringen. Dieses Kind, ein Mädchen von fünf Jahren, dem man das französische Blut in jeder Bewegung ansah, entwischt eines Morgens seiner schlummernden Wärterin, und steigt auf das Verdeck, wahrscheinlich um den alten Beckner aufzusuchen, der sich viel mit dem Kinde abgab und ihm mancherlei Zeitvertreib machte. Da dieser nun nicht gleich bei der Hand war, wagt es sich zu weit an den Rand hin, und indem es neugierig in die Tiefe blickt, wird es vom Schwindel ergriffen und fällt hinab. Die Wärterin, die dem Kinde nachgeeilt ist, sieht es fallen; auf ihr Angstgeschrei kommt Beckner herbei, stürzt sich in das Meer, ergreift das Kind, das durch die lockere Bekleidung noch über dem Waßer gehalten wird, und indem er es mit der linken Hand fest hält, rudert er mit der rechten dem Schiffe nach. Das Verdeck hatte sich jetzt mit Menschen angefüllt; alle starrten nach dem kräftigen Schwimmer hin, vor Allen, wie man denken kann, der Vater des Kindes, welcher die

Bewegungen des Matrosen mit seinen eigenen begleitete, in die See hinaus rief, und dem zitternden Kinde Muth einsprach. Dieses drückte sich ängstlich an seinen Retter, und Beckner ruderte so schnell er mit Einer Hand konnte, dem Schiffe nach, und schon war er ziemlich nah, als er einen lauten Schrei ausstieß, der uns alle mit Entsetzen erfüllte. Niemand wußte gleich die Ursache, aber indem wir der Richtung seiner Augen folgten, erblickten wir einen Haifisch, der die Flut mit unglaublicher Schnelligkeit durchschnitt, und in wenigen Augenblicken den Schwimmenden erreichen mußte. Alles gerieth in Bewegung, einer lief gegen den andern, die einen schrieen, um das Thier zu schrecken, andere warfen nach ihm, was ihnen in die Hände kam, Flinten wurden abgefeuert und Kanonenschläge losgelaßen. Umsonst. Der Lärm, die Angst war allgemein; des Vaters Zustand aber ist nicht zu beschreiben. Ungeschreckt verfolgte das Unthier seinen Weg, und nur noch wenige Lachtern entfernt, schien es seiner Beute schon gewis zu sein. Jeder erwartete das Entsetzlichste. In diesem Augenblick kam Volney Beckner seinem Vater zu Hilfe. Einen Hirschfänger in der Hand, den er in der Cajüte des Capitäns gefunden hatte, stürzte er auf das Verdeck, warf sich kopfwärts in das Meer, tauchte unter, und begann einen Kampf mit dem Ungeheuer des Abgrunds. Bald färbte dieses mit seinem Blute das Meer, und während es sich nach dem neuen Feind hinkehrt, der ihm so unerwartet den Weg verlegt, wird dem ältern Beckner vom Schiffe herab ein Tau zugeworfen. Er greift darnach; zweimal entschlüpft es bei dem Schwanken der Wellen seiner Hand; endlich hält er sich fest, und wird mit dem Kind auf dem Arme hinaufgezogen. Während dieser Zeit hat ihm Volney den Rücken frei gehalten, abwechselnd bemüht, sich den Angriffen des Thieres zu entziehen und ihm Wunden beizubringen. Es war ein Kampf der Gewandtheit und der rohen Kraft, wie man wohl nicht leicht wieder sehen wird. Aus vielen Wunden strömte dem Ungeheuer das Blut; aber keine dieser Wunden war tödtlich, und den unerschrockenen Kämpfer verließ die Kraft. Er muß eilig auf dem Schiffe Rettung suchen; er greift nach einem herabhängenden Tau, und während der alte Beckner über den Bord steigt, das Kind dem Vater zureicht, und dieser bald das Kind, bald seinen Retter umarmt, schwingt sich auch Volney an dem schwankenden Tau in die Höhe. Noch einen Augenblick und er war in Sicherheit. Es sollte nicht sein. Das Raubthier, über und über mit seinem Blute bedeckt, wüthend, daß seine Beute ihm zu entfliehen droht, sammelt alle seine Kräfte, schwingt sich auf, erfaßt — es ist entsetzlich zu sagen — erfaßt den Unglücklichen in der Mitte des Leibes, reißt ihn von einander und verschlingt vor unsern Augen die erbeutete Hälfte. Ein Schrei des Entsetzens und der Wuth drang aus jedem Munde, als der zerfleischte Leichnam heraufkam. Sprachlos stund Beckner da; seine starren Blicke hefteten sich auf die unglücklichen Reste seines Sohnes; seine Züge verzerrten sich und er sank

bewußtlos zu Boden. Mit Mühe ins Leben zurückgerufen, sagte er scheinbar ruhig: Wo ist Volney? Dann, als besänn er sich, stieß er ein Jammergeschrei aus, das uns durch die Seele gieng. Der Kaufmann wich nicht von seiner Seite und leistete ihm jede Hilfe, welche die Umstände forderten; und wenn die Ausbrüche der wilden Verzweiflung zu ruhen schienen, versuchte er von seiner Dankbarkeit zu sprechen und von Belohnungen. Da sah ihn der Arme mit einer Miene an, in der sich der grimmige Schmerz und die gewohnte Gutmüthigkeit wunderbar mischte, und sagte: Ich danke ihnen für ihre gute Meinung, reden sie aber nicht von Belohnung. Ihr Kind hab ich gerettet, weil es eben ein hilfloses Kind war; es ist mir lieb, es ihnen erhalten zu haben. Nun aber mein Volney dahin ist, die Freude und der Stolz meines Lebens, sind mir alle Schätze der Welt nichts, gar nichts. Es ist aus mit mir. Nach diesen Worten fieng er von neuem an zu jammern, und heiße Thränen strömten über seine Wangen, die ersten vielleicht, die er je vergoßen hatte. Dann stund er auf und gieng schweigend an sein gewohntes Geschäft.

Während dieß auf dem Verdecke geschah, umschwamm das gräßliche Raubthier, unserer Wuth spottend, zwei- und dreimal das Schiff; dann wandte es sich nach der offenen See, und lange noch sahen wir, als es die Flut langsam durchschnitt, die purpurne Furche, die es hinter sich herzog, bis es sich in die blaue Ferne verloren hatte."

127.

Am Abend.

(Von Friedrich Rückert.)

Wie Schöpfung ist zur Ruh gegangen, o wach in mir!
es will der Schlaf auch mich befangen, o wach in mir!
Du Auge, das im Himmel wachet mit Sternenblick,
wenn mir die Augen zugegangen, o wach in mir!
Du Licht, im Aether höher stralend als Sonn und Mond,
wenn Sonn und Mond ist ausgegangen, o wach in mir!
Wenn sich der Sinne Thor geschloßen der Außenwelt,
so laß die Seel in sich nicht bangen, o wach in mir!
Laß nicht die Macht der Finsterniße, das Graun der Nacht,
Sieg übers innere Licht erlangen, o wach in mir!
O laß im feuchten Hauch der Nächte, im Schattenduft,
nicht sproßen sündiges Verlangen, o wach in mir!
Laß aus dem Duft von Edens Zweigen in meinem Traum
die Frucht des Lebens niederhangen, o wach in mir!
O zeige mir, mich zu erquicken, im Traum das Werk
geendet, das ich angefangen, o wach in mir!
In deinem Schoße will ich schlummern, bis neu mich weckt
die Morgenröthe deiner Wangen; o wach in mir!

Sprichwörter.

128.

Wie das Gespinnst,
so der Gewinnst.

Unverhofft
kommt oft.

Versprechen und halten
steht wohl bei Jungen und Alten.

Was ich denk und thu,
trau ich auch Andern zu.

Gott läßt uns wohl sinken,
aber nicht ertrinken.

Was nicht will gehen,
laß stehen.

Ein Wolf im Schlaf
fängt nie ein Schaf.

Hans ohne Fleiß
wird nimmer weis'.

Je größer Glück,
je ärgre Tück.

Hilf bei Zeit,
ehe es kommt weit.

Ruh und Rast
ist halbe Mast.

Geld bringt Gunst,
aber nicht Kunst.

129.

Ein Wort ist ein Wind.
Gleiche Brüder, gleiche Kappen.
Etwas ist beßer denn nichts.
Wer nicht arbeitet, soll auch nicht eßen.
Jedes Holz hat seinen Wurm.
Es weht nicht allezeit derselbe Wind.

Leicht geredet, aber langsam gethan.
Mit Schweigen verräth sich niemand.
Beßer Gunst, denn Gabe.
Wer überwinden will, lerne ertragen.
Schweigen ist nicht allweg gut.
Eines Freund, Keines Feind.

130.

Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.
Einmal ist keinmal.
Trübsal lehrt aufs Wort merken.
Gewohnheit will Recht werden.
Kluge Hühner gehen auch in die Neßeln.
Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen.
Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen.

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.
Es sind nicht Alle Jäger, die ins Horn blasen.
Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.
Sprichwort, wahr Wort.
Der Krug geht so lange zu Waßer, bis er bricht.

131.

Einmal ist keinmal.

(Von J. P. Hebel.)

„Einmal ist keinmal." Dieß ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechnungsmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens einmal, und davon

läßt sich nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gute vergriffen; und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist Einmal nicht Keinmal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist zehnmal und hundert- und tausendmal. Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gerne B, und alsdann tritt ein anderes Sprichwort ein: „Daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht."

132.

König Jacob vor Belvedere.

(Von August Kopisch.)

„König Jakob von Sicilien,
wohl und sicher unterrichtet:
wie die Veste Belvedere,
lange Zeit von ihm umschloßen,
sehr in Noth sei, weil der Speise
Vorrath allgemach verschwindet,
der Zisternen Boden trocken
wie des Hauses Dach erscheinet,
und nicht Brunnen und nicht Quelle
in der Burg ist; wißend ferner,
wie die Leute Don Ruggieros
schon den Thau vom Grase lecken:
sendet er, dieß mild betrachtend,
Blutvergießen zu ersparen,
wenn ihr ihm die Veste gebet,
durch mich, seinen Herold, Gnade;
bietet euch mit diesem Becher,
angefüllt mit kühlem Weine,
eure Tapferkeit verehrend,
mit den Schätzen, mit den Waffen
freien Abzug aus der Veste.
Doch, wenn ihr davon nicht laßet,
Steine ihm ins Heer zu schleudern
und Geschoße von den Zinnen,
wird sein Zorn Sturmleitern setzen
an die Mauern, und wen Durst noch
leben ließ, wird Stahl erwürgen!
Don Ruggiero, euch ermahnt er,
väterlich nun eurer beiden
jungen Söhne zu gedenken,
die bereits in seiner Macht sind!"
So der Herold. Don Ruggiero,
schauend, wie des Sicilianers
Wort der Seinen Herz getroffen,
wie sie unter sich schon murmeln
von der Festung Uebergabe:
mit den matten Augen späht er
ringsumher am blauen Himmel,
und gewaret eine Wolke
auf Calabriens Gebirgen, —
nimmt den Becher aus des Herolds
Händen. In des Hofes Mitte
ist ein Stein gleich einer Tafel,
auf den setzet Don Ruggiero
hin den Becher, und beginnet
vor den Reihen seiner Krieger
mit vom Durste heisrer Stimme:
„König Karls furchtlose Kämpfer!
auf Calabriens Gebirgen
schau ich eine kleine Wolke:
zwar noch gießt sie keinen Regen,
und sie kann in Luft zerfliegen,
wie schon viele hingeschwunden:
doch mir sagt mein Herz im Busen,
daß sie Gott daher uns sende,
unsern Eid wohl zu bewaren
vor Untreue. Wem dieß anders
scheinet, der geh hin und trinke
aus dem Becher."

Als Ruggiero

so gesprochen, blickt er um sich;
Todesstille herscht im Hofe,
regungslos stehn seine Helden,
zweifelnd schaun sie nach der Wolke,
doch — zum Becher hin tritt keiner.
Und zum Herold hingewendet,
sagt Ruggiero, kaum vermocht es
seine Zunge noch zu lispeln:
„Wiederbring den vollen Becher
deinem Herren. Meine Krieger
dürsten nicht — und, wenn sie dürsten,
ist es nach dem Ruhm der Treue,
nicht nach König Jakobs Weine!
Was anlanget meine Söhne,
weiß ich sie bei dem Monarchen,
der wohl kennt, wie treu Helden
nichts von ihrem Eid entbinde!"
Und der Herold nimmt den Becher;
hochanstaunend diese Rede
geht er schweigend, und es schließt sich
hinter ihm das Thor der Veste.
Doch bald hallet um die Veste
wildes Stürmen! — Don Ruggieros
Helden, auf der hohen Mauer,
kaum, vor Mattigkeit, vermögen
sie den Bogen noch zu spannen,
und die Winden zu gewältgen,
und die Steine aufzuwälzen
auf der Wurfgeschoße Schleudern:
dennoch sieht man Wunderthaten!
Zweien Stürmen ist gewehret,
schrecklich nahet nun der dritte:
als sie schaun, wie rings der Himmel
sich einhüllt in Regenwolken!
Froh erblickt es Don Ruggiero;
seine Leute zu ermuntern
eilet er von Turm zu Turme.
Freudig sieht er, wie sie ringen,
seinem Heldenwort gehorchend;
doch auf einmal blickt er zürnend:
Warum säumen jene? — denkt er:
dorthin bringen ja der Feinde
größte Scharen! — Als er hinkommt,
schauet er zu seinem Schrecken,
schaut er seine beiden Söhne,
hoch an einen Baum gebunden,
von der Feinde wilder Menge
sich im Sturm entgegentragen:
die Geschoße zu versenden
auf die Kinder ihres Feldherrn,
zögern alle seine Krieger. . . .
Als Ruggiero solches schauet,
steht er eine Weile starrend;
mächtig pocht das Vaterherz ihm
in der Heldenbrust. — Die Feinde
türmen Leitern schon auf Leitern,
reichen sich die Feuerbrände,
drohn die Mauer zu erklimmen! —
Da gebietet Don Ruggiero,
abgewandt sein Vaterauge:
seiner Kinder zu vergeßen,
seines Eides zu gedenken! —
Und von Steinen Hagelwolken
fliegen auf den Sturm der Feinde
Von der Felsen Schmettern sinken
tief hinab der Leitern Türme:
doch zerschmettert sieht Ruggiero
auch den Baum mit seinen Kindern
niedersinken ins Getümmel!
Läßt, entbrannt, noch mehr Verderben
auf den neuen Sturm hinschleudern,
und der Feinde Jauchzen schwindet! —
Nacht umhüllt den ganzen Erdkreiß,
und vom Himmel strömet Regen
schwer herab mit Windes Schlägen,
labt die Krieger auf der Veste:
doch den Feinden ward der Felsen
immer schwerer zu erklimmen.
Auch die Flotte König Jakobs,
halb zerschmettert am Gestade,
kämpfet mit den wilden Wellen,
und er läßt zum Abzug blasen! —
Froh vernahmen dieß Ruggieros
Helden, und, vom Kampfe laßend,
labten sie die müden Glieder
nun mit Ruhe, Trank und Speise.
Doch im Innersten des Hauses
birgt Ruggiero seine Schmerzen:
er begehrt nicht Trank noch Speise!
Wie auch seine Freunde flehen,

läßt sich nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gute vergriffen; und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist Einmal nicht Keinmal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist zehnmal und hundert- und tausendmal. Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gerne B, und alsdann tritt ein anderes Sprichwort ein: „Daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.“

132.

König Jacob vor Belvedere.

(Von August Kopisch.)

„König Jakob von Sicilien,
wohl und sicher unterrichtet:
wie die Veste Belvedere,
lange Zeit von ihm umschloßen,
sehr in Noth sei, weil der Speise
Vorrath allgemach verschwindet,
der Zisternen Boden trocken
wie des Hauses Dach erscheinet,
und nicht Brunnen und nicht Quelle
in der Burg ist; wißend ferner,
wie die Leute Don Ruggieros
schon den Thau vom Grase lecken:
sendet er, dieß mild betrachtend,
Blutvergießen zu ersparen,
wenn ihr ihm die Veste gebet,
durch mich, seinen Herold, Gnade;
bietet euch mit diesem Becher,
angefüllt mit kühlem Weine,
eure Tapferkeit verehrend,
mit den Schätzen, mit den Waffen
freien Abzug aus der Veste.
Doch, wenn ihr davon nicht laßet,
Steine ihm ins Heer zu schleudern
und Geschoße von den Zinnen,
wird sein Zorn Sturmleitern setzen
an die Mauern, und wen Durst noch
leben ließ, wird Stahl erwürgen!
Don Ruggiero, euch ermahnt er,
väterlich nun eurer beiden
jungen Söhne zu gedenken,
die bereits in seiner Macht sind!“
So der Herold. Don Ruggiero,
schauend, wie des Sicilianers
Wort der Seinen Herz getroffen,
wie sie unter sich schon murmeln
von der Festung Uebergabe:
mit den matten Augen späht er
ringsumher am blauen Himmel,
und gewaret eine Wolke
auf Calabriens Gebirgen, —
nimmt den Becher aus des Herolds
Händen. In des Hofes Mitte
ist ein Stein gleich einer Tafel,
auf den setzet Don Ruggiero
hin den Becher, und beginnet
vor den Reihen seiner Krieger
mit vom Durste heisrer Stimme:
„König Karls furchtlose Kämpfer!
auf Calabriens Gebirgen
schau ich eine kleine Wolke:
zwar noch gießt sie keinen Regen,
und sie kann in Luft zerfliegen,
wie schon viele hingeschwunden:
doch mir sagt mein Herz im Busen,
daß sie Gott daher uns sende,
unsern Eid wohl zu bewaren
vor Untreue. Wem dieß anders
scheinet, der geh hin und trinke
aus dem Becher.“

Als Ruggiero

so gesprochen, blickt er um sich;
Todesstille herscht im Hofe,
regungslos stehn seine Helden,
zweifelnd schaun sie nach der Wolke,
doch — zum Becher hin tritt keiner.
Und zum Herold hingewendet,
sagt Ruggiero, kaum vermocht es
seine Zunge noch zu lispeln:
„Wiederbring den vollen Becher
deinem Herren. Meine Krieger
dürsten nicht — und, wenn sie dürsten,
ist es nach dem Ruhm der Treue,
nicht nach König Jakobs Weine!
Was anlanget meine Söhne,
weiß ich sie bei dem Monarchen,
der wohl kennt, wie treue Helden
nichts von ihrem Eid entbinde!"
Und der Herold nimmt den Becher;
hochanstaunend diese Rede
geht er schweigend, und es schließt sich
hinter ihm das Thor der Veste.
Doch bald hallet um die Veste
wildes Stürmen! — Don Ruggieros
Helden, auf der hohen Mauer,
kaum, vor Mattigkeit, vermögen
sie den Bogen noch zu spannen,
und die Winden zu gewältgen,
und die Steine aufzuwälzen
auf der Wurfgeschoße Schleudern:
dennoch sieht man Wunderthaten!
Zweien Stürmen ist gewehret,
schrecklich nahet nun der dritte:
als sie schaun, wie rings der Himmel
sich einhüllt in Regenwolken!
Froh erblickt es Don Ruggiero;
seine Leute zu ermuntern
eilet er von Turm zu Turme.
Freudig sieht er, wie sie ringen,
seinem Heldenwort gehorchend;
doch auf einmal blickt er zürnend:
Warum säumen jene? — denkt er:
dorthin bringen ja der Feinde
größte Scharen! — Als er hinkommt,
schauet er zu seinem Schrecken,
schaut er seine beiden Söhne,
hoch an einen Baum gebunden,
von der Feinde wilder Menge
sich im Sturm entgegentragen:
die Geschoße zu versenden
auf die Kinder ihres Feldherrn,
zögern alle seine Krieger. . . .
Als Ruggiero solches schauet,
steht er eine Weile starrend;
mächtig pocht das Vaterherz ihm
in der Heldenbrust. — Die Feinde
türmen Leitern schon auf Leitern,
reichen sich die Feuerbrände,
drohn die Mauer zu erklimmen! —
Da gebietet Don Ruggiero,
abgewandt sein Vaterauge:
seiner Kinder zu vergeßen,
seines Eides zu gedenken! —
Und von Steinen Hagelwolken
fliegen auf den Sturm der Feinde
Von der Felsen Schmettern sinken
tief hinab der Leitern Türme:
doch zerschmettert sieht Ruggiero
auch den Baum mit seinen Kindern
niedersinken ins Getümmel!
Läßt, entbrannt, noch mehr Verderben
auf den neuen Sturm hinschleudern,
und der Feinde Jauchzen schwindet! —
Nacht umhüllt den ganzen Erdkreiß,
und vom Himmel strömet Regen
schwer herab mit Windes Schlägen,
labt die Krieger auf der Veste:
doch den Feinden ward der Felsen
immer schwerer zu erklimmen.
Auch die Flotte König Jakobs,
halb zerschmettert am Gestade,
kämpfet mit den wilden Wellen,
und er läßt zum Abzug blasen! —
Froh vernahmen dieß Ruggieros
Helden, und, vom Kampfe laßend,
labten sie die müden Glieder
nun mit Ruhe, Trank und Speise.
Doch im Innersten des Hauses
birgt Ruggiero seine Schmerzen:
er begehrt nicht Trank noch Speise!
Wie auch seine Freunde flehen,

läßt sich nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gute vergriffen; und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist Einmal nicht Keinmal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist zehnmal und hundert- und tausendmal. Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gerne B, und alsdann tritt ein anderes Sprichwort ein: „Daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht."

132.

König Jacob vor Belvedere.

(Von August Kopisch.)

„König Jakob von Sicilien,
wohl und sicher unterrichtet:
wie die Veste Belvedere,
lange Zeit von ihm umschloßen,
sehr in Noth sei, weil der Speise
Vorrath allgemach verschwindet,
der Zisternen Boden trocken
wie des Hauses Dach erscheinet,
und nicht Brunnen und nicht Quelle
in der Burg ist; wißend ferner,
wie die Leute Don Ruggieros
schon den Thau vom Grase lecken:
sendet er, dieß mild betrachtend,
Blutvergießen zu ersparen,
wenn ihr ihm die Veste gebet,
durch mich, seinen Herold, Gnade;
bietet euch mit diesem Becher,
angefüllt mit kühlem Weine,
eure Tapferkeit verehrend,
mit den Schätzen, mit den Waffen
freien Abzug aus der Veste.
Doch, wenn ihr davon nicht laßet,
Steine ihm ins Heer zu schleudern
und Geschoße von den Zinnen,
wird sein Zorn Sturmleitern setzen
an die Mauern, und wen Durst noch
leben ließ, wird Stahl erwürgen!
Don Ruggiero, euch ermahnt er,
väterlich nun eurer beiden
jungen Söhne zu gedenken,
die bereits in seiner Macht sind!"
So der Herold. Don Ruggiero,
schauend, wie des Sicilianers
Wort der Seinen Herz getroffen,
wie sie unter sich schon murmeln
von der Festung Uebergabe:
mit den matten Augen späht er
ringsumher am blauen Himmel,
und gewaret eine Wolke
auf Calabriens Gebirgen, —
nimmt den Becher aus des Herolds
Händen. In des Hofes Mitte
ist ein Stein gleich einer Tafel,
auf den setzet Don Ruggiero
hin den Becher, und beginnet
vor den Reihen seiner Krieger
mit vom Durste heisrer Stimme:
„König Karls furchtlose Kämpfer!
auf Calabriens Gebirgen
schau ich eine kleine Wolke:
zwar noch gießt sie keinen Regen,
und sie kann in Luft zerfliegen,
wie schon viele hingeschwunden:
doch mir sagt mein Herz im Busen,
daß sie Gott daher uns sende,
unsern Eid wohl zu bewaren
vor Untreue. Wem dieß anders
scheinet, der geh hin und trinke
aus dem Becher."

Als Ruggiero

so gesprochen, blickt er um sich;
Todesstille herscht im Hofe,
regungslos stehn seine Helden,
zweifelnd schaun sie nach der Wolke,
doch — zum Becher hin tritt keiner.
Und zum Herold hingewendet,
sagt Ruggiero, kaum vermocht es
seine Zunge noch zu lispeln:
„Wiederbring den vollen Becher
deinem Herren. Meine Krieger
dürsten nicht — und, wenn sie dürsten,
ist es nach dem Ruhm der Treue,
nicht nach König Jakobs Weine!
Was anlanget meine Söhne,
weiß ich sie bei dem Monarchen,
der wohl kennt, wie treu Helden
nichts von ihrem Eid entbinde!"
Und der Herold nimmt den Becher;
hochanstaunend diese Rede
geht er schweigend, und es schließt sich
hinter ihm das Thor der Veste.
Doch bald hallet um die Veste
wildes Stürmen! — Don Ruggieros
Helden, auf der hohen Mauer,
kaum, vor Mattigkeit, vermögen
sie den Bogen noch zu spannen,
und die Winden zu gewältgen,
und die Steine aufzuwälzen
auf der Wurfgeschoße Schleudern:
dennoch sieht man Wunderthaten!
Zweien Stürmen ist gewehret,
schrecklich nahet nun der dritte:
als sie schaun, wie rings der Himmel
sich einhüllt in Regenwolken!
Froh erblickt es Don Ruggiero;
seine Leute zu ermuntern
eilet er von Turm zu Turme.
Freudig sieht er, wie sie ringen,
seinem Heldenwort gehorchend;
doch auf einmal blickt er zürnend:
Warum säumen jene? — denkt er:
dorthin bringen ja der Feinde
größte Scharen! — Als er hinkommt,
schauet er zu seinem Schrecken,
schaut er seine beiden Söhne,
hoch an einen Baum gebunden,
von der Feinde wilder Menge
sich im Sturm entgegentragen:
die Geschoße zu versenden
auf die Kinder ihres Feldherrn,
zögern alle seine Krieger. . . .
Als Ruggiero solches schauet,
steht er eine Weile starrend;
mächtig pocht das Vaterherz ihm
in der Heldenbrust. — Die Feinde
türmen Leitern schon auf Leitern,
reichen sich die Feuerbrände,
drohn die Mauer zu erklimmen! —
Da gebietet Don Ruggiero,
abgewandt sein Vaterauge:
seiner Kinder zu vergeßen,
seines Eides zu gedenken! —
Und von Steinen Hagelwolken
fliegen auf den Sturm der Feinde
Von der Felsen Schmettern sinken
tief hinab der Leitern Türme:
doch zerschmettert sieht Ruggiero
auch den Baum mit seinen Kindern
niedersinken ins Getümmel!
Läßt, entbrannt, noch mehr Verderben
auf den neuen Sturm hinschleudern,
und der Feinde Jauchzen schwindet! —
Nacht umhüllt den ganzen Erdkreiß,
und vom Himmel strömet Regen
schwer herab mit Windes Schlägen,
labt die Krieger auf der Veste:
doch den Feinden ward der Felsen
immer schwerer zu erklimmen.
Auch die Flotte König Jakobs,
halb zerschmettert am Gestade,
kämpfet mit den wilden Wellen,
und er läßt zum Abzug blasen! —
Froh vernahmen dieß Ruggieros
Helden, und, vom Kampfe laßend,
labten sie die müden Glieder
nun mit Ruhe, Trank und Speise.
Doch im Innersten des Hauses
birgt Ruggiero seine Schmerzen:
er begehrt nicht Trank noch Speise!
Wie auch seine Freunde flehen,

gramvoll starrt er, bleich und stumm!
Seine Lippe netzt kein Tropfen,
doch die Wangen netzen Thränen,
Thränen um die beiden Söhne!
Und rings um die Veste hallen
des Unwetters grimme Schläge.
Von dem wildverworrnen Schlachtfeld,
als des Himmels Toben nachließ,
brachte man zum König Jakob
beide Knaben Don Ruggieros:
einen todt, der andre lebte!
Diesen sendet er dem Vater
reichbeschenkt, gesund und blühend:
daß er seine Thränen trockne!
Doch den andern läßt er prächtig
und mit Trauerpomp begraben,
wendet dann sich von der Veste,
vor Gaëta hinzusegeln.
Alle loben seine Großmuth;
doch dem König bringt das Lob nur
tiefres Leiden, denn es sagt ihm
eine Stimme tief im Busen:
mit den Waffen soll man streiten,
nicht mit eines Vaters Schmerzen
gegen eines Helden Treue!

133.

Luther auf dem Reichstage zu Worms. 1521.

(Von Philipp Marheineke. Geschichte der teutschen Reformation. Berlin 1816. I. Kap. 9.)

Nunmehr machte sich Luther in Begleitung des Justus Jonas, nachmaligen Probstes zu Wittenberg, des Nicolaus von Amsdorf, Petrus von Schwaven, eines dänischen Edelmannes, und des Hieronymus Schurf, Rechtsgelehrten zu Wittenberg, samt Caspar Sturm, der ihn persönlich zu vergeleiten zum Herolde ernannt war, in Gottes Namen auf den Weg nach Worms. — Zu Eisenach wurde er krank. Er ließ sich daselbst zur Ader, und der Schultheiß der Stadt gab ihm ein edel Waßer zu trinken, worauf er entschlief und am andern Morgen weiter reisete. Wo er in eine Stadt einzog, lief ihm viel Volks entgegen, den kühnen Mann zu sehen, der gegen den Pabst sich legen dürfte. Etliche trösteten ihn auch gar schlecht, indem sie sagten: da so viele Kardinäle und Bischöfe zu Worms wären, würde man ihn allda gewis flugs zu Pulver brennen, wie dem Huß zu Constanz geschehen. Er sagte aber: wenn sie gleich ein Feuer machten, zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel hinan, wolle er doch im Namen des Herrn erscheinen und dem Behemoth in sein Maul zwischen die großen Zähne treten und Christum bekennen und denselbigen walten laßen. Von Frankfurt aus schrieb er an Spalatin, da er inzwischen von dem Anschlag des kaiserlichen Edicts gehört,: „Wir kommen, lieber Spalatine, obschon der Satan mir zum Hindernis vielerlei Unpäßlichkeit in den Weg gelegt hat, denn den ganzen Weg von Eisenach bis hierher bin ich unpaß gewesen und auch noch anjetzo auf eine mir unbekannte Weise. Ich höre auch, daß des Kaisers Caroli Mandat mir zum Schrecken sei herausgegeben worden. Christus aber lebet, derohalben wollen wir hinein in Worms, zu Trotz allen höllischen Pforten und denen, die in der Luft herschen. Ich

habe mir fürgesetzet, den Satan zu schrecken und zu verachten. Macht uns also die Herberge zurecht."

Zu Oppenheim ließ ihn Spalatin ermahnen, er möchte sich nicht so geradezu nach Worms und in solche Gefährlichkeit begeben. Hierauf entbot er demselben: „Und wenn auch so viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, doch wollt ich hinein." Als er dieses wenige Tage vor seinem Ende erzählte, setzte er hinzu: „Denn ich war unerschrocken, furchte mich nichts. Gott kann einen wohl so toll machen; ich weiß nicht, ob ich jetzt auch so freudig wäre."

Am 16. April kam er in Worms an. Vor dem Wagen ritt der kaiserliche Herold in seinem Habit, mit des Adlers Wappen, und sein Knecht. Dem Wagen folgte Justus Jonas mit seinem Famulus. Viele von Adel waren ihm entgegen gefahren, und als er um zehn Uhr morgens in die Stadt fuhr, begleiteten ihn mehr denn zweitausend Menschen bis in sein Quartier, nicht weit vom Schwan, wo Ludwig, Churfürst von der Pfalz, logierte.

Gleich am folgenden Morgen wurde er von dem Reichserbmarschall von Pappenheim citiert, auf Nachmittag in dem Reichsrath zu erscheinen, und dieser Herr holte ihn selbst um vier Uhr ab und gieng nebst dem Herold vor ihm her. Das Gedränge des Volks auf den Straßen war so groß, daß viele, um ihn zu sehen, auf die Dächer stiegen, und man, der Menge auszuweichen, durch einige Häuser und Gärten gieng. Als Luther in den Versammlungssaal treten wollte, klopfte ihm der berühmte Feldherr, Georg Frundsberg, auf die Schulter und sprach: „Münchlein, Münchlein! du gehest jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Obrister auch in der allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewis, so fahre in Gottes Namen fort, und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlaßen." Ulrich von Hutten hatte ihm gleichfalls durch zwei herliche Schreiben aufgerichtet, welche überschrieben sind: „Martin Luthern, dem unüberwindlichen Theologo und Evangelisten, meinem heiligen Freunde." Das erstere hebt also an: „Der Herr erhöre dich am Tage der Noth! Der Name des Gottes Jacob schütze dich! Er sende dir Hilfe vom Heiligtum und stärke dich aus Zion! Er gebe dir, was dein Herze wünschet und bestätige alle deine Anschläge! Er erfülle alle deine Bitten und erhöre dich von seinem heiligen Himmel! Denn was soll ich euch, allerwerthester Luther, ehrwürdigster Vater, zu dieser Zeit anders wünschen? Seid getrost und werdet stark. Ihr sehet, was es mit euch für ein Spiel werde und worauf es ankomme. Von mir könnet ihr alles hoffen: Wenn ihr standhaft bleibet, will ich bis an meinen letzten Odem bei euch halten." — Auch in der Versammlung der

hohen Häupter, Fürsten und Grafen, Freiherrn und Bischöfe, wie auch sonstiger Abgeordneter, verbargen ihm einige ihren Beifall nicht. Nach eines Augenzeugen Bericht waren an Zuhörern im Saal, im Vorzimmer und vor den Fenstern über fünftausend Menschen, welsch und deutsch. Von allen Seiten munterte man Luthern auf, getrost und beherzt zu sein und sich vor denen nicht zu fürchten, die nur den Leib tödten können. Der Herr von Pappenheim (denn Grafen sind die von Pappenheim erst später geworden) erinnerte ihn, da er nun vor Kaiser und Ständen stund, nicht anders zu reden, er werde denn erst gefragt, und also trat Herr Johann von Eck, kurtrierscher Official, hervor und fragte im Namen des Kaisers: ob er diese Bücher, die ihm als da liegend gezeigt wurden, für die seinigen erkenne und ob er, was darinnen enthalten, widerrufen wolle. Hierauf rief D. Schurf, der gleichsam als sein Advokat ihm beigegeben war,: „Man zeige die Bücher mit Namen an!“ Und da nun dieses geschehen war, bejahete Luther zwar die erste Frage, bat sich aber zur Beantwortung der zweiten Bedenkzeit aus, welche der Kaiser ihm auch gewährte. Es war sowohl seiner als der angesehenen Versammlung würdig in hohem Grad, in diesen hohen und heiligen Dingen die höchste Besonnenheit zu zeigen, und was Leichtsinn oder Mangel an Ernst oder gar stürmische Leidenschaft verrathen konnte, von diesem wichtigen Augenblick ganz zu entfernen. Da er nun gleich am andern Tage wieder in den Reichsrath gefordert war, war jedermann um so mehr gespannt und begierig auf die entscheidende Antwort; wiederum wurde er zu dieser Audienz durch den Ehrenhold um vier Uhr abgeholt, mußte aber unter einer großen Menge Volks bis sechs Uhr stehen und warten; es brannten schon alle Fackeln in dem Saal der Reichsversammlung. Nachdem er endlich vorgelaßen wurde, und man ihn hieß reden, sprach er mit deutschen Worten also: „Allergnädigster Kaiser, Gnädigste Churfürsten, Fürsten und Herren! Ich erscheine als der Gehorsame auf dem Termin, so mir gestern Abend angesetzt ist, und bitte durch Gottes Barmherzigkeit, Ew. Majestät und Gnaden wollen diese gerechte und wahrhaftige Sache, wie ich hoffe, gnädigst hören; und so ich aus Unverstand vielleicht einem Jeglichen seinen gebührenden Titel nicht geben, oder mich sonst nicht nach Hofgebrauch in Gebärden erzeigen sollte, mir es gnädigst zu gut halten, als der ich nicht zu Hofe gewest, sondern immer im Kloster gesteckt bin, und von mir anders nicht zeugen kann, denn daß ich in dem, was von mir bishero mit einfältigem Herzen gelehrt und geschrieben worden, allein Gottes Ehre und der Christgläubigen Nutz und Seligkeit, damit dieselben rechtschaffen und rein unterrichtet würden, angesehen und gesucht habe.“ Hierauf machte er einen Unterschied unter seinen Büchern. Einige seien solche, darinnen er vom Glauben und christlichen Werken recht und christlich, nach selbsteigenem Zeugnis seiner Widersacher,

gelehret, die könne er nicht widerrufen. Ja, auch die päbstliche Bulle, sagte er, ob sie wohl geschwind und heftig ist, doch macht sie etliche meiner Bücher unschädlich, wiewohl sie dieselben durch ein ungeheuer widernatürlich Urteil verdammet. In den andern greife er das Pabstum und der Papisten Lehre an, die mit ihrer falschen Lehre und bösem Exempel die Christenheit an Leib und Seele verwüstet hätten. „Denn niemand," sagte er, „kann verneinen und dissimulieren, weil es die Erfahrung zeuget, und alle frommen Herzen darüber klagen, daß durch des Pabstes Gesetz und Menschenlehre der Christgläubigen Gewißen aufs allergräulichste und jämmerlichste verstrickt, beschwert und gemartert sind, auch die Güter, Gründe und Possession, vornehmlich in dieser hochberühmten deutschen Nation, mit unglaublicher Tyrannei erschöpft und verschlungen sind und noch heutigen Tages ohne Aufhören unziemlicherweise verschlungen werden." Auch diese Bücher könne er nicht widerrufen, weil er dadurch ihre Tyrannei und Bosheit stärken würde. „O! welch ein großer Schanddeckel allerlei Schalkheit und Tyrannei, lieber Gott, würde ich alsdann werden!" rief er aus. Die dritte Art seiner Bücher gehe wider einige Privatpersonen, die sich unterstanden, römische Tyrannei zu verteidigen und die gottselige Lehre, so er gelehret, zu fälschen und zu unterdrücken, darinnen er sich auch wohl zuweilen heftiger erwiesen, als es ihm seines Amtes gezieme; dieselbigen könne er aber auch nicht widerrufen, damit er nicht Ursache gebe, forthin allerlei gottlos Wesen zu verteidigen, und neue Greuel und Wüthen anzurichten. „Doch," fuhr er fort, „weil ich ein Mensch bin und nicht Gott, kann ich meinen Büchlein anders nicht helfen, noch sie verteidigen, denn mein Herr und Heiland seiner Lehre gethan hat, welcher, da er, vor dem Hohenpriester Hannas um seine Lehre gefraget, von des Hohenpriesters Knecht einen Backenstreich empfangen hatte, sprach: Hab ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei. Hat nun der Herr, welcher wußte, daß er nicht konnte irren, sich nicht geweigert, Zeugnis wider seine Lehre zu hören, auch von einem geringen, schnöden Knecht, wieviel mehr ich, der Erd und Asche ist, und leichtlich irren kann, soll begehren und warten, ob jemand Zeugnis wider meine Lehre geben wolle. Darum bitt ich durch die Barmherzigkeit Gottes, Ew. Kaiserl. Maj., Chur- und Fürstliche Gnaden, oder wer es thun kann, er sei hohes oder niedriges Standes, wolle Zeugnis geben, mich mit prophetischen und apostolischen Schriften überweisen, daß ich geirret habe; so ich des überzeuget werde, will ich ganz willig und bereit sein, allen Irrtum zu widerrufen, und der erste sein, der meine Büchlein ins Feuer werfen will. Aus diesem, halt ich, erscheine klärlich und öffentlich, daß ich genugsam bedacht und erwogen habe die Noth und Gefahr, das Wesen und die Zwietracht, so durch Verursachung meiner Lehre soll erwecket sein, davon ich gestern hart und stark bin erinnert worden."

Dieſes und noch mehr anderes ſprach Luther deutſch, aber man wußte, der Kaiſer verſtund beßer ſpaniſch, als deutſch, mochte auch die deutſche Sprache nicht leiden; „alſo (erzählet Luther ſelbſt in einer Relation) dieweil ich ſo redete, begehrten ſie von mir, ich ſollte es noch einmal wiederholen mit lateiniſchen Worten; aber ich ſchwitzte ſehr und war mir, des Getümmels halben und weil ich gar unter den Fürſten ſtund, ſehr heiß. Doch ſagte Herr Friedrich von Thunau: Könnet ihr es nicht thun, ſo iſts genug, Herr Doctor. Aber ich wiederholete alle meine Worte lateiniſch; das gefiel Herzog Friedrich, dem Churfürſten, überaus wohl.“

Dieſes alles that Luther aufs allerunterthänigſte und demüthigſte, ſchrie dabei auch nicht ſehr, noch heftig, ſondern redete fein ſittig, züchtig und überaus beſcheiden, doch mit großer Freudigkeit und Beſtändigkeit. Weil aber nun der Trierſche Official ſtrafend einfiel und eine runde, richtige Antwort verlangte, ob er widerrufen wolle oder nicht, ſo ſagte Luther: „Weil denn Kaiſerl. Maj., Chur- und Fürſtliche Gnaden eine ſchlechte, einfältige, richtige Antwort begehren, ſo will ich die geben, ſo weder Hörner noch Zähne haben ſoll, nämlich alſo: Es ſei denn, daß ich mit Zeugniſſen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Urſachen überwunden und überwieſen werde (denn ich glaube weder dem Pabſt, noch den Concilien alleine nicht, weil es am Tage und offenbar iſt, daß ſie oft geirrt haben und ihnen ſelbſt widerſprechend geweſen ſind), und ich alſo mit den Sprüchen, ſo von mir angezogen und angeführt ſind, überzeuget und mein Gewißen in Gottes Wort gefangen iſt, ſo kann und will ich nichts widerrufen, weil weder ſicher noch gerathen iſt, etwas wider das Gewißen zu thun. Hie ſteh ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“

134.

Eine feſte Burg iſt unſer Gott.

(Von Martin Luther, nach Pſalm 46.)

EIn feſte burg iſt vnſer Gott,
ein gute wer vnd waffen.
Er hilft vns frei aus aller not,
die vns itzt hat betroffen.
Der alt böſe feind,
mit ernſt ers itzt meint,
groß macht vnd vil liſt
ſein grauſam rüſtung iſt,
auf erd iſt nicht ſeins gleichen.

Mit vnſer macht iſt nichts getan,
wir ſind gar bald verloren:
Es ſtreit für vns der rechte man,
den Gott hat ſelbs erkoren.
Fragſtu, wer der iſt?
er heißt Jheſus Chriſt,
der Herr Zebaoth,
vnd iſt kein ander Gott,
das feld muß er behalten.

Vnd wenn die welt voll teufel wer
vnd wollt vns gar verſchlingen,
So fürchten wir vns nicht ſo ſer,
es ſoll vns doch gelingen.

Der fürſt diſer welt,
wie ſaur er ſich ſtelt,
tut er vns doch nicht,
das macht, er iſt gericht,
ein wörtlein kan jn fellen.

Das wort ſie ſollen laßen ſtan
vnd kein dank dazu haben.

Er iſt bei vns wol auf dem plan
mit ſeinem geiſt vnd gaben.
Nemen ſie den leib,
gut, er, kind und weib:
laß faren dahin,
ſie habens kein gewin,
das reich muß vns doch bleiben.

135.

Erkenntnis Anderer.

(Aus dem Roſenthal von Samuel v. Butſchky.)

GOtt und ſich ſelbſt kennen bleibet allezeit die höchſte Wißenſchaft, wozu der Menſch gelangt, wenn er ſeinen Wandel, ſeine Sitten, ſein Thun und Laßen ſpiegelt in dem unbetrüglichen Spiegel unſerer Schuldigkeit, nämlich in dem geoffenbareten göttlichen Willen. Zu dem vollkommenen Selbſterkenntnis aber befördert uns gleichwohl auch nicht wenig das Erkenntnis anderer Menſchen, wie nämlich dieſelben in ihren Bräuchen, ihrer Gewohnheit und Weiſe geſittet ſind. Hieran lernen wir entweder, was uns mangelt, und werden durch ihr Exempel zur Ergänzung unſerer Fehler aufgemuntert, oder im Fall unſere eigenen Gewohnheiten den Preis behalten, werden wir durch ſolchen Gegenſatz in denſelben deſto mehr bekräftiget.

Welcher unter uns, im Fall er nicht aller wohlanſtändigen Ehrbarkeit einen Scheidebrief gegeben, wird die lobwürdigen Gebräuche der Alten anders empfinden, denn als lauter Stacheln und Fackeln, die ihm ſein Herze zu einem rühmlichen Nacheifer reizen und anbrennen? Welches Chriſten Gewißen muß nicht roth werden, dafern es nur nicht alle Tugendfarbe ſchon verloren und alle Scham in ihm erblichen iſt, wann es vor den Spiegel eines ehrbaren Heidentums tritt, und in demſelben ſo manches kluge und ruhmerwerbliche Verfahren erblickt, das von beßerer und geſunderer Vernunft iſt, als das, ſo er bisher in einem und anderm Stücke gebraucht?

Nimm weg alle Kundſchaft fremder Sitten: die Sittſamkeit ſelbſt wird gewislich bei uns nicht gar lange eine Landſaßin bleiben.

Gegeneifer nähret die Glut der Geſchicklichkeit, und ein Nebenläufer friſchet dir den Fuß an, daß er im Wettlaufe nicht ermüde.

Ob einer hinter oder vor mir ſei, kann mich beides treiben, daß ich nicht der letzte werde. Der Schütze, welcher niemals einen andern hat ſehen anſchlagen, kann ſelber ſchwerlich in das Schwarze treffen.

In einem Wort: Was uns fehlet, das ſehen wir nicht allein an uns, ſondern auch an Andern.

136.

Gutes Ziel.

(Von Martin Opitz.)

Wer Gott das Herze gibet,
so nie sich von ihm trennt,
Und eine Seele liebet,
die keine Falschheit kennt,
Der mag ohn Sorgen wachen,
mag schlafen wie er will,
Weil seine rechten Sachen
gehn auf ein gutes Ziel.

Laß böse Zungen sprechen
was ihnen nur gefällt,
Laß Neid und Eifer stechen,
laß toben alle Welt,
So wird er dennoch machen
was sein Gemüthe will,
Weil seine rechten Sachen
gehn auf ein gutes Ziel.

Ich lege Neid und Haßen
beständig unter mich,
Und stelle Thun und Laßen,
o Gott, allein auf dich.
Du wirst es alles machen,
thun, was mein Herze will,
Weil seine rechten Sachen
gehn auf ein gutes Ziel.

137.

Die drei Bergleute im Kuttenberg.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

In Böhmen ligt der Kuttenberg, darin arbeiteten drei Bergleute lange Jahre, und verdienten damit für Frau und Kind das Brot ehrlich. Wann sie Morgens in den Berg giengen, so nahmen sie dreierlei mit: erstens ihr Gebetbuch, zweitens ihr Licht, aber nur auf einen Tag mit Oehl versehen, drittens ihr Bißchen Brot, das reichte auch nur auf einen Tag. Ehe sie die Arbeit anhuben, thaten sie ihr Gebet zu Gott, daß er sie in dem Berge bewaren möchte, und darnach fiengen sie getrost und fleißig an zu arbeiten. Es trug sich zu, als sie einen Tag gearbeitet hatten und es bald Abend war, daß der Berg vornen einfiel und der Eingang verschüttet wurde. Da meinten sie begraben zu sein und sprachen: „Ach Gott! wir armen Bergleute, wir müßen nun Hungers sterben! wir haben nur einen Tag Brot zu eßen, und einen Tag Oehl auf dem Licht!“ Nun befahlen sie sich Gott und dachten bald zu sterben, doch wollten sie nicht müßig sein, so lange sie noch Kräfte hätten, arbeiteten fort und fort und beteten. Also geschah es, daß ihr Licht sieben Jahre brannte und ihr kleines Bißchen Brot, von dem sie tagtäglich aßen, ward auch nicht all, sondern blieb eben so groß, und sie meinten, die sieben Jahre wären nur ein Tag. Doch da sie nicht ihr Haar schneiden und den Bart abnehmen konnten, waren diese ellenlang gewachsen. Die Weiber hielten unterdessen ihre Männer für todt, meinten, sie würden sie nimmer wiedersehen, und dachten daran, andere zu heiraten.

Nun geschah es, daß einer von den dreien unter der Erde, so recht aus

Herzensgrund, wünschte: „Ach, könnte ich noch einmal das Tageslicht sehen, so wollt ich gerne sterben!“ Der zweite sprach: „Ach, könnt ich noch einmal daheim mit meiner Frau zu Tische sitzen und eßen, so wollt ich gerne sterben!“ Da sprach auch der dritte: „Ach, könnt ich nur noch ein Jahr friedlich und vergnügt mit meiner Frau leben, so wollt ich gerne sterben!“ Wie sie das gesprochen hatten, so krachte der Berg gewaltig und übermächtig, und sprang von einander: da gieng der erste hin zu dem Ritz und schaute hinauf und sah den blauen Himmel, und wie er sich am Tageslicht gefreut, sank er augenblicklich todt nieder. Der Berg aber that sich immer mehr von einander, also daß der Riß größer ward; da arbeiteten die beiden andern fort, hackten sich Treppen, krochen hinauf und kamen endlich heraus. Sie giengen nun fort in ihr Dorf und ihre Häuser, und suchten ihre Weiber, aber die wollten sie nicht mehr kennen. Sie sprachen: „Habt ihr denn keine Männer gehabt?“ „Ja,“ antworteten jene, „aber die sind schon sieben Jahre todt, und liegen im Kuttenberg begraben!“ Der zweite sprach zu seiner Frau: „Ich bin dein Mann!“ aber sie wollte es nicht glauben, weil er den ellenlangen Bart hatte und ganz unkenntlich war. Da sagte er: „Hol mir das Bartmeßer, das oben in dem Wandschrank liegen wird, und ein Stückchen Seife dazu.“ Nun nahm er sich den Bart ab, kämmte und wusch sich, und als er fertig war, sah sie, daß es ihr Mann war. Sie freute sich herzlich, holte Eßen und Trinken, so gut sie es hatte, deckte den Tisch, und sie setzten sich zusammen hin und aßen vergnügt mit einander. Wie aber der Mann satt war und eben den letzten Bißen Brot gegeßen hatte, da fiel er um und war todt. Der dritte Bergmann wohnte ein ganzes Jahr in Stille und Frieden mit seiner Frau zusammen; als es herum war, zu derselben Stunde aber, wo er aus dem Berg gekommen war, fiel er und seine Frau mit ihm todt hin. Also hat Gott ihre Wünsche ihrer Frömmigkeit wegen erfüllt.

138.

Die wiedergefundenen Söhne.

(Von Herder.)

Was die Schickung schickt, ertrage,
wer ausharret, wird gekrönt.
Reichlich weiß sie zu vergelten,
herlich lohnt sie stillen Sinn.
Tapfer ist der Löwensieger,
tapfer ist der Weltbezwinger,
tapfrer, wer sich selbst bezwang. —

Placidus, ein edler Feldherr,
reich an Tugend und Verdienst,
Beistand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.
Wie er einst den Feind bezwungen,
wie er einst das Reich gerettet,
rettet' er, wer zu ihm floh.

Aber ihn verfolgt' das Schicksal,
Armut und der Böfen Neid.
„Laß dem Neid uns und der Armut
still entgehn!“ sprach Placidus.

„Auf! laßt uns dem Fleiße dienen!“
ſprach ſein Weib, „und gute Knaben,
tapfre Knaben, folget uns!“

Alſo giengen ſie; im Walde
traf ſie eine Räuberſchaar,
Trennen Vater, Mutter, Kinder;
lange ſucht der Held ſie auf.
Placidus, rief eine Stimme
ihm im hochbeherzten Buſen:
dulde dich, du findeſt ſie!

Und er kam vor eine Hütte:
„Kehre, Wandrer, bei mir ein!“
Sprach der Landmann, „du biſt traurig:
auf! und faße neuen Muth!
Wen das Schickſal drückt, den liebt es,
wems entzieht, dem wills vergelten,
wer die Zeit erharret, ſiegt.“

Und er ward des Mannes Gärtner,
dient' ihm unerkannt und treu,
Pflegend tief in ſeinem Herzen
eine bittre Frucht, Geduld.
Placidus, rief eine Stimme
ihm im tiefbedrängten Buſen,
dulde dich, du findeſt ſie!

So verſtrichen Jahr' auf Jahre,
bis ein wilder Krieg entſprang.
„Wo iſt Placidus, mein Feldherr?“
ſprach der Kaiſer — „ſuchet ihn!“
Und man ſucht' ihn nicht vergebens:
denn die Prüfzeit war vorüber,
und des Schickſals Stunde ſchlug.

Zween ſeiner alten Diener
kamen vor der Hütte Thür,
Sahn den Gärtner und erkannten
an der Narb ihn im Geſicht;
An der Narbe, die dem Feldherrn,
ſtatt der Schätze, ſtatt der Lorbeern,
einzig blieb als Ehrenmal.

Alſobald ward er gerufen;
es erjauchzt das ganze Heer.
Vor ihm gieng der Feinde Schrecken,
ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
Stillen Sinns nahm er den Palmzweig,
gab die Lorbeern ſeinen Treuen,
ſeinen Tapferſten im Heer.

Als nach ausgefochtnem Kriege
jetzt der Siegestanz begann,
Drängt mit zween ſeiner Helden
eine Mutter ſich hervor:
„Vater, nimm hier deine Kinder!
Feldherr, ſie hier deine Söhne!
mich, dein Weib, Eugenia!

Wie die Löwin ihre Jungen
jagt' ich ſie den Räubern ab;
Nachbarlich in dieſer Hütte —
komm und ſchau! — erzog ich ſie.
Glaubte dich uns längſt verloren,
meine Söhne, mir ſtatt deiner,
deiner werth erzog ich ſie!

Als die Poſt erſcholl vom Kriege,
rufend deinen Namen aus, —
Auferweckt vom Todtentraume
rüſtet' ich die Jünglinge:
Zieht, verdienet euren Vater!
ſtreitet unerkannt, und werdet,
werdet eures Vaters werth.

Und ich ſeh, ſie tragen Kränze,
Ehrenkränze dir zum Ruhm,
Die du, unerkannt, den Söhnen
nicht als Söhnen zuerkannt.
Vater, nimm jetzt deine Kinder!
Feldherr, ſieh hier deine Söhne,
und dein Weib, Eugenia!“ —

Was die Schickung ſchickt, ertrage,
wer ausharret, wird gekrönt!
Placidus, der ſtillgeſinnte,
lebet noch in Hymnen jetzt;
Chriſtlich wandt er ſeinen Namen:
ſeinen Namen nennt die Kirche
preiſend Sanct Euſtachius.

139.

Das Gewißen.

(Die Geſchichte der Seele, von G. H. Schubert. 1830. Seite 517.)

Das Gewißen iſt ein gemeinſames Gefühl des unwandelbar guten, göttlichen Willens und des eigenen, ſo oft abirrenden Menſchenwillens. So nothwendig wie mein Geiſt das, was er erfahren und ſich vorſtellet, in den Worten ſeiner Menſchenſprache bedenkt, ſo nothwendig ſpricht mein Gemüth über ſein vormals und eben jetzt vollführtes Handeln in den Worten einer Sprache, welche nicht die gewöhnliche des Menſchen, ſondern die eines göttlichen Geſetzes iſt. Die That, welche, ehe ich ſie geübt, der begehrenden Seele ſo wenig bedenklich, ſo menſchlich, ſo lieblich erſchienen, wollte ſich die Seele auch nachmals, als der lang gehegte Wunſch zur Erfüllung gekommen, unter der erſten, harmloſen Geſtalt darſtellen. Da erſchreckte mich eine Stimme aus dem Innern, wie die Stimme eines Donners vom Berge, und aus dem Donner zuckten Blitze, welche mein Handeln, ſei dieſes dem eignen oder fremden Menſchenurteil auch noch ſo harmlos erſchienen, mit einem Lichte beleuchteten, das mich erkennen laßen, was mein Thun in Gottes Augen geweſen. Thräne des tiefſten Schmerzens, den meine Seele kennt, Thräne, nur zu oft vom Leichtſinn ſchnell getrocknet, dich hat mir nicht Furcht vor Menſchenſtrafe, nicht Furcht vor Menſchenaugen und Menſchenurteil, oder ein dem Herzen des Kindes eingeprägter Wahn ausgepreſſt, ſondern, ſo wahr ein Gott iſt, mächtiger als ich bin, es war ein Schrecken von Gott, es waren Schauder einer Ewigkeit, die ſich in das bebende Herz ergoßen, als ich gethan, was kein Menſch, ſondern was nur das Geſetz in meinem Innern mir verboten. Du Spiegel von Erz, in welchem mein Weſen ſich ſelber ſiehet, wie es in Gottes Lichte iſt, obwohl es ſo oft wieder dahin gehet und vergißet, wie es geſtaltet war, Spiegel von unwandelbarem Erz! wie oft hat die Luſt, wenn ſie vom Geſetz gereizet war, deinen Stral zu verdecken geſucht. Aber es iſt die Kraft eines verzehrenden Feuers in dieſen Stralen; die Hülle, ſo künſtlich ſie auch die lüſterne Seele gewebt, verſtob alsbald in Aſche.

140.

Morgengebet.

(Von Joſeph Freiherrn von Eichendorff.)

O Wunderſames, tiefes Schweigen!
wie einſam iſts noch auf der Welt!
Die Wälder nur ſich leiſe neigen,
als gieng' der Herr durchs ſtille Feld.

Ich fühl mich recht wie neu geſchaffen;
wo iſt die Sorge nun und Noth?
Was mich noch geſtern wollt erſchlaffen,
ich ſchäm mich des im Morgenroth.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
will ich, ein Pilger, frohbereit
Betreten nur wie eine Brücke
zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.

Sprichwörter.

141.

Geld macht nicht reich,
es sei denn reich das Herz zugleich.

Kein Unglück ist so groß,
es hat ein Glück im Schoß.

Gedulden, Schweigen, Lachen,
hilft oft in schlimmen Sachen.

Mit Vielem hält man Haus,
mit Wenigem kommt man aus.

Einem geschenkten Gaul
sieht man nicht ins Maul.

Was sich soll klären,
das muß erst gären.

Fischefangen und Vogelstellen
verderben manchen Junggesellen.

Pillen mußt du verschlucken,
nicht im Maul zerdrucken.

Narrenhände
beschmieren Tisch und Wände.

Gewarnter Mann
gegen zwei sich wehren kann.

Er ist so krank als ein Huhn:
mag gern essen und nichts thun.

Früh auf und spät nieder,
bringt verlornes Gut wieder.

142.

Was dem einen recht ist, ist dem andern billig.
Paß viele unrecht gehen, macht den Weg nicht recht.
Keinem Zuschauer war je eine Arbeit zu schwer.
Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist.
Wenns nicht geht, wie man will, muß mans thun, wie man kann.
Es verdirbt viel Witz in eines armen Mannes Beutel.
Man muß das Pferd und nicht den Reiter zäumen.
Stärke wohnt nicht im Gebein, sondern im Gemüth.
Wenn dem Esel zu wohl ist, so geht er aufs Eis und bricht die Beine.
Ein tröstliches Wort ist des Gemüthes Speise.
Wer ins Feuer bläst, dem fliegen die Funken ins Auge.
Der Raupen wegen muß man den Baum nicht umhauen.

143.

Allzuviel ist ungesund.
Ehrlich währt am längsten.
Wo nichts ist, kommt nichts her.
Dem Blinden taugt kein Spiel.
Erhalten ist beßer als erwerben.
Wer nie ausgeht, kommt nie heim.

Was nicht ist, kann noch werden.
Aller Anfang ist schwer.
Noth lehrt beten.
Das Werk lobt den Meister.
Wer schlecht hört, reimt leicht.
In viel Worten ist viel Sünde.

144.

Wo nichts ist, kommt nichts hin. Was nicht ist, das kann werden.

(Von J. P. Hebel.)

Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Muth, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hineinregnete. Er sagte immer: „Wo nichts ist, kommt nichts hin.“ Und so war es auch. Er blieb sein Leben lang der arme Bruder Wonichtsist, weil es ihm nie der Mühe werth war, mit einem kleinen Ersparnis den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größern Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: „Was nicht ist, das kann werden.“ Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlaßenschaft der Eltern zu Teil worden war, zu Rath, und vermehrte es nach und nach durch eigenes Ersparnis, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich gieng es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: „Was nicht ist, kann werden,“ gab ihm immer Muth und Hoffnung. Mit der Zeit gieng es beßer. Er wurde durch unverdroßenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsist, der selber nichts zu beißen und zu nagen hat.

145.

Räthsel.

(Von J. P. Hebel.)

In eine lichte Rotunde schaut
hinauf mein staunender Blick;
doch Menschen haben es nicht erbaut,
dieß künstliche Meisterstück.
Seine Säulen sind nicht von Marmor, von Holz,
von keinem Metall; doch schwebet es stolz
in freier Weite, trotzt furchtbarn Gewalten,
sich selber vermögend im Sturme zu halten.
Wer mißt seine Balken, wer zählet die Menge
der luftigen Hallen, der schwebenden Gänge?
In der Mitte die waltende Herscherin wohnt,
in stralender Mitte die Herscherin thront.
Nun melde mir Kunde:
wie heißt die Rotunde?

Sie ist nicht des Himmels lasurner Bogen,
der sich spiegelt und bricht in den Meereswogen:
eine Mördergrube meine Rotunde ist,
den Pilgrim zu ihr die Herscherin frißt.

146.

Das Spinnlein.

(Von J. P. Hebel. Allemannische Gedichte, Aarau 1820. Seite 214.)

Lueg, lueget doch das spinnli a,
wies zarti fäde zwirne cha!
Was gvatter, meinsch? chaschs au ne so?
de wirsch mers, trani, blibe lo!
Es machts so subtil und so nett,
i wott nit, aßi 's z'hasple hätt.

Wo hets di fini riste gno,
bi wellem meister hechle lo?
Meinsch, wemmes wüßt, wol mengi frau,
si wär so gscheit, und holti au!
Jez lueg mer, wies sie füßli setzt,
und d'ermel streift und d'finger netzt.

Es zieht e lange faden us,
es spinnt e bruck ans nochbers hus,
Es baut e landstroß in der luft,
morn hangt se scho voll morgebuft,
Es baut e fueßweg nebe dra,
's isch, aß es ène bure cha.

Es spinnt und wandlet uf und ab,
potz tausig, im gallop und trap!
Jez gots ringsum, was hesch, was gisch!
sihsch, wie ne ringli worden isch!
Jez schießt es zarte fäden i:
wirds öbbe solle gwobe si?

Es ist verstunt, es haltet still,
es weiß nit recht, wos ane will,
'S got weger z'ruck, i sihs em a:
's mueß näumis rechts vergeße ha.
Zwor denkt es, sel pressiert io nit,
i halt mi nummen uf bermit.

Es spinnt und webt, und het kei rast,
so glichlig, me verluegt si fast;
Und 's pfarers Christoph het no gseit,
's seig jede fade zeme gleit:
Es mueß ein guti augi ha,
wers zelen und erchenne cha.

Jez putzt es sine händli ab,
es stot und haut der faden ab,
Jez sitzt es in si summerhus
und luegt die lange stroßen us;
Es seit: „Me baut si halber z'tod,
doch freuts ein au, wenns hüsli stot."

In freie lüfte wogt und schwankts
und an der liebe sunne hangts;
Si schint em frei dur d'beinli dur,
und 's isch em wol; in feld und flur
Siht's mückli tanze jung und feiß,
's denkt bi nem selber: „Hätt' i eis!"

O tierli, wie hesch mi verzückt!
wie bisch so chlei und doch so gschickt!
Wer het di au di sache glert?
denk wol der, wonis alli närt,
Mit milde händen alle git:
bis z'friden! er vergißt di nit!

Po chunt e fliege, nei wie dumm!
sie rennt em schier gar 's hüsli um!
Sie schreit und winslet weh und ach!
du arme chetzer, hesch di sach!
Hesch keini auge bi der gha?
was gön di üsi sachen a?

Lueg! 's spinnli merkts enanderno,
es zuckt und springt und het si scho.
Es denkt: „I ha vil arbet gha,
iez mueßi au ne brotis ha!"
I sags io, der wo alle git,
wenns zit isch, er vergißt ein nit.

147.

Der Iltis.

(Von H. O. Lenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. I. S. 106 ff.)

Der Iltis oder Ratz hat eine hellgelbe Grundwolle, das längere Haar aber ist dunkelbraun; Mund und Ohrenrand weiß; Unterhals, Brust, Beine und Schwanz fast schwarz. Die Länge des Körpers bis zum Schwanze beträgt sechszehn bis zwanzig Zoll, die des Schwanzes sieben bis acht Zoll. Unter dem Schwanze befinden sich zwei Drüsen, aus denen sich, wenn er in Noth ist, ein starker Gestank verbreitet.

Der Iltis ist im gemäßigten Europa gemein. Während der milden Jahreszeit hält er sich in Klüften, Holzhaufen, Hamster- und Rattenlöchern, unter hohlen Ufern, in Kaninchenbauen u. s. w. auf; im Winter zieht er in Scheuern und Ställe. Im Klettern und Springen ist er lange nicht so geschickt, wie der Marder. Kann er Tauben und Hühner erbeuten, so ist er sehr froh, packt ein Stück und schleppt es eilig in seinen Schlupfwinkel. Eier trägt er in den Zähnen weg und säuft sie dann in Ruhe aus. Er frißt überhaupt Vögel und Säugethiere aller Art, wenn er sie nur überwältigen kann, vorzüglich aber Mäuse, Ratten, Hamster. Die Löcher der letztern bewohnt er ganz besonders gern. Es gibt einen furchtbaren Kampf, wann der Iltis an einen recht großen Hamster geräth, aber der letztere muß sterben. Frösche frißt er auch sehr gern, eben so Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern, Kreuzottern. Der giftige Biß der letztern schadet ihm nicht; er frißt sie samt den Giftdrüsen und Giftzähnen. In der Regel schläft der Iltis den ganzen Tag und treibt sich in der Nacht herum. Hat man einen gefangen und eingesperrt, so fährt er übrigens auch am Tage, wenn man ihn neckt, zischend und laut kneffend auf einen los und beißt gewaltig. Daß man ihn durch Wetzen eiserner Instrumente zur Wuth reizen könnte, kann ich nicht bestätigen; ich habe mehr als zwanzig lebende Iltise gehabt, und viel gewetzt, aber immer vergeblich.

Höchst lustig war es, wenn ich einen Iltis in den Stall meines Fuchses brachte. Der Fuchs, welcher nach dem Fleische des Iltis gar nicht leckert, und es, wenn jener todt ist, nicht einmal freßen mag, kann doch gegen den Lebenden seine Tücke nicht laßen. Er schleicht heran, ligt lauernd auf dem Bauche; plötzlich springt er zu, wirft den Ratz über den Haufen, und ist schon weit entfernt, wenn jener sich wieder erhebt und mürrisch die Zähne wetzt. Jetzt kommt er wieder; der Ratz springt ihm laut kneffend mit weitem Sprunge entgegen; der Fuchs weicht aus und versetzt ihm in dem Augenblicke, wo er vom Sprunge zu Boden fällt, einen Biß in den Rücken, hat aber schon wieder losgelaßen, ehe jener sich rächen kann. Nun streicht er

von fern im Kreiße um den Ratz, der sich immer nach ihm hindrehen muß; endlich schlüpft er an ihm vorbei, und hält dann den Schwanz nach ihm hin: der Ratz gedenkt dem Schwanze mit grimmigem Zahn eins zu versetzen; aber er irrt sich, denn der Fuchs hat ihn schon eiligst weggezogen und jener beißt in die Luft. Jetzt thut der Fuchs, als ob er ihn gar nicht mehr beachte. Der Ratz wird ruhig, schnuppert umher und beginnt an einem alten Knochen oder einem Kaninchenschenkel zu nagen. Das ist dem bösen Feind ganz recht. Auf dem Bauche liegend kommt er näher; seine Augen funkeln; List, Spott und Bosheit spiegeln sich zugleich in seinen Mienen, die Ohren sind gespitzt, die Zähne bloß, der Schwanz in sanft wedelnder Bewegung. Plötzlich springt er zu, packt den schmausenden Ratz beim Kragen, schüttelt ihn tüchtig, läßt ihn fallen und verschwindet. Das ist dem Ratz nicht recht; er wühlt sich, um nicht länger geschabernackt zu werden, unter das Stroh und sucht nach unten einen Ausweg. Vergebens. Der Fuchs ist wieder da, schnuppert auf dem Stroh, betastet es leise mit den Füßen, beißt plötzlich durch und fährt dann schnell zurück. Ergriff ich nun den Iltis beim Schwanze und hielt ihn dem Fuchse vors Gesicht, da hielt der Schlaukopf nicht Stand, sondern floh aus einer Ecke in die andere.

Wie zäh das Leben des Iltis ist, kann man kaum begreifen. Denkt man auch zehnmal, man hätte einen am Beine in der Falle hängenden todtgeschlagen, so wacht er doch immer wieder auf. Bei einer Jagd im Stalle stieß ich ein stumpfes Stoßeisen, das an einem über einen Zoll im Durchmeßer haltenden Holzstiele saß, so stark auf einen Iltis, daß das Holz in Stücke flog; das Thier aber lief doch noch lustig von dannen. Einem andern schoß ich einen mit langer Stahlspitze versehenen Pfeil mitten durch die Brust, so daß er am Boden fest genagelt war, dann einen mitten durchs Gehirn, so daß auch der Kopf angenagelt war. Ich zog nun den Pfeil aus der Brust, dann wollte ich auch den aus dem Kopfe ziehen, aber die Stahlspitze stak so fest im Knochen, daß sie nicht herausgieng. Als der Iltis wieder vom Boden los war, begann er, trotz der noch im Kopfe steckenden Stahlspitze, wieder tüchtig zu fauchen.

148.

Herr Baron von Münchhausen erzählt einige seine Geschichten.

(Ausgabe 1840. Seite 23 ff.)

Mir schoß auf der Jagd einmal unversehens ein fürchterlicher Wolf so nahe auf den Leib, daß mir nichts weiter übrig blieb, als ihm, dem mechanischen Instinkt zufolge, meine Faust in den offenen Rachen zu stoßen. Gerade meiner Sicherheit wegen stieß ich immer weiter und weiter, und

brachte meinen Arm beinahe bis an die Schulter hinein. Was war aber nun zu thun? — Ich kann eben nicht sagen, daß mir diese unbehilfliche Situation sonderlich anstund. — Man denke nur, Stirn gegen Stirn mit einem Wolfe! — Wir äugelten uns eben nicht gar lieblich an. Hätte ich meinen Arm zurückgezogen, so wäre mir die Bestie nur desto wüthender zu Leibe gesprungen; so viel ließ sich klar und deutlich an seinen flammenden Augen heraus buchstabieren. Kurz, ich packte ihn beim Eingeweide, kehrte sein Aeußeres zu innerst, wie einen Handschuh, um, schleuderte ihn zu Boden und ließ ihn da liegen.

Dieß Stückchen hätte ich nun wieder nicht an einem tollen Hunde versuchen mögen, welcher bald darauf in einem engen Gäßchen in St. Petersburg gegen mich anlief. Lauf, was du kannst, dacht ich. Um desto beßer fortzukommen, warf ich meinen Ueberrock ab, und rettete mich geschwind ins Haus. Den Rock ließ ich hernach durch meinen Bedienten hereinholen, und zu den andern Kleidern in die Garderobe hängen. Tags darauf gerieth ich in ein gewaltiges Schrecken durch meines Johannes Geschrei. „Herr Gott, Herr Baron, Ihr Ueberrock ist toll!“ Ich sprang hurtig zu ihm hinauf, und fand alle meine Kleider umhergezerret und in Stücken zerrißen. Der Kerl hatte es auf ein Haar getroffen, daß der Ueberrock toll sei. Ich kam gerade noch selbst dazu, wie er über ein schönes neues Gallakleid herfiel, und es auf eine gar unbarmherzige Weise zerschüttelte und umherzauste.

149.

Sprüche.

(Von A. F. E. Langbein. Sämtliche Gedichte, 1838. IV. Seite 411 ff.)

Gib gern den Armen, und freundlich und still,
so bist du ein Geber, wie Gott ihn will.

Würdge das Glück keiner Bitte,
laß es vorüber gehn:
Auch aus der kleinsten Hütte
kannst du gen Himmel sehn.

Vor seiner Thür mag jeder fegen,
so ist es reinlich allerwegen.

Wie viel ihr auch die Sprache schraubt und dreht,
das beste Deutsch ist, das von Herzen geht.

Was lauft, als ob es fliege?
die Lüge.
Doch möchte sie auch noch schneller sein,
ihr folgt die Wahrheit und holt sie ein.

Fast einem guten Manne gleicht
ein Narr, der schweigt.

150.

Märznacht.

(Von Ludwig Uhland.)

Horch, wie brauset der Sturm und der schwellende Strom durch die Nacht hin!
Schaurig süßes Gefühl! Lieblicher Frühling, du nahst!

151.

Das Lied vom braven Manne.

(Von G. A. Bürger. Im Juni 1776.)

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths sich rühmen kann,
den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
zu singen und preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
und schnob durch Welschland, trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
wie wann der Wolf die Herde scheucht,
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst,
auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
der Sturz von tausend Waßern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her;
und mitten stand ein Häuschen drauf. [Kind.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und
O Zöllner! o Zöllner! entfleuch geschwind!

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
laut heulten Sturm und Wog ums Haus.
Der Zöllner sprang ins Dach hinan,
und blickt' in den Tumult hinaus:
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!
Verloren! verloren! Wer rettet mich?"

Die Schollen rollten Schuß auf Schuß,
von beiden Ufern, hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
die Pfeiler samt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
er heulte noch lauter als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
von beiden Ufern, hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert, schoß
ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich.
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!"

Hoch auf dem fernen Ufer stand
ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und jeder schrie und rang die Hand,
doch mochte niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan, so nenn ihn! nenn ihn dann!
wann nennst du ihn, o braver Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich:
o braver Mann, braver Mann, zeige dich!

Rasch galoppiert' ein Graf hervor,
auf hohem Roß, ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
ein Beutel war es, voll und straff.
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
dem, welcher die Rettung der Armen wagt."

Wer ist der Brave? Ists der Graf?
sag an, mein braver Sang, sag an!
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav;
doch weiß ich einen bravern Mann. [dich!
O braver Mann, braver Mann, zeige
schon naht das Verderben sich fürchterlich.

Und immer höher schwoll die Flut;
und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth.
O Retter, Retter! komm geschwind! [brach;
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und
laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! halloh! Frisch auf gewagt!“
hoch hielt der Graf den Preis empor:
Ein jeder hörts, doch jeder zagt,
aus Tausenden tritt keiner vor. [Kind,
Der Zöllner vergebens, mit Weib und
durchheulte nach Rettung den Strom und
Wind.

Wer ist, wer ist der brave Mann?
sag an, sag an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt ein Leben dran:
doch that ers wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
so wagte der Bauer vielleicht kein Blut.

Sieh! schlecht und recht ein Bauersmann
am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
an Wuchs und Haltung hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort,
und schaute das nahe Verderben dort.

„Hier,“ rief der Graf, „mein wackrer Freund!
hier ist dein Preis! Komm her! nimm hin!“
Sag an, war das nicht brav gemeint?
bei Gott! der Graf trug hohen Sinn, [schlug
Doch höher und himmlischer wahrlich
das Herz, das der Bauer im Kittel trug!

Und kühn, in Gottes Namen, sprang
er in den nächsten Fischerkahn!
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen war allzu klein
um Retter von allen zugleich zu sein!

„Mein Leben ist für Gold nicht feil,
arm bin ich zwar, doch eß ich satt;
Dem Zöllner werd eu'r Gold zu Teil,
der Hab und Gut verloren hat.“
So rief er mit adlichem Biederton,
und wandte den Rücken, und gieng davon.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
bis ihm die Rettung ganz gelang:
Kaum kamen die Letzten in sichern Port,
so rollte das letzte Getrümmer fort.

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang!
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
unsterblich zu preisen den braven Mann!

152.

Der Cirknitzer See.

(Deutsches Land, von J. C. F. Guts Muths. I. Seite 33 ff.)

An den julischen Alpen ligt in Krain der berühmte Cirknitzer See, von jeher das Wunder und Räthsel der Gegend. Oestlich von Adelsberg, da wo die Geheimnisse der Unterwelt in hundert Gewölben der Kalkfelsen verschloßen sind, breitet sich der wunderschöne See von Cirknitz aus, wie ein Spiegel von drei Quadratmeilen. Aus ihm ragen hervor fünf Inseln, und eine derselben trägt selbst das Dörfchen Ottok. Mehrere Flüßchen fallen hinein. Er ist sehr reich an Fischen und Waßervögeln, und die ganze Thalgegend umher ist romantisch schön. Nördlich erhebt sich das Slivinitza-Gebirge, westlich und südlich der große Javornik. Neun Dörfer, zwanzig Kirchen und zwei Schlößer reihen sich um den See. Bei vielem Regen gewinnt er an Umfang,

aber bei sehr trockenem Wetter verschwindet sein Gewäßer und ziehet in den geheimen Schoß der Unterwelt, begleitet vom Waßergeflügel und allen Fischen. Tritt diese wunderbare Erscheinung ein, dann läuten die Dörfer umher, um noch zu fischen so viel als möglich. Von Stunde zu Stunde sinkt tiefer der Spiegel, denn eine Menge von Löchern im Grunde des Sees verschluckt sein Gewäßer. Unterirdische Höhlen von unermeßlichem Umfang, die nie ein menschliches Auge geschaut, nehmen es auf. Jetzt schaut der Grund des Sees zum heitern Himmel hinauf, er trocknet ab; und der rührige Mensch erndtet Gras, wo er sonst fischte, er wagt zu säen und erndtet Hirse und Buchweizen, er nimmt statt des Netzes das Feuerrohr und erlegt Wildbret. So ist der wunderbare See mit Recht in dem Rufe, daß man in ihm fischen, jagen und erndten kann; bis die Zeit sich wendet, häufige Regengüße, starke Gewitter sich einstellen. Dann tritt das Gewäßer aus den Grundlöchern gewaltsam herauf. Es speiet die Unterwelt Gewäßer und Fische und Seevögel herauf, so daß binnen vier und zwanzig Stunden der See gleichsam wieder neu geschaffen ist. — Der Zusammenhang dieses Sees mit unterirdischen Waßerhöhlen, die teils unter ihm, teils höher als er liegen, gibt die Erklärung des Wunders. Man hat selbst Modelle erfunden, welche den Vorgang versinnlichen.

153.

Zauber der Nacht.

(Von Nicolaus Lenau.)

Weil auf mir, du dunkles Auge,
übe deine ganze Macht,
Ernste, wilde, träumerische,
unergründlich süße Nacht.

Nimm mit deinem Zauberdunkel
diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
einsam schwebest für und für.

154.

Wecker Wind.

(Von Wilhelm Müller.)

Wer schlägt so rasch an die Fenster mir
mit schwanken grünen Zweigen?
„Der junge Morgenwind ist hier
und will sich lustig zeigen.

Heraus, heraus, du Menschensohn!“
so ruft der kecke Geselle,
„Es schwärmt von Frühlingswonnen schon
vor deiner Kammerschwelle!

Hörst du die Käfer summen nicht?
hörst du das Glas nicht klirren,
Wenn sie, betäubt von Duft und Licht,
hart an die Scheibe schwirren?

Die Sonnenstralen stehlen sich
behende durch Blätter und Ranken
Und necken auf deinem Lager dich
mit blendendem Schweben und Schwanken.

Die Nachtigall iſt heiſer faſt,
ſo lang hat ſie geſungen,
Und weil du ſie gehört nicht haſt,
iſt ſie vom Baum geſprungen.

Da ſchlug ich mit dem leeren Zweig
an deine Fenſterſcheiben.
Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
er wird nicht lange mehr bleiben."

155.

Die Macht der Dichter.

(Aus Heinrich von Ofterdingen, von Novalis.)

In alten Zeiten hat es ſich einmal zugetragen, daß ein Dichter oder vielmehr Tonkünſtler — wiewohl die Muſik und Poeſie wohl ziemlich eins ſein mögen und vielleicht eben ſo zuſammen gehören, wie Mund und Ohr, da der erſte nur ein bewegliches und antwortendes Ohr iſt — daß alſo dieſer Tonkünſtler übers Meer in ein fremdes Land reiſen wollte. Er war reich an ſchönen Kleinodien und köſtlichen Dingen, die ihm aus Dankbarkeit verehrt worden waren. Er fand ein Schiff am Ufer, und die Leute darin ſchienen bereitwillig, ihn für den verheißenen Lohn nach der verlangten Gegend zu fahren. Der Glanz und die Zierlichkeit ſeiner Schätze reizten aber bald ihre Habſucht ſo ſehr, daß ſie unter einander verabredeten, ſich ſeiner zu bemächtigen, ihn ins Meer zu werfen, und nachher ſeine Habe unter einander zu verteilen. Wie ſie alſo mitten im Meere waren, fielen ſie über ihn her, und ſagten ihm, daß er ſterben müße, weil ſie beſchloßen hätten, ihn ins Meer zu werfen. Er bat ſie auf die rührendſte Weiſe um ſein Leben, bot ihnen ſeine Schätze zum Löſegeld an, und prophezeite ihnen großes Unglück, wenn ſie ihren Vorſatz ausführen würden. Aber weder das eine, noch das andere konnte ſie bewegen: denn ſie fürchteten ſich, daß er ihre böſliche That einmal verrathen möchte. Da er ſie nun einmal ſo feſt entſchloßen ſah, bat er ſie, ihm wenigſtens zu erlauben, daß er noch vor ſeinem Ende ſeinen Schwanengeſang ſpielen dürfe, dann wolle er mit ſeinem ſchlichten hölzernen Inſtrumente vor ihren Augen freiwillig ins Meer ſpringen. Sie wußten recht wohl, daß, wenn ſie ſeinen Zaubergeſang hörten, ihre Herzen erweicht, und ſie von Reue ergriffen werden würden; daher nahmen ſie ſich vor, ihm zwar dieſe letzte Bitte zu gewähren, während des Geſanges aber ſich die Ohren feſt zu verſtopfen, daß ſie nichts davon vernähmen, und ſo bei ihrem Vorhaben bleiben könnten. Dieß geſchah. Der Sänger ſtimmte einen herlichen, unendlich rührenden Geſang an. Das ganze Schiff tönte mit, die Wellen klangen, die Sonne und die Geſtirne erſchienen zugleich am Himmel, und aus den grünen Fluten tauchten tanzende Scharen von Fiſchen und Meerungeheuern hervor. Die Schiffer ſtanden feindſelig allein mit feſtverſtopften Ohren, und warteten voll Ungeduld auf das Ende des

Liedes. Bald war es vorüber. Da sprang der Sänger mit heitrer Stirn in den dunklen Abgrund hin, sein wunderthätiges Werkzeug im Arm. Er hatte kaum die glänzenden Wogen berührt, so hob sich der breite Rücken eines dankbaren Unthiers unter ihm hervor, und es schwamm schnell mit dem erstaunten Sänger davon. Nach kurzer Zeit hatte es mit ihm die Küste erreicht, nach der er hingewollt hatte, und setzte ihn sanft im Schilfe nieder. Der Dichter sang seinem Retter ein frohes Lied, und gieng dankbar von dannen. Nach einiger Zeit gieng er einmal am Ufer des Meeres allein, und klagte in süßen Tönen über seine verlorenen Kleinode, die ihm, als Erinnerungen glücklicher Stunden und als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit, so werth gewesen waren. Indem er so sang, kam plötzlich sein alter Freund im Meere fröhlich daher gerauscht, und ließ aus seinem Rachen die geraubten Schätze auf den Sand fallen. Die Schiffer hatten, nach des Sängers Sprunge, sich sogleich in seiner Hinterlaßenschaft zu teilen angefangen. Bei dieser Teilung war Streit unter ihnen entstanden, und hatte sich in einen mörderischen Kampf geendigt, der den meisten das Leben gekostet; die wenigen, die übrig geblieben, hatten allein das Schiff nicht regieren können, und es war bald auf den Strand gerathen, wo es scheiterte und untergieng. Sie brachten mit genauer Noth das Leben davon, und kamen mit leeren Händen und zerrißenen Kleidern ans Land, und so kehrten durch die Hilfe des dankbaren Meerthiers, das die Schätze im Meere aufsuchte, dieselben in die Hände ihres alten Besitzers zurück.

156.

Arion.

(Von Ludwig Tieck.)

Arion schifft auf Meereswogen
nach seiner teuren Heimath zu;
Es wird vom Winde fortgezogen
die See in stiller sanfter Ruh.

Die Schiffer stehn von fern und flüstern,
der Dichter sieht ins Morgenroth;
Nach seinen goldnen Schätzen lüstern
beschließen sie des Sängers Tod.

Arion merkt die stille Tücke,
er bietet ihnen all sein Gold;
Er klagt und seufzt, daß seinem Glücke
das Schicksal nicht wie vordem hold.

Sie aber haben es beschloßen,
nur Tod gibt ihnen Sicherheit:
Hinab ins Meer wird er gestoßen;
schon sind sie mit dem Schiffe weit.

Er hat die Leier nur gerettet,
sie schwebt in seiner schönen Hand;
In Meeresfluten hingebettet,
ist Freude von ihm abgewandt.

Doch greift er in die goldnen Saiten,
daß laut die Wölbung widerklingt,
Statt mit den Wogen wild zu streiten,
er sanft die zarten Töne singt.

Es klang sein Lied durch alle Tiefen,
die Wogen wurden sanft bewegt,
In Abgrunds Schlüften, wo sie schliefen,
die Seegethiere aufgeregt.

Aus allen Tiefen blaue Wunder,
die hüpfend um den Sänger ziehn,
Die Meeresfläche weit hinunter
beschwimmen die Tritonen grün.

Arion sieht mit trunknen Blicken
lautsingend in das Seegewühl:
Er fährt auf eines Delphins Rücken,
schlägt lächelnd in sein Saitenspiel.

Der Fisch, zu Diensten ihm gezwungen,
naht schon mit ihm der Felsenbank;
Arion hat den Fels errungen
und singt dem Fährmann seinen Dank.

Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
daß er entkam dem naßen Tod.
Der Sänger triumphiert in Wettern,
ihn rührt Gefahr nicht an und Tod.

157.

Steinregen.

(Von J. P. Hebel.)

Man hat viele alte glaubwürdige Nachrichten und neue Beweise, daß bald einzelne schwere Steine, bald viele mit einander von ungleicher Größe, mir nichts, dir nichts, aus der Luft herabgefallen sind. Die älteste Nachricht, welche man von solchen Ereignissen hat, reicht bis in das Jahr 462 vor Christi Geburt. Da fiel in Thracien, oder in der jetzigen türkischen Provinz Rumili, ein großer Stein aus den Lüften herab, und seit jener Zeit bis jetzt, also in 2267 Jahren, hat es, so viel man weiß, acht und dreißig Mal Steine geregnet, zum Beispiel im Jahr 1492 am 4. November fiel bei Ensisheim einer, der zweihundert sechszig Pfund schwer war; im Jahre 1672 bei Verona in Italien zwei Steine von zweihundert und dreihundert Pfund. Nun kann man denken, von alten Zeiten sei gut etwas erzählen. Wen kann man fragen, obs wahr sei? Aber auch ganz neue Erfahrungen geben diesen alten Nachrichten Glauben. Denn im Jahre 1789 und am 24. Juli 1790 fielen in Frankreich und am 16. Juni 1794 in Italien viele Steine vom Himmel, das heißt, hoch aus der Luft herab. Und den 26. April 1803 kam bei dem Orte l'Aigle im Orne-Departement in Frankreich ein Steinregen von zwei bis dreitausend Steinen auf einmal mit großem Getöse aus der Luft.

Sonntags den 22. Mai 1808 sind in Mähren Steine vom Himmel gefallen. Der Kaiser von Oestreich ließ durch einen sachkundigen Mann Untersuchung darüber anstellen. Dieß ist der Erfund: Es war ein heiterer Morgen, bis um halb sechs Uhr ein Nebel in die Luft einrückte. Die Filial-Leute von Stannern waren auf dem Wege in die Kirche, und dachten an nichts. Plötzlich hörten sie drei starke Knalle, daß die Erde unter ihren Füßen zitterte, und der Nebel wurde auf einmal so dicht, daß man nur zwölf Schritte weit zu sehen vermochte. Mehrere schwächere Schläge folgten nach, und lauteten wie ein anhaltend Flintenfeuer in der Ferne, oder wie das Wirbeln großer Trommeln. Das Rollen und das Pfeifen, das zwischen drein in der Luft gehört wurde, brachte daher einige Leute auf den Gedanken, jetzt komme

die Garnison von Tellisch mit türkischer Musik. An das Kanonieren dachten sie nicht. Aber während als sie vor Verwunderung und Schrecken einander ansahen, fieng in einem Umkreiß von ungefähr drei Stunden ein Regen an, gegen welchen kein Mantel oder Malterſack über die Achſeln ſchützt. Eine Menge von Steinen, von der Größe einer welſchen Nuß bis zu der Größe eines Kindskopfs, und von der Schwere eines halben Lothes bis zu ſechs Pfund, fielen unter beſtändigem Rollen und Pfeifen aus der Luft, einige ſenkrecht, andere wie in einem Schwunge. Viele Leute ſahen zu, und die Steine, welche ſogleich nach dem Fallen aufgehoben wurden, waren warm. Die erſten ſchlugen nach ihrer Schwere tief in die Erde. Einer davon wurde zwei Fuß tief heraus gegraben. Die ſpätern ließen es beim nächſten bewenden, und fielen nur auf die Erde. Ihrer Beſchaffenheit nach ſind ſie inwendig ſandartig und grau, und von außen mit einer ſchwarzen glänzenden Rinde überzogen. Die Zahl derſelben kann niemand angeben. Viele mögen in das Fruchtfeld gefallen ſein, und noch in der Erde verborgen liegen. Diejenigen, welche gefunden und geſammelt worden, betragen an Gewicht dritthalb Zentner. Alles dauerte ſechs bis acht Minuten, und nach einigen Stunden verzog ſich auch der Nebel, ſo daß gegen Mittag alles wieder hell und ruhig war, als wenn nichts vorgegangen wäre. Dieß iſt die Begebenheit. Was es aber mit ſolchen Steinen, die vom Himmel fallen, für eine Bewandtnis habe, das weiß man noch nicht mit rechter Sicherheit.

158.

Aus den Abaſſiden.

(Gedicht in neun Geſängen, von August Graf von Platen.)

Aſſur und Aſſad, zwei Söhne Harun al Raſchids, des Kalifen von Bagdad, ziehen aus, um ihren älteſten Bruder Amin aufzuſuchen. Sie kommen nach acht Tagen auf den Gipfel eines Berges, von dem herab ſie in eine weite Landſchaft ſehen, im Hintergrunde das Meer und an demſelben im Halbmond gelagert eine reiche Stadt. Aſſur, der jüngere, geht allein in die Stadt, um dieſelbe zuvor auszukundſchaften, und läßt ſeinen Bruder Aſſad auf dem Berge zurück. Die Stadt aber war von Magiern bewohnt, die keinen lebendigen Gott, ſondern das Feuer anbeten; alte Magier, die Pfleger des Feuers, bringen den Jüngling in ihre Gewalt, in der Abſicht, ihn zur Zeit des Neumondes auf der Feuerinſel zu opfern. Aſſad geht, nachdem er ſeinen Bruder lange vergebens erwartet, auch hinab in die Stadt. Er kommt mit dem König der Magier in Streit; die Fee Melinda ſchenkt ihm einen Ring, der die Kraft eines einzigen Wunſches enthalte: drehe er denſelben und ſpreche dabei ein Verlangen aus, das gerecht ſei, ſo werde es erfüllt. Die Sklaven des Königs verfolgen ihn; athemlos langt er am Haven an, ſpringt in ein Fahrzeug und erreicht noch ein eben abſegelndes Kaufmannsſchiff.

Weſes zog gen Indien, Elfenbein dort einzuhandeln. Alle Segel ſchwollen, glücklich ſchien die Fahrt. In weniger Tage Friſt erhob ſich ein geringes Eiland, grün und flach, vor ihrem Blick. Sie ſteigen dort aus Land, weil eben Meeresſtille eingetreten war; ſie nehmen alles Kochgeräth mit ſich und ſchüren Feuer. Aber plötzlich ſchreckt ein heftiger Erdſtoß, alſo ſchiens, ſie auf, und ihren Irrtum ſehn ſie voll Entſetzen: was ein Eiland allen dünkte, war ein ruhig ſchlafend

hingestreckter ungeheurer Wallfisch.
Nach und nach, durch jenes Feuers Hitze
wach geworden, dehnt er seines Leibes
Riesenmasse, schleudert ab die Mannschaft,
stürzt ergrimmt sich auf das Schiff, zerschlägt es,
daß die Trümmer nach den Wolken flogen;
dann verfolgt er seine stolze Reise.

Zween Matrosen bloß, mit ihnen Assad,
retten schwimmend auf dem öden Wrack sich.
Ohne Hoffnung, zwischen Tod und Leben,
bringen dort die Nacht sie zu, der tiefste
Friede lag, wie brütend, auf dem Waßer.
Gegen Morgen aber blies der Wind sie
heftig an; zu ihrem Glück erhalten
war das Steuer, und so gut sie konnten,
lenkten sies, das mastenlose Fahrzeug
fürder treibend. Einige Fäßer Weines
lagen noch im untern Raum, und karge
Lebensmittel; doch der Wind beharrte
günstig. Assad saß am Steuerruder,
seine zwei Gefährten aber schöpften
unabläßig aus dem Wrack das Waßer.
Als zu graun begann der zweite Morgen,
sahn sie Land in duftiger Nebelferne:
doch das Fahrzeug war zu leck, und jeder
Augenblick schien ihres Lebens letzter.

Endlich zeigt sich einer Barke weißes
Segeltuch. In ihre Hände klatschten
alle drei vor Freuden unwillkürlich.
Jene Barke nähert sich, sie rufen.
Bald am Steuer zeigt ein alter Mann sich
silberhaarig; aber vorne standen
zwei gebräunte lockige Knaben, welche
mit Harpunen nach den Fischen warfen.
Als den Wrack sie gewarten, griffen diese
schnell zum Ruder und in kurzer Frist sieht
samt den Freunden sich gerettet Assad.
Gegen Abend langt er an im Haven
einer kleinen handelsthätigen Seestadt.

Bald verdungen jene zween Matrosen
ihren Dienst an einen reichen Fischer,
der mit korkbehangenen Netzen ausfuhr.
Assad aber, auf den Rath des alten
Mannes, dem er schuldig war das Leben,
gieng am andern Morgen nach der Wohnung
eines Kaufmanns, welcher wohlbegütert
wie ein Fürst in jenem Städtchen herschte.
Herr, begann er, Misgeschick und Schiffbruch
warfen mich an dieß Gestad, den Fremdling;
Noth bezwingt die Besten; nicht des Bettlers
Looß verdiene ich; aber euch, dem Reichen,
der der Menschenhände viel beschäftigt,
biet ich meinen jugendlichen Arm an.
Lange strich das bärtige Kinn der Kaufmann,
sinnend hin und wieder; dann versetzt er:
Weißt du Pfeil und Bogen wohl zu führen?
Ihm erwiderte darauf der Sohn des Harun:
Als ich einst mich beßerer Tage rühmte,
war die Jagd mein auserwählt Vergnügen:
unter allen meinen Freunden aber
kam als Bogenschütze keiner gleich mir.
Eine Probe gelt es, sprach der Kaufmann:
jene Waldungen gegen Westen dienen
oft zum Aufenthalt Elephantenschwärmen.
Dort begib dich Morgen hin, versuche
dein Geschick und deine Kunst! Erlegst du
wirklich einen, schneide dann die beiden
Vorderzähn ihm aus und bringe diese
mir zurück; und vom Gewinne jeder
Jagd bewar ich dir getreu die Hälfte.

Als zu graun begann der nächste Morgen,
nahm den Bogen auf die Schulter, schnallte
sich den Köcher um der Sohn des Harun.
Durch die Haide streift er nach der öden
riesigen Waldung, halb in Gram verloren,
wann er dachte seines Bruders Assur,
halb im Kraftgefühl der Jugend fröhlich,
freien Schritts auf Gottes Erde wandelnd,
seinen Lebensunterhalt erwerbend.
Völlig elend ist der thätige Mensch nie,
und Natur in ihrer wilden Schönheit
stärkt die Seele selbst dem leidenvollsten.
Als er dieß im Geist erwägt, da sieht er

aus dem Dickicht zween Elephanten annahn,
ihre Rüßel hin und her bewegend,
und den Boden, daß es dröhnte, stampfend.
Hinter einem Myrtenbusch verbirgt sich
unser Jäger, auf des Bogens Rinne
legt den Pfeil er, zielt und trifft das Unthier:
dieses stürzt und brüllt, das andere flüchtet.
Als das Leben aus der schwerverletzten
Körperlast gewichen war, beraubt sie
ihres Elfenbeins der freudige Jüngling.
Triumphierend kehrt er heim und seinen
Herrn beschenkt er mit der stolzen Beute.

Manche Woche strich vorbei, das Glück blieb
stets dem Jäger hold, und gleich dem eignen
Sohn behandelt ihn der greise Kaufmann.
Aber als er eines Morgens wieder
durch die Wälder schweifte, kommt entgegen
ihm ein Schwarm der riesigen Ungetüme.
Hurtig stürzt ins tiefste Dickicht Assad;
eins jedoch der klugen Thiere scheint ihn
warzunehmen und verfolgt behend ihn.
Ihm entfliehn durch Schnelligkeit der Füße,
war undenkbar; aber es klimmt der
Jüngling
rasch empor an einer schlanken Palme.
Wie ein Vogel auf den Vogelsteller
blickt er schelmisch aus dem sichern Gipfel
auf das grimmige Thier herab, und dieses
blickt den Jüngling wieder an mit großen,
klugen Menschenaugen. Endlich sägt es
voll geschäftiger Rührigkeit und eifrig
mit den Zähnen ab den Stamm der Palme;
diese kracht und ihre Krone zittert
wie der Wimpel eines Schiffs, und Assad
glich dem Seemann, der im höchsten
Mastkorb
nistet, wenn der Sturm im Wachsen: jede
Welle schreckt ihn, und er sieht im Geist schon
eine kommen, die herunterschleudernd
taucht ins Meer ihn, das bacchantisch auf-
schwillt.

Doch zum Glücke für den kecken Jäger
brach der Baum allmählich, neigte langsam
seine Wipfel niederwärts, und Assad,
mit verwegenem Sprung, berührt den
Boden
Unversehrt. Allein das Thier ergreift ihn
mit dem Rüßel, ihn erhebend setzt es
ihn als Reiter auf den breiten Rücken.
Drauf im Trabe jagt es fort, und endlich
sieht der Prinz in einem wiesigen Thal sich,
welches baumfrei mitten in öder Wildnis
wie von Wäldern lag umzäunt. Das
Unthier
wirft den Reiter ab, und eilt von dannen.
Staunend blickt der Prinz umher, und
staunend
sieht die Erde rings er mit Gebeinen
überstät und weißgebleicht: er sieht sich
am Begräbnisort der mächtigen Thiere,
wo sie hinzuschleppen ihre Todten
pflegten. Aufgehäuft zu ganzen Hügeln
lag das Elfenbein; es bürdet Assad
eine Last sich auf, so viel die Schulter
tragen mochte, Pfeil und Bogen aber
wirft er weg, denn keiner Jagd bedurft es
fürder mehr. Er pflanzt die Todeswaffen
als ein Denkmal auf, den klugen Thieren
als ein Zeichen seines Danks. Die Stelle
prägt er wohl sich ein, bezeichnet seinen
Weg mit Steinen, bis derselbe wieder
ihn zurückführt nach bekannteren Plätzen;
dann im Sturmschritt eilt zur Stadt der
Jüngling.

Hocherfreut empfängt der greise Freund ihn;
täglich neue Schätze bringt er diesem. [mann
neuen Reichtum ihm zurück. Der Kauf-
teilt die Hälfte seines Guts mit Assad.
Aber Assad suchte nicht Bereichrung;
nur so viel behält er, um ein Fahrzeug
auszurüsten. Seine glühenden Wünsche
treiben nach der Magierstadt zurück ihn.
Eine Ladung Elfenbeins befrachtet
seinen Schiffraum. Frohe Tage wünscht er
seinem Herrn und Vater. Der erwidert:
Lebe wohl! Wo keines Wiedersehens
ferne Hoffnung schimmert, schmerzt der
Abschied.

Doch getrost! Ich preise jene glücklich,
deren Küste dich empfängt und deren
Freunde deine Freunde sind: es wuchert
Glück und Segen, wo du weilst, o Jüngling!

So der Greis, die Anker sind gelichtet,
aus dem Haven schwebt das Schiff, die Segel
werden aufgezogen. Sanfte Lüfte
wehn in Affads jugendliche Locken.
Aber als die zweite Nacht herbeikam,
wölkt der Himmel schwer sich an, die Sterne
leuchten einsam durch gehäufte Nebel,
dann verlöschen alle; finster schwärzt sich
jede Purpurwoge, heftige Windsbraut
peitscht die Flut und aus der fadenlosen
Tiefe rollen ungeheure Donner.
Wetterleuchtend zuckt die Luft, die Wellen
wälzen meilenlang beschäumte Kämme,
wie ein Heer, zur Schlacht gereiht, dem Schiffskiel
dumpf entgegen; dieser steigt, gehoben
durch den aufgetürmten Schwall, zu Berge.
Trotzend länger nicht der riesigen Obmacht
eilt die Mannschaft todesmatt und triefend
nach dem untern Raum des Schiffs, es möge
nun zerschmettern oder nicht zerschmettern.
Lange wirft es hin und her sich unstät;
aber als der erste Morgenschimmer
dunkelroth im wolkigen Osten aufgieng,
legte die See sich, heftig blies der Wind noch,
doch geregelt. Aufs Verdeck begibt sich
schnell der Steuermann; allein mit Grausen
schlägt er vor die Stirne sich und jammert:
Wehe, weh uns! Alles ist verloren!
Unaufhaltsam jagt der tückische Wind uns
zum Magnetberg jene Strömung nieder!
Nahn wir diesem, löst das ganze Fahrzeug
ohne Frist sich auf, und jede Klammer,
jeder Eisenstift und was Metallnes
sonst das Schiff zusammenhält, es trennt sich
aus den Fugen, durch den mächtigen Zauber
jenes Klippensteines angezogen!

Jammernd hört die ganze Schar die Botschaft: alles strengt sich an, es bietet Affad alles auf, durch Ruderkraft das Fahrzeug abzulenken, das der sausende Nordwind pfeilgeschwind in schräger Lage fortjagt. Rein und heiter war die Luft geworden, jene kahle Klippe stund im klarsten schroffen Umriß vor den Blicken Affads: eine schmale Felseninsel war es, steil und pflanzenlos, ein Herd der Sonne. Sieh, und plötzlich wich das ganze Fahrzeug aus den Fugen seines Baus und teilte seinen mächtigen Busen; nicht mit Krachen borst es, friedlich öffnete sichs und langsam, wie die Flügel eines Thors sich öffnen. Bretter fluteten, Ruder, Maste, Segel, [mer weit zerstreut, wo mancher rüstige Schwimmscherm Untergang entgegenkämpfte.

Affad, schwimmend zwischen kantigen Klippen,
schwebte zwischen Tod und Leben. Jeden
Augenblick droht ihm der Fels Zerschmettrung,
dessen schneidende, durch die Flut zerfreßne,
scharfe Spitzen hindern jede Landung.
Aber, droht der tückische Fels Gefahr ihm,
mehr Gefahr noch droht das uferlose
tiefe Bett des Oceans. Die Beute
doppelter Drangsal, wählt der hoffende Jüngling
schmerzensvolleren aber ungewissern
Untergang. So wählt ein wunder Krieger,
statt des Todes, den Natur herbeiführt,
oft Verstümmlung durch die Hand des Arztes,
die vielleicht ein qualenvolleres Ende,
doch der Rettung Möglichkeit zugleich beut.
Rings umschwimmt das kleine Felseneiland
spähend Affad, und zuletzt entdeckt er
ein Gestrüpp von immergrünen Eichen,
dessen wehende Zweige nach der Flut sich
senkten windbewegt. Mit raschem Sprunge
faßt er einen starken Ast und schwingt sich
auf den Fels. Der Insel flachen Gipfel,
bald erreicht er kletternd ihn und mühsam.

Aber ach! Wozu so vieler Arbeit [Klippe
Schweiß und Kampf? Auf einer schmalen
steht er hoffnungslos, er sieht das weite
blaue Meer und hört es mächtig branden;
doch er sieht kein Menschenschiff. Das
Eiland
bietet nichts als wilde Myrten, nirgend
war ein Obdach, nirgend eine Quelle,
während schonungslos die Sonnenpfeile
seine Scheitel treffen, seine Ferſen
ihm der heiße Boden sengt; und dennoch
schwellt noch Hoffnung seinen jungen Busen.
Sieh, da tritt, indem er sinnend wandelt,
ihm ins Aug ein hohes, kreidiges Felsstück;
aber, als er näher tritt, erkennt er
statt des Steins ein weißes, ungeheures
Ei, das Ei des Vogel Rocks. Verwundert
staunt ers an, und wills zuletzt zerschlagen,
Nahrung draus zu saugen. Plötzlich aber
fällt ein keckes Wagstück in seine
stets erfinderische, wache Seele. [Werden,
Horch, und kaum war sein Gedank im
als er über sich ein lautes Schwirren
hört, und eine Wolke schien den Himmel
einzuschleiern! Doch der Vogel Rock wars,
der die mächtigen Riesenfittige senkte.
Assad wirft zu Boden sich; der Vogel
setzt sich brütend auf das Ei. Bedächtig
kriecht heran der athemlose Jüngling:
mit dem seidnen Gürtel knüpft er fest sich
an die Klaun des Flügelungeheuers.
Dieses hebt sich über eine Weile
leicht empor und schneidet durch den Aether:
eine lustige Reise für den Vogel,
eine bange für den Sohn des Harun,
übers Meer und über Länderstrecken.
Endlich schwebt das Ungetüm in langen
Kreißen über einer Schlucht, es neigt sich
allgemach, und dann berührts den Boden.
Mit der letzten Kraft ermannt sich Assad,
leise lösend seine seidne Binde.
Doch der Vogel haſcht sich eine Beute,
die er ausgespäht von oben; wieder
schwingt er hoch sich dann, und war ver-
schwunden.

Seiner kaum bewußt und todtenähnlich
lag der Jüngling, bis ein tiefer Schlaf ihn
überfällt, der ihn erquickt und rettet.
Doch der Ort, wohin der Vogel trug ihn,
war das tiefe Thal der Diamanten,
durch der Felsenwände jähsten Abfall
unzugänglich jedem Erdensohne. [spärlich
Nur mit List beraubt der Mensch und
diese Thalschlucht ihrer Schätze: große
Klumpen Fleisches wälzen vom Gebirge
jährlich nieder ins Gethal die Hirten;
diese Beute lockt das Raubgevögel,
die empor sie fischen; doch am Fleische
bleiben einzelne Diamanten kleben:
lärmend jagen dann die Junggesellen
jenen Thieren ihren reichen Fang ab.

Dieß das Thal, in dem erwachend Assad
um sich blickt; er sieht die wundervollen
prächtigen Steine, deren Werths er kundig.
Mit den schönsten füllt er froh die beiden
Aermel an; doch abermals erkennt er
einer fruchtlos angestrebten Rettung
Wahnversuch: die schroffen Wände bilden
einen Kerker um den Sohn des Harun.
Nahrung spendet ein Johannisbrotbaum
kärglich ihm, der aus dem Felsen aufsproß;
Hilfe sieht er nirgend. Traurig setzt er
untern Schatten sich, und fährt verzweifelnd
mit der Rechten nach der Stirn; da blitzet
in das Aug der zauberkräftge Ring ihm.
Konnt ich dich, so ruft er aus, vergeßen,
mächtiger Talisman der Fee Melinda?
Ewige Kurzsicht ist das Looß des Menschen!
Während hier ich nach Juwelen suchte,
trug den schönsten ich am eignen Finger,
der allein mich retten kann! Zu sparen
bis zum Augenblick der höchsten Noth ihn,
so befahl die Geberin des Ringes,
und ich thats; jetzt aber schlägt die Stunde
seiner Kraft und Wirksamkeit! Er sprach es,
um den Zeigefinger dreht den Ring er:
möcht ich rasch und augenblicks, so ruft er,
stehn am Thor der Magierstadt! Er hatte
kaum vollendet, als er stund am Thore.

159.

Die Heilingszwerge.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Am Fluß Eger zwiſchen dem Hof Wildenau und dem Schloße Aicha ragen ungeheure große Felſen hervor, die man vor Alters den Heilingsfelſen nannte. Am Fuß derſelben erblickt man eine Höhle, inwendig gewölbt, auswendig aber nur durch eine kleine Oeffnung, in die man, den Leib gebückt, kriechen muß, erkennbar. Dieſe Höhle wurde von kleinen Zwerglein bewohnt, über die zuletzt ein unbekannter alter Mann, des Namens Heiling, als Fürſt geherſcht haben ſoll. Einmal vor Zeiten gieng ein Weib, aus dem Dorfe Taſchwitz bürtig, am Vorabend von Peter Pauli, in den Forſt und wollte Beeren ſuchen; es wurde ihr Nacht, und ſie ſah neben dieſem Felſen ein ſchönes Haus ſtehen. Sie trat hinein, und als ſie die Thür öffnete, ſaß ein alter Mann an einem Tiſche, ſchrieb emßig und eifrig. Die Frau bat um Herberge und wurde willig angenommen. Außer dem alten Mann war aber kein lebendes Weſen im ganzen Gemach, allein es rumorte heftig in allen Ecken; der Frau ward greulich und ſchauerlich, und ſie fragte den Alten: „Wo bin ich denn eigentlich?“ Der Alte verſetzte, daß er Heiling heiße, bald aber auch abreiſen werde: „denn zwei Drittel meiner Zwerge ſind ſchon fort und entflohen.“ Dieſe ſonderbare Antwort machte das Weib nur noch unruhiger, und ſie wollte mehr fragen, allein er gebot ihr Stillſchweigen und ſagte nebenbei: „Wäret ihr nicht gerade in dieſer merkwürdigen Stunde gekommen, ſolltet ihr nimmer Herberge gefunden haben.“ Die furchtſame Frau kroch demüthig in einen Winkel und ſchlief ſanft, und wie ſie den Morgen mitten unter den Felsſteinen erwachte, glaubte ſie geträumt zu haben, denn nirgends war ein Gebäude da zu erſehen. Froh und zufrieden, daß ihr in der gefährlichen Gegend kein Leid widerfahren ſei, eilte ſie nach ihrem Dorfe zurück. Es war alles ſo verändert und ſeltſam. Im Dorfe waren die Häuſer neu und anders aufgebaut, die Leute, die ihr begegneten, kannte ſie nicht, und wurde auch nicht von ihnen erkannt. Mit Mühe fand ſie endlich die Hütte, wo ſie ſonſt wohnte, und auch die war beßer gebaut; nur dieſelbe Eiche beſchattete ſie noch, welche einſt ihr Großvater dahin gepflanzt hatte. Aber wie ſie in die Stube treten wollte, ward ſie von den unbekannten Bewohnern als eine Fremde vor die Thüre gewieſen und lief weinend und klagend im Dorf umher. Die Leute hielten ſie für wahnwitzig und führten ſie vor die Obrigkeit, wo ſie verhört und ihre Sache unterſucht wurde. Siehe da, es fand ſich in den Gedenk- und Kirchenbüchern, daß grad vor hundert Jahren an eben dieſem Tag eine Frau ihres Namens, welche nach dem Forſt in die Beeren gegangen, nicht wieder heimgekehrt ſei und auch nicht mehr zu finden geweſen war. Es war alſo deutlich erwieſen,

daß sie volle hundert Jahr im Felsen geschlafen hatte und die Zeit über nicht älter geworden war. Sie lebte nun ihre übrigen Jahre ruhig und sorgenlos aus, und wurde von der ganzen Gemeinde anständig verpflegt zum Lohn für die Zauberei, die sie hatte erdulden müßen.

Sprichwörter.

160.

GOtt gibt wohl die Kuh,
aber nicht den Strick dazu.

Heute mir,
morgen dir.

Der Mensch denkt,
Gott lenkt.

Je mehr Ehr
je mehr Beschwer.

Jedes Dach
hat sein Ungemach.

Gutschmecken
macht Bettelsäcken.

Wer den Heller nicht ehrt,
ist des Thalers nicht werth.

Fromm und still,
red wenig, hör viel.

Treue Hand
geht durch alle Land.

Was Gott spart in die Länge,
das straft er mit Strenge.

Salz und Brot,
macht Wangen roth.

Was sein soll,
das schickt sich wohl.

161.

WEr Fuhrmann kann nicht allweg fahren, wie er will.
Wer ein Unglück haben soll, fällt auf den Rücken und bricht die Nase.
Es müßen starke Beine sein, die gute Tage tragen wollen.
Wer den Kern eßen will, muß die Nuß knacken.
Eine blinde Henne findet wohl auch ein Korn.
Es gehen viele Wege nach Darbstädt und Mangelburg.
Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Beinen haben.
Ein räudig Schaf macht die ganze Herde räudig.
Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren.
Wenn die Herren vom Rathhause kommen, sind sie am klügsten.
Kommt man über den Hund, so kommt man auch über den Schwanz.
Er ist nicht von Gibingen, sondern von Nemingen.

162.

WEnn Eine Gans trinkt, trinken alle.
Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch [nicht zu helfen.
Ende gut, alles gut.
Eine Hand wäscht die andere.
Handwerk hat einen goldenen Boden.
Ein Undankbarer schadet zehn Armen.
Wie das Garn, so das Tuch.
Etwas Rechts leidet nichts Schlechts.
Wer im Rohr sitzt, hat gut Pfeifen schneiden.
Der Bravste hat die Geiß gestohlen.
Während das Gras wächst, ist das Pferd [todt.
Gott hilft dem Fleißigen.

163.

Ende gut, alles gut.

(Von J. P. Hebel.)

„Ende gut, alles gut.“ Ist nicht so zu verstehen: Wenn du ein Jahr lang in einem Hause zu bleiben hast, so führe dich drei hundert vier und sechszig Tage lang bengelhaft auf, und am 31sten Dezember werde manierlich. Sondern es gibt Leute, die manierlich sein können bis ans Ende, und wenns nimmer lang währt, so werden sie ungezogen, trotzig, sagen: ich bin froh, daß es nimmer lang währt, und die Andern denkens auch. Für diese ist das Sprichwort.

Item, es gibt Dinge, ob sie gut oder bös sind, kann erst das Ende lehren. Zum Beispiel du bist krank, möchtest gern eßen, was dir der Arzt verbietet, gern auf die Gaße gießen, was du trinken mußt, aber du wirst gesund; — oder du bist in der Lehre, und meinst manchmal, der Lehrherr sei wunderlich, aber du wirst durch seine Wunderlichkeit ein geschickter Weißgerber oder Orgelmacher; — oder du bist im Zuchthaus, der Zuchtmeister könnte dir wohl die Suppe fetter machen, aber du wirst durch Waßer und Brot nicht nur gesättigt, sondern auch gebeßert: — dann lehrt das gute Ende, daß alles gut war.

164.

Schall der Nacht.

(Aus dem Simplicissimus. Mümpelgart 1669.)

Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!
laß deine Stimm mit Freudenschall
aufs lieblichste erklingen!
Komm, komm, und lob den Schöpfer dein,
weil andre Vöglein schlafen ein
und nicht mehr mögen singen.
Laß dein Stimmlein
laut erschallen, denn vor allen
kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.

Obschon ist hin der Sonnenschein,
und wir im Finstern müßen sein,
so können wir doch singen
Von Gottes Güt und seiner Macht,
weil uns kann hindern keine Nacht,
sein Loben zu vollbringen.
Drum dein Stimmlein
laß erschallen, denn vor allen
kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.

Echo, der wilde Widerhall,
will sein bei diesem Freudenschall
und läßet sich auch hören,
Verweist uns alle Müdigkeit,
der wir ergeben alle Zeit,
lehrt uns den Schlaf bethören.
Drum dein Stimmlein
laß erschallen, denn vor allen
kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.

Die Sterne, so am Himmel stehn,
zu Gottes Lob sich laßen sehn
und thun ihm Ehr beweisen;
Auch die Eul, die nicht singen kann,
zeigt doch mit ihrem Heulen an,
daß sie Gott auch thu preisen.
Drum dein Stimmlein
laß erschallen, denn vor allen
kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.

Nun her, mein liebstes Vögelein,
wir wollen nicht die faulsten sein
und schlafend liegen bleiben;
Sondern, bis daß die Morgenröth
erfreuet diese Wälder öd,
in Gottes Lob vertreiben.
Laß dein Stimmlein
laut erschallen, denn vor allen
kannst du loben,
Gott im Himmel, hoch dort oben.

165.

Brief an Andres.

(Von Matthias Claudius. Werke 1819. I. Seite 136.)

Da schreib ich Ihm schon wieder, und dießmal halt Er mir noch Stand, mein lieber Andres, dann soll Er auch fürerst Ruhe haben. Ich kann doch nicht so ins große Blau schießen, muß doch jemand haben, nach dem ich ziele, und Er ist mir so recht bequem und passlich, nicht zu dumm und nicht zu klug, und Sein Gemüth ist nicht böse. Will auch Brüderschaft mit Dir gemacht haben, Bruder Andres.

Was Du mir von dem neuen Holzbein und von der Bärenmütze schreibst, die Du dem alten lahmen Dietrich heimlich auf sein Strohlager hast hinlegen laßen, hat mir nicht unrecht gefallen; darüber aber muß ich recht lachen, daß Dir nun nach seinem Dank 's Maul doch so wäßert. 's wäßert einem dann so, Andres, mußt aber alles hübsch hinterschlucken. Dietrich bleibt ja im Lande, kannst ja alle Tage, wenn er vorbeihinkt, Dein Holzbein noch sehen und Deine Bärenmütze. Aber dem Dank wolltest Du gar zu gern zu Leibe? Nun, reiß Dir deshalb kein Haar nicht aus, 's geht andern ehrlichen Leuten auch so; man meint Wunder, was einem damit geholfen sein werde, und ist nicht wahr; habs auch wohl eher gemeint, aber seit Bartholomäi hab ich mich darauf gesetzt, daß ich von keinem Dank wißen will, und wenn mir nun einer damit weitläufig angestiegen kommt, so karbatsch ich darauf los, und das alles aus purem leidigen Interesse, wahrhaftig, aus purem Interesse. Denn sieh, Andres, Du wirsts auch finden: wenn die Sach unter die Leut ist, und Dietrich gedankt hat, dann hat man seinen Lohn dahin, und 's ist alles rein vorbei; und was ist es denn groß zu geben, wenn mans hat? Wenn aber keine Seel von weiß, sieh! dann hat man noch immer den Knopf auf'm Beutel, dann ists noch immer ein treuer Gefährt um Mitternacht und auf Reisen, und man kanns ordentlich als'n Helm auf'n Kopf setzen, wenn ein Gewitter aufsteigt. Herzlicher Dank thut wohl sanft, alter Narre, doch ist das auch keine Kleinigkeit, heimlich hinlegen, und dann dem armen Volk unsichtbar hinterm Rücken stehen, und zusehen, wies wirkt, wie sie sich freuen und handschlagen, und nach dem unbekannten Wohlthäter suchen. Und da muß man sie suchen laßen, Andres, und mit seinem Herzen in alle Welt gehen.

Aber hör, man muß auch nicht jedem Narren geben, der einen anbettelt. Die Leut wollen alle gern haben, und ist doch nicht immer gut.

Mangel ist überhaupt gesunder als Ueberfluß, und traun! glaube mir: 's ist viel leichter zu geben, als recht zu geben. Auf'n Kopf mußte Dietrich was haben, und 'n neues Bein auch, das versteht sich, aber es gibt sehr oft Fälle, wo es beßer und edler ist, abzuschlagen und hart zu thun.

Versteh mich nicht unrecht; wir sollen nicht vergeßen, wohlzuthun und mitzuteilen, das hat uns unser Herr Christus auch gesagt, und was der gesagt hat, Andres, da laß ich mich todt drauf schlagen.

Hast Du wohl eher die Evangelisten mit Bedacht gelesen, Andres? — Wie alles, was Er sagt und thut, so wohlthätig und sinnreich ist! Klein und stille, daß mans kaum glaubt, und zugleich so über alles groß und herlich, daß einem 's Kniebeugen ankommt, und mans nicht begreifen kann! Und was meinst Du von einem Lande, wo seine herliche Lehr in eines jedweden Mannes Herzen wäre? Möchtst wohl in dem Lande wohnen?

Ich habe mir einen hellen schönen Stern am Himmel ausgesucht, wo ich mir in meinen Gedanken vorstelle, daß Er da sein Wesen mit seinen Jüngern habe. Ich segne den Stern in meinem Herzen und bet ihn an, und oft, wenn ich 's Nachts unterwegen an den Rabbuni* denke und zu dem Stern aufseh, überfällt mich ein Herzklopfen und eine so kühle überirdische Unruhe, daß ich wirklich manchmal denke, ich sei zu etwas Beßerm bestimmt, als zum Brieftragen; ich trag indes immer den Weg hin, und find auch bald wieder, daß es mein Beruf sei.

Halt! 's wird schon Tag, und der Morgen guckt durch die Vorhänge ins Fenster! Junge, mir ists so wohl dahier hinter den Vorhängen in dieser Frühstund! möchte Dich gleich umarmen. Leb wohl und grüße Deinen Herrn Pastor, für den ich Respekt habe, weil er so 'n lieber guter Herr Pastor ist, und so fromm aussehend, als ob er immer an etwas jenseit dieser Welt dächte.

166.

Christiane.

(Von Matthias Claudius. Werke, 1819. VI Seite 96.)

Es stand ein Sternlein am Himmel,
ein Sternlein guter Art,
Das thät so lieblich scheinen,
so lieblich und so zart.

Ich wußte seine Stelle
am Himmel, wo es stand,
Trat abends vor die Schwelle
und suchte, bis ichs fand.

Und blieb dann lange stehen,
hatt' große Freud in mir
Das Sternlein anzusehen,
und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden,
ich suche hin und her
Wo ich es sonst gefunden,
und find es nun nicht mehr.

---

* Ev. Johannis 20, 16.

167.

Räthsel.

(Von J. P. Hebel.)

Oft begleit ich euch zu Schmerz und Leide
an die stille Gruft,
Oefter schwing ich mich zu eigner Freude
in die Frühlingsluft.

168.

Die Tabakspfeife.

(Von Pfeffel.)

Gott grüß euch, Alter! schmeckt das Pfeifchen?
Von rothem Thon mit goldnem Reifchen;
weist her! — Ein Blumentopf
was wollt ihr für den Kopf?

„O Herr, den Kopf kann ich nicht laßen!
er kommt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, welchem Bassen
bei Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man unsre Leute
der Türken Glider mähn."

Ein andermal von euren Thaten;
hier, Alter, seid kein Tropf!
Nehmt diesen doppelten Dukaten
für euren Pfeifenkopf! —

„Ich bin ein armer Kerl und lebe
von meinem Gnadensold;
Doch Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
ich nicht um alles Gold.

Hört nur! Einst jagten wir Husaren
den Feind nach Herzenslust;
Da schoß ein Hund von Janitscharen
den Hauptmann in die Brust.

Ich hub ihn flugs auf meinen Schimmel —
er hätt es auch gethan —
Und trug ihn fort aus dem Getümmel
zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
reicht' er mir all sein Geld
Und diesen Kopf, drückt' mir die Hände,
und blieb im Tod noch Held.

Das Geld mußt du dem Wirte schenken,
der dreimal Plündrung litt —
So dacht ich; und zum Angedenken
nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
sie wie ein Heiligtum,
Wir mochten weichen oder siegen,
im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife
das Bein durch einen Schuß,
Da griff ich erst nach meiner Pfeife
und dann nach meinem Fuß."

Ihr rühret, Freund, mich bis zu Zähren;
o, sagt, wie hieß der Mann?
Damit auch mein Herz ihn verehren
und ihn beneiden kann.

„Man hieß ihn nur den tapfern Walther,
dort lag sein Gut am Rhein."
Das war mein Ahne, lieber Alter,
und jenes Gut ist mein.

Kommt, Freund! Ihr sollt bei mir nun leben!
vergeßet eure Noth!
Kommt, trinkt mit mir von Walthers Reben,
und eßt von Walthers Brot! —

„Nun topp! Ihr seid sein wackrer Erbe!
ich ziehe morgen ein,
Und euer Dank soll, wenn ich sterbe,
die Türkenpfeife sein!"

169.

Anschlagzettel im Namen von Philadelphia.

(Von G. Ch. Lichtenberg.)

Avertissement.

Allen Liebhabern der übernatürlichen Physik wird hierdurch bekannt gemacht, daß vor ein Paar Tagen der weltberühmte Zauberer Philadelphus Philadelphia, dessen schon Cardanus in seinem Buche de natura supernaturali Erwähnung thut, indem er ihn den von „Himmel und Hölle Beneideten“ nennt, allhier auf der ordinären Post angelangt ist, ob es ihm gleich ein Leichtes gewesen wäre, durch die Luft zu kommen. Es ist nämlich derselbe, der im Jahr 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markt einen Knaul Bindfaden in die Wolken schmiß, und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr gesehen. Er wird mit dem 9. Jenner dieses Jahres anfangen, seine Einthalerkünste auf dem hiesigen Kaufhause öffentlich-heimlich den Augen des Publici vorzulegen, und wöchentlich zu beßeren fortschreiten, bis er endlich zu seinen 500 Louisd'or-Stücken kommt, darunter sich einige befinden, die, ohne Prahlerei zu reden, das Wunderbare selbst übertreffen, ja, so zu sagen, schlechterdings unmöglich sind.

Es hat derselbe die Gnade gehabt, vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller vier Weltteile und noch vorige Woche auch sogar im fünften vor Ihro Majestät der Königin Oberea auf Otaheite mit dem größten Beifall seine Künste zu machen.

Er wird sich hier alle Tage und alle Stunden des Tages sehen laßen, ausgenommen Montags und Donnerstags nicht, da er dem ehrwürdigen Congreß seiner Landsleute zu Philadelphia die Grillen verjagt, und nicht von eilf bis zwölf des Vormittags, da er zu Constantinopel engagiert ist, und nicht von zwölf bis eins, da er speiset.

Von den Alltagsstückchen zu einem Thaler wollen wir einige angeben, nicht sowohl die besten, als vielmehr die, die sich mit den wenigsten Worten faßen laßen.

1) Nimmt er, ohne aus der Stube zu gehen, den Wetterhahn von der Jacobi-Kirche ab und setzt ihn auf die Johannis-Kirche, und wiederum die Fahne des Johannis-Kirchturmes auf die Jacobi-Kirche. Wenn sie ein Paar Minuten gesteckt, bringt er sie wieder an Ort und Stelle.

   NB. Alles ohne Magnet, durch die bloße Geschwindigkeit.

2) Nimmt er sechs Loth des besten Arseniks, pulverisiert und kocht ihn in zwei Kannen Milch und tractiert die Damens damit. So bald ihnen übel wird, läßt er sie zwei bis drei Löffel voll geschmolzenen Bleis nachtrinken, und die Gesellschaft geht gutes Muths und lachend auseinander.

3) Läßt er sich eine Holzart bringen, und schlägt damit einen der Herren vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde versetzt er ihm den zweiten Streich, da dann der Herr sogleich aufsteht und gemeiniglich fragt: was das für eine Musik sei? Uebrigens so gesund, wie vorher.

4) Er zieht drei bis vier Damens die Zähne sanft aus, läßt sie von der Gesellschaft in einem Beutel sorgfältig durcheinander schütteln, ladet sie alsdann in ein kleines Feldstück, und feuert sie besagten Damen auf die Köpfe, da denn jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.

5) Nimmt er alle Uhren, Ringe und Juwelen der Anwesenden, auch baares Geld, wenn es verlangt wird, und stellt jedem einen Schein aus. Wirft hierauf alles in einen Koffer, und reiset damit nach Cassel. Nach acht Tagen zerreißt jede Person ihren Schein, und so wie der Riß durch ist, so sind Uhren, Ringe und Juwelen wieder da. Mit diesem Stücke hat er sich viel Geld verdient.

NB. Diese Woche noch auf der obern Stube des Kaufhauses, künftig aber hoch in freier Luft über dem Marktbrunnen. Denn wer nichts bezahlt, sieht nichts.

Göttingen, den 7. Jenner 1777.

170.

Kurzweilige Fragen.

Reutlingen bei Justus Fleischhauer.

1) Wer ist geschickt?
2) Wo hat Adam den ersten Löffel genommen?
3) Wo hat er aber den ersten Löffel hingethan?
4) Was sieht ein König selten und ein Bauer alle Tage?
5) Was ist nicht recht und doch keine Sünde?
6) Warum hat St. Paulus an die Korinther geschrieben?
7) Wohin geht man, wenn man zwölf Jahr alt ist?
8) Wo sitzt man, wenn man in die Schule geht?
9) Wer kann hundert Mann auf Einem Wagen in die Stadt fahren?
10) Welches sind die längsten Nächte?
11) Warum fressen die weißen Schafe mehr als die schwarzen?
12) Warum kann jeder Arme sagen, er habe keine neun Dukaten, aber Zehen?
13) Wie viel Eier kannst du nüchtern essen?
14) Wenn fünf Gäste sind und fünf Eier aufgetragen werden, wie kann jeder ein Ei nehmen und doch zuletzt noch eines in der Schüssel bleiben?
15) Warum schabt man den Käse?
16) Warum fressen die Gänse so gerne Gras und kein Heu?
17) Welches ist die gefährlichste Jahreszeit?
18) Wie kannst du machen, daß dich im Winter die Hand nicht friere?

19) In welchem Monat eßen die Reutlinger am wenigſten?
20) Welches ſind die härteſten Nüße?
21) Was geht über ein gutes Gewißen und einen geſunden Leib?
22) Je mehr du davon thuſt, je größer wird es: was iſt das?
23) Welches iſt der längſte Fiſch?
24) Welche Fiſche haben die Augen am nächſten beiſammen?
25) Wie kann man aus einem Sack voll Korn zwei ſolche Säcke zugleich voll machen?
26) Warum iſt in Ulm ein Groſchenbrot größer als in Schafffhauſen?
27) Wer geht zum erſten in die Kirche?
28) Welcher Vogel ſieht dem Storch am ähnlichſten?
29) Warum haben die Müller weiße Hüte?
30) Was ſteht zwiſchen Berg und Thal?
31) Es ſind zween leibliche Brüder, der eine iſt mein Vetter, der andere aber nicht: wie kann das ſein?
32) Wer zieht ſein Geſchäft in die Länge und wird doch zu rechter Zeit fertig?
33) Was iſt das beſte an einem Kalbskopf?
34) Wie weit geht der Hirſch in den Wald hinein?
35) Wann thun dem Haſen die Zähne weh?
36) Wo ſagen die Füchſe und Haſen einander gute Nacht?
37) Welche Kerze brennt länger, eine Wachskerze oder ein Talglicht?
38) Welche Menſchen gehen auf Köpfen?
39) Ein Blinder ſah einen Haſen laufen, ein Lahmer ſprang ihm nach und ein Nackter ſteckte ihn in die Taſche: was iſt das?
40) Welches iſt der ſchwerſte Stab?
41) Wie unterſcheidet ſich eine ſaure Gurke von dem Satz, daß zweimal zwei vier iſt?

171.

Der vorſichtige Träumer.

(Von J. P. Hebel.)

In dem Städtlein Wittlisbach im Canton Bern war einmal ein Fremder über Nacht, und als er ins Bett gehen wollte, und bis auf das Hemd ausgekleidet war, zog er noch ein Paar Pantoffeln aus dem Bündel, legte ſie an, band ſie mit den Strumpfbändern an den Füßen feſt, und legte ſich alſo in das Bette. Da ſagte zu ihm ein anderer Wandersmann, der in der nämlichen Kammer übernachtet war: „Guter Freund, warum thut ihr das?“ Darauf erwiderte der Erſte: „Wegen der Vorſicht. Denn ich bin einmal im Traum in eine Glasſcherbe getreten. So habe ich im Schlaf ſolche Schmerzen davon empfunden, daß ich um keinen Preis mehr barfuß ſchlafen möchte.“

172.

Räthsel.

(Von J. P. Hebel.)

Mit Zweien fährt der Bürgersmann,
der Edelmann spannt Viere an,
die Hottentotten lieben
das reichgeschmückte Sechsgespann:
nun sagt, wer fährt mit Sieben?

173.

Herr Baron von Münchhausen erzählt eine Jagdgeschichte.

(Ausgabe 1840. S. 29 f.)

Ich jagte einmal zwei ganzer Tage hinter einem Hasen her. Mein Hund brachte ihn immer wieder herum, aber nie konnte ich zum Schuße kommen. — An Hexerei zu glauben, ist meine Sache nie gewesen, dazu habe ich zu außerordentliche Dinge erlebt; allein hier war ich doch mit meinen fünf Sinnen zu Ende. Endlich kam mir aber der Hase so nahe, daß ich ihn mit meinem Gewehr erreichen konnte. Er stürzte nieder, und was meinen sie, was ich nun fand? — Vier Läufe hatte mein Hase unter dem Leibe und vier auf dem Rücken. Waren die zwei unteren Paar müde, so warf er sich, wie ein geschickter Schwimmer, der auf Bauch und Rücken schwimmen kann, herum, und nun gieng es mit den beiden neuen wieder mit verstärkter Geschwindigkeit fort.

Nie habe ich nachher einen Hasen von der Art gefunden, und auch diesen würde ich nicht bekommen haben, wenn mein Hund nicht so ungemeine Vollkommenheiten gehabt hätte. Dieser aber übertraf sein ganzes Geschlecht so sehr, daß ich kein Bedenken tragen würde, ihm den Beinamen des Einzigen beizulegen, wenn nicht ein Windspiel, das ich hatte, ihm diese Ehre streitig machte. Dieß Thierchen war minder wegen seiner Gestalt, als wegen seiner außerordentlichen Schnelligkeit merkwürdig. Hätten die Herren es gesehen, so würden sie es gewis bewundert und sich gar nicht verwundert haben, daß ich es so lieb hatte und so oft mit ihm jagte. Es lief so schnell, so oft und so lange in meinem Dienste, daß es sich die Beine ganz bis dicht unterm Leibe weglief, und ich es in seiner letzten Lebenszeit nur noch als Dachssucher gebrauchen konnte, in welcher Eigenschaft es mir dann ebenfalls noch manch liebes Jahr diente.

174.

Sprichwort.

(Philander von Sittewald, 1650. II. Seite 889.)

Eine Glocke am Klang,
einen Vogel am Gesang,
einen Mann am Gang,
einen Thoren an den Worten
kennt man an allen Orten.

175.

Sylbenräthsel.

(Von Theodor Hell.)

Ruhe sanft auf Nummer Eins,
denn dich stört nicht dein Gewißen,
auch ein schlechtes Schlummerkißen
ist doch beßer stets als keins.

Geh alsdann durch Nummer Zwei,
zwar nicht Blumen wirst du treffen,
doch wird kein Morast dich äffen,
und der Weg ist felsenfrei.

Hat das Ziel erreicht dein Fuß,
schreibe dann an deine Lieben,
die zu Hause dir geblieben,
und das Ganze brauch am Schluß.

176.

Das Blut.

(Die Geschichte der Seele, von G. H. Schubert. 1830. Seite 71.)

Die Blutmenge des ausgewachsenen Menschenleibes wird auf den fünften bis sechsten Teil seines gesamten Gewichtes geschätzt. Dieser so ansehnliche, leicht bewegliche Teil der Leibesmasse wird in der mittleren kräftigsten Zeit des Lebens in jeder Minute durch etwa siebzig Bewegungen des Herzens (Pulsschläge) und achtzehn Athemzüge in Bewegung erhalten, doch ist jene Zahl der Bewegungen in dem neugebornen Kinde gerade die doppelte. So sind es Tausende von Millionen Malen, daß das Herz im kurzen Menschenleben sich bewegt und der Athem aus- und eingehet. Unwichtig und bedeutungslos zwar, wie die Zahl der Haare auf dem Haupte, erscheint die Summe dieser Wellen des lebendigen Bächleins in unserm Innern. Aber es regt diese Wogen ein allgemeiner, durch alles Lebendige wehender Odem auf, der selbst in diesem leisen Spiel der Schwingungen eines vom Leben überkleideten Waßertröpfleins erkannt wird.

177.

Das Schifflein.

(Von Ludwig Uhland.)

Ein Schifflein ziehet leise
den Strom hin seine Gleise,
Es schweigen, die drin wandern,
denn Keiner kennt den Andern.

Was zieht hier aus dem Felle
der braune Waidgeselle?
Ein Horn, das sanft erschallet,
das Ufer widerhallet.

Von seinem Wanderstabe
schraubt jener Stift und Habe,
Und mischt mit Flötentönen
sich in des Hornes Dröhnen.

Das Mädchen saß so blöde,
als fehlt' ihr gar die Rede,
Jetzt stimmt sie mit Gesange
zu Horn und Flötenklange.

Die Rudrer auch sich regen
mit taktgemäßen Schlägen.
Das Schiff hinunter flieget,
von Melodie gewieget.

Hart stößt es auf am Strande,
man trennt sich in die Lande.
Wann treffen wir uns, Brüder!
auf Einem Schifflein wieder?

178.

Der Trompeter.

(Von August Kopisch.)

Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt,
kaum halt ich da die Thränen mir zurück mit Gewalt.
Mein Kamerad der hat ihn geblasen in der Schlacht,
auch guten Freunden oft als ein Ständchen gebracht;
Auch zuletzt, auch zuletzt, in der grimmigsten Noth,
erscholl er ihm vom Munde, bei seinem jähen Tod.
Das war ein Mann von Stahl, ein Mann von ächter Art;
gedenk ich seiner, rinnet mir die Thrän in den Bart.
Herr Wirt, noch einen Krug von dem feurigsten Wein!
soll meinem Freund zur Ehr, ja zur Ehr getrunken sein.

Wir hatten musiziert in der Frühlingsnacht,
und kamen zu der Elbe, wie das Eis schon erkracht;
Doch schritten wir mit Lachen darüber unverwandt,
ich trug das Horn und er die Trompet in der Hand.
Da erknarrte das Eis, und es bog, und es brach,
ihn riß der Strom von dannen, wie der Wind so jach!
Ich konnt ihn nimmermehr erreichen mit der Hand,
ich mußte selbst mich retten mit dem Sprung auf den Sand!
Er aber trieb hinab, auf die Scholle gestellt,
und rief: Nun geht die Reis' in die weite, weite Welt!

Drauf setzt er die Trompet an den Mund, und schwang
den Schall, daß rings der Himmel und die Erde erklang!
Er schmetterte gewaltig mit vollem Mannesmuth,
als gält es eine Jagd mit dem Eis in der Flut.
Er trompetete klar, er trompetete rein,
als giengs mit Vater Blücher nach Paris hinein — —
Da donnerte das Eis, die Scholle sie zerbrach,
und wurde eine bange, bange Stille danach — —
Das Eis vergieng im Strom, und der Strom in dem Meer —
wer bringt mir meinen Kriegskameraden wieder her?

179.

Die Eroberung Magdeburgs. 1631.

(Von Schiller.)

Das reiche Erzbistum, dessen Hauptsitz die Stadt Magdeburg war, hatten schon seit geraumer Zeit evangelische Prinzen aus dem brandenburgischen Hause besessen, welche ihre Religion darin einführten. Christian Wilhelm, der letzte Administrator, war durch seine Verbindung mit Dänemark in die Reichsacht verfallen, wodurch das Domkapitel sich bewogen sah, um nicht die Rache des Kaisers gegen das Erzstift zu reizen, ihn förmlich seiner Würde zu entsetzen. An seiner Statt postulierte es den Prinzen Johann August, zweiten Sohn des Kurfürsten von Sachsen, den aber der Kaiser verwarf, um seinem eigenen Sohne Leopold dieses Erzbistum zuzuwenden. Der Kurfürst von Sachsen ließ darüber ohnmächtige Klagen an dem kaiserlichen Hofe erschallen; Christian Wilhelm von Brandenburg ergriff thätigere Maßregeln. Der Zuneigung des Volks und Magistrats zu Magdeburg versichert und von chimärischen Hoffnungen erhitzt, glaubte er sich im Stande, alle Hindernisse zu besiegen, welche der Ausspruch des Capitels, die Concurrenz mit zwei mächtigen Mitbewerbern und das Restitutionsedict seiner Wiederherstellung entgegensetzten. Er that eine Reise nach Schweden, und suchte sich, durch das Versprechen einer wichtigen Diversion in Deutschland, der Unterstützung Gustavs zu versichern. Dieser König entließ ihn nicht ohne Hoffnung seines nachdrücklichen Schutzes, schärfte ihm aber dabei ein, mit Klugheit zu verfahren.

Kaum hatte Christian Wilhelm die Landung seines Beschützers in Pommern erfahren, so schlich er sich mit Hilfe einer Verkleidung in Magdeburg ein. Er erschien plötzlich in der Rathsversammlung, erinnerte den Magistrat an alle Drangsale, welche Stadt und Land seitdem von den kaiserlichen Truppen erfahren, an die verderblichen Anschläge Ferdinands, an die Gefahr der evangelischen Kirche. Nach diesem Eingange entdeckte er ihnen, daß der

Zeitpunkt ihrer Befreiung erschienen sei, und daß ihnen Gustav Adolf seine Allianz und allen Beistand anbiete. Magdeburg, eine der wohlhabendsten Städte Deutschlands, genoß unter der Regierung seines Magistrats einer republikanischen Freiheit, welche seine Bürger mit einer heroischen Kühnheit beseelte. Davon hatten sie bereits gegen Wallenstein, der, von ihrem Reichtum angelockt, die übertriebensten Forderungen an sie machte, rühmliche Proben abgelegt, und in einem muthigen Widerstande ihre Rechte behauptet. Ihr ganzes Gebiet hatte zwar die zerstörende Wuth seiner Truppen erfahren, aber Magdeburg selbst entgieng seiner Rache. Es war also dem Administrator nicht schwer, Gemüther zu gewinnen, denen die erlittenen Mishandlungen noch in frischem Andenken waren. Zwischen der Stadt und dem Könige von Schweden kam ein Bündnis zu Stande, in welchem Magdeburg dem Könige ungehinderten Durchzug durch ihr Gebiet und ihre Thore und die Werbefreiheit auf ihrem Grund und Boden verstattete, und die Gegenversicherung erhielt, bei ihrer Religion und ihren Privilegien aufs gewißenhafteste geschützt zu werden.

Sogleich zog der Administrator Kriegsvölker zusammen, und fieng die Feindseligkeiten voreilig an, ehe Gustav Adolf nahe genug war, ihn mit seiner Macht zu unterstützen. Es glückte ihm, einige kaiserliche Corps in der Nachbarschaft aufzuheben, kleine Eroberungen zu machen, und sogar Halle zu überrumpeln. Aber die Annäherung eines kaiserlichen Heeres nöthigte ihn bald, in aller Eilfertigkeit und nicht ohne Verlust den Rückweg nach Magdeburg zu nehmen. Gustav Adolf, obgleich unzufrieden über diese Voreiligkeit, schickte ihm in der Person Dietrichs von Falkenberg einen erfahrenen Offizier, um die Kriegsoperationen zu leiten und dem Administrator mit seinem Rathe beizustehen. Eben diesen Falkenberg ernannte der Magistrat zum Commandanten der Stadt, so lange dieser Krieg dauern würde. Das Heer des Prinzen sah sich von Tag zu Tag durch den Zulauf aus den benachbarten Städten vergrößert, erhielt mehrere Vorteile über die kaiserlichen Regimenter, welche dagegen geschickt wurden, und konnte mehrere Monate einen kleinen Krieg mit vielem Glücke unterhalten.

Endlich näherte sich der Graf von Pappenheim, nach beendigtem Zuge gegen den Herzog von Sachsen-Lauenburg, der Stadt, vertrieb in kurzer Zeit die Truppen des Administrators aus allen umliegenden Schanzen, hemmte dadurch alle Communication mit Sachsen, und schickte sich endlich an, die Stadt einzuschließen. Bald nach ihm kam auch Tilly, forderte den Administrator in einem drohenden Schreiben auf, sich dem Restitutionsedicte nicht länger zu widersetzen, den Befehlen des Kaisers sich zu unterwerfen und Magdeburg zu übergeben. Die Antwort des Prinzen war lebhaft und kühn, und bestimmte den kaiserlichen Feldherrn, ihm den Ernst der Waffen zu zeigen.

Indessen wurde die Belagerung wegen der Fortschritte des Königs von

Schweden, die den kaiserlichen Feldherrn von der Stadt abriefen, eine Zeit lang verzögert, und die Eifersucht der in seiner Abwesenheit commandierenden Generale verschaffte Magdeburg noch auf einige Monate Frist. Am 30. März 1631 erschien endlich Tilly wieder, um von jetzt an die Belagerung mit Eifer zu betreiben.

In kurzer Zeit waren alle Außenwerke erobert, und Falkenberg selbst hatte die Besatzungen, welche nicht mehr zu retten waren, zurückgezogen, und die Elbbrücke abwerfen laßen. Da es an hinlänglichen Truppen fehlte, die weitläufige Festung mit den Vorstädten zu vertheidigen, so wurden auch die Vorstädte Sudenburg und Neustadt dem Feinde preisgegeben, der sie sogleich in Asche legte. Pappenheim trennte sich von Tilly, gieng bei Schönebeck über die Elbe, um von der andern Seite die Stadt anzugreifen.

Die Besatzung, durch die vorhergehenden Gefechte in den Außenwerken geschwächt, belief sich nicht über zweitausend Mann Fußvolks und einige hundert Reiterei, eine sehr schwache Anzahl für eine so große und noch dazu unregelmäßige Festung. Diesen Mangel zu ersetzen, bewaffnete man die Bürger, ein verzweifelter Ausweg, der größern Schaden anrichtete, als er verhütete. Die Bürger, an sich selbst schon sehr mittelmäßige Soldaten, stürzten durch ihre Uneinigkeit die Stadt ins Verderben. Dem Aermern that es weh, daß man ihm allein alle Last aufwälzte, ihn allein allem Ungemach, allen Gefahren bloß stellte, während der Reichere seine Dienerschaft schickte und sich in seinem Hause gütlich that. Der Unwille brach zuletzt in ein allgemeines Murren aus; Gleichgiltigkeit trat an die Stelle des Eifers, Ueberdruß und Nachläßigkeit im Dienst an die Stelle der wachsamen Vorsicht. Diese Trennung der Gemüther, mit der steigenden Noth verbunden, gab nach und nach einer kleinmüthigen Ueberlegung Raum, daß mehrere schon anfiengen, über die Verwegenheit des Unternehmens aufgeschreckt zu werden, und vor der Allmacht des Kaisers zu erbeben, gegen welche man im Streite begriffen sei. Aber der Religionsfanatismus, die feurige Liebe der Freiheit, der unüberwindliche Widerwille gegen den kaiserlichen Namen, die wahrscheinliche Hoffnung eines nahen Entsatzes entfernten jeden Gedanken an Uebergabe; und so sehr man in allem Andern getrennt sein mochte, so einig war man, sich bis aufs äußerste zu vertheidigen.

Die Hoffnung der Belagerten, sich entsetzt zu sehen, war auf die höchste Wahrscheinlichkeit gegründet. Sie wußten um die Bewaffnung des Leipziger Bundes, sie wußten um die Annäherung Gustav Adolfs; beiden war die Erhaltung Magdeburgs gleich wichtig, und wenige Tagemärsche konnten den König von Schweden vor ihre Mauern bringen. Alles dieses war dem Grafen Tilly nicht unbekannt, und eben darum eilte er so sehr, sich, auf welche Art es auch sein möchte, von Magdeburg Meister zu machen. Schon hatte er der

Uebergabe wegen einen Trompeter mit verschiedenen Schreiben an den Administrator, Commandanten und Magistrat abgesendet, aber zur Antwort erhalten, daß man lieber sterben als sich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger zeigte ihm, daß der Muth der Belagerten nichts weniger als erkaltet sei, und die Ankunft des Königs in Potsdam, die Streifereien der Schweden selbst bis vor Zerbst mußten ihn mit Unruhe, so wie die Einwohner Magdeburgs mit den frohesten Hoffnungen erfüllen. Ein zweiter Trompeter, den er an sie abschickte, und der gemäßigtere Ton seiner Schreibart bestärkte sie noch mehr in ihrer Zuversicht — aber nur, um sie in eine tiefere Sorglosigkeit zu stürzen.

Die Belagerer waren unterdessen mit ihren Approchen bis an den Stadtgraben vorgedrungen, und beschoßen von den aufgeworfenen Batterien aufs heftigste Wall und Türme. Ein Turm wurde ganz eingestürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern, da er nicht in den Graben fiel, sondern sich seitwärts an den Wall anlehnte. Des anhaltenden Bombardements ungeachtet hatte der Wall nicht viel gelitten, und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand stecken sollten, wurde durch vortreffliche Gegenanstalten vereitelt. Aber der Pulvervorrath der Belagerten war bald zu Ende, und das Geschütz der Festung hörte nach und nach auf, den Belagerern zu antworten. Ehe neues Pulver bereitet war, mußte Magdeburg entsetzt sein, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung der Stadt aufs höchste gestiegen, und mit heftiger Sehnsucht alle Blicke nach der Gegend hingekehrt, von welcher die schwedischen Fahnen wehen sollten. Gustav Adolf hielt sich nahe genug auf, um am dritten Tage vor Magdeburg zu stehen. Die Sicherheit steigt mit der Hoffnung, und alles trägt dazu bei, sie zu verstärken. Am 9. Mai fängt unerwartet die feindliche Canonade an zu schweigen, von mehreren Batterien werden die Stücke abgeführt. Todte Stille im kaiserlichen Lager. Alles überzeugt die Belagerten, daß ihre Rettung nahe sei. Der größte Teil der Bürger- und Soldatenwache verläßt früh Morgens seinen Posten auf dem Walle, um endlich einmal nach langer Arbeit des süßen Schlafes sich zu erfreuen — aber ein teurer Schlaf und ein entsetzliches Erwachen!

Tilly hatte endlich der Hoffnung entsagt, auf dem bisherigen Wege der Belagerung sich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemeistern zu können; er beschloß also, sein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen Generalsturm zu wagen. Die Schwierigkeiten waren groß, da keine Bresche noch geschoßen und die Festungswerke kaum beschädigt waren. Aber der Kriegsrath, den er versammelte, erklärte sich für den Sturm, und stützte sich dabei auf das Beispiel von Mastricht, welche Stadt früh morgens, da Bürger und Soldaten sich zur Ruhe begeben, mit stürmender Hand überwältigt worden sei. An vier Orten zugleich sollte der Angriff geschehen; die ganze

Nacht zwischen dem 9ten und 10ten wurde mit den nöthigen Anstalten zugebracht. Alles war in Bereitschaft, und erwartete der Abrede gemäß früh um fünf Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieses erfolgte aber erst zwei Stunden später, indem Tilly noch immer zweifelhaft wegen des Erfolgs, noch einmal den Kriegsrath versammelte. Pappenheim wurde beordert, auf die neustädtischen Werke den Angriff zu thun; ein abhängiger Wall und ein trockner, nicht allzutiefer Graben kam ihm dabei zu Statten. Der größte Teil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlaßen, und die wenigen zurückgebliebenen feßelte der Schlaf. So wurde es diesem General nicht schwer, der erste den Wall zu ersteigen.

Falkenberg, aufgeschrekt durch das Knallen des Musketenfeuers, eilte von dem Rathhause, wo er eben beschäftigt war, den zweiten Trompeter des Tilly abzufertigen, mit einer zusammengerafften Mannschaft nach dem neustädtischen Thore, das der Feind schon überwältigt hatte. Hier zurückgeschlagen, flog dieser tapfere General nach einer andern Seite, wo eine zweite feindliche Partei schon im Begriff war, die Werke zu ersteigen. Umsonst ist sein Widerstand; schon zu Anfang des Gefechts streckten die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Musketenfeuer, das Lärmen der Sturmglocken, das überhand nehmende Getöse machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen sie sich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, stürzen in blinder Betäubung dem Feinde entgegen. Noch war Hoffnung übrig, ihn zurückzutreiben, aber der Commandant getödtet, kein Plan im Angriff, keine Reiterei in seine verwirrten Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr, das Feuer fortzusetzen. Zwei andere Thore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von Verteidigern entblößt, um der dringendern Noth in der Stadt zu begegnen. Schnell benutzt der Feind die dadurch entstandene Verwirrung, um auch diese Posten anzugreifen. Der Widerstand ist lebhaft und hartnäckig, bis endlich vier kaiserliche Regimenter, des Walles Meister, den Magdeburgern in den Rücken fallen und so ihre Niederlage vollenden. Ein tapferer Capitän, Namens Schmidt, der in dieser allgemeinen Verwirrung die Entschloßensten noch einmal gegen den Feind führt, und glücklich genug ist, ihn bis an das Thor zurückzutreiben, fällt tödtlich verwundet, Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke sind noch vor Mittag erobert, die Stadt in Feindes Händen.

Zwei Thore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und Tilly läßt einen Teil seines Fußvolks einmarschieren. Es besetzt sogleich die Hauptstraßen, und das aufgepflanzte Geschütz scheucht alle Bürger in ihre Wohnungen, dort ihr Schicksal zu erwarten. Nicht lange läßt man sie in Zweifel; zwei Worte des Grafen Tilly bestimmen Magdeburgs Geschick. Ein nur etwas menschlicher Feldherr würde solchen Truppen vergeblich Schonung

anbefohlen haben; Tilly gab sich auch nicht die Mühe, es zu versuchen. Durch das Stillschweigen seines Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, stürzte der Soldat in das Innere der Häuser, um ungebunden alle Begierden einer viehischen Seele zu kühlen. Vor manchem deutschen Ohre fand die flehende Unschuld Erbarmen, keines vor dem tauben Grimme der Wallonen aus Pappenheims Heer. Kaum hatte dieses Blutbad seinen Anfang genommen, als alle übrigen Thore aufgiengen, die ganze Reiterei und der Kroaten fürchterliche Banden gegen die unglückliche Stadt losgelaßen wurden.

Die Würgescene fieng jetzt an, für welche die Geschichte keine Sprache und die Dichtkunst keinen Pinsel hat. Nicht die schuldfreie Kindheit, nicht das hilflose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht, nicht Stand, nicht Schönheit können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter mishandelt, und das wehrlose Geschlecht hat bloß das Vorrecht, einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Keine noch so verborgene, keine noch so geheiligte Stätte konnte vor der alles durchforschenden Habsucht sichern. Dreiundfünfzig Frauenspersonen fand man in einer Kirche enthauptet. Kroaten vergnügten sich, Kinder in die Flammen zu werfen, Pappenheims Wallonen, Säuglinge an den Brüsten ihrer Mütter zu spießen. Einige liguistische Offiziere, von diesem grausenvollen Anblicke empört, unterstanden sich, den Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Blutbade möchte Einhalt thun laßen. „Kommt in einer Stunde wieder," war seine Antwort; „ich werde dann sehen, was ich thun werde. Der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben." In ununterbrochener Wuth dauerten diese Greuel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubsucht Gränzen setzten. Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerstand der Bürger zu brechen, hatte man gleich anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezückte Schwerter, durch stürzende Trümmer, durch das strömende Blut. Die Atmosphäre kochte, und die unerträgliche Glut zwang endlich selbst diese Würger, sich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag diese volkreiche, feste, große Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in der Asche, zwei Kirchen und einige Hütten ausgenommen. Der Administrator, Christian Wilhelm, ward mit drei Bürgermeistern nach vielen empfangenen Wunden gefangen; viel tapfere Offiziere und Magistrate hatten fechtend einen beneideten Tod gefunden. Vierhundert der reichsten Bürger entriß die Habsucht der Offiziere dem Tode, um ein teures Lösegeld von ihnen zu erpressen. Noch dazu waren es meistens Offiziere von der Ligue, welche diese Mensch-

lichkeit zeigten, und die blinde Mordbegier der kaiserlichen Soldaten ließ sie als rettende Engel betrachten.

Kaum hatte sich die Wuth des Brandes gemindert, als die kaiserlichen Scharen mit erneuertem Hunger zurückkehrten, um unter Schutt und Asche ihren Raub aufzuwühlen. Manche erstickte der Dampf, viele machten große Beute, da die Bürger ihr Bestes in die Keller geflüchtet hatten. Am 13. Mai erschien endlich Tilly selbst in der Stadt, nachdem die Hauptstraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauderhaft gräßlich, empörend war die Scene, welche sich jetzt der Menschlichkeit darstellte! Lebende, die unter den Leichen hervorkrochen, herumirrende Kinder, die mit herzzerschneidendem Geschrei ihre Eltern suchten, Säuglinge, die an den todten Brüsten ihrer Mütter saugten! Mehr als sechstausend Leichen mußte man in die Elbe werfen, um die Gaßen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getödteten wird auf dreißigtausend angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14ten erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war, blieb leben. Gegen tausend Menschen wurden aus der Domkirche gezogen, wo sie drei Tage und zwei Nächte in beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly ließ ihnen Pardon ankündigen und Brot unter sie verteilen. Den Tag darauf ward in dieser Domkirche feierliche Messe gehalten und unter Abfeurung der Kanonen das Te Deum angestimmt. Der kaiserliche General durchritt die Straßen, um als Augenzeuge seinem Herrn berichten zu können, daß seit Trojas und Jerusalems Zerstörung kein solcher Sieg gesehen worden sei. Und in diesem Vorgeben war nichts Uebertriebenes, wenn man die Größe, den Wohlstand und die Wichtigkeit der Stadt, welche untergieng, mit der Wuth ihrer Zerstörer zusammendenkt.

180.

Harmosan.

(Von August Graf v. Platen.)

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon;
Schon langt am Oxus Omar an, nach manchem durchgekämpften Tag,
wo Chosrus Enkel Jesdegerd auf Leichen eine Leiche lag. *

Und als die Beute mustern gieng Medinas Fürst auf weitem Plan,
ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan;
Der letzte, der im Hochgebirg dem kühnen Feind sich widersetzt,
doch ach, die sonst so tapfre Hand trug eine schwere Kette jetzt!

* Die Sassaniden, der letzte persische Herscherstamm. Dieß Geschlecht erlosch mit Jesdegerd III., der im Jahr 640 durch den Kalifen Omar besiegt und getödtet ward.

Und Omar blickt ihn finster an, und spricht: Erkennst du nun, wie sehr
vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?
Und Harmosan erwidert ihm: In deinen Händen ist die Macht!
wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht!

Nur eine Bitte wag ich noch, abwägend dein Geschick und meins:
drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Weins!
Und auf des Feldherrn leisen Wink steht ihm sogleich ein Trunk bereit;
doch Harmosan befürchtet Gift, und zaudert eine kleine Zeit.

Was zagst du! ruft der Saracen, nie täuscht ein Moslem seinen Gast!
nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis du dieß getrunken hast!
Da greift der Perser nach dem Glas, und, statt zu trinken, schleudert hart
zu Boden ers auf einen Stein mit rascher Geistesgegenwart.

Und Omars Mannen stürzen schon mit blankem Schwert auf ihn heran,
zu strafen ob der Hinterlist den allzuschlauen Harmosan,
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab, und spricht sodann: Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort.

Sprichwörter.

181.

Wie Gesunden und die Kranken
haben ungleiche Gedanken.

Würde,
Bürde.

Fleiß bringt Brot,
Faulheit Noth.

Die Finsternis sei noch so dicht,
dem Lichte widersteht sie nicht.

Wie die Zucht,
so die Frucht.

Thäten wir, wie wir sollten,
Gott thäte, wie wir wollten.

Frisch Gemüth,
gesundes Geblüt.

Redet Geld,
so schweigt die Welt.

Lust und Liebe zum Dinge
macht Mühe und Arbeit geringe.

Frieden ernährt,
Unfrieden verzehrt.

Hoffen und Harren
macht manchen zum Narren.

Gut Gewißen
ist ein sanftes Ruhekißen.

182.

Gesundheit ist der größte Reichtum.
Wer viel fragt, wird viel innen.
Hunger macht rohe Bohnen süß.
Im Trüben ist gut fischen.
Groß und faul ist doppelter Schaden.
Viel Körner machen einen Haufen.

Fliege nicht eher, als bis du Federn hast.
Unrecht Gut gedeiht nicht.
Verstand kommt nicht vor Jahren.
Der Fuchs kann seinen Schwanz nicht bergen.
Kein Vorteil ohne Nachteil.
Ein Keil treibt den andern.

183.

Wie es in den Wald hineinschallt, so schallt es wieder heraus.
An vielem Lachen erkennt man den Narren.
Wer sich grün macht, den freßen die Ziegen.
Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt.
Feuer im Herzen bringt Rauch in den Kopf.
Gut Ding will Weile haben.
Goldner Zaum machts Pferd nicht beßer.
Wenn die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter.
Dem Fleißigen gucket der Hunger wohl zuweilen ins Fenster, aber er darf ihm nicht ins Haus kommen.
Kümmre dich nicht um ungelegte Eier.
Wer über sich haut, dem fallen die Späne in die Augen.
Die besten Gedanken kommen hinter drein.

184.

Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt.

(Von J. P. Hebel.)

„Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt.“ Zum Beispiel, wenn dich früh die Sonne zu einem neuen kräftigen Leben weckt, so bietet er dir: Guten Morgen. Wenn sich abends dein Auge zum erquicklichen Schlummer schließet: Gute Nacht. Wenn du mit gesundem Appetit dich zur Mahlzeit setzest, so sagt er: Wohl bekomms. Wenn du eine Gefahr noch zur rechten Zeit entdeckst, so sagt er: Nimm dich in Acht, junges Kind, oder altes Kind, und kehre lieber wieder um. Wenn du am schönen Maitag im Blütenduft und Lerchengesang spazieren gehst, und es ist dir wohl, sagt er: Sei willkommen in meinem Schloßgarten. Oder du denkst an nichts, und es wird dir auf einmal wunderlich im Herzen, und naß in den Augen, und denkst, ich will doch anders werden, als ich bin, so sagt er: Merkst du, wer bei dir ist? Oder du gehst an einem offenen Grab vorbei, und es schauert dich, so denkt er just nicht daran, daß du lutherisch oder reformirt bist, und sagt: Gelobt sei Jesus Christ! Also grüßt Gott manchen, der ihm nicht antwortet und nicht dankt.

185.

Alexander Ypsilanti auf Munkacs.

(Von Wilhelm Müller.)

Alexander Ypsilanti saß auf Munkacs hohem Turm,
an den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm;
Schwarze Wolkenzüge flogen über Mond und Sterne hin,
und der Griechenfürst ersenfzte: „Ach, daß ich gefangen bin!“

An des Mittags Horizonte hieng sein Auge unverwandt:
„Läg ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!“
Und er öffnete das Fenster, sah ins öde Land hinein,
Krähen schwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgestein.
Wieder fieng er an zu seufzen: „Bringt mir keiner Botschaft her
aus dem Lande meiner Väter?“ und die Wimper ward ihm schwer,
Wars von Thränen, wars von Schlummer, und sein Haupt sank in die Hand.
Seht! sein Antlitz wird so helle, träumt er von dem Vaterland?
Also saß er, und zum Schläfer trat ein schlichter Heldenmann,
sah mit freudig ernstem Blicke lange den Betrübten an:
„Alexander Ypsilanti! sei gegrüßt und faße Muth!
in dem engen Felsenpasse, wo geflossen ist mein Blut,
Wo in einem Grab die Asche von dreihundert Spartern ligt,
haben über die Barbaren freie Griechen heut gesiegt.
Diese Botschaft dir zu bringen, ward mein Geist herabgesandt.
Alexander Ypsilanti! frei wird Hellas heilges Land!“
Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: „Leonidas!“
und er fühlt, von Freudenthränen sind ihm Aug und Wange naß.
Horch! es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königsadler fliegt
aus dem Fenster und die Schwingen in dem Mondenstral er wiegt.

186.

Ueberfahrt von Messina nach Neapel.

(Von Göthe. Werke, 1830, 8. XXVIII. Seite 222 ff.)

1.

Auf der See, Dienstag den 13. Mai 1787.

Meine Hoffnung, dießmal schneller nach Neapel zu gelangen, oder von der Seekrankheit eher befreit zu sein, war nicht eingetroffen. Verschiedenemal versuchte ich, durch Kniep angeregt, auf das Verdeck zu treten, allein der Genuß eines so manigfaltigen Schönen war mir versagt, nur einige Vorfälle ließen mich meinen Schwindel vergeßen. Der ganze Himmel war mit einem weißlichen Wolkendunst umzogen, durch welchen die Sonne, ohne daß man ihr Bild hätte unterscheiden können, das Meer überleuchtete, welches die schönste Himmelbläue zeigte, die man nur sehen kann. Eine Schar Delphine begleitete das Schiff, schwimmend und springend blieben sie ihm immer gleich. Mich dünkt, sie hatten das aus der Tiefe und Ferne ihnen als ein schwarzer Punkt erscheinende Schwimmgebäude für irgend einen Raub und willkommene Zehrung gehalten. Vom Schiff aus wenigstens behandelte man sie nicht als Geleitsmänner, sondern wie Feinde: einer ward mit dem Harpun getroffen, aber nicht herangebracht.

Der Wind blieb ungünstig, den unser Schiff, in verschiedenen Richtungen fortstreichend, nur überlisten konnte. Die Ungeduld hierüber ward vermehrt, als einige erfahrene Reisende versicherten: weder Hauptmann noch Steuermann verstünden ihr Handwerk, jener möge wohl als Kaufmann, dieser als Matrose gelten, für den Werth so vieler Menschen und Güter seien sie nicht geeignet einzustehen.

Ich ersuchte diese übrigens braven Personen, ihre Besorgnisse geheim zu halten. Die Anzahl der Passagiere war groß, darunter Weiber und Kinder von verschiedenem Alter, denn alles hatte sich auf das französische Fahrzeug gedrängt, die Sicherheit der weißen Flagge vor Seeräubern, sonst nichts weiter bedenkend. Ich stellte vor, daß Mistrauen und Sorge jeden in die peinlichste Lage versetzen würde, da bis jetzt alle in der farb- und wappenlosen Leinwand ihr Heil gesehen.

Und wirklich ist zwischen Himmel und Meer dieser weiße Zipfel als entscheidender Talisman merkwürdig genug. Wie sich Abfahrende und Zurückbleibende noch mit geschwungenen weißen Taschentüchern begrüßen, und dadurch, wechselseitig, ein sonst nie zu empfindendes Gefühl der scheidenden Freundschaft und Neigung erregen, so ist hier in dieser einfachen Fahne der Ursprung geheiligt; eben als wenn einer sein Taschentuch an eine Stange befestigte, um der ganzen Welt anzukündigen, es komme ein Freund über Meer.

Mit Wein und Brot von Zeit zu Zeit erquickt, zum Verdruß des Hauptmanns, welcher verlangte, daß ich eßen sollte, was ich bezahlt hatte, konnte ich doch auf dem Verdeck sitzen und an mancher Unterhaltung Teil nehmen. Kniep wußte mich zu erheitern, indem er nicht, wie auf der Corvette, über die vortreffliche Kost triumphierend meinen Neid zu erregen suchte, mich vielmehr dießmal glücklich pries, daß ich keinen Appetit habe.

2.

Mittwoch, den 14. Mai 1787.

Und so war der Nachmittag vorbeigegangen, ohne daß wir unsern Wünschen gemäß in den Golf von Neapel eingefahren wären. Wir wurden vielmehr immer westwärts getrieben, und das Schiff, indem es sich der Insel Capri näherte, entfernte sich immer mehr von dem Cap Minerva. Jedermann war verdrüßlich und ungeduldig, wir beiden aber, die wir die Welt mit malerischen Augen betrachteten, konnten damit sehr zufrieden sein, denn bei Sonnenuntergang genoßen wir des herlichsten Anblicks, den uns die ganze Reise gewährt hatte. In dem glänzendsten Farbenschmuck lag Cap Minerva mit den daranstoßenden Gebirgen vor unsern Augen, indes die

Felsen, die sich südwärts hinabziehen, schon einen blaulichen Ton angenommen hatten. Vom Cap an zog sich die ganze erleuchtete Küste bis Sorrent hin. Der Vesuv war uns sichtbar, eine ungeheure Dampfwolke über ihm aufgetürmt, von der sich ostwärts ein langer Streif weit hinzog, so daß wir den stärksten Ausbruch vermuthen konnten. Links lag Capri steil in die Höhe strebend; die Formen seiner Felswände konnten wir durch den durchsichtigen, bläulichen Dunst vollkommen unterscheiden. Unter einem ganz reinen, wolkenlosen Himmel glänzte das ruhige kaum bewegte Meer, das bei einer völligen Windstille endlich wie ein klarer Teich vor uns lag. Wir entzückten uns an dem Anblick, Kniep trauerte, daß alle Farbenkunst nicht hinreiche, diese Harmonie wiederzugeben, so wie der feinste englische Bleistift die geübteste Hand nicht in den Stand setze, diese Linien nachzuziehen. Ich dagegen überzeugt, daß ein weit geringeres Andenken, als dieser geschickte Künstler zu erhalten vermochte, in der Zukunft höchst wünschenswerth sein würde, ich ermunterte ihn, Hand und Auge zum letztenmal anzustrengen; er ließ sich bereden, und lieferte eine der genauesten Zeichnungen, die er nachher colorierte und ein Beispiel zurückließ, daß bildlicher Darstellung das Unmögliche möglich wird. Den Uebergang vom Abend zur Nacht verfolgten wir mit ebenso begierigen Augen. Capri lag nun ganz finster vor uns, und zu unserm Erstaunen entzündete sich die vesuvische Wolke, sowie auch der Wolkenstreif, je länger je mehr, und wir sahen zuletzt einen ansehnlichen Strich der Atmosphäre im Grunde unseres Bildes erleuchtet, ja wetterleuchten.

Ueber diese uns so willkommenen Scenen hatten wir unbemerkt gelaßen, daß uns ein großes Unheil bedrohe; doch ließ uns die Bewegung unter den Passagieren nicht lange in Ungewisheit. Sie, der Meeresereignisse kundiger als wir, machten dem Schiffsherrn und seinem Steuermann bittere Vorwürfe: daß über ihre Ungeschicklichkeit nicht allein die Meerenge verfehlt sei, sondern auch die ihnen anvertraute Personenzahl, Güter und alles umzukommen in Gefahr schwebe. Wir erkundigten uns nach der Ursache dieser Unruhe, indem wir nicht begriffen, daß bei völliger Windstille irgend ein Unheil zu befürchten sei. Aber eben diese Windstille machte jene Männer trostlos: wir befinden uns, sagten sie, schon in der Strömung, die sich um die Insel bewegt und durch einen sonderbaren Wellenschlag so langsam als unwiderstehlich nach dem schroffen Felsen hinzieht, wo uns auch nicht ein Fuß breit Vorsprung oder Bucht zur Rettung gegeben ist.

Aufmerksam durch diese Reden, betrachteten wir nun unser Schicksal mit Grauen: denn obgleich die Nacht die zunehmende Gefahr nicht unterscheiden ließ, so bemerkten wir doch, daß das Schiff, schwankend und schwippend, sich den Felsen näherte, die immer finsterer vor uns standen, während über das Meer hin noch ein leichter Abendschimmer verbreitet lag. Nicht

die geringste Bewegung war in der Luft zu bemerken: Schnupftücher und leichte Bänder wurden von jedem in die Höhe und ins Freie gehalten, aber keine Andeutung eines erwünschten Hauches zeigte sich. Die Menge ward immer lauter und wilder. Nicht etwa betend knieten die Weiber mit ihren Kindern auf dem Verdeck, sondern, weil der Raum zu eng war, sich darauf zu bewegen, lagen sie gedrängt an einander. Sie noch mehr als die Männer, welche besonnen auf Hilfe und Rettung dachten, schalten und tobten gegen den Capitän. Nun ward ihm alles vorgeworfen, was man auf der ganzen Reise schweigend zu erinnern gehabt: für teures Geld einen schlechten Schiffsraum, geringe Kost, ein zwar nicht unfreundliches aber doch stummes Betragen. Er hatte niemand von seinen Handlungen Rechenschaft gegeben, ja selbst noch den letzten Abend ein hartnäckiges Stillschweigen über seine Manoeuvres beobachtet. Nun hieß er und der Steuermann hergelaufene Krämer, die, ohne Kenntnis der Schiffkunst, sich aus bloßem Eigennutz den Besitz eines Fahrzeuges zu verschaffen gewußt und nun, durch Unfähigkeit und Ungeschicklichkeit, alle, die ihnen anvertraut, zu Grunde richteten. Der Hauptmann schwieg und schien immer noch auf Rettung zu sinnen; mir aber, dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher gewesen als der Tod selbst, war es unmöglich, länger zu schweigen. Ich trat vor sie hin und redete ihnen zu; ich stellte ihnen vor, daß gerade in diesem Augenblick ihr Lärmen und ihr Schreien denen, von welchen allein noch Rettung zu hoffen sei, Ohr und Kopf verwirrten, so daß sie weder denken noch sich unter einander verständigen könnten. Die Schiffsleute versuchten noch ein Rettungsmittel, das wenigstens in die Augen fallend war: sie ließen das Boot hinunter, das freilich nur sechs bis acht Männer faßen konnte, befestigten es durch ein langes Seil an das Schiff, welches die Matrosen durch Ruderschläge nach sich zu ziehen kräftig bemüht waren. Auch glaubte man einen Augenblick, daß sie es innerhalb der Strömung bewegten, und hoffte, es bald aus derselben herausgerettet zu sehen. Ob aber gerade diese Bemühungen die Gegengewalt der Strömung vermehrt, oder wie es damit beschaffen sein mochte, so ward mit einmal an dem langen Seil das Boot und seine Mannschaft im Bogen rückwärts nach dem Schiffe geschleudert, wie die Schmitze einer Peitsche, wenn der Fuhrmann einen Zug thut. Auch diese Hoffnung ward aufgegeben! — Gebet und Klagen wechselten ab und der Zustand wuchs um so schauerlicher, da nun oben auf den Felsen die Ziegenhirten, deren Feuer man schon längst gesehen hatte, hohl aufschrien: da unten strande das Schiff! Sie riefen einander noch viel unverständliche Töne zu, in welchen einige, mit der Sprache bekannt, zu vernehmen glaubten, als freuten sie sich auf manche Beute, die sie am andern Morgen aufzufischen gedächten. Sogar der tröstliche Zweifel, ob denn auch wirklich das Schiff dem Felsen

sich so drohend nähere, war leider nur zu bald gehoben, indem die Mannschaft zu großen Stangen griff, um das Fahrzeug, wenn es zum äußersten käme, damit von den Felsen abzuhalten, bis denn endlich auch diese brächen, und alles verloren sei. Immer stärker schwankte das Schiff, die Brandung schien sich zu vermehren, und meine durch alles dieses wiederkehrende Seekrankheit drängte mir den Entschluß auf, hinunter in die Cajüte zu steigen. Ich legte mich halb betäubt auf meine Matraze; doch aber mit einer gewissen angenehmen Empfindung, die sich vom See Tiberias herzuschreiben schien: denn ganz deutlich schwebte mir das Bild von Merians Kupferbibel vor Augen. Und so bewährt sich die Kraft aller sinnlich sittlichen Eindrücke jedesmal am stärksten, wenn der Mensch ganz auf sich selbst zurückgewiesen ist. Wie lange ich so in halbem Schlafe gelegen, wüßte ich nicht zu sagen; aufgeweckt aber ward ich durch ein gewaltiges Getöse über mir; ich konnte deutlich vernehmen, daß es die großen Seile waren, die man auf dem Verdeck hin und wieder schleppte, dieß gab mir Hoffnung, daß man von den Segeln Gebrauch mache. Nach einer kleinen Weile sprang Kniep herunter, und kündigte mir an, daß man gerettet sei: der gelindeste Windshauch habe sich erhoben, in dem Augenblicke sei man bemüht gewesen, die Segel aufzuziehen, er selbst habe nicht versäumt, Hand anzulegen. Man entferne sich schon sichtbar vom Felsen, und obgleich noch nicht völlig außer der Strömung, hoffe man nun doch, sie zu überwinden. Oben war alles stille; sodann kamen mehrere der Passagiere, verkündigten den glücklichen Ausgang und legten sich nieder.

Als ich früh am vierten Tage unserer Fahrt erwachte, befand ich mich frisch und gesund, so wie ich auch bei der Ueberfahrt zu eben dieser Epoche gewesen war; so daß ich also auf einer längern Seereise mit einer dreitägigen Unpäßlichkeit meinen Tribut würde bezahlt haben.

Vom Verdeck sah ich mit Vergnügen die Insel Capri in ziemlicher Entfernung zur Seite liegen und unser Schiff in solcher Richtung, daß wir hoffen konnten, in den Golf hinein zu fahren, welches denn auch bald geschah. Nun hatten wir die Freude, nach einer ausgestandenen harten Nacht dieselben Gegenstände, die uns Abends vorher entzückt hatten, in entgegengesetztem Lichte zu bewundern. Bald ließen wir jene gefährliche Felseninsel hinter uns. Hatten wir gestern die rechte Seite des Golfs von weitem bewundert, so erschienen nun auch die Castelle und die Stadt gerade vor uns, sodann links der Posilipo und die Erdzungen, die sich bis gegen Procida und Ischia erstrecken. Alles war auf dem Verdeck, voran ein für seinen Orient sehr eingenommener griechischer Priester, der den Landesbewohnern die ihr herliches Vaterland mit Entzücken begrüßten, auf ihre Frage, wie sich denn Neapel zu Constantinopel verhalte, sehr pathetisch antwortete: anche questa è una città! — Auch dieses ist eine Stadt! — Wir langten zur rechten Zeit im Hafen an,

umsummt von Menschen; es war der lebhafteste Augenblick des Tages. Kaum waren unsere Koffer und sonstigen Geräthschaften ausgeladen und standen am Ufer, als gleich zwei Lastträger sich derselben bemächtigten, und kaum hatten wir ausgesprochen, daß wir bei Moriconi logieren würden, so liefen sie mit dieser Last wie mit einer Beute davon, so daß wir ihnen über die menschenreichen Straßen und über den bewegten Platz nicht mit den Augen folgen konnten. Kniep hatte das Portefeuille unter dem Arme, und wir hätten wenigstens die Zeichnungen gerettet, wenn jene Träger, weniger ehrlich als die neapolitanischen armen Teufel, uns um dasjenige gebracht hätten, was die Brandung verschont hatte.

187.

Meeresstille.

(Von Göthe.)

Tiefe Stille herscht im Waßer,
ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
glatte Fläche rings umher.

Keine Luft, von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
reget keine Welle sich.

188.

König Karls Meerfahrt.

(Von Ludwig Uhland.)

Der König Karl fuhr über Meer
mit seinen zwölf Genoßen,
Zum heilgen Lande steuert' er,
und ward vom Sturm verstoßen.

Da sprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und schirmen,
Doch hält mir diese Kunst nicht Stand
vor Wellen und vor Stürmen."

Dann sprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe schlagen;
Was hilft mir das, wenn also stark
die Wind' und Wellen jagen?"

Herr Oliver war auch nicht froh,
er sah auf seine Wehre:
„Es ist mir um mich selbst nicht so,
wie um die Altekläre." *

Dann sprach der schlimme Ganelon,
er sprach es nur verstohlen:
„Wär ich mit guter Art davon,
möcht euch der Teufel holen!"

Erzbischof Turpin seufzte sehr:
„Wir sind die Gottesstreiter:
Komm, liebster Heiland, über das Meer
und führ uns gnädig weiter!"

* Name des Schwertes, alta clara, das hohe leuchtende.

Flucht von Moskau erfroren. In diesen Zusammenkünften verwaltete das Ordneramt auf meinen Wunsch und Willen Friedrich Friesen aus Magdeburg, der sich besonders auf Bauwesen, Naturkunde, schöne Künste und Erziehungslehre gelegt hatte, bei Fichte ein fleißiger Zuhörer gewesen und bei Hagen in der altdeutschen Sprache; vor allem aber wußte, was dem Vaterlande Noth that. Damals stand er bei der Lehr- und Erziehungs-Anstalt des Dr. Plamann, die, obwohl wenig beachtet, dem Vaterlande vortreffliche Lehrer ausgebildet. Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher; eine Sigfridsgestalt, von großen Gaben und Gnaden, den Jung und Alt lieb hatte; ein Meister des Schwerts auf Hieb und Stoß, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig, und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reißend; ein reisiger Reiter in allen Sätteln gerecht; ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankt. Ihm war nicht beschieden, ins freie Vaterland heimzukehren, an dem seine Seele hielt. Von wälscher Tücke fiel er bei düsterer Winternacht durch Meuchelschuß in den Ardennen. Ihn hätte auch im Kampf keines Sterblichen Klinge gefället. Keinem zu Liebe und keinem zu Leide —: aber wie Scharnhorst unter den Alten, ist Friesen von der Jugend der Größeste aller Gebliebenen.

Beim Aufruf des Königs vom 3ten Febr. 1813 zogen alle wehrhafte Turner ins Feld, und die Sache stand augenblicklich wie verwaiset. Nach langem Zureden gelang es mir in Breslau, einen meiner ältesten Schüler, Ernst Eiselen, zu gewinnen, daß er während des Kriegs an meiner Statt das Turnwesen fortführen wollte. Es war ihm dennoch ein harter Kampf, heim zu bleiben, obgleich Aerzte und Kriegsmänner ihm vorstellten, und eigene Erfahrung es täglich bewahrheitete, daß wegen einer frühern langwierigen Krankheit und verfehlter Heilart seine Leibesbeschaffenheit den Beschwerden des Kriegs unterliegen müßte. Ich begleitete Eiselen selbst von Breslau nach Berlin, zur Zeit, als sich das preußische Heer in Marsch setzte, und die Hauptstadt schon von den Franzosen geräumt war; stellte ihn den ersten Behörden und Schulvorstehern vor, die ihm alle Unterstützung versprachen, und auch nachher Zutrauen bewiesen haben. Eiselen hat darauf in den Sommern 1813 und 1814 und in dem Zwischenwinter der Turnanstalt vorgestanden, und mit den jüngern Nichtwehrhaften das Turnwesen weiter gefördert.

Am Ende des Heumonds 1814 kam ich wieder zurück nach Berlin, und nun wurde den Spätsommer und Vorwinter sehr ernstlich an der Verbeßerung des Turnplatzes gearbeitet. Noch im Herbst bekam er einen sechszig Fuß

hohen Kletterturm, nützlich und nothwendig zum Steigen, unentbehrlich aber im flachen Lande zur Uebung des Auges für die Fernsicht. Im Winter, als die Freiwilligen heimgekehrt und manche Turner zurückgekommen waren, wurden die gesellschaftlichen Unterhaltungen über Turnkunst erneuert. Die ganze Sommerübung wurde durchdacht und durchsprochen, und so in Reden und Gegenreden die Sache klar gemacht.

Bei Napoleons Ausbruch und Wiederkunft giengen alle wehrhaften Turner abermals freiwillig zu Feld, und nur zwei, so schon die Feldzüge 1813 und 1814 mitgemacht hatten, blieben wegen Nachwehen zurück. Es mußten nun die jüngeren Heimbleibenden mit frischer Kraft wieder an das Werk gehen. Auch im Frühjahr und Sommer 1815 erhielt der Turnplatz noch wieder wesentliche Verbeßerungen und Erweiterungen, einen verschließbaren Schuppen, Kleiderrechen und Vierbaum.

Im Herbst und Vorwinter wurde das Turnwesen noch ein Mal ein Gegenstand gesellschaftlicher Untersuchung. Nachdem die Sache in einem Turnrathe reiflich erwogen und durchprüft, Meinungen verglichen, Erfahrungen vernommen und Urteile berichtigt worden — begann man, aus allen frühern und spätern Ausarbeitungen und einzelnen Bruchstücken und Beiträgen ein Ganzes zu machen, was dann zuletzt durch meine Feder gegangen.

Wenn auch zuerst nur Einer als Bauherr den Plan entworfen, so haben doch Meister, Gesellen, Lehrlinge und Handlanger treu und redlich gearbeitet und das Ihrige mit Blick und Schick beigetragen. Das ist nicht ins Einzelne zu verzetteln. Auch soll man nicht unheiliger Weise Lebende ins Gesicht loben.

So ist die kurze Geschichte, wie Werk, Wort und Buch entstanden. Vollendet und vollkommen kann keins von allen dreien sein; aber zum Erkennen des Musterbildes mag das Buch hinwirken. Darum wird das Aufgestellte nur dargebracht, um dem Vaterlande Rechenschaft zu geben, in welchem Sein und Sinn unser Thun und Treiben waltet.

190.

Weihelied.

(Nach Matthias Claudius.)

Stimmt an mit hellem hohem Klang,
stimmt an das Lied der Lieder,
Des Vaterlandes Hochgesang,
das Waldthal hall ihn wieder!

Der alten Barden Vaterland,
dem Vaterland der Treue,
Dir, niemals ausgesungnes Land,
dir weihn wir uns aufs neue!

Zur Ahnentugend wir uns weihn,
zum Schutze deiner Hütten;
Wir lieben deutsches Fröhlichsein
und alte deutsche Sitten.

Die Barden sollen Lieb und Wein,
doch öfters Tugend preisen,
Und sollen biedre Männer sein
in Thaten und in Weisen.

Ihr Kraftgesang soll himmelan
mit Ungestüm sich reißen,
Und jeder ächte deutsche Mann
soll Freund und Bruder heißen!

191.

Von Freiheit und Vaterland.

(Von Ernst Moritz Arndt. Juli 1813. Katechismus f. d. Teutschen Kriegs- und Wehrmann. Zwölftes Kapitel.)

Und es sind elende und kalte Klügler aufgestanden in diesen Tagen, die sprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen:

„Vaterland und Freiheit, leere Namen ohne Sinn, schöne Klänge, womit man die Einfältigen bethört! Wo es dem Menschen wohl geht, da ist sein Vaterland, wo er am wenigsten geplagt wird, da blüht seine Freiheit.“

Diese sind wie die dummen Thiere nur auf den Bauch und seine Gelüste gerichtet, und vernehmen nichts von dem Wehen des himmlischen Geistes.

Sie grasen wie das Vieh nur die Speise des Tages, und was ihnen Wollust bringt, dünkt ihnen das Einziggewisse.

Darum heckt Lüge in ihrem eitlen Geschwätz, und die Strafe der Lüge brütet aus ihren Lehren.

Auch ein Thier liebet; solche Menschen aber lieben nicht, die Gottes Ebenbild und das Siegel der göttlichen Vernunft nur äußerlich tragen.

Der Mensch aber soll lieben bis in den Tod, und von seiner Liebe nimmer laßen noch scheiden.

Das kann kein Thier, weil es leicht vergißet, und kein thierischer Mensch, weil ihm Genuß nur behagt.

Darum, o Mensch, hast du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach deine Sehnsucht ewig tichtet und trachtet.

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brauseten: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschenaug sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit und des Christentums ins Herz grub: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch, und sollst nicht vergeßen, sondern behalten in deinem Herzen.

Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt dein Muth und dein Stolz und die Gewisheit, daß du vom Himmel stammest.

Da ist Freiheit, wo du leben darfst, wie es dem tapfern Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst; wo dich beglücket, was schon deinen Urältervater beglückte; wo keine fremden Henker über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt.

Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.

Darum auch sind sie gemeinen Seelen ein Wahn, und eine Thorheit allen, die für den Augenblick leben.

Aber die Tapfern heben sie zum Himmel empor und wirken Wunder in den Herzen der Einfältigen.

Auf denn, redlicher Deutscher! bete täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Zuversicht und Muth.

Daß keine Liebe dir heiliger sei als die Liebe des Vaterlandes, und keine Freude dir süßer als die Freude der Freiheit.

Damit du wieder gewinnest, um was Verräther dich betrogen, und mit Blut erwerbest, was Thoren versäumten.

Denn der Sclav ist ein listiges und geiziges Thier, und der Mensch ohne Vaterland der unseligste von allen.

192.

Zimmerspruch.

(Von Ludwig Uhland.)

Das neue Haus ist aufgericht't,
gedeckt, gemauert ist es nicht,
noch können Regen und Sonnenschein
von oben und überall herein:
drum rufen wir zum Meister der Welt,
er wolle von dem Himmelszelt
nur Heil und Segen gießen aus
hier über dieses offne Haus.
Zuoberst woll er gut Gedeihn
in die Kornböden uns verleihn;
in die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
in die Küche Maß und Reinlichkeit,
in den Stall Gesundheit allermeist,
in den Keller dem Wein einen guten Geist;
die Fenster und Pforten woll er weihn,
daß nichts Unseligs komm herein,
und daß aus dieser neuen Thür
bald fromme Kindlein springen für.
Nun, Maurer, decket und mauert aus!
der Segen Gottes ist im Haus.

193.

Nachtlied.

(Von Göthe.)

Ueber allen Gipfeln
ist Ruh,
In allen Wipfeln
spürest du
Kaum einen Hauch;
die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur! Balde
ruhest du auch.

194.

Schwalbenliebe.

(Siehe Gemeinnützige Naturgeschichte von H. O. Lenz. Gotha 1835. II. Seite 108.)

Als Otto von Kotzebue bei Kamtschatka vor Anker lag, baute ein Schwalbenpaar ruhig sein Nest nahe bei einer Kajüte. Ungestört von dem Lärm der Arbeiten auf dem Schiffe brütete das liebende Paar seine Jungen glücklich aus, fütterte sie mit der zärtlichsten Sorgfalt und zwitscherte ihnen fröhliche Lieder vor. Da entfernte sich plötzlich ihre friedliche Hütte vom Lande. Sie schienen darüber in Erstaunen zu gerathen und umkreißten ängstlich das immer weiter eilende Schiff, holten aber doch noch vom Lande Nahrung für die Jungen, bis die Entfernung zu groß wurde. Da gieng der Kampf zwischen Selbsterhaltung und Elternliebe an. Lange noch umflogen sie das Schiff, verschwanden dann auf einige Zeit, kehrten plötzlich wieder, setzten sich zu ihren hungrigen Jungen, die ihnen die offenen Schnäbel entgegen streckten, und schienen sich zu beklagen, daß sie keine Nahrung für sie finden konnten. Dieses Verschwinden und Wiedererscheinen dauerte noch einige Zeit. Endlich blieben sie aus, und nun nahmen sich die Matrosen der Verwaiseten an.

Sprichwörter.

195.

Gutter Rath
kommt nie zu spat.

Heute roth,
morgen todt.

Geld
regiert die Welt.

Beßer allein,
als in böser Gemein.

Muß
ist eine harte Nuß.

Narren und Affen
alles begaffen.

Faule Mädchen,
lange Fädchen.

Trink und iß,
des Armen nicht vergiß.

Morgenstunde
hat Gold im Munde.

Aufgeschoben
ist nicht aufgehoben.

Fröhlich in Ehren
soll niemand wehren.

Glück und Glas,
wie leicht bricht das.

196.

Wer Hausfrau Augen kochen wohl.
Das Beßre ist ein Feind des Guten.
Reinlichkeit ist keine Hoffart.
Wer sich in Gefahr begibt, kommt drin um.
Je leerer Faß, je größrer Klang.
Der Fleißige thut sich nimmer genug.
Wer nichts hat, kann nichts verlieren.
Beßer kleinen Zorn, denn großen Schaden.
Wer zuletzt lacht, lacht am besten.
Wer an dem Wege baut, hat viel Meister.
Armut lehrt geigen.
Beßer heimliche Scham, als offne Schande.

197.

Es geschieht nichts Neues unter der Sonne.
Allzuscharf macht schartig.
Man muß mit den Wölfen heulen.
Jedem Narren gefällt seine Kappe.
Biedermanns Erbe ligt in allen Landen.
Wäre kein Dieb, so wäre kein Galgen.
Ein Esel schimpft den andern Langohr.
Wetzen hält den Mäher nicht auf.
Wer mit Ochsen fährt, kommt auch zu Markte.
Mit Speck fängt man Mäuse.
Pflaumen kann man nicht zu Aepfeln machen.
Wens juckt, der kratze sich.

198.

Man muß mit den Wölfen heulen.

(Von J. P. Hebel.)

„Man muß mit den Wölfen heulen.“ Das heißt: Wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun, wie sie. Merke: Nein! Sondern erstlich, du sollst dich nicht unter die Wölfe mischen, sondern ihnen aus dem Weg gehn. Zweitens, wenn du ihnen nicht entweichen kannst, so sollst du sagen: Ich bin ein Mensch und kein Wolf; ich kann nicht so schön heulen, wie ihr. Drittens: Wenn du meinst, es sei nimmer anders von ihnen loszukommen, so soll dir erlaubt sein, ein- oder zweimal mit zu bellen, aber du sollst nicht mit ihnen beißen, und anderer Leute Schafe freßen. Sonst kommt zuletzt der Jäger und du wirst mit ihnen geschoßen.

199.

Graf Eberhard der Rauſchebart.

(Von Ludwig Uhland.)

1. Der Ueberfall im Wildbad.

Im ſchönen Sommertagen, wann lau die Lüfte wehn,
die Wälder luſtig grünen, die Gärten blühend ſtehn,
Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von ſtolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauſchebart.

Mit wenig Edelknechten zieht er ins Land hinaus,
er trägt nicht Helm noch Panzer, nicht gehts auf blutgen Strauß;
Ins Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entſpringt,
der Sieche heilt und kräftigt, der Greiſe wieder jüngt.

Zu Hirſchau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein,
und trinkt bei Orgelſchalle den kühlen Kloſterwein.
Dann gehts durch Tannenwälder ins grüne Thal geſprengt,
wo durch ihr Felſenbette die Enz ſich rauſchend drängt.

Zu Wildbad an dem Markte, da ſteht ein ſtattlich Haus,
es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus;
Dort ſteigt der Graf vom Roſſe, dort hält er gute Raſt,
den Quell beſucht er täglich, der ritterliche Gaſt.

Wann er ſich dann entkleidet und wenig ausgeruht
und ſein Gebet geſprochen, ſo ſteigt er in die Flut;
Er ſetzt ſich ſtets zur Stelle, wo aus dem Felſenſpalt
am heißeſten und vollſten der edle Sprudel wallt.

Ein angeſchoßner Eber, der ſich die Wunde wuſch,
verrieth voreinſt den Jägern den Quell in Kluft und Buſch;
Nun iſts dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
zu waſchen und zu ſtrecken den narbenvollen Leib.

Da kommt einsmals geſprungen ſein jüngſter Edelknab:
„Herr Graf! es zieht ein Haufe das obre Thal herab.
Sie tragen ſchwere Kolben, der Hauptmann führt im Schild
ein Röslein roth von Golde und einen Eber wild.“

„Mein Sohn! das ſind die Schlegler, die ſchlagen kräftig drein, —
gib mir den Leibrock, Junge! — das iſt der Eberſtein:
Ich kenne wohl den Eber, er hat ſo grimmen Zorn,
ich kenne wohl die Roſe, ſie führt ſo ſcharfen Dorn.“

Da kommt ein armer Hirte in athemloſem Lauf:
„Herr Graf, es zieht 'ne Rotte das untre Thal herauf.

Der Hauptmann führt drei Beile, sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
daß mirs wie Wetterleuchten noch in den Augen beißt." —

„Das ist der Wunnensteiner, der gleißend Wolf genannt, —
gib mir den Mantel, Knabe! — der Glanz ist mir bekannt,
Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut, —
bind mir das Schwert zur Seite! — der Wolf, der lechzt nach Blut."

Da spricht der arme Hirte: „Des mag noch werden Rath;
ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat,
Kein Roß mag sie ersteigen, nur Geißen klettern dort,
wollt ihr sogleich mir folgen, ich bring euch sicher fort."

Sie klimmen durch das Dickicht den steilsten Berg hinan,
mit seinem guten Schwerte haut oft der Graf sich Bahn;
Wie herb das Fliehen schmecke, noch hatt' ers nie vermerkt,
viel lieber möcht er fechten, das Bad hat ihn gestärkt.

In heißer Mittagsstunde bergunter und bergauf!
schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf.
Darob erbarmts den Hirten des alten, hohen Herrn,
er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich thus von Herzen gern."

Da denkt der alte Greiner: „Es thut doch wahrlich gut,
so sänftlich sein getragen von einem treuen Blut;
In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich ächt,
drum soll man nie zertreten sein altes gutes Recht."

Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart sitzt im Saal,
heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnismal,
Er gibt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon,
auch manchem Herrn vom Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

Dann schickt er tüchtge Maurer ins Wildbad alsofort,
die sollen Mauern führen rings um den offnen Ort:
Damit in künftigen Sommern sich jeder greise Mann,
von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

---

2. Die drei Könige zu Heimsen.

Drei Könige zu Heimsen, wer hätt es je gedacht!
Mit Rittern und mit Rossen, in Herlichkeit und Pracht!
Es sind die hohen Häupter der Schlegelbrüderschaft,
sich Könige zu nennen, das gibt der Sache Kraft.

Da thronen sie beisammen und halten eifrig Rath,
bedenken und besprechen gewaltge Waffenthat:
Wie man den stolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt
und, beßer als im Bade, ihm jeden Schlich verstellt.

Wie man ihn dann verwaret und seine Burgen bricht,
bis er von allem Zwange die Edeln ledig spricht.
Dann fahre wohl, Landfriede! dann, Lehndienst, gute Nacht!
dann ists der freie Ritter, der alle Welt verlacht.

Schon sank die Nacht hernieder, die Kön'ge sind zur Ruh,
schon krähen jetzt die Hähne dem nahen Morgen zu,
Da schallt mit scharfem Stoße das Wächterhorn vom Turm:
wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer! das Horn verkündet Sturm.

In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer
und zieht von allen Seiten sich um das Städtlein her;
Verhaltne Männerstimmen, verworrner Gang und Drang,
Hufschlag und Rossesschnauben und dumpfer Waffenklang!

Und als das Frühroth leuchtet und als der Nebel sinkt,
hei! wie es da von Speeren, von Morgensternen blinkt!
Des ganzen Gaues Bauern stehn um den Ort geschart,
und mitten hält zu Rosse der alte Rauschebart.

Die Schlegler möchten schirmen das Städtlein und das Schloß,
sie werfen von den Türmen mit Steinen und Geschoß.
„Nur sachte! — ruft der Greiner — euch wird das Bad geheizt,
aufdampfen solls und qualmen, daß euchs die Augen beizt!"

Rings um die alten Mauern ist Holz und Stroh gehäuft,
in dunkler Nacht geschichtet und wohl mit Ther beträuft,
Drein schießt man glühnde Pfeile: wie rasselts da im Stroh!
Drein wirft man feur'ge Kränze: wie flackerts lichterloh!

Und noch von allen Enden wird Vorrath zugeführt,
von all den rüstgen Bauern wird emßig nachgeschürt,
Bis höher, immer höher die Flamme leckt und schweift
und schon mit lustgem Praßeln der Türme Dach ergreift.

Ein Thor ist freigelaßen, so hats der Graf beliebt,
dort hört man, wie der Riegel sich leise, lose schiebt.
Dort stürzen wohl verzweifelnd die Schlegler jetzt heraus?
Nein, friedlich ziehts herüber, alswie ins Gotteshaus.

Voran drei Schlegelkön'ge, zu Fuß, demüthiglich,
mit unbedecktem Haupte, die Augen unterſich;
Dann viele Herrn und Knechte, gemachsam, Mann für Mann,
daß man sie alle zählen und wohl betrachten kann.

„Willkomm! — so ruft der Greiner — willkomm in meiner Haft!
Ich traf euch gut beisammen, geehrte Brüderschaft!
So konnt ich wieder dienen für den Besuch im Bad;
nur Einen miss' ich, Freunde! den Wunnenstein, 's ist Schad!"

Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mitgefacht,
lehnt dort an seinem Spieße, nimmt alles wohl in Acht:
„Drei Könige zu Heimsen, — so schmollt es — das ist viel!
erwischt man noch den vierten, so ists ein Kartenspiel.“

---

3. Die Schlacht bei Reutlingen.

Zu Achalm auf dem Felsen, da haust manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritterschar;
Wild rauschen ihre Flüge um Reutlingen die Stadt,
bald scheint sie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

Doch plötzlich einst erheben die Städter sich zu Nacht,
ins Urachthal hinüber sind sie mit großer Macht,
Bald steigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig roth,
Die Herden weggetrieben, die Hirten liegen todt.

Herr Ulrich hats vernommen, er ruft im grimmen Zorn:
„In eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn!“
Da sputen sich die Ritter, sie wappnen sich in Stahl,
sie heischen ihre Rosse, sie reiten stracks zuthal.

Ein Kirchlein stehet drunten, Sanct Leonhard geweiht,
dabei ein grüner Anger, der scheint bequem zum Streit;
Sie springen von den Pferden, sie ziehen stolze Reihn,
die langen Spieße starren: wohlauf! wer wagt sich drein?

Schon ziehn vom Urachthale die Städter fern herbei,
man hört der Männer Jauchzen, der Herden wild Geschrei,
Man sieht sie fürder schreiten, ein wohlgerüstet Heer;
wie flattern stolz die Banner! wie blitzen Schwert und Speer!

Nun schließ dich fest zusammen, du ritterliche Schar!
wohl hast du nicht geahnet so dräuende Gefahr.
Die übermächtgen Rotten, sie stürmen an mit Schwall,
die Ritter stehn und starren wie Fels und Mauerwall.

Zu Reutlingen am Zwinger, da ist ein altes Thor,
längst wob mit dichten Ranken der Epheu sich davor,
Man hat es schier vergeßen, nun krachts mit einmal auf,
und aus dem Zwinger stürzet gedrängt ein Bürgerhauf.

Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauser Wuth,
heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt!
wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt!

Heut nimmt man nicht gefangen, heut geht es auf den Tod,
heut spritzt das Blut wie Regen, der Anger blümt sich roth.
Stets drängender umschloßen und wüthender bestürmt,
ist rings von Bruderleichen die Ritterschar umtürmt.

Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark,
die noch am Leben blieben sind müde bis ins Mark.
Da haschen sie nach Rossen und schwingen sich darauf,
sie hauen durch, sie kommen zur festen Burg hinauf.

„Ach Alm" — stöhnt' einst ein Ritter, ihn traf des Mörders Stoß —,
Allmächt'ger! wollt er rufen — man hieß davon das Schloß.
Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halbtodt, voll Blut und Qualm:
hätt nicht das Schloß den Namen, man hieß es jetzt Achalm.

Wohl kommt am andern Morgen zu Reutlingen ans Thor
manch trauervoller Knappe, der seinen Herrn verlor.
Dort auf dem Rathhaus liegen die Todten all gereiht,
man führt dahin die Knechte mit sicherem Geleit.

Dort liegen mehr denn sechszig, so blutig und so bleich,
nicht jeder Knapp erkennet den todten Herrn sogleich.
Dann wird ein jeder Leichnam von treuen Dieners Hand
gewaschen und gekleidet in weißes Grabgewand.

Auf Bahren und auf Wagen getragen und geführt,
mit Eichenlaub bekränzet, wies Helden wohl gebührt,
So geht es nach dem Thore die alte Stadt entlang,
dumpf tönet von den Türmen der Todtenglocken Klang.

Götz Weißenheim eröffnet den langen Leichenzug,
er war es, der im Streite des Grafen Banner trug,
Er hatt' es nicht gelaßen, bis er erschlagen war,
drum mag er würdig führen auch noch die todte Schar.

Drei edle Grafen folgen, bewährt im Schildesamt,
Von Tübingen, von Zollern, von Schwarzenberg entstammt.
O Zollern! deine Leiche umschwebt ein lichter Kranz:
sahst du vielleicht noch sterbend dein Haus im künftigen Glanz?

Von Sachsenheim zween Ritter, der Vater und der Sohn,
die liegen still beisammen in Lilien und in Mohn,
Auf ihrer Stammburg wandelt von Alters her ein Geist,
der längst mit Klaggebärden auf schweres Unheil weist.

Einst war ein Herr von Lustnau vom Scheintod auferwacht,
er kehrt' im Leichentuche zu seiner Frau bei Nacht,
Davon man sein Geschlechte die Todten hieß zum Scherz:
hier bringt man ihrer einen, den traf der Tod ins Herz.

Das Lied, es folgt nicht weiter, des Jammers ist genug;
will jemand alle wißen, die man von dannen trug:
Dort auf den Rathhausfenstern, in Farben bunt und klar,
stellt jeden Ritters Name und Wappenschild sich dar.

Als nun von seinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt,
da reitet er nach Stuttgart, er hat nicht sehr geeilt;
Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl;
ein frostiger Willkommen, kein Wort ertönt im Saal.

Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an den Tisch,
er schlägt die Augen nieder, man bringt ihm Wein und Fisch;
Da faßt der Greis ein Meßer, und spricht kein Wort dabei,
und schneidet zwischen beiden das Tafeltuch entzwei.

---

4. Die Döffinger Schlacht.

Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es still zu sein,
man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein;
Zu Döffingen wars anders, dort scholl den ganzen Tag
der feste Kirchhof wieder von Kampfruf, Stoß und Schlag.

Die Städter sind gekommen, der Bauer hat sein Gut
zum festen Ort geflüchtet und hälts in tapfrer Hut;
Mit Spieß und Karst und Sense treibt er den Angriff ab,
wer todt zu Boden sinket, hat hier nicht weit ins Grab.

Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Noth,
schon kommt er angezogen mit starkem Aufgebot,
Schon ist um ihn versammelt der besten Ritter Kern,
vom edeln Löwenbunde die Grafen und die Herrn.

Da kommt ein reisger Bote vom Wolf von Wunnenstein:
„Mein Herr mit seinem Banner will euch zu Dienste sein.“
Der stolze Graf entgegnet: „Ich hab sein nicht begehrt,
er hat umsonst die Münze, die ich ihm einst verehrt.“

Bald sieht Herr Ulrich drüben der Städte Scharen stehn,
von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner wehn,
Da brennt ihn seine Narbe, da gährt der alte Groll:
„Ich weiß, ihr Uebermüthgen, wovon der Kamm euch schwoll.“

Er sprengt zu seinem Vater: „Heut zahl ich alte Schuld,
wills Gott, erwerb ich wieder die väterliche Huld.
Nicht darf ich mit dir speisen auf Einem Tuch, du Held,
doch darf ich mit dir schlagen auf Einem blutgen Feld.“

Sie steigen von den Gaulen, die Herrn vom Löwenbund,
sie stürzen auf die Feinde, thun sich als Löwen kund.
Hei! wie der Löwe Ulrich so grimmig tobt und würgt!
Er will die Schuld bezahlen, er hat sein Wort verbürgt.

Wen trägt man aus dem Kampfe, dort auf den Eichenstumpf?
„Gott sei mir Sünder gnädig!“ — er stöhnts, er röchelts dumpf.
O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerspellt!
O Ulrich, tapfrer Ritter, dich hat das Schwert gefällt!

Da ruft der alte Recke, den nichts erschüttern kann:
„Erschreckt nicht! der gefallen, ist wie ein andrer Mann.
Schlagt drein! die Feinde fliehen.“ — er rufts mit Donnerlaut;
wie rauscht sein Bart im Winde! hei wie der Eber haut!

Die Städter han vernommen das seltsam listge Wort.
„Wer flieht?“ so fragen alle, schon wankt es hier und dort.
Das Wort hat sie ergriffen gleich einem Zauberlied,
Der Graf und seine Ritter durchbrechen Glied auf Glied.

Was gleißt und glänzt da droben, und zuckt wie Wetterschein?
Das ist mit seinen Reitern der Wolf von Wunnenstein.
Er wirft sich auf die Städter, er sprengt sich weite Bucht:
da ist der Sieg entschieden, der Feind in wilder Flucht.

Im Erntemond geschah es, bei Gott, ein heißer Tag!
Was da der edeln Garben auf allen Feldern lag!
Wie auch so mancher Schnitter die Arme sinken läßt!
Wohl halten diese Ritter ein blutig Sichelfest.

Noch lange traf der Bauer, der hinterm Pfluge gieng,
auf rostge Degenklingen, Speereisen, Panzerring,
Und als man eine Linde zersägt und niederstreckt,
zeigt sich darin ein Harnisch und ein Gerippe versteckt.

Als nun die Schlacht geschlagen und Sieg geblasen war,
da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:
„Hab Dank, du tapfrer Degen, und reit mit mir nach Haus,
daß wir uns gütlich pflegen nach diesem harten Strauß.“

Hei! — spricht der Wolf mit Lachen — gefiel euch dieser Schwank?
ich stritt aus Haß der Städte und nicht um euren Dank.
Gut' Nacht und Glück zur Reise! es steht im alten Recht.“
Er spricht und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht.

Zu Döffingen im Dorfe, da hat der Graf die Nacht
bei seines Ulrichs Leiche, des einzgen Sohns, verbracht.
Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet sein Gesicht,
ob er vielleicht im Stillen geweint, man weiß es nicht.

Des Morgens mit dem Frühſten ſteigt Eberhard zu Roſs,
gen Stuttgart fährt er wieder mit ſeinem reiſgen Troß;
Da kommt des Wegs gelaufen der Zuffenhauſer Hirt:
„Dem Mann iſts trüb zu Muthe, was der uns bringen wird?“

„Ich bring euch böſe Kunde: nächt iſt in unſern Trieb
der gleißend' Wolf gefallen, er nahm ſo viel ihm lieb.“
Da lacht der alte Greiner in ſeinen grauen Bart:
„Das Wölflein holt ſich Kochfleiſch, das iſt des Wölfleins Art.“

Sie reiten rüſtig fürder, ſie ſehn aus grünem Thal
das Schloß von Stuttgart ragen, es glänzt im Morgenſtral;
Da kommt des Wegs geritten ein ſchmucker Edelknecht:
„Der Knab will mich bedünken, als ob er Gutes brächt.“

„Ich bring euch frohe Mähre: Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein, hold und fein.“
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
„Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn ſei Dank und Preis!“

200.

Die gute Mutter.

(Von J. P. Hebel.)

Im Jahr 1796, als die franzöſiſche Armee nach dem Rückzug aus Deutſchland jenſeits hinab am Rhein lag, ſehnte ſich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kinde, das bei der Armee war und von dem ſie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr. „Er muß bei der Rheinarmee ſein,“ ſagte ſie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen,“ und als ſie auf dem Poſtwagen zum St. Johannisthor in Baſel heraus und an den Rebhäuſern vorbei ins Sundgau gekommen war, treuherzig und redſelig, wie alle Gemüther ſind, die Theilnehmung und Hoffnung bedürfen, und die Schweizer ohnedieß, erzählte ſie ihren Reiſegefährten bald, was ſie auf den Weg getrieben hatte. „Find ich ihn in Colmar nicht, ſo geh ich nach Straßburg, find ich ihn in Straßburg nicht, ſo geh ich nach Mainz.“ Die Andern ſagten das dazu und jenes, und einer fragte ſie: „Was iſt denn euer Sohn bei der Armee? Major?“ Da wurde ſie faſt verſchämt in ihrem Inwendigen. Denn ſie dachte, er könnte wohl Major ſein, oder ſo etwas, weil er immer brav war, aber ſie wußte es nicht. „Wenn ich ihn nur finde,“ ſagte ſie, „ſo darf er auch etwas weniger ſein, denn er iſt mein Sohn.“ Zwei Stunden herwärts Colmar aber, als ſchon die Sonne ſich zu den elſäßer Bergen neigte, die Hirten trieben heim, die Kamine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in

dem Lager nicht weit von der Straße stunden partieenweise mit dem Gewehr beim Fuß, und die Generale und Obersten stunden vor dem Lager beisammen, diskurierten mit einander, und eine junge weißgekleidete Person von weiblichem Geschlecht und feiner Bildung stund auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau im Postwagen sagte: „Das ist auch keine gemeine Person, daß sie nahe bei den Herren steht. Was gilts, der, wo mit ihr redet, ist ihr Mann.“ Der geneigte Leser fängt allbereits an, etwas zu merken, aber die Frau im Postwagen merkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahnung, so nahe sie an ihm vorbeigefahren war, sondern bis nach Colmar hinein war sie still und redete nimmer. In der Stadt im Wirtshaus, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit saß, und die Reisegefährten setzten sich auch noch, wo Platz war, da war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt: daß sie jetzt etwas von ihrem Sohne erfahren könnte, ob ihn niemand kenne, und ob er noch lebe, und ob er etwas sei; und hatte doch den Muth fast nicht, zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu thun, wo man das Ja so gerne hören möchte, und das Nein ist doch möglich. Auch meinte sie, jedermann merke es, daß es ihr Sohn sei, nach dem sie frage, und daß sie hoffe, er sei etwas geworden. Endlich aber, als ihr der Diener des Wirts die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich am Rocke fest, und fragte ihn: „Kennt ihr nicht einen bei der Armee, oder habt ihr nicht von einem gehört, so und so?“ Der Diener sagte: „Das ist ja unser General, der im Lager steht. Heute hat er bei uns zu Mittag gegeßen,“ und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte, es sei Spaß; der Diener ruft den Wirt. Der Wirt sagt: „Ja, so heißt der General!“ Ein Offizier sagte auch: „Ja, so heißt unser General,“ und auf ihre Fragen antwortete er: „Ja, so alt kann er sein,“ und „Ja, so sieht er aus, und ist von Geburt ein Schweizer.“ Da konnte sie sich nicht mehr halten vor inwendiger Bewegung, und sagte: „Es ist mein Sohn, den ich suche;“ und ihr ehrliches Schweizergesicht sah fast ein wenig einfältig aus vor unverhoffter Freude und vor Liebe und Scham. Denn sie schämte sich, daß sie eines Generals Mutter sein sollte, vor so vielen Leuten, und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirt sagte: „Wenn das so ist, gute Frau, so laßt herzhaft eure Bagage abladen von dem Postwagen, und erlaubt mir, daß ich morgen in aller Frühe ein Kaleschlein anspannen laße, und euch hinausführe zu eurem Herrn Sohn in das Lager.“

Am Morgen, als sie in das Lager kam, und den General sah, ja, so war es ihr Sohn, und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel. Und als der General seine Mutter erkannte, und seiner Gemahlin sagte: „Das ist sie,“ da

küſſten und umarmten ſie ſich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe, und die Hoheit und die Demuth ſchwammen in einander und goßen ſich in Thränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, faſt weniger darüber, daß ſie heute die Ihrigen fand, als darüber, daß ſie ſie geſtern ſchon geſehen hatte. — Als der Wirt zurückkam, ſagte er: das Geld regne zwar nirgends durch das Kamin herab, aber nicht zweihundert Franken nähme er darum, daß er nicht zugeſehen hätte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte, und ſein Glück ſah; und der Erzähler ſagt: „Es iſt die ſchönſte Eigenſchaft weit aus im menſchlichen Herzen, daß es ſo gern zuſieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhofft wieder zuſammenkommen, und daß es allemal dazu lächeln oder vor Rührung mit ihnen weinen muß, nicht ob es will.“

201.

Trieb nach oben und unten.

(Von Friedrich Rückert.)

In allem Leben iſt ein Trieb
nach unten und nach oben;
Wer in der rechten Mitte blieb
von beiden, iſt zu loben.

In Hochmuth überheb dich nicht,
und laß den Muth nicht ſinken!
Mit deinem Wipfel reich ins Licht
und laß die Wurzel trinken.

202.

Der Kanarienvogel.

(Von H. O. Lenz. Gemeinnützige Naturgeſchichte. Gotha 1835. II. S. 148 ff.)

In Cleve zeigte vor einiger Zeit ein Vogelſteller einen Kanarienvogel, deſſen Kunſtſtücke in der dortigen Gegend allgemein bekannt waren und bewundert wurden. Der Vogelſteller nahm den Vogel heraus, ſetzte ihn auf ſeinen Zeigefinger, und redete ihn folgendermaßen an: „Du erſcheinſt hier, mein lieber Bijou (ſo hieß der Kanarienvogel), vor ſehr vornehmen und verſtändigen Leuten, nimm dich alſo in Acht, daß du die Erwartung, die man ſich von dir macht, nicht täuſcheſt. Du haſt Lorbeeren eingeſammelt, ſorge dafür, daß ſie nicht verwelken.“ Dieſe ganze Zeit über ſchien der Vogel zuzuhorchen, und nahm dabei eine Stellung an, als ob er recht aufmerkſam auf die Rede wäre, indem er ſein Ohr dem Munde des Mannes entgegenbog, und, als dieſer zu reden aufhörte, zweimal ganz deutlich mit dem Kopfe nickte, und war je ein Nicken verſtändlich und vielverſprechend, ſo war es dieſes. „Gut,“ ſagte nunmehr der Vogelſteller, indem er ſeinen Hut gegen den Vogel abnahm, „laß uns denn nun ſehen, ob du ein Kanarienvogel von Ehre biſt. Stimm einmal ein Liedchen an.“ — Der Vogel ſang. — „Pfui, das iſt zu hart, das klingt ja, als wenn ein heiſerer Rabe krächzte. Etwas

Rührendes! — Der Vogel pfiff nun, als ob ſeine kleine Kehle in eine Laute verwandelt wäre. — „Raſcher!“ ſagte der Mann; „langſamer! So iſts recht. Aber was zum Henker haſt du mit deinen Füßchen und deinem Köpfchen vor? Kein Wunder, daß du herauskommſt, Monſieur Bijou, wenn du den Takt zu ſchlagen vergißeſt. Nun, das iſt ein lieber Bijou! bravo, bravo, Männchen!“ Alles, was ihm geheißen und woran er erinnert wurde, that er mit bewunderungswürdiger Pünktlichkeit. Sein Kopf und ſein Fuß ſchlugen den Takt, und beide drückten ſowohl die Abwechſelung des Tones als der Bewegung aus. Der Ton ſelbſt war ein treuer Widerhall des Sinnes, und zwar nach den ſtrengſten Regeln der Muſik. Bravo, bravo! hallte es von allen Seiten des Zimmers wieder. „Und du bezeugſt deine Dankbarkeit nicht für dieſes Lob?“ rief der Vogelſteller unwillig aus. Der Vogel verbeugte ſich auf das ehrerbietigſte.

Das nächſte Kunſtſtück, das der Kanarienvogel machte, beſtund darin, daß er mit einer aus einem Strohhalm gemachten Flinte den Soldaten ſpielte. „Du haſt ein ſaures Stück Arbeit gemacht, mein armer Bijou,“ ſagte der Vogelſteller, als er fertig war, „und mußt wohl etwas müde ſein. Nur noch ein Paar Stückchen, und dann ſollſt du ausruhen. Zeig einmal den Damen, wie man einen Knix macht.“ Der Vogel zog nun das eine Füßchen hinter das andere, und ſank und hob ſich mit der vollkommenſten Ungezwungenheit und Grazie. „Das iſt ſchön, mein liebes Männchen; und nun einen Bückling.“ Er machte ihn, indem er zugleich den Kopf neigte und mit den Füßen ſcharrte. „Nun laß uns mit einem Walzer ſchließen, Bijou. Getroffen! recht ſo! luſtig!“ Die Lebhaftigkeit, die Genauigkeit, das Feuer, womit dieſer letzte Befehl vollzogen wurde, trieb den Beifall der ganzen Geſellſchaft bis zur höchſten Bewunderung. Bijou ſelbſt ſchien den Durſt nach Ruhm zu fühlen, ſchüttelte ſeine kleinen Federn, und ſtimmte einen Jubelgeſang an, in welchem man das Selbſtbewußtſein des Siegers zu hören glaubte.

„Du haſt es brav gemacht, was ich dir geheißen habe,“ ſagte der Vogelſteller, indem er ſeinen gefiederten Liebling liebkoſete; „mach alſo jetzt ein Schläfchen, während ich deinen Platz einnehme.“ Der Kanarienvogel fiel nun in einen verſtellten Schlummer, und zwar ſo täuſchend, als ob Morpheus alle ſeine Kraft an ihm verſucht hätte; erſt ſchloß er das eine Auge, dann das andere, dann nickte er, dann ſank er ſo ſehr auf die eine Seite, daß verſchiedene von der Geſellſchaft die Hände ausſtreckten, um ihn vom Fallen abzuhalten, und gerade, wenn dieſe Hände ihn zu berühren im Begriffe waren, faßte er ſich wieder und ſank dann eben ſo tief auf die andere Seite. Endlich ſchien ihn der Schlaf in einer feſten Stellung zu halten, worauf ihn der Mann vom Finger wegnahm, und ihn auf den Tiſch legte, wo er, wie der Vogelſteller verſicherte, ſo lange feſt und ruhig ſchlafen würde, als er

selbst seine Kunststücke machte. Allein kaum hatte er damit angefangen, als eine große schwarze Katze auf den Tisch sprang, den Vogel mit den Zähnen ergriff, und alles Widerstandes ungeachtet mit ihm zum Fenster hinausstürzte. Der Vogelsteller war über diesen Verlust untröstlich, indem er mit diesem Thierchen Jahre lang sein Brot verdient hatte.

203.

Räthsel.

Wie Flotte ewig unter Segel,
nie lauft sie aus, nie langt sie an,
und ohne Steuer, Mast und Segel,
umschifft sie selbst den fernsten Plan.
Sie führt die köstlichsten der Gaben,
dem Schoß der Erde nicht entgraben,
heraus aus tiefstem Ocean.
Doch sollen ihre Schätze landen,
so müßen erst die Schiffe stranden:
bevor das Fahrzeug ist zerschellt,
beglücket nie sein Gut die Welt.

204.

Das Lied vom Samenkorn.

(Von F. A. Krummacher.)

Der Sämann streut aus voller Hand
den Samen auf das weiche Land,
Und wundersam! was er gesät,
Das Körnlein wieder aufersteht.

Die Erde nimmt es in den Schoß
und wickelt es im Stillen los:
Ein zartes Keimlein kommt hervor
und hebt sein röthlich Haupt empor.

Es steht und frieret, nackt und klein,
und fleht um Thau und Sonnenschein.
Die Sonne schaut von hoher Bahn
der Erde Kindlein freundlich an.

Bald aber nahet Frost und Sturm,
und scheu verbirgt sich Mensch und Wurm;
Das Körnlein kann ihm nicht entgehn
und muß in Wind und Wetter stehn.

Doch schadet ihm kein Leid noch Weh;
der Himmel deckt mit weißem Schnee
Der Erde Kindlein freundlich zu;
dann schlummert es in stiller Ruh.

Bald feucht des Winters trübe Nacht,
die Lerche singt, das Korn erwacht,
Der Lenz heißt Bäum und Wiesen blühn
und schmückt das Thal mit frischem Grün.

Voll krauser Ähren, schlank und schön,
muß nun die Halmensaat erstehn,
Und wie ein grünes stilles Meer
im Winde wogt sie hin und her.

Dann schaut vom hohen Himmelszelt
die Sonne auf das Aehrenfeld;
Die Erde ruht in stillem Glanz,
geschmückt mit goldnem Erntekranz.

Die Ernte naht, die Sichel klingt,
die Garbe rauscht, gen Himmel dringt
Der Freude lauter Jubelsang,
des Herzens stiller Preis und Dank.

205.

Der Baum des Lebens.

(Von Friedrich Rückert. Vergleich Teil I. Nr. 25.)

Als Adam lag im Todeskampfe schon,
schickt' er zum Paradiese seinen Sohn,
Zu holen einen Zweig vom Lebensbaum,
und zu genesen hofft' er noch davon.
Seth brach das Reis, und als ers hergebracht,
war schon des Vaters Lebenshauch entflohn.
Da pflanzten sie das Reis auf Adams Grab,
und fortgepflanzt ward es von Sohn zu Sohn.
Es wuchs, als in der Grube Joseph lag
und Israel in der ägyptschen Frohn.
Des Baumes Blüten giengen duftend auf,
als David harfend saß auf seinem Thron.
Dürr ward der Baum, als an dem Weg des Herrn
irr ward in seiner Weisheit Salomon.
Doch die Geschlechter hofften, daß ihn neu
beleben sollt ein andrer Davidssohn.
Das sah im Geist der Glaube, da er saß
im Leid an Waßerflüßen Babylon.
Und als der ewge Blitz vom Himmel kam,
zerbarst der Baum mit hellem Jubelton;
Begnadigt ward der dürre Stamm von Gott,
zu dienen zu dem Holz der Passion.
Es zimmerte die blinde Welt aus ihm
das Kreuz, und schlug ihr Heil daran mit Hohn.
Da trug der Baum des Lebens blutge Frucht,
daß, wer sie koste, Leben sei sein Lohn.
O Freimund,* sieh! der Baum des Lebens wächst,
ausbreitend sich jemehr, als Stürm ihm drohn.
Die ganze Welt ruh unter seinem Schirm!
die halbe ruht in seinem Schatten schon.

206.

Das Todtenhemdchen.

(Märchen, von den Brüdern Grimm.)

Es hatte eine Mutter ein Büblein von sieben Jahren, das war so schön und lieblich, daß es niemand ansehen konnte, ohne ihm gut zu sein, und sie hatte es auch lieber, als alles auf der Welt. Nun geschah es, daß es plötzlich krank wurde und der liebe Gott es zu sich nahm; darüber konnte

* So nennt sich der Dichter in seinen Gedichten.

sich die Mutter nicht trösten und weinte Tag und Nacht. Bald darauf aber, nachdem es begraben war, zeigte sich das Kind nachts an den Plätzen, wo es sonst im Leben gesessen und gespielt hatte; weinte die Mutter, so weinte es auch, und wenn der Morgen kam, war es verschwunden. Als aber die Mutter gar nicht aufhören wollte, zu weinen, kam es in einer Nacht mit seinem weißen Todtenhemdchen, in welchem es in den Sarg gelegt war, und mit dem Kränzchen auf dem Kopf, setzte sich zu ihren Füßen auf das Bett und sprach: „Ach Mutter! hör doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen, denn mein Todtenhemdchen wird nicht trocken von deinen Thränen, die alle darauf fallen.“ Da erschrak die Mutter, als sie das hörte, und weinte nicht mehr. Und in der andern Nacht kam das Kindchen wieder, hielt in der Hand ein Lichtchen, und sagte: „Siehst du, nun ist mein Hemdchen bald trocken und ich habe Ruhe in meinem Grab.“ Da befahl die Mutter dem lieben Gott ihr Leid, und ertrug es still und geduldig, und das Kind kam nicht wieder, sondern schlief in seinem unterirdischen Bettchen.

207.

Das Riesenspielzeug.

(Von Adalbert v. Chamisso.)

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
ergieng sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor,
Und stieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein,
neugierig zu erkunden, wies unten möchte sein.

Mit wengen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

„Ei! artig Spielzeug!“ ruft sie, „das nehm ich mit nach Haus.“
Sie kniet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus,
Und feget mit den Händen, was da sich alles regt,
zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammen schlägt;

Und eilt mit freudgen Sprüngen, man weiß wie Kinder sind,
zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
„Ei, Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
so allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höhn.“

Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,
er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliches bringst du in deinem Tuch herbei?
du hüpfest ja vor Freuden; laß sehen, was es sei.“

Sie spreitet aus das Tüchlein, und fängt behutsam an,
den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann;
Wie alles auf dem Tische so zierlich aufgebaut,
so klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet? das ist kein Spielzeug nicht!
Wo du es hergenommen, da trag es wieder hin,
der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn!

Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot;
Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor,
der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!“

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohl bekannt,
die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand,
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

208.

Die Riesen und die Zwerge.

(Von Friedrich Rückert.)

Es gieng die Riesentochter, zu haben einen Spaß,
herab vom hohen Schloße, wo Vater Riese saß;
Da fand sie in dem Thale die Ochsen und den Pflug,
dahinter auch den Bauer, der schien ihr klein genug.
Die Riesen und die Zwerge!

Pflug, Ochsen und den Bauer, es war ihr nicht zu groß,
sie faßts in ihre Schürze, und trugs aufs Riesenschloß.
Da fragte Vater Riese: Was hast du, Kind, gemacht?
Sie sprach: Ein schönes Spielzeug hab ich mir hergebracht.
Die Riesen und die Zwerge!

Der Vater sahs und sagte: Das ist nicht gut, mein Kind!
Thu es zusammen wieder an seinen Ort geschwind.
Wenn nicht das Volk der Zwerge schafft mit dem Pflug im Thal,
so darben auf dem Berge die Riesen bei dem Mahl.
Die Riesen und die Zwerge!

209.

Der Gemsjäger.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Ein Gemsjäger stieg auf und kam zu dem Felsgrat, und indem er immer weiter empor klomm, weiter als er je vorher gelangt war, stund plötzlich ein häßlicher Zwerg vor ihm, der sprach zornig: „Warum erlegst du mir lange schon meine Gemsen, und läßest mir nicht meine Herde? jetzt sollst dus mit deinem Blute teuer bezahlen!“ Der Jäger erbleichte und wäre bald hinabgestürzt, doch faßte er sich noch und bat den Zwerg um Verzeihung, denn er habe nicht gewußt, daß ihm diese Gemsen gehörten. Der Zwerg sprach: „Gut, aber laß dich hier nicht wieder blicken, so verheiß ich dir, daß du jeden siebenten Tag, Morgens früh, vor deiner Hütte ein geschlachtetes Gemsthier hangen finden sollst, aber hüte dich und schone mir die andern.“ Der Zwerg verschwand, und der Jäger gieng nachdenklich heim, und die ruhige Lebensart behagte ihm wenig. Am siebenten Morgen hieng eine fette Gemse in den Aesten eines Baumes vor seiner Hütte, davon zehrte er ganz vergnügt, und die nächste Woche giengs eben so und dauerte ein Paar Monate fort. Allein zuletzt verdroß den Jäger seiner Faulheit, und er wollte lieber selber Gemsen jagen, möge erfolgen, was da werde, als sich den Braten zutragen laßen. Da stieg er auf, und nicht lange, so erblickte er einen stolzen Leitbock, legte an und zielte. Und als ihm nirgends der böse Zwerg erschien, wollte er eben losdrücken, da war der Zwerg hinter her geschlichen, und riß den Jäger am Knöchel des Fußes nieder, daß er zerschmettert in den Abgrund sank.

210.

Der Alpenjäger.

(Von Schiller.)

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüten,
spielend an des Baches Ranft. —
„Mutter, Mutter, laß mich gehen
jagen nach des Berges Höhen!“

Willst du nicht die Herde locken
mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
in des Waldes Luftgesang. —
„Mutter, Mutter laß mich gehen
schweifen auf den wilden Höhen!“

Willst du nicht der Blümlein warten,
die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet dich kein Garten
wild ists auf den wilden Höhn! —
„Laß die Blümlein, laß sie blühen;
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

Und der Knabe gieng zu jagen,
und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
an des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß zerborstner Klippen
trägt sie der gewagte Sprung.
Aber hinter ihr verwogen
folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken
und verschwunden ist der Pfad,
Unter sich die steile Höhe,
hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn, loszudrücken,
legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,“
ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde!
was verfolgst du meine Herde?“

211.

Ein Lied hinterm Ofen zu singen.

(Von Matthias Claudius. Werke, II. Seite 87. ff.)

Der Winter ist ein rechter Mann,
kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an
und scheut nicht Süß noch Sauer.

War je ein Mann gesund, ist ers!
er krankt und kränkelt nimmer,
Er badet sich am Eis des Meers
und schläft im kalten Zimmer.

Er zieht sein Hemd im Freien an
und läßts vorher nicht wärmen,
Und braucht sich über Fluß in Zahn
und Gliedern nicht zu härmen.

Aus Blumen und aus Vogelsang
weiß er sich nichts zu machen;
Ein warmes Herz, das ist sein Drang,
sonst haßt er warme Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr
wenns Holz im Ofen knittert,
Und an dem Ofen Knecht und Herr
die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
und Teich' und Seen krachen:
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
dann will er sich todt lachen.

Sein Schloß von Eis ligt ganz hinaus
beim Nordpol an dem Strande,
Doch hat er auch ein Sommerhaus
im lieben Schweizerlande.

Da ist er dann bald dort, bald hier,
gut Regiment zu führen,
Und wenn er durchzieht, stehen wir
und sehn ihn an und frieren.

212.

Der Krieg.

(Von Friedrich Jacobs. Allwin und Theodor, Leipzig 1817. Seite 16 ff.)

In den ersten Tagen des Mais führte ein Vater seine Kinder, Allwin und Theodor, in das Freie hinaus. Der Weg gieng eine lange Allee hinab, an deren Ende ein öffentlicher Garten lag. In seinen weit geöffneten Thüren sahen sie schon von fern ein buntes Gewühl von Menschen, welche aus- und eingiengen, und eine lustige, aus dem Innern schallende Musik lud die Spazierenden ein, an den Vergnügungen des Gartens Teil zu nehmen.

Es war ein Sonntag, und eine Menge vergnügter Menschen vergaß hier die Arbeiten und Mühen der vergangenen Tage. Viele spazierten müßig in den breiten Gängen auf und ab, und genoßen den lauen Abend, der aus dem frischen Laube und den Blüten der Bäume süße Düfte hervorlockte. Männer wandelten mit Weibern; und vor ihnen hüpften ihre Kinder oder tummelten sich in fröhlicher Verwirrung auf den Grasplätzen umher. Alle schienen von einem Geiste friedlicher Eintracht und ruhigen Genießens beseelt. Die fröhlichen Töne, die sie umzogen, die heitern Stralen der Abendsonne, und die anmuthigen Düfte, die aus tausend Blumen emporstiegen, schienen alle Gemüther erheitert und in ein süßes Vergeßen ihrer Sorgen gewiegt zu haben.

Allmählich verlor sich die größere Menge und die laute Musik verstummte. Da erscholl aus einem Gebüsche zur Seite eine anmuthige Doppelpfeife, die von Zeit zu Zeit durch einen einfachen und rührenden Gesang unterbrochen wurde. Die meisten von denen, die noch in dem Garten zurückgeblieben waren, eilten jetzt neugierig nach jener Gegend hin, und Allwin und Theodor waren nicht unter den letzten. Sie fanden auf einem Rasenplatze einen Knaben sitzen, welcher zwei kleine Pfeifen blies und zur Abwechslung dazwischen sang.

Das Lied, das er sang, war ein Lob des Friedens. Er wiederholte es mehrmalen; aber immer, wenn er gegen das Ende kam, wurde seine Stimme dumpfer und dumpfer, bis sie endlich bei den letzten Worten ganz zu erlöschen schien.

Wer einmal gekommen war, blieb stehen und hörte. Der Knabe schien etwas über zwölf Jahr alt zu sein. Seine heitere Bildung gefiel jedermann, wie er denn auch die Umstehenden unbefangen und unschuldig mit großen blauen Augen ansah. Neben ihm lag ein grauer Hund, den er von Zeit zu Zeit liebkosete. Sein Anzug war ärmlich, aber rein, und seine Bewegungen hatten eine gewisse natürliche Anmuth, die jedermann wohlgefiel. Man wollte wißen, wer er sei, wo er herkomme, und wem er angehöre.

„Ich komme weither vom Rhein," antwortete er, „wo meine arme Mutter wohnt. Ich ziehe umher, um etwas zu verdienen."

Diese Worte erregten die Neugierde der Umstehenden noch mehr. Man verlangte seine Geschichte zu hören. Er schwieg einige Augenblicke; dann legte er seine Flöten bei Seite, drückte den Hund fester an sich und erzählte mit gefaltenen Händen folgendermaßen:

„Ich komme aus der Pfalz, wo mein armer Vater Landwirtschaft trieb. Wir hatten ein feines Haus, nicht weit vom Fluß, und einen Garten dabei, auch einen kleinen Weinberg, dicht am Waßer. Wir hatten Pferde und Kühe, und alles, was wir wünschten. Gar oft sagte mein Vater: Unsere Nachbarn sind zwar reicher, aber gewis nicht vergnügter als wir. Denn wir sind zufrieden mit dem, was uns Gott beschert, und begehren nicht mehr, als wir haben.

Das war vor dem Kriege, da gieng uns alles zu Glück. Als aber die Kriegsunruhen anfiengen, fiengen auch meiner Eltern Sorgen an. Wir hörten oft von bösen Thaten, die verübt worden waren, und daß man niemand schone, weder Alt noch Jung. Auch kamen viele Flüchtlinge vom andern Ufer bei uns durch, mit wenigen Habseligkeiten. Die erzählten schauderhafte Dinge und machten uns sehr bange. Oft sahen wir auch schreckliche Feuerzeichen von brennenden Dörfern am Himmel. Wir giengen mit Furcht zu Bette und standen mit Sorgen auf, denn alles Unglück, das wir sahen und hörten, drohte uns ebenfalls.

Endlich fieng die Noth auch in unserer Gegend an. Es kamen oft Soldaten zu uns, bald Freunde bald Feinde. Aber sie waren alle gleich und verlangten immer dieß und das. Sie sagten zwar, der Krieg würde für uns geführt, damit es uns wohl gienge. Aber dabei nahmen sie uns alles, was wir hatten; und wenn wir ihnen alles gegeben hatten, wußten sie es uns doch keinen Dank.

Eines Tages hörten wir ein gewaltiges Kanonenfeuer, und gegen Abend hieß es, der Feind sei geschlagen und ziehe sich mit großer Eile im Thale herab. Mit tödtlicher Angst sahen wir der Ankunft des fliehenden Feindes entgegen. Mein Vater gieng nicht zu Bette, sondern verwarte das Haus und erwartete den Erfolg.

Früh, vor Tagesanbruch, als ich noch schlief, wurde mit großem Ungestüm an das Haus geschlagen. Ich fuhr erschrocken auf und sah durchs Fenster einen Trupp Reiter, welche Anstalten machten, die Thüren aufzusprengen. Da öffnete ihnen mein Vater gutwillig — denn es waren ihrer zu viele, um sie abzuhalten — und fragte sie recht höflich, was denn ihr Begehren sei. Da verlangten sie Geld, aber viel und schnell; und einige zogen die Säbel, andere spannten die Pistolen gegen ihn und drohten, ihn zu ermorden, wenn er sich einen Augenblick bedächte.

Ich war unter der Zeit hinausgelaufen und bat meinen Vater, ihnen

doch alles zu geben. Da schwang einer von den wilden Reitern lachend seinen Säbel über mir, um mich in Furcht zu setzen; aber ein anderer, der vom Pferde gestiegen war, faßte mich freundlich beim Kinn und streichelte mir den Kopf und sagte mir, ich sollte mich nicht fürchten. Ich fürchte mich nicht, antwortete ich, aber, um Gottes Willen, thut nur dem Vater nichts!

Mein Vater war in das Haus gegangen, um Geld zu holen. Während der Zeit behielten sie mich und die Mutter in Verhaft. Einige stießen schreckliche Worte aus und drohten, uns mitzunehmen oder ums Leben zu bringen. Nun brachte mein Vater eine Summe Geldes, ich weiß nicht wie viel, und gab es ihnen. Aber sie waren nicht zufrieden, sondern fluchten entsetzlich, und einige stiegen schon ab, um selbst zu suchen. Auf einmal hörte man einige Kanonenschüße in der Nähe. Da erschraken sie, stiegen hastig wieder auf und jagten mit ihrer Beute auf und davon.

Als sie weg waren, dankten wir alle Gott, daß nichts Schlimmeres geschehen war. Aber mein Vater war still und meine Mutter weinte. Sie hat mir nachher gesagt, das Unglück habe ihr geahndet, das uns bevorstund.

Viele Reiter und Fußgänger eilten den ganzen Tag über vorbei, und keiner hielt sich auf, bis gegen Abend drei Reiter auf unsern Hof kamen und mit Ungestüm Geld verlangten. Mein Vater eilte hinaus, um ihnen zu sagen, daß er nichts mehr habe, und hielt uns zurück, ihm zu folgen. Wir horchten aber an der Thür und hörten einen schrecklichen Wortwechsel. Da liefen wir hinaus, als der Lärm so arg wurde, um meinem armen Vater zu Hilfe zu kommen. In dem Augenblick schwang ein Reiter den Säbel über ihn, und nannte ihn einen Hund, und ein anderer drückte sein Gewehr gegen ihn ab; und wir sahen meinen Vater in seinem Blute fallen."

Der Knabe hielt bei diesen Worten inne; Thränen rollten über seine Wangen, und alle Umstehenden waren gerührt.

„Als meine Mutter das große Unglück sah," fuhr er nach einem kurzem Stillschweigen fort, „warf sie sich über meinen armen Vater her, und schrie und weinte, bis ihr die Stimme vergieng. Da glaubte ich, sie sei auch todt, und setzte mich neben sie, und wollte auch sterben. Die Reiter waren unterdessen in das Haus gegangen, und rafften zusammen, was sie fanden. Dann ritten sie eilends davon, als es schon ganz dunkel war, und kümmerten sich nicht weiter um uns.

Ich wußte nicht, was ich thun sollte; bald wollte ich in die Nachbarschaft laufen und Hilfe suchen. Aber ich war in einer so großen Angst, daß ich nicht fort konnte. Ich konnte nur rufen und schreien; und das hörte niemand! denn unser Haus lag einzeln. Endlich kam es mir vor, als ob meine Mutter wieder Athem holte. Ich rief sie mit lauter Stimme, und sie schlug die Augen auf und fragte, wo sie wäre? Ich konnte vor Freude nicht

antworten und auch vor Traurigkeit nicht; denn die Thränen erstickten meine Worte. Aber, ach! in dem Augenblicke schlug die Flamme aus dem Dache unseres Hauses empor. Meine Mutter raffte sich auf, und wollte in das brennende Haus hinein. Aber ich hielt sie fest und ließ sie nicht los. Denn sie wäre gewis in den Flammen umgekommen. Das Haus stund mit einem Mal in vollen Flammen. Es kamen einige Leute herbei, um zu helfen; aber alle Hilfe war umsonst; das Haus brannte nieder, und wir hatten nichts gerettet, als was wir an uns trugen. Nun versammelten sich viele Leute um uns, und beklagten unser Unglück. Und jeder erzählte etwas, das ihm begegnet war, der eine dieß, der andere das; denn es war niemand verschont geblieben. Aber umgekommen war doch niemand, als mein armer Vater.

Als der Morgen anbrach, war meine Mutter sehr krank, denn wir waren die ganze Nacht unter freiem Himmel gewesen; und noch wußten wir nicht, wo wir uns hinwenden sollten. Meine Mutter saß immer neben meinem todten Vater, und hielt mich fest auf ihrem Schoße, damit sie mich nicht auch verlöre, sagte sie. Da kam eine arme Witwe aus der Nachbarschaft, der mein Vater, in beßern Zeiten einiges Gute gethan hatte. Die bat meine Mutter aufzustehen und mit in ihre Hütte zu gehen. Sie wollte alles mit uns teilen, sagte sie, was sie in ihrer Armut hätte.

Den andern Tag begruben sie meinen Vater, und der Pfarrer predigte an dem Grab und sagte: mein Vater wäre nun im Himmel, denn er hätte Gott gefürchtet und geliebt. Und das ist auch gewis wahr; denn mein Vater war fromm und that allen Menschen Gutes.

Da alle weg waren, blieb ich allein auf dem Gottesacker, und setzte mich auf das Grab, und weinte, und rief meinem Vater mit Namen; und dann betete ich, und nahm mir vor, auch so gut zu werden, wie er. So saß ich lange auf dem Grabe, und konnte nicht weg. Der Hund lag neben mir und sah mich traurig an; und da mußte ich noch mehr weinen, wenn ich dachte, wie lieb mein Vater das treue Thier gehabt hatte."

Bei diesen Worten legte der Knabe sein Gesicht auf den Kopf des Hundes und drückte ihn fest dagegen. Dann fuhr er fort:

„Meine Mutter war nun lange krank, und wir lebten sehr kärglich. Unsere gute Wirtin hatte nur wenig, und meine Mutter konnte nichts verdienen. Da ich nun sah, daß sie immer betrübt war und sich härmte, weil wir der armen Frau zur Last fielen, sagte ich eines Tages zu ihr: Liebe Mutter, ihr seid so traurig, daß wir nichts haben und nichts verdienen können. Aber seid nur getrost! Kann ich nicht die Doppelpfeife spielen und allerlei Lieder singen? Ich will mich auf die Reise begeben, und Musik machen, wie der blinde Nepomuk, der sonst immer mit seinem Enkel hieher kam; so seid ihr eine Sorge los, und ich denke etwas zu verdienen.

Dann komme ich wieder zurück und bringe euch mit, was ich erworben habe. — Meine Mutter antwortete nichts; ich aber schickte mich zur Reise an, bat meine Wirtin um etwas Brot, rief den Hund und wollte hinaus. Da meine Mutter nun sah, daß es mein Ernst war, wollte sie mich nicht fortlaßen, sondern schalt mich und stritt und bat. Da war gerade ein alter Nachbar zugegen, dem die Soldaten auch alles genommen hatten; der sagte: Laßt ihn ziehen, Mutter! Es hat wohl mancher brave Mann so angefangen; Gott wird ihn behüten! Und da ich auf meinem Vorhaben bestund, sagte sie endlich unter vielen Thränen: Nun so geh in Gottes Namen! Ich will für dich beten, daß dir kein Unglück begegne, und daß du gut bleibest.

Da gab ich ihr die Hand und gieng fort; und es sind nun zwei Monate, daß ich herumziehe und Musik mache, und noch ist mir nichts Uebels begegnet. Ich habe mir schon einiges gespart, und wann es noch mehr ist, kehre ich wieder nach Hause zurück und erfreue meine arme Mutter, die wohl manche Sorge um mich haben mag."

Mit diesen Worten endigte der Knabe seine Geschichte, und zog ein kleines Beutelchen heraus, das er mit Wohlgefallen wog und zwischen beide Hände drückte. Alle Umstehenden zeigten sich freigebig und liebkoseten den Knaben und lobten ihn. Da trat unter der Menge ein ältlicher Mann hervor, der ein ansehnliches Vermögen besaß und seine Kinder verloren hatte. Der faßte den Knaben bei der Hand und sagte: „Willst du mit mir kommen?" — Der Knabe sah ihn mit großen Augen an und sagte: „Ich will euch so viele Lieder spielen, als ich weiß." — Der Mann lächelte und gieng mit dem Knaben weg. Bald darauf erfuhr man, daß er ihn an Kindesstatt angenommen hatte und für seine Mutter Sorge trug.

213.

Turmwächterslied.

(Von De la Motte Fouqué.)

Am gewaltigen Meer
in der Mitternacht,
Wo der Wogen Heer
an die Felsen kracht,
da schau ich vom Turm hinaus.
Ich erheb einen Sang
aus starker Brust,
Und mische den Klang
in die wilde Luft,
in die Nacht, in den Sturm, in den Graus.

Dringe durch, dringe durch
recht freudenvoll,
Mein Lied, von der Burg
in das Sturmgeroll,
verkünd es weit durch die Nacht,
Wo wanket ein Schiff
durch die Flut entlang,
Wo schwindelt am Riff
des Wanderers Gang,
daß oben ein Mensch hier wacht:

215.

Im Spessart.

(Von Friedrich Schlegel.)

Gegrüßt seist du, vielliebe Wald!
Es rührt mit wilder Lust,
Wenn abends fern das Alphorn schallt,
Erinnrung mir die Brust.

Jahrtausende wohl standst du schon,
o Wald, so dunkel-kühn!
Sprachst allen Menschenkünsten Hohn
und webtest fort dein Grün.

Wie mächtig dieser Aeste Bug,
und das Gebüsch wie dicht!
Das goldenspielend kaum durchschlug
der Sonne funkelnd Licht.

Nach oben strecken sie den Lauf,
die Stämme, grad und stark;
Es strebt zur blauen Luft hinauf
der Erde Trieb und Mark.

Durch des Gebildes Adern quillt
geheimes Lebensblut,
Der Blätterschmuck der Krone schwillt
in grüner Frühlingsglut.

Natur, hier fühl ich deine Hand
und athme deinen Hauch;
Beklemmend bringt und doch bekannt
dein Herz in meines auch.

Dann denk ich, wie vor alter Zeit,
du dunkle Waldesnacht!
Der Freiheit Sohn sich dein gefreut,
und was er hier gedacht.

Du warst der Alten Haus und Burg,
zu diesem grünen Zelt
Drang keines Feindes Ruf hindurch,
frei war noch da die Welt.

Sprichwörter.

216.

Was Gott beschert
bleibt unverwehrt.

Bei jedem Freunde halte still,
der dich und nicht das Deine will.

Es ist kein Häuslein,
es hat sein Kreuzlein.

Sei sparsam im Salzen,
doch nicht im Schmalzen.

Wenns muß sein,
so schick dich darein.

Böser Gewinn
fährt bald dahin.

Eintracht
hat große Macht.

Wer gut schmeert,
der gut fährt.

Vom Flecke
zum Zwecke.

Oft fängt man Fische von Ungefähr,
da man nicht meinte, daß Einer wär.

Hilfts nicht allein,
so hilfts doch im Gemein.

Es ist bald geendet,
was lange schändet.

217.

Kleine Häfelein laufen bald über.
Viel Essen, viel Krankheit.

Man lobt keinen, außer er brauchs.
Gescheidte Hähne frißt der Fuchs auch.

Eine schlechte Maus, die nur Ein Loch weiß.
Wer in allen Gaßen wohnt, wohnt übel.
Fett wird leicht ranzig.
Je ärger Schalk, je größer Glück.
Die Hoffnung ist unser, der Ausgang Gottes.
Vorrede spart Nachrede.
Wer sich nicht bückt, der ackert nicht gut.
Wo nichts innen ist, da geht nichts aus.

218.

Alter Fuchs, alte List.
Versuchen schadet nicht.
Gott beschert über Nacht.
Irren ist menschlich.
Verbranntes Kind scheut das Feuer.
Das Gewisse findet man im Ungewissen.
Trau, schau, wem.
Wille ist Werk.
Wer nicht hören will, muß fühlen.
Großes Gut, große Sorge.
Steckenpferde reiten kostet Beine.
Ein Schelm gibt mehr als er hat.

219.

Die Spinne und die Fliege.

(Von Sebastian Franck.)

Eine Fliege sagte zu einer Spinne: Was verschlägst du der Natur die freie, gemeine Landstraße? Die Spinne antwortete: Die Natur selbst hat mir des Gewalt gegeben, und mich gemacht zur Lehrmeisterin aller Menschen. Darum schlage ich die Probstücke meiner Kunst öffentlich auf und webe in meiner offenen Schul, zu lehren alle Menschen. Die Fliege sprach: Was zu lehren? Die antwortet: Zum ersten, daß ein Mensch eben so wohl eines rechten Gesichts als eines rechten Herzens bedarf. Denn dieweil deine Augen deines Leibes Laternen sind, und durch die Augen der Tod in die Seele und das Herz geht, sind sie nicht weniger denn das Herz wohl zu bewaren, damit sie nichts Falsches hineintragen, dessen du dich, als eines Giftes der Seelen, mit großer Mühe wieder entledigen müßtest. Wende deine Augen ab, daß sie keine Eitelkeit sehen; folge Salomo, der in den Sprüchen seinem Sohn befiehlt, daß er nicht weniger seine Augen als sein Herz beware; sonst wirst du leicht in mein Garn fallen und mir zum Raube werden. Zum andern lerne, daß deine Füße deinen Augen nach und nicht vorgehen sollen. Salomo spricht: Der Weise hat seine Füße in seiner Gewalt, aber der Narr geht seinen Füßen nach und ist in seiner Füße Gewalt, daß er hingeht, wohin sie wollen. Es sollten aber die Füße den Augen der Vernunft nachgehen, und nimmer die Füße das Auge führen; wo ihr sichere Fliegen das thätet, fielet ihr nicht so zu Haufen in mein Netz; aber dieweil ihr blind euren Flügeln nachflieget, werdet ihr in meinem Garn gefangen. Zum dritten lehr ich, daß man in der Sicherheit die größte Sorge haben soll. Denn das Gewisse findet man im Ungewissen, gewisse Ruhe in der Furcht und Sorge. Lerne in gewissen Dingen zweifeln, so bist du sicher und gewis in ungewissen, zweifel-

haften Dingen. Der Weise fürchtet sich und zweifelt, und also entrinnet er gewisser Gefahr; der Thor aber ist sicher und besorget nichts, darum fällt er in gewisse Irrtümer. Furcht vor Schiffbruch verhindert Schiffbruch. In ihrer Sicherheit fahren die Thoren in mein Netz, während die Weisen fürchten und sich vorsehen, daß sie nicht hineinfahren.

Die Fliege sagt: Das sind gute Lehren. Antwortet die Spinne: Gut sind sie, wenn du darnach thust. In demselben Augenblick vergaß dieß die Fliege, und schnurret unvorsichtig und sicher in das Gewebe. Als sie nun klagt, daß die Spinne sie betrogen, antwortet diese, es sei Gerechtigkeit und kein Betrug, wenn der gewarnte Vogel trotz aller Warnung unvorsichtig ins Garn falle.

220.

Columbus.

(Von Louise Brachmann.)

„Was willst du, Fernando, so trüb und bleich?
bringst mir traurige Mähr!“
„„Ach, edler Feldherr, bereitet euch!
nicht länger bezähm ich das Heer!
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
so seid ihr ein Opfer der Wuth;
Sie fordern laut, wie Sturmgebrüll,
des Feldherrn heiliges Blut.““

Und eh noch dem Ritter das Wort entflohn,
da drängte die Menge sich nach, [schon
Da stürmten die Krieger, die wütenden,
gleich Wogen ins stille Gemach. [Blick,
Verzweiflung im wilden, verlöschenden
auf bleichen Gesichtern der Tod! —
„„Verräther! wo ist nun dein gleißendes
jetzt rett uns vom Gipfel der Noth! [Glück?
Du gibst uns nicht Speise, so gib uns
denn Blut!““
„„Blut!““ rief das entzügelte Heer. —
Sanft stellte der Große den Felsenmuth
entgegen dem stürmenden Meer.
„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es,
doch bis noch ein einziges Mal [und lebt!
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
vergönnt mir den segnenden Stral.

Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad,
so biet ich dem Tode mich gern,
Bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad,
und trauet der Hilfe des Herrn!“
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick
beflegte noch einmal die Wuth.
Sie wichen vom Haupte des Führers zurück
und schonten sein heiliges Blut.

„„Wohlan dann! es sei noch! doch hebt sich
der Stral
und zeigt uns kein rettendes Land,
So siehst du die Sonne zum letzten Mal,
so zittre der strafenden Hand!““
Geschloßen war also der eiserne Bund;
die Schrecklichen kehrten zurück. —
Es thue der leuchtende Morgen nun kund
des duldenden Helden Geschick!

Die Sonne sank, der Tag entwich;
des Helden Brust ward schwer;
Der Kiel durchrauschte schauerlich
das weite wüste Meer.
Die Sterne zogen still hinauf,
doch ach! kein Hoffnungsstern!
Und von des Schiffes ödem Lauf
blieb Land und Rettung fern.

Vom Troſt des ſüßen Schlafs verbannt,
die Bruſt voll Gram, durchwacht,
Nach Weſten blickend unverwandt,
der Held die düſtre Nacht.
„Nach Weſten, o nach Weſten hin
beflügle dich, mein Kiel!
Dich grüßt noch ſterbend Herz und Sinn,
du meiner Sehnſucht Ziel!

Doch mild, o Gott, von Himmelshöhn
blick auf mein Volk herab!
Laß nicht ſie troſtlos untergehn
im wüſten Flutengrab!“
Es ſprachs der Held, von Mitleid weich;
da — horch! welch eiliger Tritt?
„Noch einmal, Fernando, ſo trüb und bleich!
was bringt dein bebender Schritt?“

„„Ach, edler Feldherr, es iſt geſchehn!
jetzt hebt ſich der öſtliche Stral!““
„Sei ruhig, mein Lieber! Von himmliſchen Höhn
entwand ſich der leuchtende Stral: [wohl!
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol,
mir lenkt ſie zum Tode die Bahn.“ [ich
„„Leb wol dann, mein Feldherr, leb ewig wol!
ich höre die Schrecklichen nahn!““

Und eh noch dem Ritter das Wort entflohn,
da drängte die Menge ſich nach;
Da ſtürmten die Krieger, die wüthenden,
gleich Wogen ins ſtille Gemach. [ſchon
„Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit;
ja, werft mich ins ſchäumende Meer!
Doch wißet: das rettende Ziel iſt nicht weit!
Gott ſchütze dich, irrendes Heer!“

Dumpf klirrten die Schwerter, ein wüſtes Geſchrei
erfüllte mit Grauſen die Luft; [frei
Der Edle bereitet ſich ſtill und
zum Weg in die flutende Gruft.
Zerriſſen war jedes geheiligte Band:
ſchon ſah ſich zum ſchwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerißen, und — Land!
Land! rief es, und donnert es, Land!!

Ein glänzender Streifen, mit Purpur ge-
erſchien dem beflügelten Blick; [mahlt,
Vom Goldne der ſteigenden Sonne beſtralt
erhob ſich das winkende Glück,
Was kaum noch geahndet der zagende Sinn,
was muthvoll der Große gedacht! —
Sie ſtürzten zu Füßen des Herlichen hin,
und prieſen die göttliche Macht.

221.

Konradin, der letzte Hohenſtaufe. 1268.

(Von Friedrich v. Raumer. Geſchichte der Hohenſtaufen. IV. Seite 597 ff.)

Konradins Heer war, bei Tagliakozzo vorbei, auf der valeriſchen, in dieſer ebenen Gegend noch nicht ganz verderbten Straße bis Skurkola, oder bis zu derjenigen Stelle gezogen, wo die Schlacht vorfiel, welche man entweder nach der Stadt, woher Konradin kam, Schlacht bei Tagliakozzo, oder nach der Stadt, von wo Karl angriff, Schlacht bei Alba nennen kann, aber eigentlich nach dem Orte, welcher der Kampfſtätte am nächſten lag, Schlacht bei Skurkola nennen ſollte.

Konradin teilte ſein Heer in zwei Hauptteile: der erſte beſtund aus Spaniern, geführt von Heinrich dem Kaſtilianer, aus Lombarden, geführt vom Grafen Galvan Lancia, und aus Tusciern, geführt von dem piſaniſchen Grafen Gerhard Donoratiko; den zweiten Hauptteil bildeten die Deutſchen, an deren Spitze ſich Konradin und Friedrich von Oeſterreich ſelbſt ſtellten.

Als man König Karl weckte, erschrak er gar sehr über die unleugbare Mehrzahl seiner Feinde, und wandte sich Rath suchend an Erard von Valery, einen so klugen als tapfern Ritter, welcher gerade in diesen Tagen mit mehreren Begleitern aus dem heiligen Lande zurückgekehrt war. — „Wenn du siegen willst," sprach dieser, „so mußt du mehr Kunst und List anwenden, als Gewalt." Ihm überließ hierauf der König die Anordnung des Heeres, und er teilte es in drei Scharen. Die erste, unter Jacob Gaucelme und Wilhelm l'Etendart, bestund aus Provenzalen, Lombarden und einigen Römern; die zweite, unter dem Marschall Heinrich von Cousance, aus Franzosen; die dritte bildeten achthundert, vom Könige und von Valery auserwählte und befehligte Ritter. Jene erste Schar Provenzalen sollte mehr in der Ebene, gegen den Salto hin, wirken; die zweite, wenigstens anfangs, die Abhänge des Lagerhügels decken, und dann Beistand leisten, wo er am nöthigsten erscheine; von der letzten Schar endlich die Entscheidung kommen. Zu dem Zwecke stellte sie Valery heimlich in dem Engthale am Fuße des Berges Felice auf, so daß man sie, der Senkung des Bodens und der vielen Bäume bei Kapella halber, weder in dem konradinisch gesinnten Alba, noch in Skurkola sehen konnte. Um aber in der Schlacht nicht vermisst zu werden, vielleicht auch um sich persönlich zu sichern, erlaubte oder befahl König Karl: daß der Marschall Heinrich von Cousance, welcher ihm an Gestalt und Haltung ähnlich war, die königlichen Waffen und Abzeichen anlege.

Hierauf eilte die erste Schar der Provenzalen in die Ebene hinab, und hoffte den Uebergang ihrer Feinde über den Salto zu verhindern, oder die etwa Herübergekommenen vereinzelt zu besiegen: aber beides mislang nicht allein, sondern sie sahen sich auch von den Spaniern und Lombarden, welche durch mehrere aufgefundene Furten des Salto vordrangen und ihnen an Zahl und Tapferkeit überlegen waren, so gewaltig angegriffen, daß sie sich in der größten Unordnung auf die Flucht begaben und vom Prinzen Heinrich rastlos auf dem Wege gegen Aquila verfolgt wurden. — In dem Augenblicke, wo das Gefecht diese übele Wendung nahm, rückte die zweite französische Schar, unter Heinrich von Cousance, zur Hilfe vorwärts, ward aber sogleich von Konradin und den Deutschen dergestalt empfangen, daß sie nach kurzem Widerstande und nach dem Tode ihres Führers, in nicht geringerer Verwirrung, als die Schar der Provenzalen, entfloh.

König Karl, welcher schon bei jenem ersten Unfalle aus seinem Hinterhalte hervorbrechen wollte, gerieth bei diesem verdoppelten Unglücke so außer sich, daß er vor Schmerz und Zorn weinte, und es thöricht und schändlich zugleich nannte, auch nur einen Augenblick länger der Vernichtung seines Heeres unthätig zuzusehen. Aber Valery hielt ihn fast mit Gewalt zurück und sprach: „Was willst du mit dieser geringen Schar ausrichten gegen die

Ueberzahl tapferer und durch ihren Sieg doppelt ermuthigter Deutſchen? Bleib, bis ſie ſich, keinen Feind mehr erwartend, nach ihrer Weiſe der Ruhe und dem Plündern ergeben; dann wollen wir ſie überfallen und vernichten." — Ungern ließ ſich der König beruhigen: denn in der That, wenn die Deutſchen irgend eine Ahndung oder Nachricht von jenem Hinterhalte hatten oder erhielten, wenn ſie auch nur eine kurze Zeit wachſam und geordnet blieben, ſo wurde der, alles auf die Spitze eines bloßen Glücksfalls hinauftreibende Rath Valerys die nothwendige Urſach eines unausweichbar vollſtändigen Untergangs. Leider aber gewann er ſein kühnes Spiel: denn Konradin und die Seinen lebten der feſten Ueberzeugung, nicht allein alle Feinde ſeien beſiegt, ſondern auch in dem Marſchall von Couſance der König getödtet. Sie überließen ſich rückſichtslos ihrer Freude, ſammelten und verteilten die Beute, entwaffneten ſich zur Erholung von den ſchweren Anſtrengungen dieſes langen und heißen Sommertages, oder badeten auch wohl zur Erquickung in den kühlen Fluten des Salto.

„Jetzo iſt es Zeit;" ſprach Erard von Valery; und mit ſolcher Schnelligkeit und Kühnheit brachen hierauf die franzöſiſchen Reiter aus ihrem Hinterhalte hervor, daß die Deutſchen (welche obenein die Nahenden anfangs für Freunde hielten, die vom Verfolgen zurückkehrten) keine Zeit hatten, ſich zu waffnen oder zu ordnen, oder auch nur die Brücke über den Salto zu decken. Vielmehr drangen die Franzoſen bis in das Lager von Skurkola vor und ſprengten alle nach allen Seiten ſo auseinander, daß jede Bemühung Konradins oder anderer Häupter, ſich irgendwo zu ſammeln und zu ſetzen, vergeblich blieb.

Nunmehr wollten auch die Franzoſen verfolgen und plündern; aber vorſichtiger, als die Anführer der Deutſchen, hielt ſie Valery an der Stelle beiſammen, wo jene geſtanden hatten: denn er ahndete, daß noch nicht alle Gefahr vorüber ſei. Heinrich von Caſtilien nämlich, welcher die Provenzalen nur zu weit verfolgt und, ſich dann ſeitwärts wendend, ſelbſt das franzöſiſche Lager eingenommen hatte, hegte, als er von den Anhöhen bei Antroſciano gen Skurkola hinabſah, nicht den mindeſten Zweifel, daß alle Feinde zerſtreut wären und Konradin ſiegreich in ſeinem Lager ſtehe. In dieſem Sinne ſprach er freudig und beredt zu ſeinen Begleitern; dann rückten alle vorwärts, um ſich mit ihren Siegsgefährten zu vereinigen. Indem ſie aber der alten Lagerſtätte bei Skurkola näher kamen, erſchien einzelnes, was ſie bemerkten, erſt unerklärbar, dann bedenklich, bis man zu der ſchrecklichen Gewißheit deſſen kam, was mittlerweile geſchehen war! Doch verlor Heinrich, als ein ächter Kriegsmann, die Gegenwart des Geiſtes nicht, ſondern ſprach: „Hat ſich das Glück nach ſo günſtigem Anfange von uns abgewandt, ſo kann es ſich, wenn wir tapfer fechten, auch wohl wieder zu uns wen-

den." — In geschloßenen wohlgeordneten Reihen zog er den Franzosen entgegen, welche der Zahl nach geringer, ermüdet und minder gut gerüstet waren. Sie zögerten deshalb mit dem wenig Glück versprechenden Angriff, als wiederum ein Vorschlag Valerys aus der Noth half. „Alles kommt darauf an," so sprach er, „daß wir die festen, gefährlichen Ordnungen unserer Gegner auflösen." Zu dem Zwecke begab er sich nach leichtem Angriffe mit dreißig bis vierzig Reitern scheinbar auf die Flucht, es folgten immer mehrere und mehrere, so daß die Spanier, des Sieges gewis, ihre Reihen öffneten und den Fliehenden nachsetzten. In diesem sehnlichst erwarteten Augenblicke wandte sich Valery, und gleichzeitig griff Karl mit den übrigen an. Allerdings überraschte und verwirrte dieß die Spanier: indes einigten sie sich dennoch von Neuem und widerstanden um so glücklicher, als man sie, wegen ihrer starken Rüstungen, mit dem Schwerte gar nicht verwunden konnte. Um deswillen ward befohlen, jene, wie bei Turnieren, mit der Lanze aus dem Sattel zu heben; welche, obgleich unerwartete, Kampfweise das Gefecht wohl noch lange unentschieden gelaßen hätte, wenn nicht die Zahl der sich wiederum sammelnden Franzosen von Augenblick zu Augenblick stärker geworden wäre. Da mußte endlich auch Heinrich von Castilien fliehen; nach so manigfachem, täuschendem Wechsel war die Schlacht wirklich ganz für die Franzosen gewonnen. Sie fällt auf den in der Geschichte durch so viele furchtbare Ereigniße bezeichneten Tag des heiligen Bartholomäus (den 23. August).

Noch an demselben Abend erstattete König Karl dem Pabste einen Siegsbericht, und äußerte am Schluße: die Schlacht sei weit härter und blutiger gewesen, als die bei Benevent. Ob und wohin Konradin, Friedrich von Oesterreich und Heinrich von Castilien geflüchtet, wiße man noch nicht; doch hätten einige des letzten Pferd unter den erbeuteten erkannt.

Heinrich war nach Montekassino entkommen, und erzählte kühn, daß die Franzosen besiegt seien: allein aus der ganzen Haltung und Umgebung schloß der Abt sehr leicht auf die Unwahrheit dieser Aussage, nahm den Prinzen gefangen, und überlieferte ihn auf Befehl des Pabstes an König Karl; jedoch nicht eher, als bis dieser versprach, daß er — seinen Verwandten nicht tödten wolle!

Konradin, Friedrich von Oesterreich, Graf Gerhard von Pisa, Graf Galvan Lancia, dessen Söhne und mehrere Edle flohen nach Rom und hofften, im Angedenken der ihnen vor kurzer Zeit bewiesenen höchsten Teilnahme, hier thätige Hilfe zu finden. Aber obgleich der Statthalter Guido von Montefeltro sie freundlich und ehrenvoll empfieng, obgleich einzelne, deren Schicksal an das ihrige fest geknüpft war, in der alten Gesinnung beharrten, so zeigte doch die immerbar wankelmüthige Menge hier so viel

Gleichgiltigkeit, dort so viel Furcht, daß man das Aergste erwarten mußte, sobald sich (wie schon verlautete) die Orsini, Savelli und andere früher vertriebene Guelfen, oder gar König Karl der Stadt nähern würde. Deshalb eilte Konradin heimlich mit seinen Freunden nach Astura zum Meere, in der Hoffnung, wo nicht auf geradem Wege, doch über Pisa Sicilien zu erreichen, und von dieser ihm befreundeten Insel aus den Kampf gegen Karl zu erneuen. —

Schon waren alle auf einem Fahrzeuge in die See gestochen, als der Herr Asturas vom Geschehenen Nachricht erhielt, und aus Kleidung, Sprache, bemerkten Kostbarkeiten u. s. w. die nahe liegende Folgerung zog: daß die Eingeschifften angesehene, von Skurkola her fliehende Personen, mithin auf jeden Fall für ihn eine erwünschte Beute sein müßten. — Darum sandte er eiligst ein Schiff mit stärkerer Bemannung nach, welche, dem erhaltenen Befehle gemäß, verlangte, daß die Fliehenden sogleich zum festen Lande zurückkehren sollten. Groß war deren Schreck; als sie aber auf die Frage: „Wer ist der Herr von Astura?“ zur Antwort erhielten: „Johannes Frangipani!“ — so faßten sie neues Zutrauen: denn Kaiser Friedrich II. hatte fast keine Familie so geehrt und belohnt, wie diese.

Von ihm und seiner Mutter Constanze erhielt Otto Frangipani, Johanns Großoheim, und Emanuel, sein Großvater, die ansehnlichsten Besitzungen im Neapolitanischen, welche auch während der Streitigkeiten mit den Päbsten nicht eingezogen wurden. Dem Vater Johanns und einem Vetter desselben kaufte der Kaiser ihre Güter ab, und gab sie dann unentgeltlich als Lehn zurück: er zahlte ihnen ferner große Summen für den Schaden, welchen sie bei Unruhen in Rom erlitten hatten, und baute von seinem Gelde ihre Häuser und Türme wieder auf. Endlich hatte Johann Frangipani selbst vom Kaiser den Ritterschlag erhalten, wodurch unter ritterlich Gesinnten ein heiliges Verhältnis begründet wurde. — Dieser trostreichen Betrachtung stund andererseits freilich auch Bedenkliches entgegen: Johanns Großmutter gehörte zur Familie Pabst Innocenz des dritten; nach Kaiser Friedrichs Tode hatte die Familie Innocenz dem vierten gehuldigt, und ein Frangipani (dessen mochte sich Friedrich von Oesterreich ängstlich erinnern) sollte ja dessen Oheim, Herzog Friedrich den Streitbaren, meuchelmörderisch umgebracht haben.

Wohin sich aber auch das Gewicht der Gründe und Gegengründe neigen mochte: es gab keine Wahl; man mußte der Gewalt nachgeben. — Sobald Konradin vor Frangipani gebracht wurde, gab er sich (denn längere Verheimlichung schien fruchtlos, ja nachteilig) zu erkennen, und forderte ihn, an alle jene Wohlthaten erinnernd, zur Dankbarkeit gegen Friedrichs

Enkel und zur Unterstützung des rechtmäßigen Erben von Neapel auf; wofür ihm Belohnungen zu Teil werden sollten, so groß er sie irgend hoffen oder wünschen könne. Johannes Frangipani aber folgte dem Beispiele der schlechtern unter seinen Vorfahren, welche ohne Rücksicht auf Ehre und Tugend, nur um äußerer Vorteile willen, sich bald auf die Seite der Kaiser, bald auf die Seite der Päbste gestellt hatten. Anstatt mit raschem Edelmuthe den Unglücklichen aus den Händen seiner Verfolger zu retten, mochte er überlegen: daß Konradin zwar viel geben wolle, aber nichts zu geben habe; König Karl dagegen zwar geizig sei, ihm jedoch bei einer solchen Gelegenheit wohl etwas Bedeutendes abgepreßt werden könne. Vielleicht beruhigte sich Johann auch, — wie so viele Gemüther, deren Schwäche ihrer Schlechtigkeit gleich kommt —, mit dem irrigen Wahne: es sei noch immer Zeit, einen freien letzten Entschluß zu faßen. — Schon hatten sich aber mittlerweile Nachrichten vom Geschehenen verbreitet, Robert von Lavena, Karls Flottenführer, umlagerte herzueilend das Schloß, in welchem die Gefangenen aufbewart wurden, und hoffte, durch dessen Einnahme die wegen des Verlustes der Seeschlacht bei Messina verlorene Gunst des Königs wieder zu erwerben. In dessen Namen versprach der Anführer einer ebenfalls hierher gesandten Reiterschar an Frangipani den größten Lohn für rasche Auslieferung Konradins und seiner Gefährten; man bedrohte ihn dagegen mit dem Tode, wenn er Verräther irgend beschütze!

In solchen Wechselfall gesetzt, bedachte sich Frangipani um so weniger, da er die Schande seiner That jetzt mit dem Vorwande erlittener Gewalt zuzudecken hoffte; er schloß eiligst den ehrlosen Handel ab, und übergab die Gefangenen, ohne sichernde Bedingung, für Geld und Gut ihren Verfolgern. Unter Spott und Hohn, einem Verbrecher gleich, ward der Enkel Kaiser Friedrichs durch Campanien hindurch in die Hauptstadt seines Reichs geführt. Ihm solle kein Leids geschehen, verkündeten Täuschende oder Getäuschte in König Karls Namen; welche Milde aber von diesem zu hoffen sei, zeigte sein Benehmen in allen Teilen des Reichs.

Nicht bloß diejenigen, welche öffentlich für Konradin aufgestanden waren, oder die Waffen ergriffen hatten, wurden feindlich behandelt, sondern jeder, der nur irgend einen Wunsch für ihn ausgedrückt, ein Lob ausgesprochen, einen Zweifel über den Erfolg gehegt, oder mit einem seiner Freunde geredet hatte. Man nahm ferner nicht bloß Vornehme und Anführer um deswillen in Anspruch, sondern die aus Habsucht verhängte Einziehung der Güter gieng hinab bis auf Bürger und Bauern, bis zu einem heillosen Wechsel unzähliger Besitzer des Grundeigentums. Und fast mußte man diejenigen glücklich nennen, welche nur mit ihrem Gute, nicht mit ihrer Person büßten. So ließ Karl mehrern Römern, die ihm früher gefolgt waren,

jetzt aber in Konradins Heer gefochten hatten, die Füße abhauen und sie dann (die Folgen der Kundwerdung solcher Grausamkeit fürchtend) in ein Gebäude zusammenbringen, und dieses anzünden! — —

Der Pabst, welcher sich über die Niederlage Konradins im Anfange mehr gefreut hatte, als der Gerechtigkeit und klugen Voraussicht gemäß war, erkannte gar bald mit Schrecken, daß das neue Glück die alte böse Natur seines Schützlings nicht verändert habe, und ermahnte ihn daher wiederholt auf eine so würdige als dringende Weise zur Milde und Besserung. Anstatt aber, daß Ermahnungen solcher Art diesen Menschen von seiner verwerflichen Bahn ablenken sollten, bestärkten sie ihn nur in seinem finstern Frevelmuthe, und führten höchstens zu dem boshaften Versuche, andern den Schein der Schuld aufzuwälzen.

Auf unparteiischem, leidenschaftslosem, rechtlichem Wege, so hieß es jetzo, müße über das Schicksal der Gefangenen von Astura entschieden werden: deshalb ließ der König Richter und Rechtsgelehrte aus mehren Teilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urteil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beistimmen: „Konradin sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige, und, gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen, des Todes schuldig.“ — Als die Richter diese Anklage hörten, erschraken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karls eingedenk, lange nicht, ihre entgegengesetzte Ansicht unverholen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriff, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches wie menschliches Recht.“ — Erstaunt über diese unerwartete Erklärung, wandte König Karl — das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend und seine Behandlung Benevents vergeßend — hiegegen ein: daß Konradins Leute sogar Klöster angezündet hätten; — worauf aber Guido ungeschreckt erwiderte: „Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dieß anbefohlen haben? Ist nicht Aehnliches von anderen Herren geschehen? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urteilen?“ — Alle Richter bis auf einen, den unbedeutenden, knechtischgesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei; welches preiswürdige Benehmen den König indes so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr, in verdoppelter Leidenschaft, jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte, und, frech jener einzelnen

Knechtsstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurteil über alle Gefangenen aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiel erhielt, verlor er die Faßung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelaßene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdes errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem später sogenannten neuen Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sei dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um Konradin alle Herlichkeit seines Reichs vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen als friedlichen Meeres bringen nämlich bis dahin, und der diesen herlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreiß von Portici, Castellamara, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuvs, und rechts begrenzen den Gesichtskreiß die schroffen, zackigen Felsen der Insel Capri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genoße Karls von Anjou, frevelte.

Am 29. Oktober 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Skurkola, wurden die Verurteilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker, mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln, schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volks fremde Saaten zu ernten und mit Unrecht rechtmäßige Herscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall, dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubnis der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen, als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther, das Todesurteil gesprochen, und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor aller Augen vollzogen."

Als die Gegenwärtigen dieß sie größtenteils überraschende Urteil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; alle aber beherschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, ein so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorn freien Lauf laßend, hervor, und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst du frecher, ungerechter

Schurke einen so großen und herlichen Ritter zum Tode verurteilen?" — und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; — das Urteil aber blieb ungeändert! Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Faßung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte verteidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem Anderen verpflichtet, in löblicher Treue mir anhiengen?" Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und der, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurteilten auf jeden machten. — Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenoßen, besonders Friedrich von Oesterreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Augen gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Kreaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!" Jetzo kniete er nieder, rief aber dann noch einmal, sich emporrichtend, aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich dir!" Nach diesen Worten empfieng er den Todesstreich. — Als Friedrich von Oesterreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß alle anfiengen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel, auch das des Grafen Gerhard von Pisa. — Vergeblich hatte Graf Galvan Lancia für sich und seine Söhne 100,000 Unzen Goldes als Lösungssumme geboten: der König rechnete sich aus dem Einziehen aller Güter der Ermordeten einen größern Gewinn heraus; auch überwog sein Blutdurst noch seine Habsucht. Denn er befahl jetzt ausdrücklich, daß die beiden Söhne des Grafen Galvan in dessen Armen und dann erst er selbst getödtet werde. — Nach diesem mordete man noch mehrere: wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen sollen? Nur im Allgemeinen findet sich bezeugt, daß über tausend allmählich auf

solche Weise ihr Leben verloren. — Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt.

Zu all diesen herzzerreißenden Thatsachen, die man nach genauester Prüfung als geschichtlich betrachten muß, hat Sage und Dichtung noch manches hinzugefügt, was den schönen Sinn Teilnehmender bekundet, aber mehr oder weniger der vollen Beglaubigung ermangelt. Ein Adler, so heißt es zum Beispiel, schoß nach Konradins Hinrichtung aus den Lüften herab, zog seinen rechten Flügel durch das Blut und erhub sich dann aufs neue. Der Henker ward, damit er sich nicht rühmen könne, solche Fürsten enthauptet zu haben, von einem andern niedergestoßen. Die Stelle des Richtplatzes ist, ein ewiges Andenken der thränenwerthen Ereignisse, seitdem immer feucht geblieben. Konradins Mutter eilte nach Neapel, ihren Sohn zu lösen, kam aber zu spät, und erhielt bloß die Erlaubnis, eine Kapelle über seinem Grabe zu erbauen; mit welcher Erzählung unvereinbar andere jedoch wiederum berichten, daß die Karmeliter, aus Mitleid oder für Lohn, den Leichnam Konradins nach Deutschland gebracht hätten u. s. w.

So viel ist gewis, daß eine starke Säule von rothem Porphyr und eine darüber erbaute Kapelle, — mögen sie nun später von reuigen Königen oder teilnehmenden Bürgern, oder auf Kosten Elisabeths aufgerichtet worden sein —, Jahrhunderte lang die Blutstelle bezeichneten, bis in unsern, gegen Lehren und Warnungen der Vorzeit nur zu gleichgiltigen Tagen die Säule weggebracht, die Kapelle zerstört und an ihrer Stelle ein Schenkhaus angelegt wurde!

222.

Mitten durchs Herz.

(Von Adalbert v. Chamisso. Gedichte 1841. Seite 184.)

Es geht bei gedämpfter Trommel Klang,
wie weit noch die Stätte, der Weg wie solang!
Ach, wär er zur Ruh und alles vorbei,
ich glaub, es bricht mir das Herz entzwei.

Ich hab in der Welt nur ihn geliebt,
nur ihn, dem man jetzt den Tod doch gibt!
Bei klingendem Spiele wird paradiert,
dazu bin auch ich, auch ich kommandiert.

Nun schaut er auf zum letztenmal
zu Gottes Sonne freudigem Stral,
Jetzt binden sie ihm die Augen zu!
dir schenke Gott die ewige Ruh!

Es haben die Neun wohl angelegt,
acht Kugeln haben vorbei gefegt,
Sie zitterten alle vor Jammer und Schmerz,
ich aber, ich traf ihn mitten durchs Herz.

223.

Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe.

(Von Justinus Kerner.)

Auf der Burg zu Germersheim,
stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolf,
spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister,
Aerzte! sagt mir ohne Zagen:
Wann aus dem zerbrochnen Leib
wird der Geist zu Gott getragen?“

Und die Meister sprechen: „Herr!
wohl noch heut erscheint die Stunde.“
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister, Dank für diese Kunde!“

„Auf nach Speier! auf nach Speier!“
ruft er, als das Spiel geendet;
„Wo so mancher deutsche Held
ligt begraben, seis vollendet!

Blast die Hörner! bringt das Ross,
das mich oft zur Schlacht getragen!“
Zaudernd stehn die Diener all,
doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!“

Und das Schlachtross wird gebracht:
„Nicht zum Kampf, zum ewgen Frieden,“
Spricht er, „trage, treuer Freund,
jetzt den Herrn, den lebensmüden!“

Weinend steht der Diener Schar,
als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
zieht, halb Leiche, aus dem Schloße.

Trauernd neigt des Schloßes Linde
vor ihm ihre Aeste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelsluft
spricht der Greis mit jenen Zweien,
Lächelnd blickt sein Angesicht,
als ritt er zur Luft im Maien.

Von dem hohen Dom zu Speier
hört man dumpf die Glocken schallen.
Ritter, Bürger, zarte Frauen
weinend ihm entgegen wallen.

In den hohen Kaisersaal
ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf goldnem Stuhl,
hört man für das Volk ihn beten.

„Reichet mir den heilgen Leib!“
spricht er dann mit bleichem Munde;
Drauf verjüngt sich sein Gesicht
um die mitternächtge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
hell von überird'schem Lichte, —
Und verschieden sitzt der Held,
Himmelsruh im Angesichte.

Glocken dürfens nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten:
Alle Herzen längs des Rheins
fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk,
schwarz, unzählichen Gewimmels;
Der empfieng des Helden Leib,
seinen Geist der Dom des Himmels.

224.

Der Pilgrim von St. Just.

(Von August Graf v. Platen.)

Nacht ists und Stürme sausen für und für,
hispansche Mönche, schließt mir auf die Thür!

Laßt hier mich ruhn, bis Glockenton mich weckt,
der zum Gebet mich in die Kirche schreckt!

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein!
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

Das Haupt, das nun der Schere sich bequemt,
mit mancher Krone wards bediademt.

Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich,
und fall in Trümmer, wie das alte Reich.

225.

Der hart geschmiedete Landgraf.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

In Ruhla im Thüringer Wald ligt eine uralte Schmiede, und sprichwörtlich pflegte man von langen Zeiten her einen strengen, unbiegsamen Mann zu bezeichnen: er ist in der Ruhla hart geschmiedet worden.

Landgraf Ludwig zu Thüringen und Hessen war anfänglich ein gar milder und weicher Herr, demüthig gegen jedermann; da huben seine Junkern und Edelinge an, stolz zu werden, verschmähten ihn und seine Gebote; aber die Unterthanen drückten und schatzten sie aller Enden. Es trug sich nun ein Mal zu, daß der Landgraf jagen ritt auf dem Walde, und traf ein Wild an; dem folgte er nach so lange, daß er sich verirrte, und ward benächtiget. Da gewarte er eines Feuers durch die Bäume, richtete sich danach und kam in die Ruhla, zu einem Hammer- oder Waldschmiede. Der Fürst war mit schlechten Kleidern angethan, hatte sein Jagdhorn umhängen. Der Schmied frug, wer er wäre? „Des Landgrafen Jäger.“ Da sprach der Schmied: „Pfui des Landgrafen! wer ihn nennt, sollte allemal das Maul wischen, des schwachherzigen Herrn!“ Ludwig schwieg, und der Schmied sagte zuletzt: „Herbergen will ich dich heut; in dem Schuppen da findest du Heu, magst dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen will ich dich nicht herbergen.“ Der Landgraf gieng beiseit, konnte nicht schlafen. Die ganze Nacht aber arbeitete der Schmied, und wenn er so mit dem großen Hammer das Eisen zusammen schlug, sprach er bei jedem Schlag: „Landgraf, werde hart! Landgraf, werde hart, wie dieß Eisen!“ und schalt ihn, und sprach weiter: „Du böser, unseliger Herr! was taugst du den armen Leuten zu leben? Siehst du nicht, wie deine Räthe das Volk plagen und mähren

dir im Munde?“ Und erzählte also die liebe lange Nacht, was die Beamten für Untugend mit den armen Unterthanen übeten: klagten dann die Unterthanen, so wäre niemand, der ihnen Hilfe thäte; denn der Herr nähme es nicht an, die Ritterschaft spottete seiner hinterrücks, nennten ihn Landgraf Metz, und hielten ihn gar unwerth. „Unser Fürst und seine Jäger treiben die Wölfe ins Garn, und die Amtleute die rothen Füchse (die Goldmünzen) in ihre Beutel.“ Mit solchen und andern Worten redete der Schmied die ganze lange Nacht zu dem Schmiedegesellen; und wenn die Hammerschläge kamen, schalt er den Herrn, und hieß ihn hart werden wie das Eisen. Das trieb er bis zum Morgen; aber der Landgraf faßte alles zu Ohren und Herzen, und ward seit der Zeit scharf und ernsthaftig in seinem Gemüth, begann die Widerspenstigen zu zwingen und zum Gehorsam zu bringen.

226.

Der Appenzeller Krieg.

(Von Gustav Schwab, in neun Romanzen. Die dritte und die vierte.)

Wie die Schwabenstädte Abt Kuno Hilfe senden.

Andrer mögen gerne sehen
von dem Vögliseck ins Land,
Sich den blauen See besehen
und die Städte längs am Strand:
Bregenz unter düstern Fichten,
helles Lindau, Inselstadt,
Mörsburg zwischen Wein und Früchten,
Kostnitz, das den Rheinstrom hat.

Aber das ists nicht, was heute
sieht der Appenzeller Hirt,
Dessen Blick die offne Weite,
finstrer Sorgen voll, durchirrt:
Er zählt nur die Männerscharen,
die aus Schwabens Städten ziehn,
er sieht nur die Schiffe fahren,
alle her und keine hin.

Wie von giftigen Gewürmen
wimmelt das Gestade schon,
Fröhlich von Sanct Gallens Türmen
lädt sie ein der Glockenton.
Und ein Wiehern steigt von Pferden
aus dem tiefen Thal herauf;
nach der Heimat mit den Herden
eilt der Hirt in schnellem Lauf.

Drunten meldet er die Kunde;
und, die Panzer angethan,
Fängt in seinem Wiesengrunde
Appenzell zu tagen an.
Doch wer soll die Kundschaft bringen
aus der feindevollen Stadt,
Völklein, das zu solchen Dingen
wenig Witz und Gabe hat?

Greif nur muthig zu den Wehren,
küre deinen Landshauptmann;
Wirst du doch die Welt bald lehren,
was die kluge Unschuld kann:
Deine Töchter werden Boten,
ziehen zu dem Feind mit Lust,
in den Miedern bebt, den rothen,
muthig eine treue Brust.

Durch die Thore von Sanct Gallen,
wo der Wächter stehn genug,
Läßt man doch die Mägde wallen
mit der Milch im schmucken Krug;
Denn die Städter in dem Saale
mit des Sees bejahrtem Most
tränkt der Abt, doch zu dem Mahle
taugt der Alpen fette Kost.

Und die Jungfraun stehen drinnen
zierlich in des Klosters Flur,
Spähn mit klugen Weiberſinnen,
kommen vielem auf die Spur,
Wo Herr Kuno mit den Schwaben
hält beim Becher lauten Rath;
wenn ſie gnug erlauſchet haben,
gehn ſie heim auf ſteilem Pfad. —

Jene tagten auf der Wieſe,
bis die Schar der Töchter kam,
Und zum Vater eilet dieſe,
die zum rüſtgen Bräutigam:
„Männer, weiter nicht geſäumet!
auf gen Speicher dieſe Nacht!
wenn ſie meinen, daß ihr träumet,
haltet vor dem Lande Wacht!“

Und zweihundert ſind gerüſtet,
eh der Mond am Himmel ſcheint,
Die nach kühnem Kampf gelüſtet
gegen zehnmal ſtärkren Feind.
Einen klugen Scharenmeiſter
hat das treue Schwyz geſandt;
ſtille ziehen ſie wie Geiſter
nächtlich auf des Berges Rand.

Ueber ihren Häuptern gehet
trüb und roth ein ſeltner Stern,
Wie den Scheitel Har umwehet,
wallt ein Schweif um ſeinen Kern:
Wohl iſt er ein finſtres Zeichen,
wo er ſcheint, da fließet Blut:
fließ es denn von unſern Streichen,
denken ſie in hohem Muth.

Die Schlacht am Speicher.

Im dem grünen Speicherwald,
drunter ſchmucke Häuſer liegen,
Werden freie Männer bald
fröhlich ſterben oder ſiegen;
Von dem Sternenhimmel ſieht
Gott auf ſie, der Herr der Schlachten,
wo das fromme Häuflein kniet,
betend hier zu übernachten.

„Wenn es ſein mag,“ flehen ſie,
„laß, o Herr, uns hier geneſen!
Oder ſei der Boden hie
uns zum Kirchhof auserleſen!
Wer ſich fliehend umgewandt
werd auf fremder Erd erſchlagen,
nicht das freie Vaterland
ſoll im Schoße ſolchen tragen!“

Und der erſte Sonnenſtral
lächelt, wie ſie ſprechen Amen;
Als die Feinde von dem Thal,
nach den Höhn geſtiegen kamen;
Vorn die Edlen, hoch zu Roſs,
die im Sattel ſtählern ſitzen,
ihnen folgt ein kecker Troß
leichtbewehrter Bogenſchützen.

Doch ſie ſind die letzten nicht,
die bergan behende laufen:
Hinten erſt im Sonnenlicht
glänzen die gewaltgen Haufen;
Dicht wie Blumen in dem Lenz
funkeln Helme, winken Hüte,
Conſtanz, Ravensburg, Bregenz,
ſendet ſeiner Männer Blüte.

Und die Kirche ſchickt den Bann
fluchend in des Hirten Ohren,
Pfaffe, Bürger, Edelmann
haben Schmach ihm heut geſchworen.
„Will der Bauer,“ ſprachen ſie,
„gegen uns ſein Haupt erheben?
Nieder muß er auf das Knie,
muß erſt betteln um ſein Leben!“

Hättet ihr geſchauet ihn,
ei, wie würdet ihr ihn loben!
Denn er lag ſchon auf den Knien,
jetzt erſt hat er ſich erhoben.
Ja, vor Gott hat er gekniet,
doch vor euch denkt er zu ſtehen;
ob er ſchon zurück ſich zieht,
klug verborgen auf den Höhen.

Einſam trifft der Feind den Wald,
ein Verhau von wenig Stämmen
Macht ihm keinen Aufenthalt,
kann den raſchen Zug nicht hemmen:
Aus der Städter rüſtgen Reihn
treten vor die Zimmerleute,
ſtoßen ihn mit Lachen ein:
„Appenzell, biſt unſre Beute!“

Sieh da, von den höchſten Höhn
raßelt es mit Steinen nieder,
Wie im Sturme Schloßen wehn,
und zerſprengt die vordern Glieder.
Und die Roſſe bäumen ſich,
drängen ans Gehölz den Reiter,
und wenn vornen einer wich,
weichen hinten zehen Streiter.

Dann in den verwirrten Zug
ſchießt der Pfeil und fährt die Lanze,
Jetzt herunter erſt im Flug
ſtürmt der Hirt vom Bergeskranze.
Auf die dichten Haufen ein
haut er mit dem ſtarken Arme,
und vergebens muß es ſein,
wehrt ſich einer aus dem Schwarme.

Denn es fliegt der Alpenhirt
hüpfend auf die Felſenſtücke,
Daß kein Streich, kein Schuß verirrt
unter ſeinem ſichern Blicke,
Bis des Kloſters Knechte fliehn,
die zuerſt wie feige Weiber
ſtürzen auf die andern hin,
wie aufs ſcheue Vieh die Treiber.

Hunderte, ſie möchtens gern,
kommen drunten nicht zum Schlagen,
Und die Hirten ſtehn von fern,
ſchnelle Gemſen gibts zu jagen.
Hier und dort als edles Wild,
hält ein Häuflein noch von Rittern,
dem die Bruſt von Grimme ſchwillt,
daß die andern feige zittern.

Doch erliegen ſie dem Streit,
oder fliehen mit dem Heere,
Da zerreißt ſein Wappenkleid
wem noch lieb iſt Ritterehre.
„Neben Pfaffen kämpfen wir,
neben Söldnern ſchnöder Städte!
Weiche von uns, Stammeszier!
fall zu Boden, goldne Kette!“

Endlich ſteht nur Einer noch
als des Ahnenruhms Bewarer,
Stolz, von Wuchſe rieſig hoch,
vom Geſchlecht der edlen Blarer:
Ein dreifältig Panzerhemd
deckt ihn wider alle Streiche,
ſeinen Rücken angeſtemmt,
ficht er unter einer Eiche.

Den beſteht vom Berge ſich
doch zuletzt ein Hirtenjunge:
„Hilft mir Gott, ſo fäll ich dich!“
hebt die Schleuder dann zum Schwunge.
Einen ſpitzen Stein er ſchießt
ihm ſo flink durchs Helmesgitter,
daß das Blut ſich draus ergießt,
und zu Boden ſtürzt der Ritter.

Drauf herab hat ſich die Flucht
in Sanct Gallens Thal gezogen.
Zwanzig Hirten in die Schlucht
ſind ihr kühnlich nachgezogen.
Werfen einen Feuerbrand
vor den Thoren in die Mühle,
und gemach aus Feindesland
ziehn ſie in der Morgenkühle.

Und kein Schwert, kein Schild mehr klirrt;
auf dem Speicher weidet wieder
Still der Appenzeller Hirt,
ſchaut in beide Thäler nieder,
Höret aus dem Appenzell
freien Volkes Jubel ſchallen,
und ein Todtenglöcklein hell
tönt herüber aus Sanct Gallen.

Inhalts-Verzeichnis.

(Die mit einem Sternchen bezeichneten Stücke sind Gedichte.)

	Seite
* Die Muttersprache. Max v. Schenkendorf.	1
* Zuversicht. Tieck.	1
Die vier Jahres- und Lebenszeiten. Samuel v. Butschky.	2
* Künftiger Frühling. Uhland.	3
Die halb gefüllte Flasche im Wappen.	3
* Eberhard der Gütige zu Göppingen am Brunnen. Schwab.	3
Der Schwanritter. Br. Grimm.	4
* Das Münster zu Straßburg in der Sternennacht. Stöber.	6
Rheinstrom. Mendelssohn.	6
* Die Kaiserwahl. Uhland.	8
Der Bote im Junius. Claudius.	9
* Sprichwörter.	10
Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet. Hebel.	11
* Räthsel.	11
Der Bredil. Karl Stöber.	11
* Muth und Hoffnung. Fr. Schlegel.	14
Von Soldatenehre. Arndt.	15
* Soldaten-Morgenlied. Max v. Schenkendorf.	15
Heinrich der Löwe. Br. Grimm.	16
* Der Taucher. Schiller.	19
* Sprüche von Hans Aßmann.	21
* Denksprüche alter Weisen. Claudius.	22
Bittschrift der linken Hand an die künftigen Erzieher. Sturz.	23
* Sylbenräthsel. Hebel.	24
* Schäfers Sonntagslied. Uhland.	24
Das Reh. Kaup.	24
* Im Wald. Vogl.	26
Das Gedächtnis. Schubert.	26
* Lob der Faulheit. Lessing.	28
* Wächterruf. Hebel.	28
Der Schneider in Pensa. Hebel.	28
* Stilles Gottes Lob. Titz.	32
Die Vögel. Lenz.	33
* Vogelweisheit. Rückert.	38
* Sprichwörter.	38
Rom ist nicht in Einem Tage erbaut worden. Hebel.	39
Kaiser Heinrich und die Hunnen.	40
* Heinrich der Vogler. Klopstock.	41
* Polykarpus. Herder.	42
Adalbert von Babenberg. Br. Grimm.	43
* Versöhnung. Rückert.	43
* Reisesprüchlein. Ph. v. Zittewald.	44
Herr Baron von Münchhausen erzählt eine schöne Geschichte.	44
* Der Peter in der Fremde. Eberhard.	45
* Räthsel. Hebel.	46
* Räthsel. Hebel.	47
Die Gegend um die Teufelsbrücke. Meiners.	47
* Berglied. Schiller.	50
Kampf zwischen dem Ichneumon und der Brillenschlange.	51
* Sprichwörter.	51
Frisch gewagt ist halb gewonnen. Hebel.	52
* Der Löwe von Florenz. Bernhardi.	53

	Seite
Wann die Noth am größten, ist Gott am nächsten.	53
* Tod und Leben. Rückert.	56
Der Staar von Segringen. Hebel.	57
* Räthsel.	58
* Räthsel. Hebel.	59
Der Glockenguß zu Breslau. Br. Grimm.	59
* Einsiedlers Morgenlied. De Wette.	60
* Wohlthun. Claudius.	60
Aussicht von einer Alpe. Guths Muths.	60
* Hofer, Kommandant von Tyrol. Rückert.	61
* Sprichwörter.	62
Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Hebel.	63
* Der Morgen im Walde. Ebert.	63
Des Bergmanns Leiche zu Falun. Schubert.	63
* Des Bergmanns Leiche zu Falun. Crinius.	64
Wilhelm der Eroberer. Schlacht bei Hastings 1066. Lanz.	65
* Taillefer. Uhland.	70
Von der Freundschaft. Claudius.	72
* Freundschaft. Bach.	73
* Brausköpfe. Fröhlich.	74
Otto mit dem Bart. Br. Grimm.	74
* Frankfurt am Main. Kopisch.	77
* Räthsel. Hebel.	78
Der Besuch des Alten. Hippel.	78
* Sonntagsfrühe. Hebel.	81
* Sprichwörter.	82
Selber essen macht fett. Hebel.	83
Undank ist der Welt Lohn. Johann Mathesius.	83
* Die Erfrorenen. Rückert.	85
Johannes Huß zu Constanz. Matth. Claudius.	86
* Feuers Gedanken. Crinius.	89
Die Steppenbrände in Südrußland am Pontus.	90
* Abdallah. Chamisso.	96
Aus dem gestiefelten Kater. Tieck.	101
* Der Kobold. Crinius.	106
Herr Baron von Münchhausen erzählt einige Jagdgeschichten	106
* Räthsel. Hebel.	108
Der Löwe und der Hase. Lessing.	108
* Die Fabel. Rückert.	108
Der Falke. Lenz.	108
* Die Straßburger Tanne. Rückert.	110
Die Schlacht bei Zorndorf. Archenholtz.	111
* Der gute Kamerad. Uhland.	115
* Johanna Sebus. Göthe.	115
Die Fledermaus. Kaup.	116
* Sinngedichte Friedrichs von Logau.	119
Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers. Hebel.	119
* Sprichwörter.	123
Wenn man den Teufel an die Wand mahlt, so kommt er. Hebel.	124
* Das Schlauraffenland. Sachs.	124
Gute Geduld. Hebel.	125
Der treue Hofnarr. Kögel.	126
* Der Schenk von Limburg. Uhland.	129
* Friedensbedingungen. Rückert.	130
Des Vaters Vermächtnis. Claudius.	131
* Der Schutzgeist. Hüdow.	134
* Der gerettete Jüngling. Herder.	135
Des Königs Grab. Br. Grimm.	136
* Das Grab des Busento. Platen.	136
Das Erdbeben von Calabrien, 1783. Stolberg.	136
* Am Morgen. Rückert.	139
Der Mittag auf dem Königssee. Jacobs.	139
* Am Abend. Rückert.	148
* Sprichwörter.	149
Einmal ist keinmal. Hebel.	149
* König Jacob vor Belvedere. Aug. Kopisch.	150
Luther auf dem Reichstage zu Worms. 1521. Marheineke.	152
* Eine feste Burg ist unser Gott. Luther.	156
Erkenntnis Anderer. Butschky.	157

	Seite
* Gutes Ziel. Opitz.	158
Die drei Bergleute im Kuttenberg. Br. Grimm.	159
* Die wiedergefundenen Söhne. Herder.	159
Das Gewißen. Schubert.	161
* Morgengebet. Eichendorff.	161
* Sprichwörter.	162
Wo nichts ist, kommt nichts hin. Was nicht ist, das kann werden. Hebel.	163
* Räthsel. Hebel.	163
* Das Spinnlein. Hebel.	164
Der Iltis. Lenz.	165
Herr Baron von Münchhausen erzählt einige seine Geschichten.	166
* Sprüche. Langbein.	167
* Märznacht. Uhland.	167
* Das Lied vom braven Manne. Bürger.	168
Der Cirknitzer See. Guths Muths.	169
* Zauber der Nacht. Lenau.	170
* Wecker Wind. Müller.	170
Die Macht der Dichter. Novalis.	171
* Arion. Tieck.	172
Steinregen. Hebel.	173
* Aus den Abassiden. Platen.	174
Die Heilingszwerge. Br. Grimm.	179
* Sprichwörter.	180
Ende gut, Alles gut. Hebel.	181
* Schall der Nacht.	181
Brief an Andres. Claudius.	182
* Christiane. Claudius.	183
* Räthsel. Hebel.	184
* Die Tabakspfeife. Pfeffel.	184
Anschlagzettel im Namen von Philadelphia. Lichtenberg.	185
Kurzweilige Fragen.	186
Der vorsichtige Träumer. Hebel.	187
* Räthsel. Hebel.	188
Herr Baron von Münchhausen erzählt eine Jagdgeschichte.	188
* Sprichwort. Zittewald.	189
* Sylbenräthsel. Hell.	189
Das Blut. Schubert.	189
* Das Schifflein. Uhland.	190
* Der Trompeter. Kopisch.	190
Die Eroberung Magdeburgs. 1631. Schiller.	191
* Harmosan. Platen.	197
* Sprichwörter.	198
Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt. Hebel.	199
* Alexander Ypsilanti auf Munkacs. Müller.	199
Ueberfahrt von Messina nach Neapel. Göthe.	200
* Meeresstille. Göthe.	205
* König Karls Meerfahrt. Uhland.	205
Die deutsche Turnkunst. Jahn.	206
* Weihelied. Claudius.	209
Von Freiheit und Vaterland. Arndt.	210
* Zimmerspruch. Uhland.	211
* Nachtlied. Göthe.	212
Schwalbenliebe. Lenz.	212
* Sprichwörter.	212
Man muß mit den Wölfen heulen. Hebel.	213
* Graf Eberhard der Rauschebart. Uhland.	
1. Der Ueberfall im Wildbad	214
2. Die drei Könige zu Heimsen	215
3. Die Schlacht bei Reutlingen	217
4. Die Döffinger Schlacht	219
Die gute Mutter. Hebel.	221
* Trieb nach oben und unten. Rückert.	223
Der Kanarienvogel. Lenz.	223
* Räthsel.	225
* Das Lied vom Samenkorn. Krummacher.	225
* Der Baum des Lebens. Rückert.	226
Das Todtenhemdchen. Br. Grimm.	226
* Das Riesenspielzeug. Chamisso.	227
* Die Riesen und die Zwerge. Rückert.	228
Der Gemsjäger. Br. Grimm.	229
* Der Alpenjäger. Schiller.	229
* Ein Lied hinterm Ofen zu singen. Claudius.	230
Der Krieg. Jacobs.	231

	Seite
* Turmwächterslied. Fouqué.	235
Der Waßerfall auf Neuseeland. Forster.	236
* Im Speffart. Fr. Schlegel.	238
* Sprichwörter.	238
Die Spinne und die Fliege. Frank.	239
* Columbus. L. Brachmann.	240
Konradin, der letzte Hohenstaufe. Fr. v. Raumer.	241
* Mitten durchs Herz. Chamisso.	250
* Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe. Just. Kerner.	251
* Der Pilgrim von St. Just. Platen.	252
Der hart geschmiedete Landgraf. Br. Grimm.	252
* Der Appenzeller Krieg. Schwab.	253

Auflösung der Räthsel.

Hagelwetter. Hebel. Winterschuh. Haar. Bett. Fensterscheibe. Rad in einer Taschenuhr. Bienenkorb. Schimmel. Spinngewebe. Trauermantel. Der Siebmacher. Streusand. Wolken.

Beantwortung der kurzweiligen Fragen. Nr. 170.

38) Die Nägel in den Stiefeln haben. 3) In die Suppe. 36) Unter freiem Himmel. 5) Den linken Handschuh auf die rechte Hand ziehen. 34) Bis zur Mitte, dann geht er wieder hinaus. 7) Ins dreizehnte. 32) Der Seiler. 9) Der öfter fährt. 30) Das Wörtlein und. 11) Weil es mehr weiße gibt. 28) Die Störchin. 13) Eines. 26) Weil man es größer bäckt. 15) Wenn er Federn hätte, würde man ihn rupfen. 24) Die kleinsten. 17) Der Frühling, weil da der Salat schießt und die Bäume ausschlagen. 22) Eine Grube. 19) Im Februar. 20) Betrübnisse und Gefängnisse. 41) Die Gurke ist eingemacht und der Satz ist ausgemacht. 1) Der Bote. 40) Der Bettelstab. 2) Beim Stiel. 39) Eine Lüge. 4) Seines Gleichen. 37) Sie brennen beide kürzer. 6) Wäre er bei ihnen gewesen, so hätte er es ihnen mündlich sagen können. 35) Wenn die Hunde ihn beißen. 8) Man sitzt nicht, man geht. 33) Das Kalb. 10) Die die kürzesten Tage haben. 31) Der andere ist mein Vater. 12) Weil er Zehen an den Füßen hat. 29) Damit sie dieselben aufsetzen. 14) Der Letzte nimmt seines samt der Schüßel. 27) Der zweite. 16) Weil es ihre Voreltern auch gern gefreßen haben. 25) Man muß zween Säcke über einander ziehen und den innersten füllen. 18) Ich mache eine Faust aus der Hand. 23) Der Stockfisch, denn der Kopf ist in Holland und der Leib gar weit davon. 21) Ueber ein gutes Gewißen geht nichts und über einen gesunden Leib geht die Haut.

Wörter zu Nr. 32.

1) Losen — hören, gönt — gehet.
2) No — noch, bieti — gebiete ich.
3) Der — dir, di — dich.
4) rot — Rath.
5) di — dein, hi — hin.

Wörter zu Nro. 146.

1) Luegen — ſchauen, des — das, cha — kann, Bas gevatter — in vertraulicher Anrede gleichbedeutend mit Gevatter, meinſch — meinſt, chaſchs — kannſt es, traui — trau ich, i wott — ich wollte, aßi — daß ich.

2) Riſte — die Fäden des ungeſponnenen Flachſes, gno — genommen, wellem — welchem lo — laßen.

3) morn — morgen, ene bure — drüben durch.

4) was heſch, was giſch — was haſt, was gibſt, ne — ein, i — ein, öbbe — etwa.

5) verſtunen — irre werden, ane — hin, weger — wahrlich, näumis — etwas, ſel — dieß, numme — nur.

6) ſich verluegen — ſich über dem Zuſchauen vergeßen, zeme — zuſammen, gleit — gelegt, ein — einer.

7) der faden — den Faden.

8) feiß — fett, bi nem — bei einem — bi ſich.

9) au — auch, wonis — der uns, bis — ſei.

10) chunnt — kommt, gha — gehabt, üſt — unſer.

11) enanderno — ſogleich.

Deutsches Lesebuch

von

Philipp Wackernagel.

Dritter Teil.

Deutsches Lesebuch

von

Philipp Wackernagel.

Dritter Teil.

Siebenter, durchgesehener Abdruck.

Stuttgart,

Verlag von S. G. Liesching.

1851.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
212878
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1901

Vorwort.

Ueber den Gebrauch dieses neuen Lesebüchleins und das Verhältnis desselben zu dem Unterricht, dessen Gegenstand die deutsche Sprache ist, sowie über die Grundsätze, nach welchen dieser Unterricht überhaupt erteilt werden müße, hatte ich versucht, mich in einer größeren Vorrede ausführlich zu erklären. Da dieselbe aber zu einem Umfange angewachsen, der es mir nicht mehr angemeßen erscheinen läßt, sie dem Büchlein unmittelbar vorzusetzen, so laße ich sie nunmehr besonders abdrucken, als einen bloß für Lehrer bestimmten Teil des Buchs, unter dem Titel: Ueber den Unterricht in der Muttersprache. Auf diese Weise ist dann nicht jeder, der sich das Lesebuch anschafft, genöthigt, auch diesen Teil mitzukaufen, und umgekehrt.

Damit sei denn dieses Büchlein, an dem es gewis kein Fehler ist, daß es in poetischer, nationaler und religiöser Richtung einen

sehr entschiedenen Charakter ausspricht, Eltern und Lehrern aufs freundlichste empfohlen. Den letzteren wird es angenehm sein zu wißen, daß daſſelbe unter Mitwirkung ausgezeichneter Schulmänner zu Stande gekommen, daß ſie alſo ein um ſo größeres Vertrauen zu der Zweckmäßigkeit ſeiner Einrichtung und ganzen Haltung haben dürfen.

Stetten, den 8. Auguſt 1842.

Ph. W.

Dritter Teil.

Was Schöne stammet her vom Schonen: es ist zart,
und will behandelt sein wie Blumen edler Art.

Wie Blumen vor dem Frost und rauher Stürme Drohen
will es geschonet sein, verschont von allem Rohen.

1.

Rückkehr in die Heimat.

(Von Friedr. Hölderlin. Aus dem Gedicht: Der Wandrer.)

Endlich kehr ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimat,
und es wehen, wie einſt, zärtliche Lüfte mich an,
Und das ſtrebende Herz beſänftigen mir die vertrauten
friedlichen Bäume, die einſt mich in den Armen gewiegt,
Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, ſchönen
Lebens der Welt, es erfriſcht, wandelt zum Jüngling mich um.
Seliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den Weinſtock,
nieder ins ſchwellende Gras regnet im Herbſte das Obſt;
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr ſonniges Haupt;
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herlichen Ahnherrn,
ſteigen am dunkeln Gebirg Veſten und Hütten hinauf;
Friedſam geht aus dem Walde der Hirſch ans freundliche Tageslicht;
hoch in heiterer Luft ſiehet der Falke ſich um.
Aber unten im Thal, wo die Blume ſich nährt von der Quelle,
ſtreckt das Dörfchen vergnügt über die Wieſe ſich aus.
Still iſts hier; kaum rauſcht von fern die geſchäftige Mühle,
und vom Berge herab knarrt das gefeßelte Rad;
Lieblich tönt die gehämmerte Senſ' und die Stimme des Landmanns,
der am Pfluge dem Stier, lenkend, die Schritte gebeut,
Lieblich der Mutter Geſang, die im Graſe ſitzt mit dem Söhnlein,
das die Sonne des Mais ſchmeichelt in lächelnden Schlaf.
Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor

übergrünt und den Zaun wilder Hollunder umblüht,
Da umfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
wo mit den Pflanzen mich einst liebend mein Vater erzog,
Wo ich froh, wie das Eichhorn, spielt' auf den lispelnden Aesten,
oder ins duftende Heu träumend die Stirne verbarg.
Heimatliche Natur, wie bist du treu mir geblieben!
zärtlich pflegend, wie einst, nimmst du den Flüchtling noch auf!
Noch gedeiht die Pfirsiche mir, noch wachsen gefällig
mir ans Fenster, wie sonst, köstliche Trauben herauf;
Lockend röthen sich noch die süßen Früchte des Kirschbaums,
und der pflückenden Hand reichen die Zweige sich selbst.
Schmeichelnd zieht mich, wie sonst, in des Waldes unendliche Laube
aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach,
Und die Pfade rötheſt du mir, es wärmt mich und spielt mir
um das Auge, wie sonst, Vaterlandssonne! dein Licht;
Feuer trink ich und Geist aus deinem freudigen Kelche,
schläfrig läßest du nicht werden mein alterndes Haupt.
Die du einst mir die Brust erweckteſt vom Schlafe der Kindheit,
und mit sanfter Gewalt höher und weiter mich triebst,
Mildere Sonne! zu dir kehr ich getreuer und weiser,
friedlich zu werden, und froh unter den Blumen zu ruhn.

2.

Frühlingsfeier.

(Von Ludwig Uhland.)

Süßer, goldner Frühlingstag,
inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
sollt es heut nicht glücken?

Doch warum in dieser Zeit
an die Arbeit treten?
Frühling ist ein hohes Fest,
laßt mich ruhn und beten!

3.

Deutschlands Lage und Grenzen.

(Deutsches Land, von J. C. F. Guts Muths. I. Seite 3 ff.)

Deutschland ligt im Herzen von Europa. Welch eine gefährliche Lage! — Alle Pfeile, abgeschoßen aus Osten und Westen, begegnen sich hier, um Europas Händel zu schlichten. Eine zurückschreckende Ansicht! Wer kann sie verschönern? Es ist gewis, daß sie dem deutschen Stamme großes Leid zufügte, die Geschichte sagt es nur zu bestimmt; allein wäre der deutsche Stamm wohl geworden, was er ist, außer ihr? Viele Jahrhunderte stand er auf diesem Raume der Mitte, und erstrebte wohl hier nur die ganze Geistes- und Sinnesart, die ihm eigen. Jeder halte den Glauben fest: gerade für diese Lage, berechnet auf Mannessinn, ist der deutsche Stamm

bestimmt, und für sie wohl von allen Völkern der tauglichste und fähigste. Stellst du den Tapfern dahin, wo Tapferkeit nöthig, so hast du die rechte Stelle für ihn getroffen. Wir glauben an den Geist und die Kraft des germanischen Stammes; von der Varus-Schlacht bis zu der bei Leipzig haben sich beide bewährt; auch ist es gewis, daß dreißig Millionen eines gebildeten Volks nicht zu besiegen sind, wenn sie nicht wollen.

Endlich aber hat es mit Deutschland, dem Herzstücke Europas, seine eigene Bewandnis. Jeder schützt vor allem das Herz, auch die Jungfrau Europa kann nicht anders. Jede Verletzung, die dahin zielt, wird abgewehrt mit allen ihren Gliedern, denn alle erhalten von ihm Blut und Leben. Freilich wird hierdurch, wir gestehen es, die Gefahr der Lage Deutschlands gerade nicht gehoben, doch gewis vermindert; mehr aber, ja alles soll innere Einigkeit und Gefaßtheit leisten. Dazu biete jeder die Hand.

Dagegen erblicken wir Deutschlands Lage im Herzen von Europa erfreulicher von einer andern Seite. Hier oder nirgends muß die geistige Bildung Europas in schönster Blüte stehen, vermöge der allseitigen Nähe und Verbindung mit benachbarten Ländern, vermöge der schnellen Mitteilung alles Wißenswerthen und Nützlichen, was sich in der Umgebung entwickelt, vermöge der Durchkreuzung der europäischen Reisewege, auf denen die Gebildeten der Nationen hindurchziehen. Deutschland ist kein Handelsstaat, nicht in der Fremde wächst ihm das Mark; aber dennoch ligt in seiner Lage ein schöner Handelsvorteil; in seinem Schoße durchkreuzen sich Posten und Frachten von allen Enden der europäischen Welt.

Doch wir verlaßen die politische Ansicht, und wenden uns zu des deutschen Landes natürlicher Bettung. Sein Platz auf der Erde ist zwischen 45° und 55° Breite. So ist es in einer beneidenswerthen Lage; denn indem sein Südpunkt genau in die Mitte des gemäßigten Erdstrichs fällt, so ist es eben dadurch auf einen Erdenraum gelagert, der weder von nordischer Kälte noch von südlicher Hitze gedrückt wird. Ferner ist es in seiner Lage zwischen 22° 30′ und 37° östlicher Länge so weit ins Innere von Europa gerückt, daß es die Seestürme der europäischen westlichen Küstenländer weit weniger empfindet, und eines weit reinern Himmels genießt, als die englischen Eilande und das Niederland.

Des deutschen Landes erhabenster Gipfel, der Orteles, liegt in Tirol unter 46° 35′ Breite. In Absicht auf Höhe ist er der zweite in ganz Europa, denn sie beträgt 14416′ über dem Spiegel des Meeres. Von dem Gebirgszuge dieses Gipfels, zwischen 46° und 47° Breite, und den mittleren deutschen Gebirgen senkt sich das Land zu vier Meeren. Die Hauptabsenkung geht nordwestlich zur Nordsee, sie nimmt die Hälfte Deutschlands weg und senkt sich fast bis zum Spiegel des Meeres hinab; weniger als ein Viertel streckt sich zur Ostsee nach Norden hinab; ein Viertel geht südöstlich hinaus, und seine Gewäßer rinnen

zum schwarzen Meere hinüber; zum Adria-Meere senken sich nur Deutschlands zwei südlichste Spitzen. So breitet sich das weite Land von Schneegipfeln hinab zu drei Meeren, und sendet zum entfernten vierten einen seiner schönsten und schiffbarsten Ströme; so genießt das deutsche Land, obgleich liegend im Herzen Europas, dennoch der Gemeinschaft mit drei bis vier Meeren und einer manigfaltigen Hinauskunft in die nahe und ferne Welt.

Wand und Zaun scheidet das Besitztum der Nachbaren. Das ist zu loben. Allein dieses Kleine mit so großem Eifer anwenden zu wollen aufs Große, auf Länder- und Staatsmassen, wie es wohl geschehen durch ein Verlangen nach strengen Naturgrenzen, scheint Uebertreibung, da die Kriegskunst selbst über die gewaltigste Naturgrenze hineinwüthet, wenn nicht Einmuth, Tapferkeit und Tugend der Landesbewohner die unüberwindliche Schutzmauer bilden. Es ist ein Irrtum, auf Grenzen bauen, welche Kunst oder die ewige Natur gemacht. Die Verwarung der Grenze und des ganzen deutschen Landes Vertheidigung geschieht am besten, wenn jeder ein frohes, frisches Eigentum und Gewerb, freie Entwicklung des Geistes und der Eigentümlichkeit zu vertheidigen hat; und er wird es, aus Liebe zu seinen Fürsten und dem frohen Besitz und frischen Eigentum, gewis vertheidigen, ohne gerade gewaltige Gebirge zur Grenze zu haben.

Deutschland grenzt gen Mitternacht mit seinen tiefsten Gefilden an das deutsche Meer oder die Nordsee, welche hier seine sechs und dreißig Meilen lange Küste bespült, ferner an Dänemarks Herzogtum Schleswig und an die Ostsee, in einer Strecke von etwa fünf und neunzig geographischen Meilen; auf der Morgenseite liegen ihm Polen, Gallizien, Ungarn und Kroatien. Gen Mittag endigt sich die südlichste Spitze des deutschen Landes am adriatischen Meere, die ganze übrige Südseite grenzt an Italien und die Schweiz; gen Abend ligt Frankreich und das Königreich der Niederlande. Hier scheidet der Rhein von Basel herab anfangs Frankreich auf etwa zwanzig Meilen.

So ligt Deutschland, abgerechnet jene drei Meere, offen nach allen Nachbarschaften hinaus, ohne Naturgrenzen; selbst viele der ein- und ausgehenden Flüße sind von der Grenze durchschnitten. Mit seinen beiden Südspitzen geht Deutschland selbst über die Naturgrenze des Gebirgs hinaus.

4.

Der Graf von Habsburg.

(Von Schiller.)

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
im altertümlichen Saale
Saß König Rudolfs heilige Macht
beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
und alle die Wähler, die sieben, [stellt,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich
umstanden geschäftig den Herscher der Welt,
die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
das Volk in freudgem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
das jauchzende Rufen der Menge; [Streit
Denn geendigt nach langem verderblichen
war die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche
des Mächtigen Beute zu werden. [mehr,

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal,
und spricht mit zufriedenen Blicken: [Mahl,
Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das
mein königlich Herz zu entzücken, [der Lust,
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer
der mit süßem Klang mir bewege die Brust
und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab ichs gehalten von Jugend an,
und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
nicht will ichs als Kaiser entbehren.

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreiß
trat der Sänger im langen Talare,
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
der Sänger singt von der Minne Sold,
er preiset das Höchste, das Beste, [begehrt;
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn
doch sage, was ist des Kaisers werth
an seinem herlichsten Feste?"

Nicht gebieten werd ich dem Sänger, spricht
der Herscher mit lächelndem Munde,
Er steht in des größeren Herren Pflicht,
er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
man weiß nicht, von wannen er kommt und
braust,
wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
die im Herzen wunderbar schliefen.

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt,
und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
den flüchtigen Gemsbock zu jagen;
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß;
und als er auf seinem stattlichen Ross
in eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
ein Priester wars mit dem Leib des Herrn,
voran kam der Messner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
das Haupt mit Demuth entblösset,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
von des Gießbachs reißenden Fluten ge-
schwellt,
das hemmte der Wanderer Tritte, [schwellt,
Und beiseit legt jener das Sakrament',
von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
damit er das Bächlein durchschritte.

‚Was schaffst du?' redet der Graf ihn an,
der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
im Strudel der Wellen gerißen;
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
so will ich das Wäßerlein jetzt in Eil
durchwaten mit nackenden Füßen.

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd,
und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
vergnüget noch weiter des Jagens Begier,
der Andre die Reise vollführet;
Und am nächsten Morgen mit dankendem
Blick
da bringt er dem Grafen sein Ross zurück,
bescheiden am Zügel geführet.

‚Nicht wolle das Gott,‘ rief mit Demuthssinn
der Graf, ‚daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
das meinen Schöpfer getragen! [winnst,
Und magst dus nicht haben zu eignem Ge-
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst!
denn ich hab es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
zu Lehen trage und Leib und Blut
und Seele und Athem und Leben.‘

So mög auch Gott, der allmächtige Hort,
der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
so wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
durch ritterlich Walten im Schweizerland,
euch blühen sechs liebliche Töchter:
So mögen sie, rief er begeistert aus,
sechs Kronen euch bringen in euer Haus,
und glänzen die spätsten Geschlechter!“

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
als dächt er vergangener Zeiten:
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
da ergreift ihn der Worte Bedeuten:
Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
in des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an,
und erkannte den Grafen, der das gethan,
und verehrte das göttliche Walten.

5.

Gott und die Seele des Menschen.

(Die Geschichte der Seele, von G. H. Schubert. 1830. Seite 1—2.)

Mitten in dem Reiche des Seins stehet eine Sonne, welche Alles trägt und hält, Alles belebt und bewegt; und es ist ein Auge, selber von Sonnennatur, für jene Sonne gemacht. Die Sonne ist Gott, das Auge die Seele.

Nicht der Schrecken, nicht die Furcht, wenn sie auf dem Fittiche des Ungewitters oder im Donner der stürzenden und flammenden Berge vorüber gezogen, haben es dem Menschen gesagt, daß ein Gott sei; er hat dieß nicht erst in der Sternenschrift der Werke gelesen. — Innig tief, wie das Sehnen, das aus dem neugeborenen Kinde nach der noch ungekannten Mutter schreit; laut wie das Rufen der jungen Raben nach dem noch nie genoßenen Futter; mächtig und still, wie der Drang, womit das eben aus dem Dunkeln geborene Auge oder die aus der Saamenhülle gebrochene Pflanze das noch niemals empfundene Licht suchen, wird in meinem Wesen ein Sehnen vernommen nach der lebendigen Quelle alles Seins, aus welcher ich bin.

Nähme ich Flügel der Morgenröthe und flöge dahin, wo die letzten Wogen der Sichtbarkeit verhallen; führe ich hinab ins Dunkle, da kein Stern ist, da das Geschrei der Angst, das Jauchzen der Luft, da selbst der leiseste Hauch eines Lebens nicht mehr gehört wird, und bliebe ich da allein und einsam mit mir selber, siehe so fühlte ich dennoch, daß Er mich hält; ich vernähme Seine Nähe, wie das Rauschen eines Adlerflügels in stiller Nacht, und ein Etwas in mir, das nach Gott rufet. Wie der ausgeworfene Anker durch die Meereswogen hindurch gerade hinabeilt zum Felsengrund, da er ruhet, so ist in mir ein Verlangen, welches seinen Lauf mitten durch die Creaturen hindurch zu Gott nimmt.

Dieß iſt das Fragen im Geiſt des Menſchen nach den Anfängen der Dinge, das Fragen, welches raſtlos und unſtillbar, dem Strom entgegen, welcher mit den andern Creaturen ſpielet, ſich hinanringt zur Quelle. Denn Er iſt es, welcher der Dinge Anfänge in ſeiner Hand hält; darum wer dieſe gefunden, der hat Gott gefunden.

Und das iſt die rechte Weisheit, durch welche der innere Menſch — der Menſch der Ewigkeit — wächſet und erſtarket; das iſt das Erkennen, welches das Herz beßert. Nahrung nehmend und Pflege, erkennt der Säugling die liebende Mutter, und ſo Nahrung nehmend und erkennend, wächſet er und erſtarkt. So lernet, Leben nehmend aus des Lebens Urſprung, die Seele, wer Gott ſei, und erſtarket hierbei zum Leben der Ewigkeit.

6.

Lobt den Herrn.

(Von Friedrich Rückert.)

Flammt empor in euren Höhn, Morgenſonnen, lobt den Herrn!
rauſcht in euren Tiefen auf, Schöpfungsbronnen, lobt den Herrn!
Die ihr, ohne zu verglühn, lang geflammt vor ſeinem Blick,
ohne zu verrinnen, lang hingeronnen, lobt den Herrn!
Der ein manigfaltiges Leben ſchaun will außer ſich:
alle, die ein Leben ihr habt gewonnen, lobt den Herrn!
Alle Tropfen ſeiner Huld, die zu Perlen ſich geformt,
Funken Lichtes, die zu Gold ſind geronnen, lobt den Herrn!
Soviel Halme von dem Thau ſeiner Gnade trunken ſind,
ſoviel ſich an ſeinem Stral Welten ſonnen, lobt den Herrn!
Ob vor ſeinem ewgen Blick ihr des Lebens raſchen Tanz
jetzt vollendet, oder jetzt habt begonnen, lobt den Herrn!
Blumen, die der Frühling weckt, Garben, die der Sommer dörrt,
Trauben, deren Blut der Herbſt preſst in Tonnen, lobt den Herrn!
Raupe, die das Blatt benagt, haftend an dem grünen Zweig,
Puppe, zur Verwandlung reif eingeſponnen, lobt den Herrn!
Schmetterlinge, die ihr noch von dem Duft der Blüten naſcht,
Schmetterlinge, die ins Licht ſchon zerronnen, lobt den Herrn!
Geiſter, eingeengt in Nacht, oder aufgeflammt ins Licht,
Herzen, ſchmeckend Lebensluſt, Todeswonnen, lobt den Herrn!
Die ihr mit dem Flügelſchlag glühender Begeiſtrung ſtrebt,
oder fördert euer Werk ſtill beſonnen, lobt den Herrn!
Lobt den Herrn, des Lichtgewand auch durch dunkle Fäden wächst,
die ein unſcheinbarer Fleiß hat geſponnen, lobt den Herrn!
Lobt den Herrn! des Angeſicht lächelnd in den Spiegel ſchaut
auch des Tropfens, der am Halm hängt geronnen, lobt den Herrn!
Lobt den Herrn, der loben ſich gern in allen Sprachen hört,

die Bedürfnis seines Lobs hat ersonnen, lobt den Herrn!
Ob das Blatt am Zweige rauscht, ob des Menschen Zunge tönt,
ob ein Engel höhern Gruß sich ersonnen, lobt den Herrn!
Alle, die ihr euern Gott fühlet, ahndet, denket, schaut,
die ihr sinnt, was niemals wird ausgesonnen, lobt den Herrn!
Wenn in des Gemüthes Nacht euch sein erster Schimmer brach,
oder wenn ihr euch im Glanz habt versonnen, lobt den Herrn!
Alle Sinne, die des Sangs Woge schwellet himmelan,
lobt mit allen rauschenden Schöpfungsbronnen, lobt den Herrn!
Alle Seelen, in der Glut des Gebetes Weihrauch-gleich,
lobt mit allen brennenden Morgensonnen, lobt den Herrn!

7.

Die Kapelle.

(Von Ludwig Uhland.)

Droben stehet die Kapelle,
schauet still ins Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
froh und hell der Hirtenknab.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe!
dir auch singt man dort einmal.

8.

Peter der Einsiedler und die Kirchenversammlung zu Clermont.

(Von Friedrich v. Raumer.)

(Gegen das Ende des eilften Jahrhunderts waren die Christen in Jerusalem in der bedrängtesten Lage.) Kein Altar, kein kirchliches Gefäß war den Türken mehr heilig, die Geistlichen wurden geschlagen und gestoßen, ja der Patriarch bei Haar und Bart zur Erde gerißen. Strenger als je forderte man von den Pilgern, deren Vermögen durch die Reise fast immer schon erschöpft worden, ein Goldstück für die Erlaubnis Jerusalem zu besuchen. Die Einwohner dieser Stadt konnten nicht jeden unterstützen, allgemein verbreiteten sich Wehklage, Elend und Mangel. Es war die höchste Zeit, daß die abendländischen Christen ihren Glaubensgenoßen zu Hilfe eilten, es war zweifelsohne ihre Verpflichtung, wenn anders jeder Unrecht und Tyrannei abwehren soll, dem dazu Kraft und Geschicklichkeit gegeben ist.

Um diese Zeit, im Jahre 1093, trat die Wallfahrt an Peter von Amiens, früher Einsiedler, jetzt Priester. Seine Gestalt war klein und unansehnlich, die Farbe seines Gesichts dunkel, gering das Gewand und die Füße unbekleidet. Die größte Enthaltsamkeit in allem zeichnete ihn selbst in jener Zeit aus, und wenn ihm die Worte beredt von den Lippen strömten, ward auch sein Auge der Abdruck eines lebhaften Geistes. Er zahlte den Zins und betrat

die heilige Stadt, er hörte was die Christen litten und sah selbst die tägliche Bedrückung. Da regte ihn der Geist an, er möge Hilfe schaffen und für die Rettung der Verlaßenen wirken. Der Patriarch Simeon erwies, daß die zur Strafe ihrer Sünden gelähmten Kräfte der morgenländischen Christen für die Befreiung nicht genügten, und die entnervten Griechen binnen wenig Jahren selbst das halbe Reich verloren hätten: ärmer und einfacher, aber kräftiger und gläubiger sei das Abendland und nur von dorther die Erlösung möglich. Peter verlangte jetzt Schreiben des Patriarchen an den Papst und an die abendländischen Fürsten: er werde das Geschriebene selbst bestätigen und die Gläubigen aufmuntern zu freudigen Zügen. Gern bewilligte Simeon diese Forderung, und noch einmal eilte der Einsiedler in die Auferstehungskirche, um für das seine ganze Seele erfüllende Unternehmen den Heiland anzuflehen. Er sah die ungeheuern Schwierigkeiten, die einem unbekannten Pilger im Wege stunden, welcher sich vornahm, eine ganze Welt in Bewegung zu setzen. Es übermannte den Betenden der Schlaf. Da erschien ihm Christus und sprach: „Steh auf, Petrus, und eile, und vollbringe kühn, was dir auferlegt worden; ich werde mit dir sein, denn es ist Zeit, daß das Heiligtum gereinigt und meinen Dienern geholfen werde.“ Petrus erwachte gestärkt und geweiht, er fühlte die Kraft in sich, das Größte zu unternehmen: man hat dieß Gefühl bald Betrug, bald Anmaßung, bald Schwärmerei gescholten, oder doch damit ohne Unterscheidung zusammengeworfen.

Nachdem ihn Kaufleute glücklich bis Bari geführt hatten, eilte er nach Rom zum Papste Urban, dann über die Alpen zu Fürsten, Prälaten und zu allem Volke. Seine Reden setzten die Gemüther in Bewegung, und seine Hoffnungen wuchsen, denn der Papst war gewonnen für den Plan, und das Schwierigste gelang in jener Zeit, wenn es vom Oberhaupte der Kirche befördert wurde. Bereits Gregor VII. hatte alle Gläubigen zum Beistande der Christen im Morgenlande aufgefordert; die Kriege wider Heinrich IV. hemmten jedoch die Ausführung dieser Plane, und erst jetzt bot sich, nachdem der Gedanke in den Gemüthern Eingang gefunden, eine dringendere Veranlaßung und günstigere Gelegenheit. Auf einer Versammlung von hohen Geistlichen in Piacenza wurde neben anderen wichtigen Dingen auch des heiligen Landes gedacht, und Gesandte des griechischen Kaisers traten hilfeflehend auf, weil die Ungläubigen schon die ganze asiatische Seite des Bosporus beherschten.

Wichtiger war die große Versammlung von mehr als 300 Bischöfen und Aebten, welche sich im November des Jahres 1095 nach Urbans dringender Ladung zu Clermont in Auvergne einfanden: es war Hauptzweck des Papstes, hier für die Rettung des heiligen Landes zu wirken. Auf einem freien Platze, denn kein Zimmer konnte eine so zahlreiche Versammlung faßen, sprach Urban von erhöhter Stelle und mit lauter Stimme:

„Die Lehre Jesu Christi, welche das Abendland in ursprünglicher Reinheit bewart, ist auch Jahrhunderte lang in Asien frei verkündet und bekannt worden. Zwar hat das gerechte Bestreben, jede falsche Ansicht und Deutung zu vertilgen, uns bisweilen in Zwiespalt erscheinen laßen mit den Bewohnern jener Länder; allein wir haben sie stets geachtet als Christen und nie vergeßen, daß wir alle Brüder Eines Hauses, Kinder Eines Vaters sind. Soll ich wiederholen, was jeder weiß? Wie jene über das Heidentum gewonnenen Länder den Christen wieder entrißen und eine Beute der Ungläubigen geworden sind? Wer kann es hören ohne Jammer? Und doch gibt es einen Schmerz, der noch tiefer, ein Unglück, das noch größer ist: denn auch Palästina und Jerusalem sind in den Händen der Feinde.

Der Erlöser unseres Geschlechts, welcher zum Heile Aller menschlichen Leib und Gestalt annahm, wandelte in jenem auserwählten Lande. Jede Stelle ist dort geweiht durch die Worte, welche er gesprochen, durch die Wunder, welche er verrichtet hat; jede Zeile des alten und neuen Testamentes beweiset, daß Palästina als Erbteil des Herrn und Jerusalem als der Sitz aller Heiligtümer und Geheimnisse rein bleiben soll von jeder Befleckung. Und diese Stadt, die Heimat Jesu Christi, die Wiege unseres Heils, ist nicht mehr teilhaft der Erlösung! In dem Tempel, aus welchem Christus die Kaufleute vertrieb, damit das Heiligtum nicht verunreinigt würde, wird jetzt des Teufels Lehre öffentlich verkündet. — Wer darf noch zu Maria der Jungfrau flehen? wer in der Kirche des heiligen Grabes andächtig den anrufen, welcher dem Tode die Macht genommen hat? Lastthiere stehen in den heiligen Gebäuden, und für die Erlaubnis, solch Elend zu schauen, verlangen die Frevler sogar noch schweren Zins. Die Gläubigen werden verfolgt, Priester geschlagen und getödtet, Jungfrauen geschändet und gemartert. Wehe uns, wenn wir leben und solchem Unheile nicht steuern! Beßer ist sterben, als der Brüder Untergang länger dulden!

Jeder verleugne sich selbst und nehme Christi Kreuz auf sich, damit er Christum gewinne! Kein Christ streite mehr wider den anderen, damit das Christentum selbst nicht untergehe, sondern verbreitet und befördert werde. Es höre auf Mord und Feindschaft und Bedrückung, es beweise jeder Muth und Tapferkeit, nicht wo sie den Fluch, sondern wo sie Vergebung der Sünden und die Krone der Märtyrer erwerben. Keiner fürchte Gefahr, denn wer für den Herren streitet, dem sind die Kräfte der Feinde unterthan; keiner fürchte Mangel und Noth, denn wer den Herren gewinnt, ist überall reich; keiner laße sich durch Klagen der Zurückbleibenden vom Zuge abhalten, denn die Gnade des Herrn wird auch diese schützen.“

Noch hatte der Papst seine Rede nicht beendet, als die ganze Versammlung wie mit Einer Stimme ausrief: „Gott will es!“ Endlich ward die

Ruhe wieder hergestellt, und Urban fuhr fort: „Es gehen die Worte der Schrift in Erfüllung: Wo auch nur zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, werde ich mitten unter ihnen sein; denn nur des Herren Einwirkung machte es möglich, daß der gleiche Eifer sich erzeugte in euch allen, und das gleiche Wort ausgesprochen wurde von jedem einzelnen. So möge dieß Wort euer Feldgeschrei sein in jeder Gefahr, welche ihr übernehmt für die Lehre Christi, das Kreuz aber euer Zeichen zur Kraft und zur Demuth. Des apostolischen Stuhles Fluch soll jeden treffen, der sich unterfängt, das Unternehmen zu hindern, sein Beistand dagegen im Namen des Herren eure Bahn ebnen und euch geleiten auf allen Wegen!“

Sobald der Papst seine Rede geendet hatte, nahte ihm Ademar von Monteil, Bischof von Pui, und bat niederknieend um die Erlaubnis, dem heiligen Zuge beiwohnen zu dürfen; ihm folgte Wilhelm, Bischof von Orange, dann die meisten von den anwesenden Laien und Geistlichen. Sie hefteten ein rothes Kreuz auf ihre rechte Schulter als Zeichen des gemeinsamen Unternehmens und der neuen christlichen Verbrüderung.

Nach der Rückkehr in ihre Heimat predigten die Bischöfe das Kreuz, und die Laien suchten Genossen und Begleiter, beide mit der größten Begeisterung und fast unglaublichem Erfolge. Denn es entstund eine allgemeine Bewegung in allem Volke, wie noch niemals: es trennte sich freudig der Mann von dem Weibe, das Weib von dem Manne, die Eltern von den Kindern, die Kinder von den Eltern; der Landmann gedachte nicht mehr des Ackerbaues, der Hirte nicht mehr seiner Herde, Mönche und Nonnen verließen ihre Zellen; kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht wollte ausgeschloßen sein von dem großen Unternehmen, von der neuen Völkerwanderung.

9.

Kreuzgesang.

(Von Novalis. Heinrich von Ofterdingen, I. Seite 90.)

Das Grab steht unter wilden Heiden;
das Grab, worin der Heiland lag,
Muß Frevel und Verspottung leiden
und wird entheiligt jeden Tag.
Es klagt heraus mit dumpfer Stimme:
Wer rettet mich von diesem Grimme!

Wo bleiben seine Heldenjünger?
verschwunden ist die Christenheit!
Wer ist des Glaubens Wiederbringer?
wer nimmt das Kreuz in dieser Zeit?
Wer bricht die schimpflichsten der Ketten,
und wird das heilge Grab erretten?

Gewaltig geht auf Land und Meeren
in tiefer Nacht ein heilger Sturm;
Die trägen Schläfer aufzustören,
umbraust er Lager, Stadt und Turm;
Ein Klaggeschrei um alle Zinnen:
Auf, träge Christen, zieht von hinnen!

Es laßen Engel aller Orten
mit ernstem Antlitz stumm sich sehn,
Und Pilger sieht man vor den Pforten
mit kummervollen Wangen stehn;
Sie klagen mit den bängsten Tönen
die Grausamkeit der Sarazenen.

Es bricht ein Morgen, roth und trübe,
im weiten Land der Christen an.
Der Schmerz der Wehmuth und der Liebe
verkündet sich bei jedermann.
Ein jedes greift nach Kreuz und Schwerte
und zieht entflammt von seinem Herde.

Ein Feuereifer tobt im Heere,
das Grab des Heilands zu befrein.
Sie eilen fröhlich nach dem Meere,
um bald auf heilgem Grund zu sein.
Auch Kinder kommen noch gelaufen
und mehren den geweihten Haufen.

Hoch weht das Kreuz im Siegspaniere,
und alte Helden stehn voran.
Des Paradieses selge Thüre
wird frommen Kriegern aufgethan;
Ein jeder will das Glück genießen,
sein Blut für Christus zu vergießen.

Zum Kampf, ihr Christen! Gottes Scharen
ziehn mit in das gelobte Land.
Bald wird der Heiden Grimm erfahren
des Christengottes Schreckenshand.
Wir waschen bald im frohen Muthe
das heilge Grab mit Heidenblute.

Die heilge Jungfrau schwebt, getragen
von Engeln, ob der wilden Schlacht,
Wo jeder, den das Schwert geschlagen,
in ihrem Mutterarm erwacht.
Sie neigt sich mit verklärter Wange
herunter zu dem Waffenklange.

Hinüber zu der heilgen Stätte!
des Grabes dumpfe Stimme tönt!
Bald wird mit Sieg und mit Gebete
die Schuld der Christenheit versöhnt!
Das Reich der Heiden wird sich enden,
ist erst das Grab in unsern Händen.

10.

Von deutscher Baukunst. 1773.

(Göthes Werke. 1831. 8. Band 39. Seite 341 ff.)

Als ich auf deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein suchte, der mir deuten sollte: Anno domini 1318. XVI. Kal. Febr. obiit Magister Ervinus, Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinensis, und ich ihn nicht finden, keiner deiner Landsleute mir ihn zeigen konnte, daß sich meine Verehrung deiner an der heiligen Stätte ergoßen hätte, da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz, jünger, wärmer, thöriger und beßer als jetzt, gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Besitztümer gelangen würde, von Marmor oder Sandsteinen, wie ichs vermöchte.

Was brauchst du ein Denkmal? Du hast dir das herlichste errichtet; und kümmert die Ameisen, die drum krabbeln, dein Name nichts, hast du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der Berge auftürmte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu erzeugen, ganz, groß, und bis in den kleinsten Teil nothwendig schön, wie Bäume Gottes; wenigern, auf tausend bietende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen darauf zu zaubern, und dann sterbend ihren Söhnen zu sagen: Ich bleibe bei euch, in den Werken meines Geistes; vollendet das Begonnene in die Wolken.

Was brauchts dir Denkmal! Und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausspricht, ists Aberglaube oder Lästerung. Dem schwachen Ge-

schmäckler wirds immer schwindeln an deinem Kolos, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter. —

Es ist im kleinen Geschmack, sagt der Italiener, und geht vorbei. Kindereien, lallt der Franzose nach, und schnellt triumphierend auf seine Dose à la Grecque. Was habt ihr gethan, daß ihr verachten dürft?

Hat nicht der seinem Grab entsteigende Genius der Alten den deinen gefeßelt, Welscher! Krochst an den mächtigen Resten, Verhältnisse zu betteln, flickest aus den heiligen Trümmern dir Lusthäuser zusammen, und hältst dich für Vermehrer der Kunstgeheimnisse, weil du auf Zoll und Linie von Riesengebäuden Rechenschaft geben kannst. Hättest du mehr gefühlt als gemeßen, wäre der Geist der Massen über dich gekommen, die du anstaunte st, du hättest nicht so nur nachgeahmt, weil sies thaten und es schön ist: nothwendig und wahr hättest du deine Plane geschaffen, und lebendige Schönheit wäre bildend aus ihnen gequollen. —

Als ich das erstemal nach dem Münster gieng, hatt' ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntnis guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt' ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gothischer Verzierungen. Unter die Rubrik Gothisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonymischen Misverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Ueberladenem jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheidter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß alles Gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedrechselten, bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unsere bürgerlichen Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernsten Resten der älteren deutschen Baukunst, über die ich, auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel, in den allgemeinen Gesang stimmte: „Ganz von Zierrath erdrückt!“ Und so graute mirs im Gehen vorm Anblick eines misgeformten krausborstigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonierenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei. Wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer ältern Brüder in ihren Werken zu genießen! Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags zu schauen seine Würde und Herlichkeit! Schwer ists dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes

Auge mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch sie die unzähllichen Teile zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele stunden, und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte sich mir, in leisen Ahndungen, der Genius des großen Werkmeisters. Was staunst du, lispelt er mir entgegen. Alle diese Massen waren nothwendig, und siehst du sie nicht in allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen Größen hab ich zum stimmenden Verhältnis erhoben. Wie über dem Haupteingange, der zwei kleinere zur Seite beherscht, sich der weite Kreiß des Fensters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und sonst nur Tageloch war, wie hoch darüber der Glockenplatz die kleineren Fenster forderte, das alles war nothwendig, und ich bildete es schön. Aber ach, wenn ich durch die düsteren erhabenen Oeffnungen hier zur Seite schwebe, die leer und vergebens da zu stehen scheinen! In ihre kühne schlanke Gestalt hab ich die geheimnisvollsten Kräfte verborgen, die jene beiden Türme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach! nur einer traurig da steht, ohne den fünfgetürmten Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, daß ihm und seinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten. — Und so schied er von mir, und ich versank in teilnehmende Traurigkeit, bis die Vögel des Morgens, die in seinen tausend Oeffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten, und mich aus dem Schlummer weckten. Wie frisch leuchtet' er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt ich ihm meine Arme entgegen strecken, schauen die großen harmonischen Massen, zu unzählich kleinen Teilen belebt: wie in Werken der ewigen Natur, bis aufs geringste Zäserchen, alles Gestalt, und alles zweckend zum Ganzen; wie das feste gegründete ungeheure Gebäude sich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit! Deinem Unterricht dank ichs, Genius! daß mirs nicht mehr schwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen sich senkt der Wonneruh des Geistes, der auf solch eine Schöpfung herabschauen, und Gott gleich sprechen kann: Es ist gut!

Und nun soll ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin, wenn der deutsche Kunstgelehrte, auf Hörensagen neidischer Nachbarn, seinen Vorzug verkennt, dein Werk mit dem unverstandenen Wort Gothisch verkleinert, da er Gott danken sollte, laut verkündigen zu können: das ist deutsche Baukunst, unsere Baukunst, da der Italiener sich keiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzos. Und wenn du dir selbst diesen Vorzug nicht zugestehen willst, so erweis uns, daß die Gothen schon wirklich so gebaut haben: wo sich einige Schwierigkeiten finden werden. Und, ganz am Ende: wenn du nicht darthust, ein Homer sei schon vor dem Homer gewesen, so laßen wir dir gerne die Geschichte kleiner gelungener und mislungener Versuche, und treten anbetend vor das Werk des Meisters, der zuerst die zer-

ſtreuten Elemente in ein lebendiges Ganzes zuſammenſchuf. Und du, mein lieber Bruder im Geiſte des Forſchens nach Wahrheit und Schönheit, verſchließ dein Ohr vor allem Wortgeprahle über bildende Kunſt, komm, genieße und ſchaue. Hüte dich, den Namen deines edelſten Künſtlers zu entheiligen, und eile herbei, daß du ſchaueſt ſein herliches Werk. Macht es dir einen widrigen Eindruck, oder keinen, ſo gehab dich wohl, laß einſpannen, und ſo weiter nach Paris.

Aber zu dir, teurer Jüngling, geſell ich mich, der du bewegt daſtehſt, und die Widerſprüche nicht vereinigen kannſt, die ſich in deiner Seele kreuzen, bald die unwiderſtehliche Macht des großen Ganzen fühlſt, bald mich einen Träumer ſchiltſt, daß ich da Schönheit ſehe, wo du nur Stärke und Rauheit ſiehſt: laß einen Misverſtand uns nicht trennen, laß die weiche Lehre neuerer Schönheitelei dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln, daß nicht zuletzt deine kränkelnde Empfindung nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne.

11.

Der Straßburger Münſter.

(Von Ernſt ... Muſenalmanach von Chamiſſo und Varnhagen, Berlin 1805.)

Gleich den ewigen
eiſigen Spitzen
rhätiſcher Felſen
ſtrebt er zum Himmel,
der alte Koloſs.
Fernher ſchaun ihn
des deutſchen Rheines,
des finſteren Schwarzwalds
und der Vogeſen Bewohner.
Ihm vorüber
ſtrömen die ewigen Wogen der Zeit,
und aus den alten
Säklen der Kraft
germaniſchen Geiſtes
ſchaut er in göttlicher Ruhe
auf ein verderbtes
winzges Geſchlecht,
das nicht vermag
Erwins Rieſengedanken zu faßen.

12.

Morgenlied.

(Von Ludwig Uhland.)

Noch ahnt man kaum der Sonne Licht,
noch ſind die Morgenglocken nicht
im finſtern Thal erklungen.
Wie ſtill des Waldes wilder Raum!
die Vöglein zwitſchern nur im Traum,
kein Sang hat ſich erſchwungen.

Ich hab mich längſt ins Feld gemacht,
und habe ſchon dieß Lied erdacht
und hab es laut geſungen.

13.

Räthsel.

(Von Schiller.)

Es steht ein groß geräumig Haus
auf unsichtbaren Säulen;
Es mißts und gehts kein Wandrer aus,
und keiner darf drin weilen.
Nach einem unbegriffnen Plan
ist es mit Kunst gezimmert;
Es steckt sich selbst die Lampe an,
die es mit Pracht durchschimmert.
Es hat ein Dach, krystallenrein
von einem einzgen Edelstein;
Doch noch kein Auge schaute
den Meister, der es baute.

14.

Sylbenräthsel.

(Von Friedrich Schleiermacher.)

Durch dunkle Nacht drängt sich das erste Sylbenpaar,
auf zartem Weiß stellt sich das zweit' am schönsten dar.
Mög oft das Ganze dein erwachend Aug erfreuen
und ungetrübt die Lust des Lebens dir erneuen.

15.

Aus Meister Freidanks Sprüchen.

(Dreizehntes Jahrhundert.)

Wer um diese kurze Zeit
die ewige Freude geit,
Der hat sich selben gar betrogen
und zimmert auf den Regenbogen.

Wer Gott liebet als er soll,
des Herz ist aller Tugend voll.

Welch Mensch lebt in Gottes Gebot,
in dem ist Gott und er in Gott.

Gott erhöhet alle Güte,
und erniedert Hochgemüte.

Es sei übel oder gut,
was jemand im Finstern thut
Oder im Herzen wird erdacht,
es wird doch gar ans Licht gebracht.

Der kleinste Halm, den Gott erschafft,
geht über aller Welten Kraft.

Gott schuf nie einen Halm so schwachen,
den Jemand also möge machen,
Kein Engel, Teufel oder Mann
auch einen Floh nur machen kann.

Gottes Gebot nichts übergaht
als der Mensch, den er geschaffen hat:
Fische, Würme, Vögel und Thier
halten ihr Recht beßer als wir.

Gott hörte auf Moses Gebet,
ohn daß Moses den Mund aufthät:
Wes noch ein reines Herz begehrt,
des wird es ohne Wort gewährt.

Ein weiser Herre gerne hat
weiten Freund und engen Rath.

Mancher durch seine Missethat
seines Knechtes Knecht zum Herren hat.

Nie ein Mensch verfälschen mag
Gottes Wort und lichten Tag.

16.

Sprichwörter.

Was vom Herzen kommt, das geht zum Herzen.
Recht gethan, ist viel gethan.
Der Weg zum Verderben ist mit guten Vorsätzen gepflastert.
Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.
Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu.
Der Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.
Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen.
Besser redlicher Krieg, denn elender Friede.
Bleib im Gleise, so gehst du nicht irre.
Bei der Nacht sind alle Katzen grau.
Barmherzige Mutter zieht laufige Kinder.
Wenn man die Saite zu hoch spannt, so reißt sie.

17.

Sprichwörtliche Redensarten.

Haare auf den Zähnen haben.
In Ein Horn blasen.
Auf einen grünen Zweig kommen.
In einen sauern Apfel beißen.
Jemand auf die Sprünge bringen.
Zwischen Hammer und Amboß kommen.
Eine Deichsel an eine Suppenschüssel machen.
Von der Luft leben.
Er sucht den Esel und reitet darauf.
Peterling auf allen Suppen sein.
Seine Haut zu Markte tragen.
Zwischen Thür und Angel sein.

18.

Einem die Stange halten.
Die Perlen vor die Säue werfen.
Er sieht den Wald vor Bäumen nicht.
Pferdearbeit und Spatzenfutter.
Wasser in einem Sieb holen.
Den Mantel nach dem Winde hängen.
Er möchte hinaus, wo kein Loch ist.
Aus der Hand in den Mund.
Es ist weder gehauen noch gestochen.
Morgen ist auch ein Tag.
Etwas aus den Fingern saugen.
Leeres Stroh dreschen.

19.

Satyre.

(Aus Philander von Sittewalds deutscher Zugabe zum ersten Teil seiner Gesichte. Straßburg 1650.)

Ein Thor hatte sich so steif eingebildet, er wäre ein Geist, daß er auch weder essen noch trinken, noch sich anziehen oder bei menschlicher Gesellschaft wohnen wollte. Kein Doctor wußte ein Mittel der Hilfe zu finden, denn des Phantasten Einbildung, daß die Geister nichts essen und

trinken, war so fest, daß man sorgen mußte, er werde Hungers sterben. Ein erfahrener, weiser Arzt kam endlich und brauchte diese List: er kleidete sich und noch zween der Seinigen in weiße, leinene Tücher, als Todtengeister; dann giengen sie zu Nacht mit Lichtern in das Gemach, setzten sich zusammen nieder, redeten heimlich und stellten sich, als ob sie Geister wären. Der Kranke, der ihrem Thun genugsam zugesehen hatte, fragte sie, wer sie wären? was sie wollten? Der Doctor antwortete, sie wären Geister, die des Nachts mit Lichtern hin und her giengen. Der Kranke, solches hörend, sprach, er wäre auch seit längerer Zeit ein Geist, und wenn sie es leiden möchten, wollte er in ihrer Gesellschaft sein. Der Doctor sperrte sich anfänglich etwas, und wußte in Reden und Gebärden sich also zu verhalten, daß den Kranken zuletzt däuchte, seine Gesellschaft wäre den Geistern ähnlicher, als er selbst. Als der Doctor nun den Kranken gewöhnt hatte, hieß er die andern zween ihm Eßen und Trinken bringen, dessen sich der Kranke verwundern wollte, weil ja seines Wißens die Geister weder eßen noch trinken sollten. „Das wäre mir übel gesagt," antwortete der Doctor: „Es sind nun viele Jahre, daß ich ein Geist und in manchem Land herumgefahren bin: wie sollt es mir ergangen sein, wenn ich nicht gegeßen hätte? Wo ich je gewesen, habe ich allezeit gesehen, daß die Geister zu Nacht mit einander eßen und trinken und sich lustig machen." Er brachte auch den Kranken dahin, daß er angefangen, Speise zu sich zu nehmen, und also die andere und dritte Nacht wiederum, und so nach und nach, bis der Wahnsinnige endlich von der närrischen Krankheit durch den weisen Doctor gänzlich geheilt und zurecht gebracht worden.

Und dieß ist auch der Zweck aller Satyre. Jener Arzt sah bald sauer, bald lachte er, und hatte wunderliche Händel mit seinem Kranken, erzählte ihm dieß und das, bis er ihn gewinnen und unverhofft zur Gesundheit bringen mochte. Es helfe was helfen mag, wenn es nur nicht wider Gott ist.

Von Natur zwar ist mir viel Lachen ein Ekel; Sauersehen haße ich; Narrenpossen und thörichte Gesellschaften sind mir ein Greuel; doch hat Scherz seine Zeit. Es sind fürwahr Fröhlichkeit und Lust, wegen ausgestandener unglaublicher Trübsal und Gefahr, seit vielen Jahren bei mir sehr eng gespannen, daß, wenn ich lachen will, es schwerlich geschehen mag, ohne des Unglücks und der bösen Zeit zu gedenken und die Freude mit einem Seufzer zu unterbrechen. Und wo ich scherze, da ist es meist nur, weil ich einem mit Lachen sagen kann, was ich ihm sonst nicht hätte sagen wollen.

Fürwahr, wenn ich meine Gesichte, in welchen die Menschen so große Thorheiten verüben und so lächerliche Narrenpossen treiben, durchaus und ohne Unterschied mit Sauersehen hätte erzählen und schreiben wollen: Lieber, wie würde es sich geartet haben?

Wenn ich einen aufrichtigen, redlichen Deutschen beschreiben wollte, und

ſagen würde, er ſei in einem monatwendiſchen käsförmigen Hut aufgezogen, ſei auf wannenbreiten, kuhfüßig fliegenden Abſatzſtiefeln einher gerattelt, habe einen wälſchen Kopf, einen ſpaniſchen Bart, ein griechiſch Herz, eine niederländiſche Seele, hebräiſche Hände, engliſche Füße und einen franzöſiſchen Witz gehabt: wie würde ſich das reimen? oder wo wäre dann der Scherz, der die Leute erfreue?

Wenn ich eine feſte, ſtatthafte, Gott und Vaterland ehrende Geſellſchaft, eine ernſthafte, Kunſt und Tugend liebende Verſammlung beſchreiben und mit dieſen Wörten entwerfen wollte:

Farimus in schlittis, cum talribus atque ducatis
klingimus et totam mascherati erfreuimus urbem,
hic neque geld neque speis desunt neque guldine ketten,
spilitur in chartis, neque Gott neque Turca timetur.
Omnia sunt sine furcht, in saus quoque vivitur omni,
luditur interea um die haut cum bauribus armis,
at miseris doctis si quid dare poscimur, omnes
tunc neque geld neque speis neque guldine ketten habemus,
quisque negat geldum, casus se quisque per omnes
excusat, semper tristis praetenditur armut:

ach, mein redlicher Landsmann, was würde zwiſchen einer ſolchen Geſellſchaft und ihrem Namen für eine Gleichheit ſein? und wie wenig thöricht wäre hier die Thorheit dargeſtellt.

Der Weiſe ſagt: So ein Maler einen Thoren malete, und gäbe ihm Geſtalt und Farbe eines Klugen, das wäre nicht ein meiſterlich Stück; der aber iſt ein Meiſter, der einen Thoren in ſeiner Thorheit malet. Man gebe einem jeden Ding ſeine natürliche Farbe, ſo iſt es zu erkennen.

Gott mach uns Deutſche doch witzig in jungen Jahren,
im Alter iſt es viel zu lang und ſpät erfahren.

20.

Preis der Dummheit.

(Von Auguſt Kopiſch.)

Wer nur der Weisheit nachgeſpürt, den halt ich noch für keinen Mann,
doch wer die Dummheit ausſtudiert, den ſeh ich für was Rechtes an.
Des Weiſen Thun erräth man leicht: man ſieht da noch wann, wie, warum,
bei Dummen guckt man ſich umſonſt nach allen dieſen Sachen um.
Der Dummheit Weg iſt wunderbar: niemals erkennet man den Grund,
und fänd ihn einer richtig aus, ſo thät er aller Funde Fund.
Denn Dummheit iſt die größte Macht, ſie führt der Heere ſtärkſtes an,
ich glaube, daß ſie nie ein Held bekämpfen und beſiegen kann.

21.

Kuckuck.

(Von Matthias Claudius. Werke, 1819. I. Seite 5.)

Wir Vögel singen nicht egal;
der singet laut, der andre leise,
Kauz nicht wie ich, ich nicht wie Nachtigall,
ein jeder hat so seine Weise.

22.

Die Stadtsoldaten alter Zeit.

(Von Jean Paul. Blumen-, Frucht- und Dornenstücke, II. Cap. 7.)

Eine Stadtmiliz, besonders die Kuhschnappelische, ist ein ernsthafter Heerbann, der bloß zum Verachten der Feinde gehalten wird, indem er ihnen unhöflich stets den Rücken, und was darunter ist, zukehrt; so wie auch eine gutgeordnete Bibliothek nur Rücken zeiget. Hat der Feind Herz, so verehret der Heerbann wie der tapfere Sparter die Furcht; und wie Dichter und Schauspieler den Affekt selber heftig empfinden und vormachen müßen, den sie mitzuteilen wünschen, so sucht der besagte Bann das panische Schrecken erst selber zu zeigen, in das er Feinde versetzen will. Um nun einen solchen Kriegsknecht oder Friedensknecht in der Mimik des Erschreckens zu üben, wird er täglich am Thore erschreckt; man nennt es ablösen. Ein Friedenskamerad schreitet gegen das Schilderhaus und fängt Feld- und Friedensgeschrei an und macht nahe vor seiner Nase feindliche Bewegungen; der Wachthabende schreiet auch, macht noch einige Lebensbewegungen mit dem Gewehr und streckt es sodann und läuft davon; der Sieger aber behauptet in dem kurzen Winterfeldzuge das Schlachtfeld und nimmt den Wachtrock um, den er jenem als Beute ausgezogen. Aber damit nicht Einer allein auf Kosten der Andern erschreckt werde, so wechseln sie mit den Siegen ab. Ein solcher Krieger voll Gottesfrieden kann oft im Kriege sehr gefährlich werden, wenn er gerade im Laufen ist und sein Gewehr mit dem Bajonnet zu weit wegwirft und so den kühnen Nachsetzer harpuniert. Kostbare Milizen dieser Art werden zu ihrer größeren Sicherheit an öffentliche Plätze, wo sie unverletzlich sind, z. B. unter die Thore, gestellt, und so werden solche Harpunierer recht gut von der Stadt und ihrem Thore bewacht; wiewohl ich doch oft, wenn ich vorbeigieng, gewünscht habe, man sollte einem solchen Ritterakademisten einen starken Knittel in die Hände geben, damit er etwas hätte, womit er sich widersetzen könnte, falls ihm ein Durchreisender sein Gewehr nehmen wollte.

23.

Sylbenräthsel.

(Von Friedrich Schleiermacher.)

Was in dem ersten Paar du hattest, erhascht sich das Ganze,
merkst du es zeitig, du wirst: „Haltet die Letzte mir“ schrein.

24.

Vierzeilen.

(Von Friedrich Rückert.)

Wenn die Wäßerlein kämen zu Hauf,
gäb es wohl einen Fluß;
Weil jedes nimmt seinen eigenen Lauf,
eins ohne das andre vertrocknen muß.

Sich im Spiegel zu beschauen,
kann den Affen nur erbauen.
Wirke! nur in seinen Werken
kann der Mensch sich selbst bemerken.

Willst du, daß wir mit hinein
in das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
daß wir dich behauen.

Auf das, was dir nicht werden kann,
sollst du den Blick nicht kehren;
Oder ja, sieh recht es an,
so siehst du gewis, du kannsts entbehren.

Nicht der ist auf der Welt verwaist,
dessen Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
keine Lieb und kein Wißen erworben.

Ich habe bis auf diesen Tag
soviel getragen Schmerz und Pein;
Ich hoffe, was da kommen mag,
es wird nun auch zu tragen sein.

Wenn das Gute würde vergolten,
so wäre es keine Kunst, es zu thun.
Aber ein Verdienst ist es nun,
zu thun, wofür du wirst gescholten.

Das sind die Weisen,
die durch Irrtum zur Wahrheit reisen.
Die bei dem Irrtum verharren,
das sind die Narren.

Und wäre mir kein Freudenkranz erlaubt,
so wollt ich mich anstatt des Kranzes schmücken
Mit dem Gefühl, auf ein geliebtes Haupt
mit sanfter Hand den Kranz des Glücks zu drücken.

Was du Irdsches willst beginnen, heb zuvor
deine Seele im Gebet zu Gott empor.
Einen Prüfstein wirst du finden im Gebet,
ob dein Irdsches vor dem Göttlichen besteht.

25.

Der Hirsch.

(Nach J. J. Kaup und H. O. Lenz.)

Der Hirsch hat im Sommer längs dem Rückgrat, eine schwärzliche Linie und zu jeder Seite derselben eine Reihe blaß gelblicher Flecken; im

Winter ist er gleichförmig graubraun; das Kreuz und der Schwanz sind stets blaß gelblich, mit einer schwarzen Linie eingefaßt.

Alte Thiere sind dunkler als junge gefärbt; den Hirschkühen fehlen die Eckzähne; als seltene Ausnahme kommen Kühe mit Geweihen vor.

Das falbe Hirschkalb erhält erst nach dem sechsten Monat Anfänge zu Geweihen und ist der Länge nach mit runden, weißen, reihenweise stehenden Flecken bedeckt.

Der ausgewachsene Hirsch erhält eine Höhe von 6 Fuß und einigen Zollen, eine Schulterhöhe von $3\frac{1}{2}$ Fuß und Kreuzhöhe von 3 Fuß 10 Zoll. Das Gewicht beträgt 3—400 Pfund.

Der Jäger gebraucht vom Hirsch folgende Ausdrücke:

Edelwild oder Rothwild ist die allgemeine Benennung; Hirsch heißt das Männchen, Thier das Weibchen; das junge Männchen Hirschkalb; wenn es im folgenden Frühjahr zwei einfache Spieße aufgesetzt hat, Spießer; wenn es, nun fast zwei Jahre alt, zwei Spieße aufsetzt, die unten einen spitzen Auswuchs (Augensproße) haben, heißt es Gabler. Bis hieher nannte man das Geweih Gehörn; von nun an bekommt es den Namen Geweih; es besteht aus zwei Stangen, und die daran befindlichen Spitzen, wenn sie wenigstens so groß sind, daß man einen Handschuh daran hängen kann, heißen Enden. Die Stärke des Geweihes und die Zahl der Enden nimmt, wenn der Hirsch sich wohl befindet, meist jährlich zu; hat er aber magere Kost oder befindet er sich unwohl, so nimmt sie auch nicht zu und sogar öfters ab. Eine Stange hat öfters ein Ende mehr als die andere; hat nun die eine Stange z. B. sieben, die andere sechs Enden, so sagt man: der Hirsch hat vierzehn ungerade Enden; haben beide Stangen sieben, so sagt man: er hat vierzehn gerade Enden; in beiden Fällen heißt er ein Vierzehnender. Ebenso gibt es Sechsender, Achtender, Zehnender u. s. w. Geweihe von vierundzwanzig Enden sind jetzt sehr selten. Im Jahre 1696 schoß Friedrich I. von Preußen bei Fürstenwalde einen Hirsch, der 535 Pfund wog und dessen Geweih 66 Enden hatte, wobei freilich die kleinsten Zäckchen mitgezählt sind. Ein sehr starkes Geweih heißt Gewicht; endet das Geweih oben mit zwei Enden, so heißt dieß Gabel, endet es mit mehreren Enden, so heißt dieß Krone. Die Stelle des Kopfes, auf der das Geweih steht, heißt Rosenstock, das hervorsprößende Geweih Kolben; man sagt: es hat sich vereckt, wenn es förmlich ausgebildet ist. Der unterste Teil jeder Stange, der mit Höckern, die man Perlen nennt, besetzt ist, heißt Rose; der wollige Ueberzug, welcher das Geweih, bis es vereckt ist, bedeckt, heißt Bast; dann reibt der Hirsch den Bast an Baumstämmen ab, dieß heißt: er fegt. Schon zu Ende Februars wirft der Kapitalhirsch sein Gewicht ab, der junge Hirsch sein Geweih im März, der Spießer sein Gehörn im April. Bald darauf sproßet das neue hervor,

ist binnen zehn bis sechszehn Wochen vereckt und wird gefegt. Während des Fegens ist es weiß und hin und wieder schweißig (d. h. blutig); bald aber wird es braun und nur die Ecken (Spitzen) bleiben weiß. Beim Fegen frißt der Hirsch die von seinem Geweih abgeschlagenen Bastlappen; die Spur, welche er beim Fegen an den Bäumen durch Abschlagen der Rinde zurückläßt, und wonach man seine Größe beurteilen kann, heißt das Himmelszeichen. Mit dem Abwerfen des Geweihes und dessen Wiederentstehung verhält es sich so: Gegen die Zeit des Abwerfens gerathen die Aeste der äußeren Kopfschlagader, welche zum Rosenstocke laufen, in größere Thätigkeit, die eine Art von Entzündung hervorbringt, wodurch das vorhandene Geweih locker wird und abgeworfen werden kann. Selten fallen beide Stangen zugleich ab. Sobald sie ab sind, so tritt etwas Schweiß (d. h. Blut) aus dem Rosenstocke, es bildet sich in wenig Stunden ein Schorf und nach vierundzwanzig Stunden befindet sich unter diesem schon eine neue Haut. Nach fünf Tagen hat sich auf dem Rosenstocke eine gallertartige, mit feinen Haaren bezogene Erhabenheit gebildet, welche sehr warm anzufühlen ist; bei starken Hirschen ist sie nach vierzehn Tagen schon einen halben Fuß hoch und mit feinen Haaren bedeckt. Man nennt sie Kolben, und einen Hirsch, der sie eben trägt, Kolbenhirsch. Jetzt bildet sich auch unten an der Stange auf dieselbe Art ein neuer Auswuchs, die Augensprosse, und eben so bilden sich nach der fünften Woche auch die übrigen Enden. Anfangs ist das Geweih, wie gesagt, gallertartig, dann wird es knorpelartig, endlich verknöchert es. Ehe es verknöchert, blutet es bei Verletzung stark, weil es viel Blutgefäße enthält. Jetzt vertrocknet der Bast und wird vom Hirsch an Baumstämmen abgerieben. So lange das Geweih noch jung ist, hält sich der Hirsch weit ruhiger, und sucht es vor Verletzung zu sichern, wobei er den Kopf gesenkt trägt; wird es aber dennoch verletzt, so bekommt es eine unregelmäßige, oft sehr merkwürdige Gestalt. Ein Hirsch mit zehn Enden heißt schlecht jagdbar; mit zwölf Enden und darüber jagdbar; ein vorzüglich starker (d. h. großer) Hirsch Kapitalhirsch.

Das junge Weibchen heißt im ersten Jahre Wildkalb, dann Schmalthier; sobald es aber ein Kalb bekommt, altes Thier. Starke Hirsche halten sich in Trupps zusammen, andrerseits bilden die Spießer, Gabler, Thiere, Schmalthiere und Kälber gemischte, oft sehr zahlreiche Trupps. Einen Trupp nennt man auch wohl Rudel. Die Hufen nennt man Schalen; den Eindruck, den sie machen, Tritt; die ganze Spur Fährte. Oberrücken heißen die zwei kleinen Hornscheiden der Anhangszehen hinten am Fuße. Die Beine heißen Läufe, das Fleisch Wildpret, das Fett Feiß, das Blut Schweiß, das Fell Haut, die Augen Lichter, die Ohren Gehör, der Schwanz Blume, die Gedärme Gescheide, der Mist Losung. Die Eckzähne, welche man bei alten Männchen findet und welche stumpf sind, heißen Haken; bei alten Weib-

chen sieht man sie nur selten. Man sagt: das Edelwild steht in einem Reviere (hält sich da auf); thut sich nieder (legt sich); Bett ist der Ruheplatz, den es mit den Vorderläufen bereitet hat, Wechsel sein gewöhnlicher Weg, Aeßung seine Nahrung, es äßet sich, heißt: es frißt. Es ist feißt (fett) oder schlecht (mager); es zieht (geht) zu Holze, geht vertraulich (langsam), trollt (trabt), wird flüchtig (läuft); ist angeschweißt (angeschoßen), bricht zusammen, klagt, wenn es einen Schmerzenslaut ausstößt; wird abgefangen, indem man ihm den Hirschfänger durch die Brust ins Herz stößt; schwächere Hirsche, Thiere und Kälber werden genickt, indem man ihnen den Nickfänger ins Genick stößt. Nach dem Tode wird das Edelwild aufgebrochen, indem man das Gescheide herausnimmt und dann zerwirkt (zerteilt). Die Stimme des Thiers heißt mahnen. Das Edelwild fuhlt sich, indem es sich im Schlammwaßer abkühlt; es äugt (sieht), wittert (riecht) und vernimmt (hört) sehr fein. Es sichert, wenn es lauscht, ob keine Gefahr droht. Kümmerer heißt ein stark verwundeter, aber wieder ausgeheilter Hirsch. Wenn der Jäger, z. B. nach der Fährte, über die Größe des Hirsches urteilt, so heißt es: er spricht den Hirsch (z. B. einen Zwölfender) an.

Lappland ausgenommen, kommt der Hirsch fast in ganz Europa vor. In der Schweiz ist er völlig ausgerottet, und in England findet man ihn außer den Thiergärten nur in Glouceſterſhire, Devonſhire und Schottland. Von Rußland aus verbreitet er sich über die Tartarei bis nach Japan.

Zu seinem Aufenthalt erwählt der Hirsch geschloßene Wälder, wo er in den dichteſten Gebüschen sein Nachtlager hält. Früh am Tag und Abends verläßt er sie, um auf den nahgelegenen Feldern oder Wieſen sich zu äßen. Im Frühjahr zieht er sich tief in die Wälder zurück, im Herbſt und Winter aber begibt er sich gern in die Vorhölzer und bei heftigem Sturm und Schneegestöber in den Hochwald, wo sich mehrere des Rudels öfters zusammenlegen, und manchmal auch Moos und Laub zusammenscharren, um wärmer zu liegen.

Der Hirsch ist ein schönes, edel gebautes Thier, mit schönen, großen feurigen Augen, kleinem Kopfe mit dem herlichen Geweih geziert, und mit Füßen, die schlank, jedoch kräftig gebildet sind. Sein Geruch und Gehör sind schärfer, als sein Geſicht. Wenn er horcht, regt er die Ohren und richtet den Kopf in die Höhe, um jeden Schall beßer auffangen zu können. Wenn ihm der Wind entgegen kommt, riecht (vernimmt) er auf mehrere hundert Schritte den Menschen. Er ist neugierig, schlau und listig. Wenn man ihm von weitem zuruft oder pfeift, oder er hört Muſik, so bleibt er stehen und sieht sich um; bemerkt er einen Menschen ohne Gewehr und Hund, so geht er stolz vorüber, denn er weiß bald den Jäger von dem Holzhauer und Wandrer zu unterscheiden.

Die schlanken Glieder sind vollkommen zum flüchtigen Rennen und

Springen eingerichtet; er setzt ohne Anstand über Zäune und Mauern von acht Fuß Höhe; beim Uebersetzen zieht er die Vorderfüße an den Körper an. Wird er im Walde gejagt, so legt er das Geweih auf den Rücken, durchbricht das dichteste Gebüsch, und ist im Nu entflohen. Zur Zeit der Gefahr scheut er Flüße und Ströme nicht und durchschwimmt sie mit Leichtigkeit.

Er ist meistens furchtsam, und sucht der Gefahr durch die Schnelligkeit seiner Läufe zu entgehen; nur wenn er derselben nicht mehr ausweichen kann, macht er von seinen Geweihen einen furchtbaren Gebrauch, geht auf Menschen und Hunde los und vertheidigt sich tapfer.

Jung gefangen, läßt der Hirsch sich zähmen, und man hat ihn in älterer und neuerer Zeit sogar zum Ziehen abgerichtet. Der König August von Polen hatte einen stattlichen Zug von acht und der Herzog von Meiningen einen von sechs Stücken.

Ihre Nahrung besteht in allerlei Kräutern, Schwämmen, Blättern, jungen Knospen, Getraide, vorzüglich Hafer u. s. w.; den Vorzug vor allen aber geben sie dem wilden Jasmin, welchen letztern sie so sehr lieben, daß einer mit wahrer Tollkühnheit auf die Mauerreste einer Ruine kletterte, um zu demselben zu gelangen. Sie saufen wenig, besonders im Winter, im Frühling löscht das bethaute Gras ihren Durst.

Treffen zwei Hirsche mit einer Hirschkuh zusammen, so setzt es gewaltige Kämpfe. Mit aufgerißenen Nüstern und heftigem Gebrüll sehen sich die Nebenbuhler grimmig an, scharren die Erde auf und sind mit einem Satz aneinander, wobei sie die Geweihe so kräftig zusammen schlagen, daß es von Ferne lautet, als wenn Stangen zerbrochen würden. Dieser Kampf dauert so lange, bis der Schwächere weicht. Bei solchen Kämpfen ist es schon geschehen, daß beide sich mit den Geweihen so verwickelten, daß sie sich nicht mehr losmachen konnten und so elend umkommen (verenden) mußten.

Ein solches verwickeltes Geweih findet sich, außer dem im Museum zu Philadelphia aufbewarten, auch in dem Jagdschloß Kranichstein bei Darmstadt, unter welchem eigentümliche Verse das tragische Ende beider Hirsche zu verewigen gesucht haben.

Die Hirschkuh bringt (setzt) nach vierzig Wochen ein Kalb, selten deren zwei zur Welt, die nach vier Tagen hinter der Mutter, später aber vor ihr herlaufen müßen. In der Gefahr wendet sie dieselbe List für ihr Junges wie das Reh an.

Das Alter des Hirsches wird auf dreißig Jahre angegeben; die Hirschkuh wird älter.

Die Jagd dieses schönen Thieres wird in unserer Zeit nicht mehr mit dem Aufwand wie früher getrieben, und die Parforcejagd, wo das arme Thier mit Hunden durch Felder, Wald und Ströme zu Tode gehetzt und dann den

Hunden zum Verschlingen überlaßen wurde, kennt man schon längst, zu Ehren der Menschheit, nicht mehr.

Man schießt den Hirsch auf dem Anstand, auf dem Pirschgang oder auf Treibjagden, und nur, wenn man Hirsche, besonders weiße, aus einem Park in den andern versetzen will, gebraucht man noch Netze.

In England hat einsmals der Herzog von Cumberland den Muth eines Hirsches auf eine harte Probe gestellt. Er wählte einen der stärksten Hirsche aus dem Walde von Windsor, und ließ ihn auf einen freien, von funfzehn Fuß hohen starken Netzen umgebenen Platz. Es war gerade der Tag, an welchem die Wettrennen von Ascot-Heath gehalten werden, weshalb sich Tausende von Zuschauern einfanden. Schon waren alle Vorbereitungen getroffen, und der Hirsch brüstete sich majestätisch bei dem unverhofften Anblick einer so ungeheuren Menschenmenge, welche hinter den Netzen stund. Alle Herzen klopften in diesem Augenblicke voll banger Erwartung. Ein zur Jagd abgerichteter und verkappter Tiger ward jetzt von zwei Negern, die seine Wärter waren, auf den Kampfplatz geführt. Auf ein gegebenes Zeichen zogen sie den Schleier von seinem Kopfe und ließen ihn frei. Eine Todtenstille herschte rings unter den Zuschauern; man hörte keinen Athemzug. Der Tiger blickte nach allen Seiten umher, faßte dann den Hirsch ins Auge, legte sich auf den Bauch nieder, und kroch wie eine Katze, die auf eine Maus lauert, auf seine Beute zu, indem er den Augenblick abpaßte, wo er sich mit Vorteil auf sie stürzen könnte. Der Hirsch folgte mit festem und vorsichtigem Blicke den Bewegungen seines Gegners und bot ihm immerfort die Stirn, so daß sein furchtbarer Feind immer den gefährlichen Stößen seiner gewaltigen Geweihe ausgesetzt blieb. Umsonst versuchte der Tiger, ihm in die Seite zu fallen; der Hirsch ließ sich nicht überlisten. So blieben beide sich lange drohend gegenüber, bis endlich den Zuschauern die Geduld ausgieng; und weil die Stunde des Wettrennens nahete, so fragte der Herzog, ob es nicht möglich wäre, den Tiger zu einem Angriff zu reizen und so den Kampf beginnen zu laßen. Man machte ihn auf die Gefahr aufmerksam, die daraus entstehen könnte; allein er gab den Befehl, und die Wärter traten hinzu und führten ihn aus. Da that plötzlich der Tiger einen ungeheuren Satz, sprang über das Netz und lief mitten durch das Geschrei des erschrockenen Volkes. Jeder lief, wohin er konnte, und dachte schon, der Tiger würde ihn beim Schopfe nehmen. Dieser aber sprang, ohne sich um die Menschenmenge zu bekümmern, in den Wald, riß dort einen Dammhirsch nieder und opferte ihn seiner Blutgier.

26.

Unter den Palmen.

(Von Ferdinand Freiligrath.)

Mähnen flattern durch die Büsche, tief im Walde tobt der Kampf;
hörst du aus dem Palmendickicht das Gebrüll und das Gestampf?
Steige mit mir auf den Teakbaum! Leise! daß des Köchers Klingen
sie nicht aufschreckt! Sieh den Tiger mit dem Leoparden ringen!

Um den Leichnam eines Weißen, den der Tiger überfiel,
als er schlief auf dieses Abhangs scharlachfarbgem Blumenpfühl,
Um den Fremden, seit drei Monden unsrer Zelte stillen Bürger,
der nach Pflanzen gieng und Käfern, streiten die gescheckten Würger.

Weh! kein Pfeil mehr kann ihn retten! schon geschloßen ist sein Aug!
roth sein Schlaf, gleichwie die Blumen auf dem Fackeldistelstrauch!
Die Vertiefung auf dem Hügel, drin er ligt, gleich einer Schale
voll von Blut, und seine Wange trägt des Tigers Klauenmale.

Wehe, wie wird deine Mutter um dich klagen, weißer Mann! —
Geifernd fliegt der Leoparde den gereizten Tiger an;
Aber dessen linke Tatze ruht auf des Erwürgten Leibe,
und die rechte hebt er drohend, daß den Gegner er vertreibe.

Siehe, welch ein Sprung! — der Springer hat des Todten Arm gefaßt;
zerrend flieht er, doch der andre läßt nicht von der blutgen Last.
Ringend, ungestüm sich packend, stehn sie auf den Hinterpranken,
aufrecht zwischen sich den Starren, mit emporgerafften Blanken.

Da — o sieh, was über ihnen sich herabläßt aus dem Baum,
grünlich schillernd, offnen Rachens, an den Zähnen giftgen Schaum!
Riesenschlange, keinen Einzgen läßest du den Raub zerreißen!
du umstrickst sie, du zermalmst sie — Tiger, Leoparden, Weißen!

27.

Sehnen.

(Von Heinrich Heine.)

Ein Fichtenbaum steht einsam
im Norden auf kahler Höh.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
auf brennender Felsenwand.

28.

Das befreite Jerusalem. 1099.

(Von Friedrich Wilken.)

In einer gebirgigen, fruchtbaren und waßerarmen Gegend von Palästina ligt die heilige Stadt Jerusalem auf zwei Bergen, von welchen den größten Teil nebst dem Thale, welches diese trennt, ihre Mauern einschließen. Von der nördlichen Seite nur hat sie eine freiere Aussicht in eine fruchtbare Ebne, von den übrigen Seiten beschränken hohe Berge, welche durch tiefe Thäler von den Mauern der Stadt getrennt sind, ihren Gesichtskreiß. Gegen Morgen liegt das Thal Josaphats, durch welches zur Zeit des Winters der Bach Kedron rauscht und in dessen tiefstem Grunde die Kirche der heiligen Jungfrau war, neben welcher den Pilgern die Gräber der Gottesgebärerin, des Königs Davids und des heiligen Stephan gezeigt wurden. Gegen Süden und Westen umgab die Stadt das Thal Hinom, welches mit dem vorigen zusammenfließ, wohin man den von Judas für den Verkaufspreis seines Herrn und Meisters erkauften Blutacker verlegte und wo der zur Zeit der Könige von Juda so berühmte Teich war.

Auf diesem heiligen Boden war jeder Platz, welchen die Füße der Wallbrüder betraten, durch des Heilandes und vieler heiligen Männer Wandel geweiht. Welches Pilgers Gemüth konnte den andächtigen Empfindungen sich verschließen, welche die Erinnerung an die Thaten jener heiligen Männer weckte?

Während diesen Empfindungen die Wallbrüder sich überließen, ordneten die Fürsten die Belagerung. Nach vielen Berathschlagungen ward beschloßen, die Stadt an der nördlichen Seite von dem Thore, welches von den Wallbrüdern den Namen des heiligen Stephansthor empfieng, bis zur Burg Davids zu belagern, weil von den übrigen Seiten die Bestürmung wegen der tiefen Thäler unmöglich war. Zunächst an der Burg Davids gegen Westen, wo der hartnäckigste Widerstand von den Mohamedanern zu erwarten war, stellte sich Herzog Gottfrid, mächtig im Rath und im Kampfe, mit seinen muthigen Lothringern und Deutschen. Neben ihm wurde der Eingang der Burg dem Grafen Raimund mit seinen Provençalen, dem ritterlichen Tankred und zwei Italischen Bischöfen mit ihren Völkern zu bewachen übergeben. Der Herzog Robert von der Normandie, der Graf von Flandern und ein Graf aus Bretagne stunden bei der Kirche des h. Urmärtyrers Stephanus, und neben ihnen bis zum St. Stephansthore lagerten sich Graf Reinbold von Oringis, Ludwig von Monzun, Conon von Montagu und sein Sohn Lambert, Gaston von Berdeiz, Gerhard von Roussillon, Balduin von Bourg und Thomas von Feria. Graf Raimund aber, weil er von seiner Seite,

wo die Burg Davids das unter ihr liegende Thor zu nachdrücklich beschützte und das ihm gegen Osten befindliche Thor die Berennung so sehr erschwerte, die Stadt nicht zu erobern hoffte, verlegte sein Lager auf den Berg Zion zwischen der Mauer und der im Thale befindlichen Kirche der Mutter Gottes, welche von den Mauern nur einen Bogenschuß weit entfernt ist. Damit aber beleidigte er seine Ritter, ohne deren Einwilligung er die Aenderung vorgenommen, so sehr, daß viele an dem Orte, der ihrem Grafen durch den gemeinschaftlichen Beschluß der Fürsten angewiesen war, blieben. Raimund mußte daher viele neue Ritter und Fußknechte in Sold nehmen, um sein neues Lager zu behaupten. Obgleich nachher auch der Oelberg besetzt wurde, so war dennoch die heilige Stadt kaum halb eingeschloßen. Vierzig tausend Pilger und Pilgerinnen stunden vor den heiligen Mauern, aber kaum die Hälfte dieser Zahl war durch Geschlecht, Alter und Gesundheit zum Streiten fähig. Dagegen waren nach Rechnung der Wallbrüder in der Stadt sechszig tausend nach den Belohnungen trachtend, welche der Arabische Prophet denen verheißt, die den Kampf wider die Ungläubigen wagen.

Doch ward schon am fünften Tag auf des Grafen Raimund Antrieb mit dem wenigen Zeuge, welches in der Nacht bereitet wurde, die Stadt bestürmt, aber mit solcher Heftigkeit, daß bereits die Vormauer niedergeworfen wurde, und auch die Hauptmauer erstiegen wäre, wenn nicht der Mangel an Sturmleitern die Fürsten bewogen hätte, durch das Horn die Streiter zur Rückkehr vom vergeblichen Sturm ins Lager abzurufen.

Als dieser erste Versuch mislungen, begann eine Belagerung, welche nicht mindere Beschwerlichkeiten als die von Antiochien hatte; denn zuerst waren die Cisternen, in welche die Eingebornen das Regenwaßer sammelten, von den Ungläubigen verschüttet, und nur die Quelle am Fuße des Berges Zion gab zu Zeiten reichliches Waßer. Dann sah man in der ganzen Gegend, so weit die Blicke der Wallbrüder reichten, keinen Baum, welcher Holz zum nöthigen Belagerungszeuge geben konnte. Viele Kreuzbrüder indes, der Belagerung vergeßend, zerstreuten sich im Lande und sammelten Lebensmittel. Die erste Beschwerlichkeit war bald gemindert, als ein Surianer, welcher im Lager war, in einem sechs bis sieben tausend Schritte entfernten Thale nahe bei Bethlehem ein Gehölze nachwies, worin einige hohe Bäume sich fanden. Der Normanne Robert und der Graf von Flandern zogen sogleich mit ihren Bewaffneten und Holzhauern dahin, und brachten auf Wagen und Kameelen Holz ins Lager. Die Arbeit begann, aber alle Fürsten waren so arm an Gelde, daß sie nur mit dem, welches das Volk beisteuerte, die Werkmeister lohnen konnten. Indessen leisteten alle übrigen für Gottes Sache eifrigen Kreuzfahrer unverdroßen die Dienste, so sie zu leisten vermochten: Ritter und Knechte, Greise, Weiber und Kinder sammelten Ge-

büsch zur Verfertigung der Hürden, und Graf Raimund ließ durch die auf dem Zuge von Antiochien nach der heiligen Stadt gefangenen Saracenen, Menschen von ungewöhnlicher Stärke, die größten Balken herbeitragen. Diesen war der Bischof von Arbera vorgesetzt, die Arbeiten der übrigen Werkmeister des Grafen von St. Gilles leitete der Ritter Wilhelm Richau, und Gasto von Beardo, ein edler und geachteter Ritter, stund mit rühmlicher Sorgfalt und nützlicher Klugheit denen der übrigen Fürsten vor. Also wurden in kurzer Zeit viele Belagerungswerkzeuge aller Art geliefert.

Schrecklicher aber war der Waßermangel. Der Hunger bei Antiochien war nicht zu vergleichen mit dem Durste vor den Mauern der heiligen Stadt in der brennendsten Hitze des Sommers. Bei allen Quellen und Brunnen, welche nicht verstopft waren, lauerten Saracenen in Gebüschen und Höhlen, und jeder Trunk Waßers mußte mit Blut erkauft werden. Oft, wenn auch nicht Saracenen den durstenden Christen nachstellten, griffen die Christen, um einander von dem Waßer zu verdrängen, zu den Waffen, und von Christen selbst ward Christenblut vergoßen. Viele Wallbrüder sah man neben der Quelle Siloa erschöpft liegen, welche nicht mehr zu reden vermochten und nur durch Mienen denen, welche Waßer erlangt hatten, ihr Verlangen darnach zu erkennen gaben. Noch schmerzlicher war der Durst den Lastthieren. Denn das Waßer der Quellen und Brunnen war bald durch die Leichname der erschlagenen Saracenen und Ungläubigen so verderbt, daß es sie anekelte. Ganze Herden derselben starben daher vor Durst und ihre faulen Körper verpesteten die Luft. Das reine Waßer ward oft sechstausend Schritte weit in Schläuchen von Rindsleder geholt, denn jeden Preis konnte derjenige erhalten, welcher es feil bot. Mit Wein konnten nur wenige sich erquicken. Die Beschwerden des Durstes wurden bald noch vermehrt durch den Mangel an Lebensmitteln. Zehn Tage hindurch war im Lager kein Brot zu kaufen. Viele verzweifelten daher im Angesichte der heiligen Stadt, und fuhren, nachdem sie sich in den heiligen Fluten des Jordans gebadet und Palmzweige geholt hatten, aus dem Hafen von Joppe in ihre Heimat. Glücklicherweise landeten Genuesische Schiffe im Hafen von Joppe mit Lebensmitteln, und neue Hoffnung belebte die Gemüther der Krieger Christi. —

Schon wurde der Tag ausersehen, an welchem die heilige Stadt berennt werden sollte. Da gedachten die Priester, daß einst Gott die Stadt Jericho in die Hände der Israeliten nach einem siebenmaligen feierlichen Umgange um ihre Mauer gegeben, und riethen, diesem Beispiel nachzuahmen. Um ihrem Rathe mehr Gewicht zu geben, erschien der heilige Erzbischof Ademar einem Priester und forderte ihn auf, die Fürsten zu einem feierlichen Umgange zu ermahnen. Denselben Rath gab ein alter in einem hohen Turme auf dem Oelberge wohnender und durch die Gaben der Weißagung berühm-

ter Einsiedler. Zugleich sollte diese Processsion benutzt werden, um Tankred und Raimund, welche aufs neue wegen des Geldes, welches dieser jenem zu bezahlen versprochen, aber nicht bezahlt hatte, zankten und andere mit einander streitende Fürsten auf dem Oelberge, wo der Heiland so schmerzlich für die Menschen gelitten, zu versöhnen.

Am Freitage, den 8ten Julius, versammelten sich alle Priester, die Ritter und das Volk, und verließen das Lager zum feierlichen Umgang um die Stadt. Die Priester zogen in weißen Gewändern mit Kreuzen, den Reliquien und den Bildern der Heiligen voran, und ihnen folgten alle Ritter und das Volk in völliger Waffenrüstung, Trompeten und Fähnlein tragend und mit entblößten Füßen, indem sie die Heiligen um ihre Fürsprache bei Gott flehentlich anriefen. Die Processsion begab sich zu erst auf den tausend Schritt von der Stadt östlich liegenden Oelberg, wo Arnulf, ein sehr beredter Geistlicher aus Flandern, von einem erhabenen Orte herab in einer so eindringenden Rede den Fürsten die Eintracht empfahl, daß alle Streitenden versöhnt einander die Rechte gaben. Auch Peter der Einsiedler trat auf und ermunterte das Volk auszudauern, um den Heiland, der noch immer in der heiligen Stadt gekreuziget werde, zu befreien. Von da zogen die Wallbrüder zu der Kirche zur Mutter Gottes auf dem Berge Zion südlich von der Stadt. Die Ungläubigen sahen zum Teil auf den Mauern stehend den Umgang mit Verwunderung an, andere warfen Pfeile nach den andächtigen Kreuzfahrern und verwundeten ihrer mehrere, andere richteten auf den Mauern Kreuze auf und übten an ihnen ihren Muthwillen, andere, die Processsion nachäffend, folgten auf der Mauer den Christen und kränkten sie durch ihren Spott. Nachdem die Processsion ins Lager zurückgekehrt, ward auf den nächsten Donnerstag der allgemeine Angriff auf die heilige Stadt bestimmt.

In der Nacht vor diesem ersehnten Tage brachten Herzog Gottfried, der Herzog von der Normandie und der Graf von Flandern mit unsäglicher Mühe ihre Maschinen stückweise von dem Orte, wo sie erbaut waren, fast tausend Schritt weit, an die östliche Mauer, zwischen dem Thore des heiligen Stephan und dem eckigen Turme, welcher nördlich über dem Thale Josaphats stund, und verlegten dahin auch ihr Lager, weil diese Gegend Kundschafter ihnen als die am schwächsten besetzte bezeichnet hatten. Als der Tag anbrach, waren die kleinen Maschinen aufgerichtet, und die Wallbrüder erkannten aus der Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche diesem Beginnen sich entgegengestellt, daß Gottes Hand mit ihnen war. Auch Raimund und die andern Fürsten hatten in der Nacht da, wo sie die Mauer zu bestürmen übernommen, Maschinen aufgerichtet. Alle nahmen hierauf das heilige Abendmahl und begaben sich zu ihren Führern. Selbst Greise und Weiber erschienen bewaffnet, um zur Eroberung der heiligen Stadt zu helfen. Um aber die

großen Türme an die Mauer zu bringen, mußte zuvor die vordere Mauer der Stadt niedergeworfen und das Thal ausgefüllt werden. Beides war ein nicht geringes Werk. Die Mauer wurde zwar mit Mauerbrechern berannt, aus großen und kleinen Maschinen wurden Steine auf die Verteidiger der Mauern geschleudert, aber die Belagerten minderten durch Säcke voller Wolle und Stroh und durch schräge Balken, welche sie an der Mauer befestigt hatten, ihre Wirkung, die schon wegen der Breite des Thales, welches sie von der Mauer trennte, schwach war. Viel größer war die Heftigkeit, mit welcher die Belagerten aus ihren Maschinen von der Höhe herab Steine auf die Kreuzfahrer schleuderten; ihre Feuerbrände und die mit Schwefel, Pech und andern brennbaren Dingen versehenen Pfeile setzten bald die christlichen Maschinen so in Brand, daß das Löschen alle Hände der Kreuzfahrer beschäftigte. Wenige wagten daher zur Ausfüllung des Thales Steine und Erde herbeizutragen, obgleich Graf Raimund durch den Ruf der Herolde jedem, welcher da, wo er stehe, drei große Steine ins Thal werfen würde, einen Denar als Belohnung verhieß. Die Nacht fiel ein, ehe die Wallbrüder ihr Ziel erreicht hatten.

Kaum aber war das Morgenroth des folgenden Tages erschienen, als jeder Wallbruder in den Waffen wieder an den Ort eilte, welchen er gestern verlaßen. Der Kampf begann wieder mit vermehrter Lebhaftigkeit. Die Ungläubigen warfen nicht nur Steine und Pfeile wider die Wallbrüder, sondern auch Töpfe mit brennbaren Materien und Balken von einem mit Waßer unlöschbaren Feuer ergriffen wider die Maschinen; den Wallbrüdern aber war verrathen worden, daß Weineßig dieß Feuer lösche, und damit hatten sie reichlich sich versehen. Als durch Feuer und Steine die Maschinen der Christen nicht verderbt wurden, wurden Hexen auf die Mauer geführt, um durch Zauberformeln ihre Wirksamkeit zu hemmen, aber ein ungeheurer Stein, aus einer Maschine geworfen, zerschmetterte zwei Hexen, welche die Maschinen zu besprechen auf die Mauer gekommen waren, und drei Mädchen, welche sie begleiteten. Zwei Boten, welche von Askalon kamen, um die Verteidiger von Jerusalem zur ausharrenden Gegenwehr zu ermuntern, indem in vierzehn Tagen ein Heer zum Entsatz der Stadt kommen werde, wurden ergriffen, weil es an Tankred durch zwei Muselmänner verrathen war, daß durch das unbesetzte Thor im Thale Josaphat die Boten von Askalon gewöhnlich eingelaßen würden. Der eine von ihnen ward von einem hitzigen Jünglinge mit einer Lanze durchbohrt, der andere, nachdem er seinen Auftrag ausgesagt, aus einer Maschine gegen die Mauer geschleudert.

Ungeachtet aller dieser Vorteile war um die siebente Stunde, selbst nachdem der Herzog von der Normandie und Tankred beim Stephansthore die Mauer durchbrochen hatten, so wenig Hoffnung zur Eroberung der heiligen Stadt, daß die Fürsten beschloßen die von dem Feuer und den Steinen

der Belagerten sehr beschädigten Maschinen zu entfernen und an dem folgenden Tage den Angriff zu erneuern. Die Ritter jammerten laut, daß Gott sie nicht würdig halte, die heilige Stadt einzunehmen, das Kreuz anzubeten und das heilige Grab zu erblicken; das Volk kehrte betrübt ins Lager zurück. Plötzlich, um die Stunde, in welcher der Heiland ans Kreuz gebracht war, erblickte der Herzog Gottfrid von Bouillon auf dem Oelberge einen Ritter, welcher seinen blitzenden Schild schwenkte und damit dem Volke Gottes das Zeichen zur Fortsetzung des Kampfes gab. Herzog Gottfrid rief die Ritter und das Volk zurück; alle begannen die Arbeit mit neuen Kräften, des Sieges gewiß; die Weiber erquickten die Männer durch Speise und Getränk und ermunterten sie zu muthigem Kampfe und unverdroßener Arbeit. Binnen einer Stunde war die vordere Mauer niedergeworfen, das Thal ausgefüllt und des Herzogs Turm stund an der Mauer. Das auf seiner Spitze von Gold blitzende Kreuz mit des Herrn Jesu Bilde, nach welchem die Ungläubigen immer vergeblich gezielt, kündigte den Sieg Christi über Mohamed dem Volke Gottes an. Bald darauf war auch des Grafen Raimund Turm der Mauer so nahe gebracht, daß die Wallbrüder aus ihm mit ihren Lanzen die Ungläubigen auf der Mauer erreichen konnten.

Die Wallbrüder erneuerten nun den Kampf mit hoffendem Muthe. Die Muselmänner widerstanden mit verzweifelter Tapferkeit; aber dem nahe an die Mauer gerückten Turme des Herzogs konnten ihre Maschinen wenig schaden, und wo die Hürden, womit er bedeckt war, beschädigt wurden, da half Herzog Gottfrid mit eigener Hand den Schaden verbeßern. Deßto wirksamer waren die Wurfmaschinen aus den Türmen, indem Herzog Gottfrid diejenigen, welche sie bedienten, zu unverdroßener Arbeit aufmunterte. Es gelang endlich einigen Jünglingen, die mit Stroh und Baumwolle gefüllten Säcke, womit die Ungläubigen die Mauer zu schützen gesucht, vermittels brennender Pfeile in Brand zu bringen: der Rauch ward durch einen Wind aus Norden auf die Mauer getrieben; die Streiter, durch ihn im Kämpfen gehindert, verließen verzweifelnd ihren Stand, und aus dem zweiten Stockwerke des Turmes fiel die Fallbrücke auf die Mauer, unterstützt von zwei Balken, mit welchen die Ungläubigen die Steine der Belagerer abgewehrt hatten. Die beiden Brüder Ludolf und Engelbert waren die ersten, welche die Mauer Jerusalems erstiegen, und ihnen folgten bald Herzog Gottfrid selbst, der in dem obersten Stockwerke sich befand, sein Bruder Eustach, der Herzog von der Normandie und der Graf von Flandern nach. Die andern Wallbrüder, welche nicht durch den Turm auf die Mauer kommen konnten, erstiegen sie mit Leitern, und bald war die Mauer da, wo der Herzog stund, ganz verlaßen von den Ungläubigen, welche in die Gaßen der Stadt flohen. Die Wallbrüder eilten ihnen nach, der Herzog Gottfrid ließ durch einige Ritter

das Stephansthor öffnen, das übrige Volk drang teils durch dieses, teils da, wo der Herzog von der Normandie und Tankred die Mauer durchbrochen hatten, in die Stadt, und bald erschallte sie von dem Geschrei der siegenden Wallbrüder: „Gott hilft! Gott will es!“ In das Siegesgeschrei mischte sich bald das Angstgewinsel der sterbenden und das Flehen um Gnade der fliehenden Ungläubigen; denn Ritter und Knechte verbreiteten sich in die Stadt und würgten, wen sie antrafen, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Die heilige Stadt war schon mit Leichen angefüllt, als wider den Grafen Raimund, der bei der Burg Zion stand, die Ungläubigen noch immer tapfer stritten und seinem Belagerungszeuge großen Schaden zufügten; denn von den vierzehn Maschinen auf der Mauer waren gegen des Grafen Werke neun gerichtet. Raimund erfuhr erst durch das Waffengetöse in der Stadt und durch die Flucht der wider ihn streitenden Ungläubigen von der Mauer, daß der Heiland den andern Fürsten den Sieg verliehen habe. „Was weilt ihr jetzt noch länger?“ rief Raimund den Seinigen zu, und die begeisterten Provençalen drangen mit Leitern über die Mauern in die Stadt. Dann ward auch das südliche Thor geöffnet, und das vor ihm wartende Volk drang mit solcher Heftigkeit hinein, daß sechszehn Wallbrüder im Gedränge umkamen.

Jetzt wurde das Würgen der Ungläubigen in der Stadt allgemein. Welche den Schwertern derer unter Gottfrid, dem Normannen und dem Flanderer entrannen, liefen in die Schwerter der Provençalen. In die verborgensten Winkel, wo die Muselmänner Sicherheit suchten, drang das spähende Auge der wilden Mörder. Hätten sie nur mit dem Blute der Ungläubigen die Schmach des Heilandes und das Blut der vor Jerusalem erschlagenen Wallbrüder rächen wollen — aber viele, nicht zufrieden, das Blut der Ungläubigen fließen zu sehen, weideten sich an ihren Qualen, indem sie bald sie nöthigten, von hohen Türmen sich herabzustürzen, bald mit schwachem Feuer bis zum langsamen Tode sie marterten. Wenige entkamen in die Burg Zions. Aber eine weit größere Anzahl gewann den Tempel Salomonis, damals eine Moschee, hinter dessen festen Mauern Sicherheit suchend. Aber Tankred durchbrach mit den Seinigen diese Veste. Mehr als zehn tausend Muselmänner und unter ihnen viele Imams, Ulemas und Fakihs fielen von ihrem Schwerte. Dreihunderten von diesen, welche auf das Dach des Tempels geflohen waren, gab Tankred Gnade und steckte sein Panier dort auf, aber dennoch wurden diese von andern Wallbrüdern am andern Tage ermordet, worüber Tankred so ergrimmte, daß er mit dem Schwerte den Frevel gerochen hätte, wenn nicht den andern Fürsten es gelungen wäre, ihn zu besänftigen. Die Beute, welche Tankred im Tempel Salomonis fand, war unermeßlich. Zwei Tage wurden erfordert, um sie wegzubringen; denn Tankred ließ nichts zurück als das goldene Gefäß, zweihundert Mark an

Gewicht, welches nach Einiger Meinung Manna, nach Anderer Blut des Erlösers enthielt. Vierzig große silberne Leuchter, hundert und funfzig kleinere, von denen zwanzig von ägyptischem Golde, die übrigen von Silber waren, einen großen silbernen Kronleuchter und viele andere Geräthe konnte Tankred sich und den Seinigen zueignen, weil ausgemacht war, daß jedem die Beute bleiben solle, welche er gewönne; er teilte sie aber mit Gottfrid, weil er in dessen Solde stund. Jedem Wallbruder blieb das Haus, dessen er sich bemächtigte. Darum wurde die Stadt nicht wie eine eroberte Stadt behandelt, sondern die Wallbrüder schonten ihrer als ihrer künftigen Heimat, und mancher Arme war der Besitzer eines prächtigen Palastes.

Als die Wallbrüder des Blutes der Muselmänner satt waren, traf die Juden ihre Mordlust. Sie wurden in ihre Synagoge zusammengetrieben und mit ihr verbrannt.

Weder an den Greueln noch an dem Jagen nach Beute nahm Herzog Gottfrid Anteil. Er rächte zwar tapfer mit dem Schwerte das Blut der Seinigen, welche während der Belagerung gefallen waren, und die Beschimpfung, welche die Pilgrime so oft von den ungläubigen Beherschern der heiligen Stadt erfahren. Dann aber begab er sich noch während des Mordgetümmels von drei Rittern begleitet in wollenem Pilgerhemd und mit entblößten Füßen aus der Stadt, wallte um ihre Mauern, gieng durch das Thor, welches gegen den Oelberg ligt, nach der Kirche des heiligen Grabes und überließ sich der Andacht.

Plötzlich änderte sich auch in der Stadt die Scene. Die Wallbrüder, des Mordens müde, legten, nachdem durch ausgestellte Wächter die Stadt gegen einen plötzlichen Ueberfall gesichert war, ihre Waffen ab, reinigten sich von dem Blute der erschlagenen Türken, und eilten mit entblößtem Haupt und entblößten Füßen zu den noch von Blut rauchenden heiligen Oertern. Die Stadt, in welcher kurz vorher nur das wilde Geschrei der Würger und das Gewinsel der Sterbenden gehört wurden, erschallte jetzt von den Lobgesängen zur Ehre Gottes und den Gebeten der zum Grabe des Heilandes Wallenden, und die grausamen Krieger, deren Gemüth jeder milden Empfindung noch eben verschloßen war, beugten jetzt demüthig ihre Knie und vergoßen Thränen der Andacht an den Oertern, wo das noch warm fließende Blut an ihre Grausamkeiten sie erinnerte. Viele, die mit gieriger Habsucht geraubt, opferten jetzt mit ausschweifender Freigebigkeit ihren Raub dem Herrn, oder brachten ihn als Almosen den Alten, den Armen und den Kranken. Andere bekannten laut ihre Sünden und gelobten Beßerung. Wo sah man je eine so schnelle Umwandlung?

An der Thüre der Kirche des heiligen Grabes stunden die Christen von Jerusalem mit ihren Geistlichen, außer dem Patriarchen, der vor dem An-

fange der Belagerung nach Cypern gereist war, um Almosen zu sammeln, und von hier aus die christlichen Fürsten in den Mühseligkeiten und Entbehrungen während der Belagerung der heiligen Stadt mit Granatäpfeln, Cedernäpfeln vom Libanon, köstlichem Wein und gemästeten Pfauen erfreut hatte. Sie führten die Wallbrüder in die Kirche, und erhuben mit ihnen ihre Stimmen, um Gott zu danken für die Befreiung seiner heiligen Stadt von dem schmählichen Joche der Türken. Die größte Ehre widerfuhr Petern dem Einsiedler, welchem die christlichen Priester knieend dankten und nächst Gott den meisten Anteil an ihrer Rettung aus den bisherigen Trübsalen zuschrieben.

Peter hatte damit sein Gelübde erfüllt, und nahm von dieser Zeit an an den Unternehmungen der Wallbrüder keinen Anteil. Er kehrte in seine Heimat zurück, bald nach der Eroberung der heiligen Stadt, und stiftete zu Huy ein Kloster, in welchem er im sechszehnten Jahr nach der Befreiung Jerusalems begraben wurde.

Nachdem so den Forderungen der Rache und den Pflichten der Dankbarkeit gegen Gott Genüge geschehen, verteilten die Wallbrüder sich in die Häuser und labten sich an dem großen Ueberfluße von köstlichen Speisen und herlichem Wein, welchen sie fanden. Die wenigen Ungläubigen, welche geschont waren, mußten, gefeßelt, sogleich beginnen, die Leichname ihrer gemordeten Glaubensgenoßen aus der Stadt zu bringen, und die armen Wallbrüder halfen ihnen für Lohn.

Diejenigen, welche die Burg Zions besetzt hielten, übergaben sie noch an diesem Tage dem Grafen Raimund, der ihnen sicheres Geleit bis Askalon gab. Viele Wallbrüder verdroß es, daß diese dem Racheschwert entgehen sollten, so sehr, daß sie den Grafen beschuldigten, er habe, mit Geld erkauft, jenen Ungläubigen das Leben geschenkt. Dafür mußten aber am dritten Tage die Fürsten den Befehl geben, alle Ungläubigen, welche am ersten Tage entronnen waren, zu tödten. Also wurde die heilige Stadt Jerusalem am Freitage des funfzehnten Julius des Jahres tausend und neunundneunzig durch die Wallbrüder eingenommen.

29.

Die letzten Griechen.

(Von Wilhelm Müller.)

Wir fragen nichts nach unserm Ruhm, nach unsrer Namen Preis!
was frommts, ob Welt und Nachwelt einst von unsern Thaten weiß?
Wenn Hellas sinken muß ins Grab, was soll der Leichenstein
auf unsern Hügeln? Laßt sie leer! Wir wollen vergeßen sein! —

Die Namen unsrer Väter gehn den Fremden durch den Mund,
sind ihnen in der Schule recht, für Alt und Jung gesund: —
Ach, wenn kein freier Grieche mehr euch griechisch nennen kann,
Miltiades, Leonidas! was ist euer Nachruhm dann!
Dann steigt ihr gern mit uns hinab in die gemeine Gruft,
auf welcher keine Sage steht, und schöne Namen ruft.
Barbaren, ihr versteht sie nicht! Sie klingen euch ins Ohr,
hinein zum einen und heraus alsbald zum andern Thor;
Doch ewig taub wird euer Herz für Hellas Namen sein,
es sog von unsrer Väter Geist nicht einen Tropfen ein.
Ein Tropfen nur in euer Herz, und Hellas wäre frei,
und umgestürzt der morsche Turm der stolzen Tyrannei. —
Was habt ihr, Völker! denn gelernt von Hellas alter Kunst?
Frei sein! so heißt ihr erster Spruch. Blast weg den eitlen Dunst,
Den ihr euch als helleniſch preist, seid ihr so frei noch nicht,
zu helfen frei mit Wort und That, wo Freiheit Ketten bricht. —
Wir fragen nichts nach unserm Ruhm', nach unsrer Namen Preis!
was frommts, ob der Barbaren Schwarm von unsern Thaten weiß?
Wenn Hellas sinken muß ins Grab, wir wollen keinen Stein
für unsre Gruft! Laßt ungenannt die letzten Griechen sein!

30.

Vaterlandsliebe und Vaterlandsverrath.

(Aus dem Schauspiel: Wilhelm Tell von Schiller. Zweiter Aufzug.).

Freiherr von Attinghausen und sein Neffe Ulrich von Rudenz.

Attinghausen.

Ich sehe dich gegürtet und gerüstet;
du willst nach Altdorf in die Herrenburg?

Rudenz.

Ja, Oheim, und ich darf nicht länger säumen —

Attinghausen (setzt sich).

Hast dus so eilig? Wie? Ist deiner Jugend
die Zeit so karg gemeßen, daß du sie
an deinem alten Oheim mußt ersparen?

Rudenz.

Ich sehe, daß ihr meiner nicht bedürft,
ich bin ein Fremdling nur in diesem Hause.

Attinghausen
(hat ihn lange mit den Augen gemustert).

Ja, leider bist dus! Leider ist die Heimat
zur Fremde dir geworden! Uly! Uly!
Ich kenne dich nicht mehr. In Seide prangst du,
die Pfauenfeder* trägst du stolz zur Schau
und schlägst den Purpurmantel um die Schultern;
den Landmann blickst du mit Verachtung an
und schämst dich seiner traulichen Begrüßung.

Rudenz.

Die Ehr, die ihm gebührt, geb ich ihm gern;
das Recht, das er sich nimmt, verweigr' ich ihm.

* Zeichen der Oesterreichischen Partei.

Attinghausen.

Das ganze Land ligt unterm schweren Zorn
des Königs — jedes Biedermannes Herz
ist kummervoll ob der tyrannischen Gewalt,
die wir erdulden* — dich allein rührt nicht
der allgemeine Schmerz — dich siehet man
abtrünnig von den Deinen auf der Seite
des Landesfeindes stehen, unsrer Noth
hohnsprechend nach der leichten Freude
jagen,
und buhlen um die Fürstengunst, indes
dein Vaterland von schwerer Geißel blutet.

Rudenz.

Das Land ist schwer bedrängt — Warum
mein Oheim?
wer ists, der es gestürzt in diese Noth?
Es kostete ein einzig leichtes Wort,
um Augenblicks des Dranges los zu sein
und einen gnädgen Kaiser zu gewinnen.
Weh ihnen, die dem Volk die Augen halten,
daß es dem wahren Besten widerstrebt!
Um eignen Vorteils willen hindern sie,
daß die Waldstätte nicht zu Oestreich
schwören,
wie ringsum alle Lande doch gethan.
Wohl thut es ihnen, auf der Herrenbank
zu sitzen mit dem Edelmann; den Kaiser
will man zum Herrn, um keinen Herrn
zu haben!

Attinghausen.

Muß ich das hören, und aus deinem
Munde!

Rudenz.

Ihr habt mich aufgefordert, laßt mich
enden.
Welche Person ists, Oheim, die ihr selbst
hier spielt? Habt ihr nicht höhern Stolz,
als hier
Landammann oder Bannerherr zu sein
und neben diesen Hirten zu regieren?
Wie? Ists nicht eine rühmlichere Wahl,
zu huldigen dem königlichen Herrn,
sich an sein glänzend Lager anzuschließen,
als eurer eignen Knechte Pair** zu sein
und zu Gericht zu sitzen mit dem Bauer?

Attinghausen.

Ach, Uly! Uly! Ich erkenne sie
die Stimme der Verführung! Sie ergriff
dein offnes Ohr, sie hat dein Herz vergiftet!

Rudenz.

Ja, ich verberg es nicht: in tiefer Seele
schmerzt mich der Spott der Fremdlinge,
die uns
den Bauernadel schelten! Nicht ertrag ichs,
indes die edle Jugend rings umher
sich Ehre sammelt unter Habsburgs
Fahnen,
auf meinem Erb hier müßig still zu liegen
und bei gemeinem Tagewerk den Lenz
des Lebens zu verlieren! Anderswo
geschehen Thaten, eine Welt des Ruhms
bewegt sich glänzend jenseits dieser Berge:
mir rosten in der Halle Helm und Schild!
Der Kriegstrommete muthiges Getön,
der Heroldsruf, der zum Turniere ladet,
er dringt in diese Thäler nicht herein;
nichts als der Kuhreihn und der Herde-
glocken
einförmiges Geläut vernehm ich hier!

Attinghausen.

Verblendeter, vom eitlen Glanz verführt!
Verachte dein Geburtsland, schäme dich
der uralt frommen Sitte deiner Väter!
Mit heißen Thränen wirst du dich dereinst
Heim sehnen nach den väterlichen Bergen

---

* Die Schweizer Kantone Schwiz, Uri und Unterwalden gehörten von alten Zeiten her zum deutschen Reiche und stunden unmittelbar unter dem Kaiser. Kaiser Albrecht I., der von seinem Vater, Kaiser Rudolph von Habsburg, viele Besitzungen in der Schweiz geerbt hatte, wollte jene Kantone vom Reiche trennen und mit denselben seine Besitzungen zu einem habsburgischen Fürstentum vereinigen. Da die drei Kantone dieß nicht wollten, so setzte er ihnen Reichsvögte, um sie durch Bedrückungen aller Art geschmeidig und dem Reiche abwendig zu machen.

** Gleicher, Ebenbürtiger.

und dieſes Herdenreihens Melodie,
die du in ſtolzem Ueberdruß verſchmähſt,
mit Schmerzensſehnſucht wird ſie dich ergreifen,
wenn ſie dir anklingt auf der fremden Erde.
O, mächtig iſt der Trieb des Vaterlands!
Die fremde, falſche Welt iſt nicht für dich;
dort an dem ſtolzen Kaiſerhof bleibſt du
dir ewig fremd mit deinem treuen Herzen!
Die Welt, ſie fordert andre Tugenden,
als du in dieſen Thälern dir erworben.
Geh hin, verkaufe deine freie Seele,
nimm Land zu Lehen, werd ein Fürſtenknecht,
da du ein Selbſtherr ſein kannſt und ein Fürſt
auf deinem eignen Erb und freien Boden.
Ach, Uly! Uly! Bleibe bei den Deinen!
geh nicht nach Altdorf —! O, verlaß ſie nicht
die heilge Sache deines Vaterlands! —
Ich bin der letzte meines Stamms. Mein Name
endet mit mir. Da hangen Helm und Schild;
die werden ſie mir in das Grab mitgeben.
Und muß ich denken bei dem letzten Hauch,
daß du mein brechend Auge nur erwarteſt,
um hinzugehn vor dieſen neuen Lehnhof
und meine edeln Güter, die ich frei
von Gott empfieng, von Oeſtreich zu empfangen!

Rudenz.

Vergebens widerſtreben wir dem König.
Die Welt gehört ihm! wollen wir allein
uns eigenſinnig ſteifen und verſtocken,
die Länderkette ihm zu unterbrechen,
die er gewaltig rings um uns gezogen?
Sein ſind die Märkte, die Gerichte, ſein
die Kaufmannsſtraßen, und das Saumroſs ſelbſt, [zollen.
das auf dem Gotthard ziehet, muß ihm
Von ſeinen Ländern wie mit einem Netz
ſind wir umgarnet rings und eingeſchloßen —:
Wird uns das Reich beſchützen? Kann es ſelbſt
ſich ſchützen gegen Oeſtreichs wachſende Gewalt? [helfen!
Hilft Gott uns nicht, kein Kaiſer kann uns
Was iſt zu geben auf der Kaiſer Wort,
wenn ſie in Geld- und Krieges-Noth die Städte,
die untern Schirm des Adlers ſich geflüchtet,
verpfänden dürfen und dem Reich veräußern? — [Vorſicht
Nein, Oheim! Wohlthat iſts und weiſe
in dieſen ſchweren Zeiten der Parteiung,
ſich anzuſchließen an ein mächtig Haupt.
Die Kaiſerkrone geht von Stamm zu Stamm:
die hat für treue Dienſte kein Gedächtnis.
Doch um den mächtgen Erbherrn wohl verdienen,
heißt Saaten in die Zukunft ſtreun.

Attinghauſen.

Biſt du ſo weiſe?
willſt heller ſehn, als deine edlen Väter,
die um der Freiheit koſtbarn Edelſtein
mit Gut und Blut und Heldenkraft geſtritten?
Schiff nach Luzern hinunter, frage dort,
wie Oeſtreichs Herſchaft laſtet auf den Ländern! [Rinder
Sie werden kommen, unſre Schaf' und
zu zählen, unſre Alpen abzumeßen,
den Hochflug und das Hochgewilde bannen
in unſern freien Wäldern, ihren Schlagbaum
an unſre Brücken, unſre Thore ſetzen,
mit unſerer Armut ihre Länderkäufe,
mit unſrem Blute ihre Kriege zahlen —
Nein, wenn wir unſer Blut dran ſetzen ſollen,
ſo ſeis für uns! Wohlfeiler kaufen wir
die Freiheit als die Knechtſchaft ein!

Rudenz.

Was können wir,
ein Volk der Hirten, gegen Albrechts Heere?

Attinghausen.

Kern dieses Volk der Hirten kennen, Knabe!
Ich kenns, ich hab es angeführt in Schlachten,
ich hab es fechten sehen bei Favenz.
Sie sollen kommen, uns ein Joch aufzwingen,
das wir entschloßen sind, nicht zu ertragen! —
O, lerne fühlen, welches Stamms du bist!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterschein
die ächte Perle deines Werthes hin!
Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
das dir aus Liebe nur sich herzlich weiht,
das treulich zu dir steht in Kampf und Tod,
das sei dein Stolz, des Adels rühme dich!
Die angebornen Bande knüpfe fest,
ans Vaterland, ans theure, schließ dich an,
das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
dort in der fremden Welt stehst du allein,
ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt. —
O komm! du hast uns lang nicht mehr gesehn!
versuchs mit uns nur Einen Tag — nur heute
geh nicht nach Altdorf! Hörst du? heute nicht!
den Einen Tag nur schenke dich den Deinen!
(Er faßt seine Hand.)

Rudenz.

Ich gab mein Wort — Laßt mich! — Ich bin gebunden.

Attinghausen (läßt seine Hand los).

Du bist gebunden — Ja, Unglücklicher!
du bists, doch nicht — —

Rudenz.

Genug hab ich gehört! Gehabt euch wohl!
(Er geht ab.)

Attinghausen.

Wahnsinnger Jüngling, bleib! — Er geht dahin!
ich kann ihn nicht erhalten, nicht erretten —
So ist der Wolfenschießen abgefallen
von seinem Land, so werden Andre folgen!
Der fremde Zauber reißt die Jugend fort,
gewaltsam strebend über unsre Berge. —
O unglückselge Stunde, da das Fremde
in diese still beglückten Thäler kam,
der Sitten fromme Unschuld zu zerstören!
Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte,
das Würdge scheidet, andre Zeiten kommen,
es lebt ein andersdenkendes Geschlecht!
Was thu ich hier? Sie sind begraben alle,
mit denen ich gewaltet und gelebt.
Unter der Erde schon ligt meine Zeit!
wohl dem, der mit der neuen nicht mehr braucht zu leben!

31.

Rechtschaffen ist edel.

(Philander von Sittewald, 1650. II. Seite 418.)

Kunst, Tugend, Ehr und Redlichkeit
ist ein sehr schön und köstlich Kleid,
Wer mit solchem ist angethan,
der ist ein rechter Edelmann.
Denn beßer ists, ein Bauer geboren,
als edel sein und Ehr verloren.

32.

Kaiſer Heinrich und die Hunnen.

(Aus der „Croneken der ſaſſen.“ Mainz 1492. Vergleiche Nro. 41 im 2ten Teil des Leſebuchs.)

Dcccc. xxxij. IN duſſem iare toch keyſer Hinrick vpp de Wenden by der Hauele, vnd de lute heten Hauely, vnde hadde vele ſtride mit öne, er me ſe to beſtendigem louen konde bringhen. Alſo ward eyn hart winter, ſo toch keyſer Hinrick vor de borch to Brandenborch vnde buwede vpp dat ys vor Brandenborch, dat he de borch wan, vnde beheylt dat ganſe lant vnder ſich.

Alſo quam de konigh van Vngheren vnde ſande na dem tynſe vnde trybut in duſſem ſulven örlege, ſo kam keyſer Hinrick mit den ſynen vnd gingk to rade, wu he yt mochte mit den Vngeren anſetten vmme den tyns, ſo worden ſyne rede mit dem keyſer eynich, ſo wolden dat weren. Do kam de keyſer vnde ſande dem konigh to Vngheren eynen hunt vnde leyt dem de oren vnde ſtert affneiden vnde dat hare affſcheren, vnde bot öme darto: wolde he eygen lude hebben, dat he dar eygen lude van makede, wolde he mere tynſes hebben, den ſcholde he komen vnde halen vnde winnen mit dem ſwerde.

Do dat de Vngeren horden, dat öne de keyſer eynen hunt ſande to ſchauernake, ſe worden alle ſo grymmich vnde worden rede mit kraft vnd macht, de ſe konden to ſamende krigen, alſe Wenden, Denen vnd Behem. De ſchrift holt vt, dat örer was hundert duſend reyſeners, vnde toghen mit gewalt dorch Beyeren vnd Franken, vnde kemen in dat lant to Doringh vnde beleyden Iecheborch met veftich duſent, vnde mit den anderen veftich duſent tpghen ſe in Saſſen. De keyſer ſamede ok ſyn volk by twelf duſent. De ſchrift holt vt, dat van den twelf duſent acht afleten dorch forchten des velen volkes, dat de keyſer nicht mer enhadde wan veer duſent man wol gewapent. De Vngeren de leghen ok in angeſte vnd leghen vppe der ſtidde an der Myſſaw, vnde dar nu Scheyningh licht. Wente de keyſer de troſtede ſyn volk wol vnde meynde den ſtryd to wynnen. De heren vnde forſten de ſpreken: her keyſer, dat wyll iuck nicht beſcheeyn. De keyſer ſprack: dat ſchall ſcheyn, well got. Alſo wart dar eyn kleyn ſtadt gebuwet na dem ſtryde vnde wart geheten Scheyningh, ſo vant ick in itliken kroneken.

De keyſer truwede godde vnde troſtede ſyn volk vnde ſede: leuen lude, we willen manliken vechten vor vnſe lant, wente io is godde in der ſake, wente ſe ſyn heyden vnde wy ſyn criſten, got well vns wol helpen. De Saſſen weren fro, de he nach by ſic hadde, eyn deyls weren ſe bedronet. So troſtede ſe got. In der nacht was eyn grot reghen vnde des morgens eyn grot nefel. De Saſſen weren grauwet des nachtes in dem ſchure, dar de Vngeren nat weren. So toch keyſer Hinrick in dem nefel vp de Vngeren, vnde de Saſſen repen ören ſchrey, dat de Vngeren ſick vorverden vnde menden, de ganſe warlde

de velle to öne in, vnde begunden to fleghen van lede, vnde dar ouer worden se geslagen alse vele, went dat de Sassen van slan mode worden.

Dat rochte kam ouer alle dat lant, dat de Vngeren fluchtet weren worden. Do kamen dem keyser all de to hulpe, de in dem lande weren vnde vppet negeste dar weren vnde iogheden de Vngeren vnde de Wende went an dat lant to Vngeren. Der Vngeren vnde der Wenden ward geslagen tr dusend vnde negen hundert ghefangen, der Sassen ward nicht vele geslagen. Eyn yder man mocht sick vorwunderen, dat der Wenden vnde Vngheren so vele wesen mochte; wente wede wuste to dem male, wu grot dat Vngheren vnde Wentland do was, dem bede dat neyn wunder. Do het dat lant ouer de Elue in de breyde io de lenge went vor de heydeschopp vor Letaw wente vp tenne half Vngeren, alle heten dat Wende. Dat wiset nach vt öre sprake, wente se nicht sere entwey dragen.

De Vngeren vnde Wende de sloghen vnde kemen na de tynse nicht mer wedder, de wile dat keyser Hinrick leuede.

Sprichwörter.

33.

Fliegen und Freunde kommen im Sommer.
Alles hat seine Zeit.
Wer lügt, der stiehlt auch.
Böses Maul, böses Herz.
Geradezu ist der nächste Weg.
Alle Flüße laufen ins Meer.
Untreue schlägt ihren eigenen Herrn.
Kunst kann man nicht kaufen.
Verzeih dir nichts und Anderen viel.
Jeder ist sich selbst der Nächste.
Für den Tod kein Kraut gewachsen ist.
Unbill räche mit Geduld.

34.

Wer lang hat, läßt lang hängen.
Neue Besen kehren gut.
Gutes Wort findet gute Statt.
Adler fangen keine Fliegen.
Kleine Häflein laufen bald über.
Thue Recht, scheue niemand.
Maß ist zu allen Dingen gut.
Gänse gehen überall barfuß.
Je voller Faß, je ringer Klang.
Zeit bringt Rosen.
Lerne was, so kannst du was.
Stille Waßer sind tief.

35.

Niemand kann zween Herren dienen.
Ordnung hilft haushalten.
Von Worten zu Werken ein weiter Weg.
Bete und arbeite.
Der Wolf frißt auch von gezählten Schafen.
Scherze nicht mit Ernst.
Doppelt genäht hält gut.
Wie die Arbeit, so der Lohn.
Wehrende Hand schuf Gott.
Dem Reinen ist alles rein.
Gelehrten ist gut predigen.
Je näher dem Feuer, je heißer.

36.

Im Frühling.

(Von Nicolaus Lenau.)

Auf ihren bunten Liedern klettert
die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
im Walde voller Blüt und Duft.

Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all die tausend Herzen läuten
zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Rosen angezündet
an Leuchtern von Smaragd im Dom,
Und jede Seele schwillt und mündet
hinüber in den Opferstrom.

37.

Das Chamounithal.

(Von Göthe. Briefe aus der Schweiz. Werke, 1830. 8. XVI. Seite 245 ff.)

Chamouni, den 4. November. Abends gegen Neun.

Nur daß ich mit diesem Blatt Ihnen um so viel näher rücken kann, nehme ich die Feder; sonst wäre es beßer, meine Geister ruhen zu laßen. Wir ließen Salenche in einem schönen, offnen Thale hinter uns, der Himmel hatte sich während unsrer Mittagrast mit weißen Schäfchen überzogen, von denen ich hier eine besondere Anmerkung machen muß. Wir haben sie so schön und noch schöner an einem heitern Tag von den Berner Eisbergen aufsteigen sehen. Auch hier schien es uns wieder so, als wenn die Sonne die leisesten Ausdünstungen von den höchsten Schneegebirgen gegen sich aufzöge, und diese ganz feinen Dünste von einer leichten Luft, wie eine Schaumwolle, durch die Atmosphäre gekämmt würden. Ich erinnere mich nie in den höchsten Sommertagen bei uns, wo dergleichen Lufterscheinungen auch vorkommen, etwas so Durchsichtiges, Lichtgewobenes gesehen zu haben. Schon sahen wir die Schneegebirge, von denen sie aufsteigen, vor uns, das Thal fieng an zu stocken, die Arve schoß aus einer Felskluft hervor, wir mußten einen Berg hinan, und wanden uns, die Schneegebirge rechts vor uns, immer höher. Abwechselnde Berge, alte Fichtenwälder zeigten sich uns rechts, teils in der Tiefe, teils in gleicher Höhe mit uns. Links über uns waren die Gipfel des Bergs kahl und spitzig. Wir fühlten, daß wir einem stärkern und mächtigern Satz von Bergen immer näher rückten. Wir kamen über ein breites trocknes Bett von Kieseln und Steinen, das die Waßerfluten die Länge des Berges hinab zerreißen und wieder füllen; von da in ein sehr angenehmes, rundgeschloßenes flaches Thal, worin das Dörfchen Servos liegt. Von da geht der Weg um einige sehr bunte Felsen, wieder gegen die Arve. Wenn man über sie weg ist, steigt man einen Berg hinan,

die Massen werden hier immer größer, die Natur hat hier mit sachter Hand das Ungeheure zu bereiten angefangen. Es wurde dunkler, wir kamen dem Thale Chamouni näher und endlich darein. Nur die großen Massen waren uns sichtbar. Die Sterne giengen nach einander auf, und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge, rechts vor uns, ein Licht das wir nicht erklären konnten. Hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lange unsere Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unsern Standpunkt änderten, wie eine Pyramide, von einem innern geheimnisvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanniswurms am besten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte, und uns gewis machte, daß es der Gipfel des Montblanc war. Es war die Schönheit dieses Anblicks ganz außerordentlich; denn da er mit den Sternen, die um ihn herum stunden, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breitern zusammenhängendern Masse leuchtete, so schien er den Augen zu einer höhern Sphäre zu gehören, und man hatte Müh, in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen. Vor ihm sahen wir eine Reihe von Schneegebirgen dämmernder auf den Rücken von schwarzen Fichtenbergen liegen und ungeheure Gletscher zwischen den schwarzen Wäldern herunter ins Thal steigen.

Meine Beschreibung fängt an unordentlich und ängstlich zu werden; auch brauchte es eigentlich immer zwei Menschen, einen ders sähe und einen ders beschriebe.

Wir sind hier in dem mittelsten Dorfe des Thals, le Prieuré genannt, wohl logiert, in einem Hause, das eine Witwe, den vielen Fremden zu Ehren, vor einigen Jahren erbauen ließ. Wir sitzen am Kamin und laßen uns den Muskatellerwein, aus der Vallée d'Aoste, beßer schmecken, als die Fastenspeisen, die uns aufgetischt werden.

Den 5. Nov. Abends.

Es ist immer eine Resolution, als wie wenn man ins kalte Waßer soll, ehe ich die Feder nehmen mag, zu schreiben. Hier hätt ich nun gerade Lust, Sie auf die Beschreibung der Savoyschen Eisgebirge, die Bourit, ein passionierter Kletterer, herausgegeben hat, zu verweisen.

Erfrischt durch einige Gläser guten Wein und den Gedanken, daß diese Blätter eher als die Reisenden und Bourits Buch bei Ihnen ankommen werden, will ich mein Möglichstes thun. Das Thal Chamouni, in dem wir uns befinden, liegt sehr hoch in den Gebirgen, ist etwa sechs bis sieben Stunden lang und gehet ziemlich von Mittag gegen Mitternacht. Der Charakter, der mir es vor andern auszeichnet, ist, daß es in seiner Mitte fast gar keine Fläche hat, sondern das Erdreich wie eine Mulde, sich gleich von der Arve aus gegen die höchsten Gebirge anschmiegt. Der Montblanc und die

Gebirge, die von ihm herabsteigen, die Eismassen, die diese ungeheuren Klüfte ausfüllen, machen die östliche Wand aus, an der die ganze Länge des Thals hin sieben Gletscher, einer größer als der andere, herunterkommen. Unsere Führer, die wir gedingt hatten, das Eismeer zu sehen, kamen bei Zeiten. Der eine ist ein rüstiger junger Bursche, der andre ein schon älterer und sich klugdünkender, der mit allen gelehrten Fremden Verkehr gehabt hat, von der Beschaffenheit der Eisberge sehr wohl unterrichtet und ein sehr tüchtiger Mann. Er versicherte uns, daß seit acht und zwanzig Jahren — so lang führ er Fremde auf die Gebirge — er zum erstenmal so spät im Jahr, nach Allerheiligen, jemand hinaufbringe; und doch sollten wir alles eben so gut wie im August sehen. Wir stiegen, mit Speise und Wein gerüstet, den Mont-Anvert hinan, wo uns der Anblick des Eismeers überraschen sollte. Ich würde es, um die Backen nicht so voll zu nehmen, eigentlich das Eisthal oder den Eisstrom nennen: denn die ungeheuren Massen von Eis bringen aus einem tiefen Thal, von oben anzusehen, in ziemlicher Ebene hervor. Gerad hinten endigt ein spitziger Berg, von dessen beiden Seiten Eiswogen in den Hauptstrom hereinstarren. Es lag noch nicht der mindeste Schnee auf der zackigen Fläche und die blauen Spalten glänzten gar schön hervor. Das Wetter fieng nach und nach an, sich zu überziehen, und ich sah wogige graue Wolken, die Schnee anzudeuten schienen, wie ich sie niemals gesehen. In der Gegend, wo wir stunden, ist die kleine von Steinen zusammengelegte Hütte für das Bedürfnis der Reisenden zum Scherz das Schloß von Mont-Anvert genannt. Monsieur Blaire, ein Engländer, der sich zu Genf aufhält, hat eine geräumigere an einem schicklichern Ort, etwas weiter hinauf, erbauen laßen, wo man am Feuer sitzend, zu einem Fenster hinaus, das ganze Eisthal übersehen kann. Die Gipfel der Felsen gegenüber und auch in die Tiefe des Thals hin sind sehr spitzig ausgezackt. Es kommt daher, weil sie aus einer Gesteinart zusammengesetzt sind, deren Wände fast ganz perpendikular in die Erde einschießen. Wittert eine leichter aus, so bleibt die andere spitz in die Luft stehen. Solche Zacken werden Nadeln genennt und die Aiguille du Dru ist eine solche hohe merkwürdige Spitze, gerade dem Mont-Anvert gegenüber. Wir wollten nunmehr auch das Eismeer betreten, und diese ungeheuren Massen auf ihnen selbst beschauen. Wir stiegen den Berg hinunter, und machten einige hundert Schritte auf den wogigen Krystallklippen herum. Es ist ein ganz trefflicher Anblick, wenn man auf dem Eise selbst stehend, den oberwärts sich herabdrängenden und durch seltsame Spalten geschiedenen Massen entgegen sieht. Doch wollt es uns nicht länger auf diesem schlüpfrigen Boden gefallen, wir waren weder mit Fußeisen, noch mit beschlagenen Schuhen gerüstet; vielmehr hatten sich unsere Absätze durch den langen Marsch abgerundet und geglättet. Wir machten uns also wieder zu den Hütten hinauf

und nach einigem Ausruhen zur Abreise fertig. Wir stiegen den Berg hinab und kamen an den Ort, wo der Eisberg stufenweis bis hinunter ins Thal dringt, und traten in die Höhle, in der er sein Waßer ausgießt. Sie ist weit, tief, von dem schönsten Blau, und es steht sich sicherer im Grund als vorn an der Mündung, weil an ihr sich immer große Stücke Eis schmelzend ablösen. Wir nahmen unsern Weg nach dem Wirtshause zu, bei der Wohnung zweier Blondins vorbei: Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren, die sehr weiße Haut, weiße, doch schroffe Haare, rothe und bewegliche Augen, wie die Kaninchen, haben. Die tiefe Nacht, die im Thale liegt, lädt mich zeitig zu Bette, und ich habe kaum noch so viel Munterkeit, Ihnen zu sagen, daß wir einen jungen zahmen Steinbock gesehen haben. Von unsern Discursen gehts nicht an, daß ich etwas außer der Reihe mitteile. An Graniten, Gneißen, Lerchen- und Zirbelbäumen finden Sie auch keine große Erbauung; doch sollen Sie nächstens merkwürdige Früchte von unserem Botanisieren zu sehen kriegen. Ich bilde mir ein, sehr schlaftrunken zu sein und kann nicht eine Zeile weiter schreiben.

Chamouni den 6. Nov. früh.

Zufrieden mit dem, was uns die Jahrszeit zu sehen erlaubte, sind wir reisefertig, noch heute ins Wallis durchzudringen. Das ganze Thal ist über und über bis an die Hälfte der Berge mit Nebel bedeckt, und wir müßen erwarten, was Sonne und Wind zu unserem Vorteil thun werden. Unser Führer schlägt uns einen Weg über den Col de Balme vor: Ein hoher Berg, der an der nördlichen Seite des Thals gegen Wallis zu ligt, auf dem wir, wenn wir glücklich sind, das Thal Chamouni, mit seinen meisten Merkwürdigkeiten, noch auf einmal von seiner Höhe übersehen können. Indem ich dieses schreibe, geschieht an dem Himmel eine herliche Erscheinung: Die Nebel, die sich bewegen und an einigen Orten brechen, laßen wie durch Tagelöcher den blauen Himmel sehen und zugleich die Gipfel der Berge, die oben, über unserer Dunstdecke, von der Morgensonne beschienen werden. Auch ohne die Hoffnung eines schönen Tags ist dieser Anblick dem Aug eine rechte Weide. Erst jetzo hat man einiges Maß für die Höhe der Berge. Erst in einer ziemlichen Höhe vom Thal auf streichen die Nebel an dem Berg hin, hohe Wolken steigen von da auf, und alsdann sieht man noch über ihnen die Gipfel der Berge in der Verklärung schimmern. Es wird Zeit! Ich nehme zugleich von diesem geliebten Thal und von Ihnen Abschied.

Martinach im Wallis, den 6. Nov. Abends.

Glücklich sind wir herüber gekommen, und so wäre auch dieses Abenteuer bestanden. Die Freude über unser gutes Schicksal wird mir noch eine halbe Stunde die Feder lebendig erhalten.

Unſer Gepäck auf ein Maulthier geladen, zogen wir heute früh gegen Neune von Prieuré aus. Die Wolken wechſelten, daß die Gipfel der Berge bald erſchienen, bald verſchwanden, bald die Sonne ſtreifweis ins Thal bringen konnte, bald die Gegend wieder verdeckt wurde. Wir giengen das Thal hinauf, den Ausguß des Eisthals vorbei, ferner den Glacier d'Argentiere hin, den höchſten von allen, deſſen oberſter Gipfel uns aber von Wolken bedeckt war. In der Gegend wurde Rath gehalten, ob wir den Stieg über den Col de Balme unternehmen und den Weg über Valorſine verlaßen wollten. Der Anſchein war nicht der vorteilhafteſte; doch da hier nichts zu verlieren und viel zu gewinnen war, traten wir unſern Weg keck gegen die dunkle Nebel- und Wolkenregion an. Als wir gegen den Glacier du tour kamen, rißen ſich die Wolken auseinander, und wir ſahen auch dieſen ſchönen Gletſcher in völligem Lichte. Wir ſetzten uns nieder, tranken eine Flaſche Wein aus und aßen etwas Weniges. Wir ſtiegen nunmehr immer den Quellen der Arve auf rauhen Matten und ſchlecht berasten Flecken entgegen, und kamen dem Nebelkreiß immer näher, bis er uns endlich völlig aufnahm. Wir ſtiegen eine Weile geduldig fort, als es auf einmal, indem wir aufſchritten, wieder über unſern Häuptern helle zu werden anfieng. Kurze Zeit dauerte es, ſo traten wir aus den Wolken heraus, ſahen ſie in ihrer ganzen Laſt unter uns auf dem Thale ligen, und konnten die Berge, die es rechts und links einſchließen, außer den Gipfel des Montblanc, der mit Wolken bedeckt war, ſehen, deuten und mit Namen nennen. Wir ſahen einige Gletſcher von ihren Höhen bis zu der Wolkentiefe herabſteigen, von andern ſahen wir nur die Plätze, indem uns die Eismaſſen durch die Bergſchrunden verdeckt wurden. Ueber die ganze Wolkenfläche ſahen wir, außerhalb dem mittägigen Ende des Thales, ferne Berge im Sonnenſchein. Was ſoll ich Ihnen die Namen von den Gipfeln, Spitzen, Nadeln, Eis- und Schneemaſſen vorerzählen, die Ihnen doch kein Bild, weder vom Ganzen noch vom Einzelnen, in die Seele bringen. Merkwürdiger iſts, wie die Geiſter der Luft ſich unter uns zu ſtreiten ſchienen. Kaum hatten wir eine Weile geſtanden und uns an der großen Ausſicht ergetzt, ſo ſchien eine feindſelige Gährung in dem Nebel zu entſtehen, der auf einmal aufwärts ſtrich, und uns aufs Neue einzuwickeln drohte. Wir ſtiegen ſtärker den Berg hinan, ihm nochmals zu entgehen, allein er überflügelte uns und hüllte uns ein. Wir ſtiegen immer friſch aufwärts, und bald kam uns ein Gegenwind vom Berge ſelbſt zu Hilfe, der durch den Sattel, der zwei Gipfel verbindet, hereinſtrich und den Nebel wieder ins Thal zurücktrieb. Dieſer wunderſame Streit wiederholte ſich öfter, und wir langten endlich glücklich auf dem Col de Balme an. Es war ein ſeltſamer, eigener Anblick. Der höchſte Himmel über den Gipfeln der Berge war überzogen, unter uns ſahen wir durch den manchmal zerrißenen

das sehr schön und prächtig eingerichtet war, unterzubringen. Aber wie betreten war das Ehepaar, als der Ritter mitten in der Nacht verstört und bleich zu ihnen herunter kam, hoch und teuer versichernd, daß es in dem Zimmer spuke, indem etwas, das dem Blick unsichtbar gewesen, mit einem Geräusch, als ob es auf Stroh gelegen, im Zimmerwinkel aufgestanden, mit vernehmlichen Schritten langsam und gebrechlich quer über das Zimmer gegangen, und hinter dem Ofen unter Stöhnen und Aechzen niedergesunken sei.

Der Marchese erschrocken, er wußte selbst nicht recht warum, lachte den Ritter mit erkünstelter Heiterkeit aus, und sagte, er wolle sogleich aufstehen, und die Nacht zu seiner Beruhigung mit ihm in dem Zimmer zubringen. Doch der Ritter bat um die Gefälligkeit, ihm zu erlauben, daß er auf einem Lehnstuhl in seinem Schlafzimmer übernachte, und als der Morgen kam, ließ er anspannen, empfahl sich und reiste ab.

Dieser Vorfall, der außerordentliches Aufsehen machte, schreckte auf eine dem Marchese höchst unangenehme Weise mehrere Käufer ab; dergestalt, daß, da sich unter seinem eigenen Hausgesinde, befremdend und unbegreiflich, das Gerücht erhob, daß es in dem Zimmer zur Mitternachtsstunde umgehe, er, um es mit einem entscheidenden Verfahren niederzuschlagen, beschloß, die Sache in der nächsten Nacht selbst zu untersuchen. Demnach ließ er beim Einbruch der Dämmerung sein Bett in dem besagten Zimmer aufschlagen, und erharrte ohne zu schlafen die Mitternacht. Aber wie erschüttert war er, als er in der That mit dem Schlage der Geisterstunde das unbegreifliche Geräusch warnahm; es war, als ob ein Mensch sich vom Stroh, das unter ihm knisterte, erhob, quer über das Zimmer gieng, und hinter dem Ofen unter Geseufz und Geröchel niedersank. Die Marquise, am andern Morgen, da er herunterkam, fragte ihn, wie die Untersuchung abgelaufen; und da er sich mit scheuen und ungewissen Blicken umsah, und, nachdem er die Thüre verriegelt, versicherte, daß es mit dem Spuk seine Richtigkeit habe: so erschrak sie, wie sie in ihrem Leben nicht gethan, und bat ihn, bevor er die Sache verlauten ließe, sie noch einmal in ihrer Gesellschaft einer kaltblütigen Prüfung zu unterwerfen. Sie hörten aber samt einem treuen Bedienten, den sie mitgenommen hatten, in der That in der nächsten Nacht dasselbe unbegreifliche, gespensterartige Geräusch; und nur der dringende Wunsch, das Schloß, es koste was es wolle, los zu werden, vermochte sie, das Entsetzen, das sie ergriff, in Gegenwart ihres Dieners zu unterdrücken, und dem Vorfall irgend eine gleichgiltige und zufällige Ursache, die sich entdecken laßen müße, unterzuschieben. Am Abend des dritten Tages, da beide, um der Sache auf den Grund zu kommen, mit Herzklopfen wieder die Treppe zu dem Fremdenzimmer bestiegen, fand sich zufällig der Haushund, den man von der Kette losgelaßen hatte, vor der Thür desselben ein, dergestalt, daß beide, ohne sich

bestimmt zu erklären, vielleicht in der unwillkürlichen Absicht, außer sich selbst noch etwas drittes Lebendiges bei sich zu haben, den Hund mit sich in das Zimmer nahmen. Das Ehepaar, zwei Lichter auf dem Tisch, die Marquise unausgezogen, der Marchese Degen und Pistolen, die er aus dem Schrank genommen, neben sich, setzen sich gegen eilf Uhr jeder auf sein Bett; und während sie sich mit Gesprächen, so gut sie vermögen, zu unterhalten suchen, legt sich der Hund, Kopf und Beine zusammengekauert, in der Mitte des Zimmers nieder und schläft ein. Drauf, in dem Augenblicke der Mitternacht, läßt sich das entsetzliche Geräusch wieder hören; jemand, den kein Mensch mit Augen sehen kann, hebt sich auf Krücken im Zimmerwinkel empor; man hört das Stroh, das unter ihm rauscht; und mit dem ersten Schritt: tapp! tapp! erwacht der Hund, hebt sich plötzlich, die Ohren spitzend, vom Boden empor, und knurrend und bellend, gerad als ob ein Mensch gegen ihn eingeschritten käme, rückwärts gegen den Ofen weicht er aus. Bei diesem Anblick stürzt die Marquise mit sträubenden Haaren aus dem Zimmer; und während der Marchese, der den Degen ergriffen: wer da? ruft, und da niemand antwortet, gleich einem Rasenden nach allen Richtungen die Luft durchhaut, läßt sie anspannen, entschloßen, augenblicklich nach der Stadt abzufahren. Aber ehe sie noch nach Zusammenraffung einiger Sachen aus dem Thore herausgerabelt, sieht sie schon das Schloß ringsum in Flammen aufgehen; der Marchese, von Entsetzen überreizt, hatte eine Kerze genommen, und dasselbe, überall mit Holz getäfelt, wie es war, an allen vier Ecken, müde seines Lebens, angesteckt. Vergebens schickte sie Leute hinein, den Unglücklichen zu retten; er war bereits auf die elendiglichste Weise umgekommen, und noch jetzt liegen, von den Landleuten zusammengetragen, seine weißen Gebeine in dem Winkel des Zimmers, von welchem er das Bettelweib von Locarno hatte aufstehen heißen.

41.

Erlkönig.

(Von Göthe.)

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron und Schweif?
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif! —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
gar schöne Spiele spiel ich mit dir;
Manch bunte Blumen sind an dem Strand;
meine Mutter hat manch gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
in dürren Blättern säuselt der Wind! —

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Mein Vater, mein Vater! und siehst du nicht
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? — [dort
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh es genau,
es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt; [walt!"
und bist du nicht willig, so brauch ich Ge-
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! — [an!

Dem Vater grausets, er reitet geschwind,
er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
in seinen Armen das Kind war todt.

42.

Räthsel.

(Von Schiller.)

Auf einer großen Weide gehen
viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
sah sie der allerälteste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
aus einem unerschöpften Born;
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
mit schön gebognem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
er überzählt sie jede Nacht,
Und hat der Lämmer keins verloren,
so oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
ein muntrer Widder geht voran.
Die Herde, kannst du sie mir deuten?
und auch den Hirten zeig mir an!

43.

Sylbenräthsel.

(Von Friedrich Schleiermacher.)

Mein Erstes ist ja nicht die Sonne,
mein Zweites ist die Wahrheit nicht;
Drum geb ich oft nur trügerische Wonne
und stets ein ungewisses Licht.

44.

Die Fixsternenwelt.

(Allgem. Naturgeschichte von G. H. Schubert. 1826. Seite 41 ff.)

Die Region der Fixsterne ist so weit über die Grenze einer in etwas genaueren und sichren Beobachtung hinausgelegen, daß alles, was wir über diese Welt des Lichtes zu sagen wißen, fast nur jenen Ahndungen gleichet, welche der noch in seinem Leibe festgebundene, befangene Menschengeist über die Weise und Beschaffenheit eines künftigen höheren Lebens heget.

Während sich uns alle Weltkörper unseres Sonnensystemes, selbst die nicht zu nahe an ihrem stralenden Hauptkörper stehenden Monde des Saturn, durch starke Fernröhre betrachtet, als Scheibchen zeigen, deren Durchmeßer noch mit einiger Sicherheit gemeßen werden kann, erscheinen uns die Fixsterne, wenigstens großenteils, auch durch die besten Fernröhre nur als unmeßbare Lichtpünktlein, und das, was der treffliche Herschel über den annoch bemerkbaren Durchmeßer einiger jener Lichtquellen gesagt, unterligt noch immer einigem Zweifel. Dennoch stralen diese für unser Auge nicht mehr meßbaren, mithin für den gröberen menschlichen Sinn gleichsam körperlosen Lichtwesen mit einem solchen hellen Glanze, daß Sirius, nach einer freilich nicht allerdings zuverläßigen Lichtmeßung, welche Huygens gemacht, nur 27664mal schwächer leuchtet, als die unserm Auge über 100,000mal nähere Sonne, und daß in dem heitern Himmelsblau der Wendekreiße Canopus so wie Sirius selbst mit dem Lichte der noch hoch am Himmel stehenden Sonne wetteifern, und einem ihre Stellung genau kennenden Auge schon unter dem leichten Schatten eines Baumes mitten am Tage sichtbar werden. — Die Eigenschaft des Leuchtens wird mithin die erste und vorzüglichste sein, welche ein nach der Natur der Fixsternenwelt forschender Sinn daran bemerken und festhalten kann.

Alle Eigentümlichkeiten des Fixsternenhimmels, welche schon von einem gesunden Auge unmittelbar oder doch mittels eines Fernrohrs von geringer Lichtstärke bemerkt werden können, sind sämmtlich von der Art, daß sie uns über die eigentliche Natur der Fixsterne noch in Ungewisheit laßen; obgleich sie es wahrscheinlich machen, daß das Licht jener Welten einen ähnlichen Quell und Grund habe, als das der Sonne. Als daher der berühmte Herschel dem Teleskop eine fast tausendfach größere Stärke und raumdurchdringende Kraft gegeben, und mit solcher riesenhaften Bewaffnung des Auges in tausendfach weitere Fernen gedrungen, als vor ihm irgend ein beobachtender Astronom, da hat die fragende Erwartung des ganzen gebildeten Europas an seinen Blicken gehangen, und den Entdeckungen gelauscht, welche jener große Beobachter eine Reihe von Jahren hindurch besonders am Fixsternenhimmel gemacht. Aber freilich ist der menschliche Sinn, seitdem ihm durch jene großen Erfindungen der Flug in die fernsten Höhen jener Lichtwelt möglich geworden, mit jedem Jahr voll reicher fleißiger Beobachtung auf Entdeckungen gestoßen, welche zu den alten Räthseln, statt einer erwarteten Lösung, nur noch neue hinzufügten.

Jener große Beobachter sah, seitdem er zuerst in das eigentliche Innere des Fixsternenhimmels geblickt, in dieser Region Gestaltungen und Wechselverhältnisse, zu welchen uns in der ganzen dem Menschen näher bekannten Sichtbarkeit der entsprechende Reim fehlt, obgleich nicht selten jene nur durch

gute Fernröhre sichtbaren, nebelartigen Gebilde der Lichtwelt an das abenteuerliche Reich unserer Kometen erinnern.

Hier gewart man Nebel, die sich über unermeßlich große Räume des Himmels gestaltlos ergoßen, gleich einer zarten leisen Morgendämmerung, welche das Herannahen eines neuen von Menschensinnen noch nie empfundenen Tages verkündet. Anderwärts zeigt sich in solchen Nebeln ein mehr oder minder lichter Kernpunkt, welcher sich bei einigen schon zum deutlicheren Umriß eines Sternes gestaltet, bei andern aber sich unmerklich gegen seinen Rand hin in den umgebenden Lichtäther verliert. Nicht selten werden zwei solche Kernpunkte mitten in einem Lichtnebel gesehen, welche in einem gegenseitigen Wechselverhältnis zu einander zu stehen scheinen, und von denen manchmal der eine schon zum vollkommenen Stern ausgebildet ist, während der andre an der Grenze zwischen dem Zustand des noch gestaltlosen Aethers und der Sternenform schwebet. Hie und da zeigt sich ein Lichtkörper, welchen auf seinem unbekannten, Aeonen langen Laufe durch die Unermeßlichkeit gleich unsern Kometen ein langer Streifen oder eine fächerartige Ausstralung von Licht begleitet.

Während sonst in der Regel der lichthellere Kernpunkt oder Stern in der Mitte des nach außen immer lichtschwächer und dünner werdenden Nebels oder Sternenhaufens gelegen ist, sehen wir da, mit unserer gewöhnlichen Vorstellung in einem unerklärbaren Widerspruche, nach der Mitte eines runden Sternenhaufens eine dunkle Leere und einen nach dem Rande des Sternenringes hin zunehmenden Glanz: gleich als ob sich hier das herschende Gesetz unsrer näheren Sichtbarkeit in ein ihm gerade entgegengesetztes umkehrte, und die vollkommneren, leuchtenden Sonnen um das Dunkle, der Erleuchtung Bedürfende sich bewegten. Dort wird, ähnlich unsern Gletschern und Felsengräten, ein breiter Streifen von Sternen gefunden, dessen Ränder steilen Abhängen gleichen; anderwärts ein hakenförmig gekrümmter Zug von Sternen, welcher durch diese Form an die gegen das Ende hin umgebogenen Schweife einiger Kometen erinnert. Nicht selten glänzen die kleinen Sterne, welche ein tiefereindringendes Fernrohr in der an Sonderbarkeiten so reichen ferneren Region des Fixsternenhimmels bemerkt, in Farben, welche das Auge hier nicht erwartet, und dieses wird öfters durch das lebhafte Grün oder das Roth und Gelb jener teleskopischen Sterne an den lebendigen Farbenwechsel der irdisch-organischen Welt erinnert.

Herschel hatte anfänglich, ausgehend von der herschenden Ansicht, welche er bis an seine letzten Lebensjahre so weit als nur möglich festgehalten, alle jene Nebel, welche sich auch durch sein Riesenteleskop nicht mehr in Sterne auflösen laßen, für Milchstraßen gehalten, deren Millionen Sonnen für das menschliche, auch durch die besten Hilfsmittel verstärkte Auge noch weit zu fern

ſtehen, um als einzelne Sterne unterſchieden zu werden. Als er jedoch, gegen die letzten Jahre ſeines Lebens hin, einige von jenen vermeintlich unermeßbar fernen Nebelflecken von Neuem betrachtet, hat er an ihnen eine ſelbſt in dem Verlauf ſeiner wenigen Menſchenjahre ſchon merklich werdende Fortbewegung gegen irgend einen nahen Stern wargenommen. Andre ſolche für ungeheuer abgelegen gehaltene Nebel ſind von ihm ſelber hernach als ſolche geſtaltloſe Lichtmaſſen erkannt worden, welche noch innerhalb der Grenzen des zunächſt an uns gelegenen, dem bloßen Auge ſichtbaren Sternenhimmels ihre Stellung haben.

Ein andrer, nicht minder fleißiger Beobachter, Schröter, hat an dem Lichtnebel des Orion Veränderungen, z. B. ein plötzliches Ausdehnen oder Zuſammenziehen des äußeren Umrißes, bemerkt, welche ſo blitzesſchnell und über eine ſo ungemein große Strecke des Weltgebietes hin ſtatt fanden, daß ſie hierin, freilich in einem ungeheuer viel größeren Maßſtabe, an die elektriſchen Meteore unſers Luftkreißes erinnerten.

Während der Abſtand, in welchem, nach den Unterſuchungen über die Parallaxe der Fixſterne, der nächſte Stern von uns ſtehet, Staunen erreget, wird dieſes faſt noch mehr durch jene Betrachtungen erweckt, welche der in der Beobachtung des geſtirnten Himmels grau gewordene Herſchel, wenige Jahre vor ſeinem Tode, über die Sternenhaufen der weiter entlegenen Weltentiefen bekannt gemacht. Ein Raum, nicht größer als der, welcher zwiſchen unſerer Sonne und dem nächſten Fixſterne ligt, faßet dort öfters Millionen von Sonnen in ſich, ſo daß eine Sonne von der andern kaum weiter entfernt ſtehet, als verhältnismäßig unſer Mond von ſeiner Erde, oder wenigſtens als ein Planet unſers Syſtemes von ſeinem nächſten Nachbar. Setzt man nämlich, bei den hierüber angeſtellten Rechnungen, die ziemlich hellen Sterne jener eng zuſammengedrängten Sternenhaufen in eine weitere Entfernung von uns, ſo muß man auch zugleich den vermuthlichen Durchmeßer der einzelnen Lichtwelten größer annehmen, und das räthſelhafte Verhältnis ihrer nahen Zuſammendrängung bleibet ſomit gerade daſſelbe, als wenn man ſie in den vermuthenden Rechnungen näher an uns heranſtellt, indem man zu gleicher Zeit ihre körperliche Größe geringer anſchlägt.

Mitten unter den andern, für Sonnenſyſteme gehaltenen Nebelflecken und Sternenhaufen finden ſich nach einigen Gegenden hin Glanzweſen von einer ganz beſondern Natur. Ein durch das Rieſenteleſcop eines Herſchel oder Frauenhofer ſchauendes Auge wird in ihnen, auf den erſten Blick, Planeten oder Kometen aus der benachbarten heimatlichen Weltenregion zu ſehen glauben, bis es ſich bald durch die unveränderlich feſte, unbewegliche Stellung derſelben überzeugt, daß dieſe Lichtkugeln zu den Gegenſtänden des ferneren Fixſternenhimmels gehören. Während nämlich, wie bereits erwähnt, die Fixſterne ſich im Felde des Fernrohres meiſt nur als zarte, unmeßbare Punkt-

lein, die sternlosen Nebel aber mit einem undeutlich begrenzten, verwaschenen Rande zeigen, wird hier eine runde festbegrenzte Scheibengestalt, ein merklicher, zum Teil sehr bedeutender Durchmeßer und ein ruhiges planetarisches Licht gefunden. Der kühne Herschel hat auch in diesen räthselhaften Lichtwesen der Jenseitswelt zusammengesunkene, einer neuen Umgestaltung entgegen wandelnde Sonnenhaufen zu sehen gewähnt.

Wollte man auch annehmen, daß diese Riesenkörper, deren manche weit über eine Minute im scheinbaren Durchmeßer haben, ganz nahe an den Grenzen unsers Planetensystems stünden, so würde sich dennoch hieraus ein körperlicher Umfang derselben berechnen, welcher größer wäre, als der unseres gesammten Planetensystemes bis zur Bahn des Uranus hinaus, so daß bei einigen von ihnen, wenn ihr Mittelpunkt da stünde, wo der Mittelpunkt unsrer Sonne steht, die Oberfläche noch weit über die Sonnenferne des Uranus hinaus zu liegen käme. Will man aber ihren Abstand von uns größer setzen, z. B. über unsere Milchstraße hinaus, so wird zu gleicher Zeit die hieraus berechenbare körperliche Größe derselben so ins Ungeheure getrieben werden, daß ein hienieden nach Aehnlichkeiten forschender Sinn sich nur um so unvermeidlicher und schneller in einer für alle Vergleichungen bodenlosen Fremde fühlen muß. Denn in jedem Falle, so scheint es, müßten jene Riesenwelten, wenn sie von einer nur einigermaßen festen, gröber körperlichen Natur, z. B. so wie unsre Sonne, wären, Bewegungen in der Fixsternenwelt bewirken, von denen auch die aufmerksamste und feinste Beobachtung nichts weiß.

In der That, es hat für den Geist des Menschen etwas sehr Erhebendes, wenn er, schon durch den Schleier der bisherigen Warnehmungen, in den Lichtwelten des Fixsternenhimmels eine Natur ahnden darf, welche von höherer, geistigerer Art zu sein scheint, als diese grobkörperliche unsrer Planeten, bei denen das Leben nur auf der äußersten Oberfläche, und auch hier nur auf einige vorübereilende Augenblicke Fuß zu gewinnen vermag. Vielleicht daß alle jene glänzenden Lichtwelten durch und durch aus einem — nur in leise Gegensätze zerfallenden — Lichtäther bestehen, aus welchem der große Herschel die noch fortgehende oder eben beginnende Bildung einiger Hunderte von Sternen nachgewiesen. Es stehet dann das hehre Gewölbe des Fixsternenhimmels zu dem tief in seiner Mitte gelegenen, gröber körperlichen Planetensystem in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die durch unsre ganze Planetenwelt Licht und Wärme und Leben verbreitende leuchtende Atmosphäre der Sonne zu dem eigentlichen festen und dunklen Körper derselben, und nach einem, freilich ungeheuer viel größeren Maßstabe sind die Kernpunkte der Lichtnebel und die Fixsterne ähnliche Bildungen des Lichtäthers, als die hellglänzenden Zusammenballungen des leuchtenden Sonnenäthers — die sogenannten Sonnenfackeln.

Wenn auch den Fixsternenhimmel von unsrer Sonne ein ungeheurer Zwischenraum trennt, so ist doch jener in sich selber, wie es scheint, sonst nirgends durch solche weite Abstände der einen leuchtenden Welt von der andern zerrißen, sondern es bildet öfters von einem Stern zum andern der leuchtende Aether — gleich einer gemeinschaftlichen Atmosphäre — ein verbindendes Mittelglied, oder es wandeln, wie bei den Doppelsternen, zwei Lichtwelten, nur wenige Durchmeßer von einander entfernt, um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt, und Millionen von solchen oberen Sonnen schweben, ohne sich gegenseitig durch die Uebermacht einer gröberen körperlichen Anziehung zu bedrängen, in einer Nähe aneinander, in welcher in dem uns nähern Planetensystem kaum Monde und Planeten an einander wandeln. Eine leihet und erwecket der andern das Licht, und jene fernen Millionen scheinen um so heller zu leuchten, je näher sie zusammengedrängt stehen.

Vielleicht daß übrigens, unsrer Sonne näher verwandt, die größeren Fixsterne nicht gerade an uns die nächsten, sondern nur die leuchtendsten sind, und daß, wie dieß auch aus anderweitigen Thatsachen zu erhellen scheint, tausende der kleineren, minder lichthellen ebenso nahe als jene an uns wandeln.

Und so scheinet der unserem irdischen Auge noch sichtbare Fixsternenhimmel ein in sich selber verbundenes, rücksichtlich des Abstandes seiner einzelnen Lichtpunkte von uns nicht so gar ungeheuer verschiedenes Lichtgewölbe, welches in riesenhafter Höhe, mitten in der dem menschlichen Sinne unerfaßbaren Unendlichkeit, unser Planetensystem umschwebet.

Unfehlbar wird diese feiner körperliche, buntstralige Lichtwelt, die sich zu unserer Planetenwelt fast eben verhält, wie das Licht und die Wärme zu den schweren und festen Stoffen, auch eine ihr entsprechende lebende Natur haben, welche den beständigen Gefährten der gröberen Körperlichkeit — den Tod — nicht kennet, sondern wie die Gestaltungen, die sich die Seele im Traume schaffet, unmerklich aus einer Formenwandlung in die andre hinüberschwebt; eine Natur, an deren ewigen und unvergänglichen Reizen denkende Wesen sich freuen, welche die drückende, nach unten ziehende Last einer gröberen Körperlichkeit niemals erfahren haben, niemals jedoch auch den Triumph eines Geistes, der im siegreichen Kampfe mit dem Feindlichen und Niederen Kräfte an sich gezogen, welche den selig stillen Kräften einer nie erschütterten und geprüften Welt des Friedens so überlegen sind, wie das vollendete Mannesalter dem lieblichen Alter einer unschuldigen Kindheit.

45.

Bei Sonnenuntergang.

(Von Friedrich Rückert.)

Fahr wohl, o goldne Sonne,
du gehst zu deiner Ruh;
Und voll von deiner Wonne
gehn mir die Augen zu.

Schwer sind die Augenlider,
du nimmst das Licht mit fort.
Fahr wohl! wir sehn uns wieder
hier unten oder dort.

Hier unten, wann sich wieder
dieß Haupt vom Schlaf erhob;
Dann blickest du hernieder,
und freuest dich darob.

Und trägt des Tods Gefieder
mich statt des Traums empor,
So schau ich selbst hernieder
zu dir aus höherm Chor.

Und danke deinem Strale
für jeden schönen Tag,
Wo ich mit meinem Thale
an deinem Schimmer lag.

46.

Mich wundert, daß ich fröhlich bin.

(Von Meister Martin in Biberach. 1498.)

Ich leb vnd waiß nit wie lang,
ich stirb vnd waiß nit wann,
ich far vnd waiß nit wohin,
mich wundert, daß ich frölich bin.

47.

Traum über das All.

(Von Jean Paul. Sämtliche Werke, LVI. Seite 146.)

Ich las die Betrachtungen über den gemeinen alten Irrtum, welcher den Raum von einer Erde und Sonne zur andern für leer ansieht, und vollends den ungeheuern von Sonnensystemen und Milchstraßen zu nächsten. Die Sonne füllt mit allen ihren Erden von dem Raume zur nächsten Sonne nur das 3,419,460,000,000,000te Teilchen aus: Himmel! dacht ich, welche Leerheit ertränkte das All, wenn nichts voll wäre, als einige schimmernde, verstäubte Stäubchen, die wir ein Planetensystem nennen.

Dächtet ihr euch das Weltmeer ausgestorben und lebensleer, und die bevölkerten Inseln so groß wie Schneckenhäuser, so begienget ihr doch einen viel kleineren Irrtum des Maßes, als der über die Weltleere ist; und die Seegeschöpfe begiengen einen noch kleinern, falls sie das Lebendige und Volle nur im Meere fänden, aber über diesem den hohen Luftkreiß für einen leeren unbewohnten Raum ansähen. Wenn (nach Herschel) die fernsten Milchstraßen

in einer Weite von uns liegen, daß ihr Licht, das heute in unser Auge kommt, schon vor zwei Millionen Jahren ausgegangen, so daß ganze Sternenhimmel schon erloschen sein könnten, die wir noch fortschimmern sehen: welche Weiten und Tiefen und Höhen im All, gegen welche das All selber ein Nichts würde, wär' es von einem so weiten Nichts durchzogen und zuletzt umfaßt! — Aber können wir denn einen Augenblick lang die Kräfte vergeßen, welche ab- und zuströmen müßen, damit nur die Wege zu jenen fernsten Weltküsten unsern Augen schiffbar werden? Könnt ihr die Anziehkraft auf eine Erde oder Sonne einsperren? Durchströmt nicht das Licht die ungeheuren Räume zwischen der Erde und dem fernsten Nebelfleck? Und kann in diesen Lichtströmen nicht eben so gut eine Geisterwelt wohnen, als im Aethertropfen des Gehirns dein Geist?

Nach diesen und ähnlichen Betrachtungen kam mir nun folgender Traum:

Mein Körper — so träumte mir — sank an mir herab und meine innere Gestalt trat licht hervor; neben mir stund eine ähnliche, die aber, statt zu schimmern unaufhörlich blitzte. „Zwei Gedanken" sagte die Gestalt „sind meine Flügel, der Gedanke Hier, der Gedanke Dort, und ich bin dort. Denke und fliege mit mir, damit ich dir das All zeige und verhülle."

Und ich flog mit. Schnell stürzte sich mir die Erdkugel hinter dem reißenden Aufflug in den Abgrund, nur von einigen südamerikanischen Sternbildern bleich umgeben, und zuletzt blieb aus unserm Himmel nur noch die Sonne als ein Sternlein mit einigen Flämmchen von nahe gerückten Kometenschweifen übrig. Vor einem fernen Kometen, der von der Erdensonne kam und nach dem Sirius flog, zuckten wir vorüber.

Jetzo flogen wir durch die zahllosen Sonnen so eilig hindurch, daß sie sich vor uns kaum auf einen Augenblick zu Monden ausdehnen konnten, ehe sie hinter uns zu Nebelstäubchen einschwanden; und ihre Erden erschienen dem schnellen Fluge gar nicht. Endlich stunden die Erdsonne und der Sirius und alle Sternbilder und die Milchstraße unsers Himmels unter unsern Füßen als ein heller Nebelfleck mitten unter kleinern tiefen Wölkchen. So flogen wir durch die gestirnten Wüsten; ein Himmel nach dem andern erweiterte sich vor uns, und verringerte sich hinter uns — und Milchstraßen stunden hintereinander aufgebaut in den Fernen; wie Ehrenpforten des unendlichen Geistes.

Zuweilen überflog die blitzende Gestalt meinen müden Gedanken, und leuchtete ferne von mir, als ein Funke neben einem Stern, bis ich noch ein Mal dachte: Dort! und bei ihr war. Aber als wir uns von einem gestirnten Abgrund in den andern verloren und der Himmel über unsern Augen nicht leerer wurde und der Himmel unter ihnen nicht voller, und als unaufhörlich Sonnen in den Sonnenocean, wie Waßergüße eines Gewitters in das

Waßermeer fielen, so ermattete das überfüllte Menschenherz und sehnte sich aus dem weiten Sonnentempel in die enge Zelle der Andacht, und ich sagte zu der Gestalt: „O Geist! hat denn das All kein Ende?“ — Er antwortete: „Es hat keinen Anfang.“

Aber siehe, auf einmal schien der Himmel über uns ausgeleert, kein Sternchen blinkte in der reinen Finsternis. — Die blitzende Gestalt flog in ihr fort — zuletzt giengen auch alle Sternenhimmel hinter uns in einen dünnen Nebel zurück, und schwanden endlich auch dahin. — Und ich dachte: „Das All hat sich doch geendigt“ — und nun erschrak ich vor dem grenzenlosen Nachtkerker der Schöpfung, der hier seine Mauer anfieng, vor dem todten Meere des Nichts, in dessen bodenloser Finsternis der Edelstein des lichten All unaufhörlich untersank; und ich fand nur noch die blitzende Gestalt, aber nicht mich Einsamen, weil sie mich unerleuchtet ließ.

Da antwortete sie meiner stummen Angst: „Kleingläubiger! Blick auf! Das uralte Licht kommt an!“ Ich blickte auf, schnell kam eine Dämmerung, schnell eine Milchstraße, schnell ein ganzes schimmerndes Sternengewölbe; jeder Gedanke war zu lang für die drei Augenblicke. Seit grauen Jahrtausenden war das Sternenlicht auf dem Wege zu uns gewesen, und kam aus den unergründlichen Höhen endlich an. — Nun flogen wir, wie durch ein neues Jahrhundert, durch die neue Sternkugel. Wieder kam ein ungestirnter Nachtweg, und länger ward es, ehe die Stralen eines entlegenen Sternenhimmels uns erreichten.

Aber als wir fortsteigend immer die Nächte abwechselten mit Himmeln, und wir immer länger eine Finsternis hinauffogen, ehe unter uns ein altes Sternengewölbe ein Fünkchen wurde und losch — als wir einmal aus der Nacht plötzlich vor einen Nordschein zusammenlodernder, um Erden kämpfender Sonnen traten, und um uns her auf allen Erden jüngste Tage brannten — und als wir durch die schauderhaften Reiche der Weltenbildungen giengen, wo überirdische Waßer über uns rauschten und weltenlange Blitze durch den Wesendunst zuckten, wo ein finsterer, endloser, bleierner Sonnenkörper nur Flammen und Sonnen einsog, ohne von ihnen hell zu werden — und als ich in der unabsehlichen Ferne ein Gebirg mit einem blitzenden Schnee aus zusammengerückten Sonnen stehen und doch noch über ihm Milchstraßen als dünne Mondscheln hängen sah: so hob sich und beugte sich mein Geist unter der Schwere des All, und ich sagte zur blitzenden Gestalt: „Laß ab, und führe mich nicht weiter; ich werde zu einsam in der Schöpfung; ich werde noch einsamer in ihren Wüsten; die volle Welt ist groß, aber die Leere ist noch größer und mit dem All wächst die Wüste.“

Da berührte mich die Gestalt, wie ein warmer Hauch, und sprach sanfter als bisher: „Vor Gott besteht keine Leere; um die Sterne, zwischen den

Sternen wohnt das rechte All. Aber dein Geist verträgt nur irdische Bilder des Ueberirdischen; schaue die Bilder.“

Siehe! da wurden meine Augen aufgethan, und ich sah ein unermeßliches Lichtmeer stehen, worin die Sonnen und Erden nur als schwarze Felseninseln verstreut waren, und ich war in, nicht auf dem Meere, und nirgends erschien Boden, und nirgends Küste. Alle Räume von einer Milchstraße zur andern waren mit Licht ausgefüllt, und tönende Meere schienen über Meere und unter Meeren zu ziehen, und es war ein Donnern wie das der Flut, und wieder ein Flöten wie von ziehenden Singschwänen; aber beides vermischte sich nicht. Das Leuchten und das Tönen überwältigte sanft das Herz; ich war voll Freuden, ohne zu wißen, woher sie zu mir kamen, es war ein Freuen über Sein und Ewigsein, und eine unaussprechliche Liebe faßte, ohne daß ich wußte wofür, mich an, wenn ich in das neue Lichtall um mich sah. Da sagte die Gestalt:

„Dein Herz faßt jetzt die Geisterwelt; für Aug und Ohr gibts keine, sondern nur die Körperwelt, in der sie regiert und schafft. Nun schaue dein geschärftes Auge, armes Menschenkind; nun faße dein träumendes Herz!“ — Und das Auge schaute zugleich das Nächste und das Fernste; ich sah alle die ungeheuern Räume, durch die wir geflogen, und die kleinen Sternhimmel darin; in den leichten Aetherräumen schwammen die Sonnen nur als aschgraue Blüten und die Erden als schwarze Samenkörner. — Und das träumende Herz faßte: Die Unsterblichkeit wohnte in den Räumen, der Tod nur auf den Welten. — Auf den Sonnen giengen aufrechte Schatten in Menschengestalt, aber sie verklärten sich, wenn sie von ihnen zogen und im Lichtmeer untergiengen, und die dunkeln Wandelsterne waren nur Wiegen für die Kindergeister des lichten All. — In den Räumen glänzte, tönte, wehte, hauchte nur Leben und Schaffen im Freien des All; die Sonnen waren nur gedrehte Spinnräder, die Erden nur geschoßene Weberschiffchen zu dem unendlichen Gewebe des Isisschleiers, der über die Schöpfung hieng, und der sich verlängerte, wenn ihn ein Endlicher hob. Da, vor der lebendigen Unermeßlichkeit, konnt es keinen großen Schmerz mehr geben, nur eine Wonne ohne Maß und ein Freudengebet. Aber unter dem Glanze des All war die blitzende Gestalt unsichtbar geworden, oder nur heimgegangen in die unsichtbare Geisterwelt; ich war mitten im weiten Leben allein und sehnte mich nach einem Wesen. Da schiffte und drang aus der Tiefe durch alle Sterne ein dunkler Weltkörper fliegend das hohe Lichtmeer herauf, und eine Menschengestalt wie ein Kind stund auf ihm, die sich nicht veränderte und vergrößerte durch das Nahen. Endlich stund unsere Erde vor mir, und auf ihr das Jesuskind, und das Kind blickte mich so hell und mild und liebevoll an, daß ich erwachte vor Liebe und Wonne. — —

Aber nach dem Erwachen hatte ich die Wonne noch, und ich sagte: O! wie schön ist das Sterben in der vollen leuchtenden Schöpfung, und das Leben! — Und ich dankte dem Schöpfer für das Leben auf der Erde, und für das künftige ohne sie.

48.

Die Nacht.

(Von Nicolaus Lenau.)

Auf dem Teich dem regungslosen
weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
in des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
blicken in die Nacht empor,
Manchmal regt sich das Geflügel
träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken
wie ein stilles Nachtgebet!

49.

Vierzeilen in persischer Form.

(Von Friedrich Rückert.)

Frühling ist, Verklärung schwebt um Busch und Strauch;
kann so reine Schönheit blühn auf Erden auch?
Eine Himmelsunschuld jedes junge Blatt,
noch unangerührt von des Verderbens Hauch.

Kein drückender Gefühl ist, als zu wißen,
daß, wo du gehst, dich Niemand wird vermissen.
Drum danke Gott, daß du ein Herz gefunden,
das weinen wird, wenn du ihm wirst entrißen.

Wie schön ist, wandernd nach dem Ziele streben,
erreicht es haben ist noch schöner eben.
Gestorben sein ist wohl das allerschönste;
indessen doch, wie ist es schön zu leben!

Leicht ehrest du der Himmlischen Allmächtigkeit,
wo du auf Erden walten siehst Gerechtigkeit.
Doch Eins ist schwer und Eins ist Noth: Auf Gott vertraun,
auch wo zu siegen scheint der Menschen Schlechtigkeit.

Hoffnung wohnt bei Sterblichen hienieden,
und bei Todten wohnt im Grabe Frieden.
Zage nicht, wie auch das Looß dir falle,
immer ist dir, was du brauchst, beschieden.

Wenn der Tag nicht hell ist, sei du heiter!
Sonn und froher Sinn sind Gottes Streiter.
Wenn die Sonn im Kampf des Lichts ermattet,
Freimund, kämpfe du allein ihn weiter.

O sei auf Gottes heller Welt kein trüber Gast!
mach Schande nicht dem milden Herren, den du hast!
Zeig in Geberd und Wort und Blick, daß dem du dienst,
der sagt: Mein Joch ist sanft und leicht ist meine Last.

50.

Nicht der Schule, sondern dem Leben.

(Von J. G. Herder, zur Phil. und Gesch. X. S. 252.)

Da das Leben nicht nur Kenntnisse und Gedanken, sondern auch Willen, Triebe, That braucht, und in diesem vor allem das Leben besteht, so wendet sich der Spruch, nicht der Schule, sondern dem Leben zu lernen, vorzüglich auf Bildung des Herzens und Charakters. Was hülfe es, tausend Kenntnisse und keinen Willen, keinen Geschmack, keine Lust und Trieb zu leben, honett und rechtschaffen zu leben, haben? Im Willen leben wir; das Herz muß uns verdammen oder trösten, stärken oder niederschlagen, lohnen oder strafen; nicht auf Kenntnisse allein, sondern auf Charakter und Triebe, auf die menschliche Brust ist die Wirksamkeit und der Werth, das Glück oder Unglück unseres Lebens gebauet. Leben lernen heißt also: seinen Neigungen eine gute Richtung geben, seine Grundsätze reinigen, befestigen, stärken, seine Vorsätze läutern und tapfer begründen; nicht mit dem Kopf allein, sondern auch mit dem Herzen existieren gegen Eltern, Freunde, Lehrer, Mitschüler, Bekannte, Fremde; sich Sitten erwerben, anständige frohe Sitten, liebenswerth machend vor Gott und den Menschen. Leben lernen heißt: die Stunden des Tages wohl einteilen, sich Ordnung im Geschäft geben und sie mit strenger Munterkeit erhalten, den Ergetzlichkeiten, dem Schlaf, der Trägheit nicht mehr Zeit einräumen, als ihnen gebühret; sich Vorschriften machen, wodurch man seine Schwäche überwindet, seine eigentümliche Schwäche, die niemand beßer als wir selbst kennen, die zu überwinden uns am schwersten wird, und die die Eigenliebe so gern in Schutz nimmt, bestehe diese worin sie wolle, sei es Hang zu Stolz, zu thörichter Einbildung von sich selbst, an der so viele junge Leute unseres Zeitalters krank liegen, mithin zu Geringschätzung und Verachtung Anderer oder Neigung zu Haß, zu Zorn, zu Menschenfeindschaft, oder zu Verzagtheit, zu Kleinmuth, am meisten zu Ueppigkeit, zu Wollust, Trägheit, zu Tändelei mit dem andern Geschlecht. Durch alle diese Neigungen, wenn sie überhand nehmen, verliert, vertändelt, entnervt, vergället der Jüngling sein Leben und schafft sich keine andere Aussicht, als sich und Andern zur Last zu werden, das Leben einst selbst als eine Bürde zu tragen, oder zu vergeuden und zu verlieren. Von allen diesen Feindinnen des Lebens hinweg, ihr Jünglinge! — lernt leben, gesund, würdig und glücklich leben!

Aus dem Nibelungenlied.

(Anfang des dreizehnten Jahrhunderts.)

51.

Kriemhilten troum.

Ez troumde Kriemhilte in tugenden, der ſi pflac,
wie ſie einen valken wilden zůge manegen tac,
Den ir zwêne arn erkrummen, daz ſi daz muoſte ſehen,
ir enkunde in dirre werlde nimmer leider ſin geſchehen.

Den troum ſi dô ſagete ir muoter Uoten.
ſin kunde in niht beſcheiden baz der guoten:
Der valke, den du ziuheſt, daz iſt ein edel man;
in welle got behüeten, du muoſt in ſchiere vloren hân.

Waz ſaget ir mir von manne, vil liebiu muoter mîn?
âne recken minne wil ich immer ſîn;
Sus ſchœne wil ich bliben unz an mînen tôt,
daz ich ſol von manne nimmer gwinnen keine nôt.

Nu verſprich ez niht ze sêre, ſprach aber ir muoter dô.
ſolt du immer herzenliche zer werlde werden frô,
Daz geſchiht von mannes minne: du wirſt ein ſchœne wîp,
obe dir got noch gefüeget eins rehte guoten riters lîp.

52.

Wie Sifrit erſlagen wart.

Wô ſi wolden dannen zuo der linden breit,
dô ſprach von Troneje Hagne: mir iſt des vil geſeit,
Daz niht gevolgen kunde dem Kriemhilde man,
ſwenner welle gâhen; wold er uns daz ſehen lân.

Dô ſprach von Niderlande der küene Sîfrit:
daz muget ir wol verſuochen, welt ir mir volgen mit
Ze wette zuo dem brunnen; ſô daz iſt getân,
man jehe dem gewinnes, den man ſîht gewunnen hân.

Nu welle ouch wirz verſuochen, ſprach Hagene der degen.
dô ſprach der ſtarke Sîfrit: ſô wil ich mich legen
Für iuwer füeze nider an daz gras.
dô er daz gehôrte, wie liep daz Gunthêre was.

Dô ſprach der degen küene: ich wil iu mêre ſagen:
allez min gewæte wil ich mit mir tragen,
Den gêr zuo dem ſchilde und mîn pirsgewant.
den kocher zuo dem ſwerte ſchier er umbe gebant.

Aus dem Nibelungenlied.

(Wörtliche Ueberſetzung.)

51.

Der Traum der Kriemhild.

Es träumte Kriemhilte in Tugenden, deren ſie pflag,
wie ſie einen wilden Falken zöge manchen Tag,
Den ihr zween Adler erwürgten; daß ſie das mußte ſehen,
ihr konnte in dieſer Welt nimmer leider ſein geſchehen.

Den Traum ſie da ſagte ihrer Mutter Uten;
ſie konnte ihn nicht beſcheiden beßer der Guten:
Der Falke, den du zieheſt, das iſt ein edler Mann,
ihn wolle Gott behüten, du mußt ihn alsbald verloren haben.

Was ſaget ihr mir vom Manne, meine viel liebe Mutter?
ohne Helden Liebe will ich immer ſein;
Alſo ſchön will ich bleiben bis an meinen Tod,
daß ich ſoll von Manne nimmer gewinnen keine Noth.

Nun verrede es nicht ſo ſehre, ſprach hinwider ihre Mutter da;
ſollſt du immer herzlich zur Welt werden froh,
Das geſchieht von Mannes Liebe: du wirſt ein ſchönes Weib,
wenn dir Gott noch verbindet eines recht guten Ritters Leib.

52.

Wie Sigfrid erſchlagen ward.

Da ſie wollten von dannen zu der breiten Linde,
da ſprach Hagen von Troneg: mir iſt davon viel geſagt,
Daß niemand folgen könne dem Mann der Kriemhild,
wenn irgend er wolle eilen; wollte er uns das ſehen laßen.

Da ſprach von Niderlande der kühne Sigfrid:
das möget ihr wohl verſuchen, wollt ihr mir folgen mit
Zur Wette zu dem Brunnen: ſo das gethan iſt,
man ſpreche dem den Gewinn zu, den man ſieht gewonnen haben.

Nun wollen auch wir es verſuchen, ſprach Hagen der Degen;
da ſprach der ſtarke Sigfrid: So will ich mich legen
Vor eure Füße nieder in das Gras.
Da Gunther das hörte, wie lieb das ihm war.

Da ſprach der kühne Degen: Ich will euch mehr ſagen:
alle meine Kleidung will ich mit mir tragen,
Den Ger ſamt dem Schilde und mein Jagdgewand.
Den Köcher ſamt dem Schwerte ſogleich er umband.

Dô zugen ſî diu kleider von dem lîbe dan:
in zwein wîzen hemden ſach man ſî beide ſtân.
Sam zwei wildiu pantel ſî lieſen durch den klê.
doch ſach man bî dem brunnen den küenen Sîfriden ê.

Den prîs von allen dingen truoc er vor manegem man.
das ſwert lôſt er ſchiere, den kocher leit er dan,
Den ſtarken gêr er leinde an der linden aſt:
bî des brunnen fluzze ſtuont der hêrliche gaſt.

Die Sîfrides tugende wâren harte grôz.
den ſchilt er leite nidere, dâ der brunne flôz:
Swie harte ſô in durſte, der helt doch niht entranc,
ê der künec getrunke. des ſeit er im vil bœſen danc.

Der brunne was küele, lûter unde guot.
Gunthêr ſich dô neigte nider zuo der vluot.
Als er hete getrunken, dô rihte er ſich von dan.
alſam het ouch gerne der küene Sîfrit getân.

Dô engalt er ſîner zühte. den bogen und daz ſwert
daz truoc allez Hagne von ihm danwert,
Und ſpranc dâ hin widere da er den gêre vant.
er ſach nâch einem bilde an des küenen gewant.

Dô der herre Sîfrit ob dem brunnen tranc,
er ſchôz in durch daz criuze, das von der wunden ſpranc
Daz bluot von dem herzen vaſte an Hagnen wât.
ſolher miſſewende ein helt nu nimmer begât.

Der herre tobelîchen von dem brunnen ſpranc:
im ragete von den herten ein gêrſtange lanc.
Der fürſte wânde vinden bogen oder ſwert:
ſô müeſte weſen Hagne nâch ſîme dienſte gewert.

Dô der ſêre wunde des ſwertes niht envant,
done het er niht mêre wan des ſchildes rant.
Er zuct in von dem brunnen; dô lief er Hagnen an:
done kund im niht entrinnen des künic Gunthêres man.

Swie wunt er was zem tôde, ſô krefteclîch er ſluoc,
daz ûzer dem ſchilde dræte genuoc
Des edelen geſteines; der ſchilt vil gar zerbraſt.
ſich hete gerne errochen der vil hêrliche gaſt.

Dô was geſtrûchet Hagne von ſîner hant zetal.
von des ſlages krefte der wert vil lûte erhal.
Het er ſîn ſwert enhende, ſô wær ez Hagnen tôt.
ſêre zurnde der wunde; des twanc in êhaftiu nôt.

Da zogen sie (Gunther und Hagen) die Kleider von dem Leibe ab,
in zwei weißen Hemden sah man sie beide stehn,
Wie zwei wilde Pantel liefen sie durch den Klee,
doch sah man bei dem Brunnen den kühnen Sigfrid eher.

Den Preis von allen Dingen trug er vor manchem Mann.
Das Schwert löste er sogleich, den Köcher legte er ab,
Den starken Ger lehnte er an der Linde Ast:
bei des Brunnens Fluße stund der herliche Gast.

Die Tugenden Sigfrids waren sehr groß:
den Schild legte er nieder da der Brunnen floß,
Wie sehr ihn immer dürstete, der Held doch nicht trank,
ehe der König getrunken hätte; dafür sagte er ihm viel bösen Dank.

Der Brunnen war kühl, lauter und gut;
Gunther sich da neigte nieder zu der Flut;
Als er getrunken hatte, da richtete er sich auf:
also hätte auch gern der kühne Sigfrid gethan.

Da entgalt er seiner Zucht. Den Bogen und das Schwert
das trug alles Hagen von ihm fort (dannenwärts),
Und sprang wieder dahin zurück, wo er den Ger fand;
er sah nach einem Zeichen an des Kühnen Gewand.

Da der Herre Sigfrid über dem Brunnen trank,
schoß er ihn durch das Kreuz, daß von der Wunde sprang
Das Blut von dem Herzen mächtig an Hagens Gewand.
Solche Missethat ein Held nun nie mehr begeht.

Der Herre wüthend von dem Brunnen sprang,
ihm ragte von der Schulter eine lange Gerstange;
Der Fürst wähnte zu finden Bogen und Schwert:
dann müßte sein Hagen nach seinem Verdienst bezahlt.

Da der Sehrwunde das Schwert nicht fand,
da hatte er nichts mehr als des Schildes Rand (den Schild):
Er zuckte ihn von dem Brunnen, da lief er Hagenen an,
da konnte ihm nicht entrinnen des König Gunthers Mann.

Wie wund er auch war zum Tode, so kräftiglich schlug er,
daß heraus aus dem Schilde wirbelte genug
Des edelen Gesteines, der Schild viel gar zerbrach;
sich hätte gern gerochen der viel herliche Gast.

Da war gestrauchet Hagen von seiner Hand zuthal;
von des Schlages Kraft die Au viel laut erhallte.
Hätte er sein Schwert in der Hand, so wär es Hagens Tod!
sehr zürnte der Wunde, dazu zwang ihn wahrhafte Noth.

Dô zugen ſî diu kleider von dem lîbe dan:
in zwein wîzen hemden ſach man ſî beide ſtân.
Sam zwei wildiu pantel ſî lieſen durch den klê.
doch ſach man bî dem brunnen den küenen Sîfriden ê.

Den prîs von allen dingen truoc er vor manegem man.
das ſwert löſt er ſchiere, den kocher leit er dan,
Den ſtarken gêr er leinde an der linden aſt:
bî des brunnen fluzze ſtuont der hêrlîche gaſt.

Die Sîfrides tugende wâren harte grôz.
den ſchilt er leite nidere, dâ der brunne flôz:
Swie harte ſô in durſte, der helt doch niht entranc,
ê der künec getrunke. des ſeit er im vil bœſen danc.

Der brunne was küele, lûter unde guot.
Gunthêr ſich dô neigte nider zuo der vluot.
Als er hete getrunken, dô rihte er ſich von dan.
alſam het ouch gerne der küene Sîfrit getân.

Dô engalt er ſîner zühte. den bogen und daz ſwert
daz truoc allez Hagne von ihm danwert,
Und ſpranc dâ hin widere da er den gêre vant.
er ſach nâch einem bilde an des küenen gewant.

Dô der herre Sîfrit ob dem brunnen tranc,
er ſchôz in durch daz criuze, das von der wunden ſpranc
Daz bluot von dem herzen vaſte an Hagnen wât.
ſolher miſſewende ein helt nu nimmer begât.

Der herre tobelîchen von dem brunnen ſpranc:
im ragete von den herten ein gêrſtange lanc.
Der fürſte wânde vinden bogen oder ſwert:
ſô müeſte weſen Hagne nâch ſîme dienſte gewert.

Dô der ſêre wunde des ſwertes niht envant,
done het er niht mêre wan des ſchildes rant.
Er zuct in von dem brunnen; dô lief er Hagnen an:
done kund im niht entrinnen des künic Gunthêres man.

Swie wunt er was zem tôde, ſô krefteclîch er ſluoc,
daz ûzer dem ſchilde dræte genuoc
Des edelen geſteines; der ſchilt vil gar zerbraſt.
ſich hete gerne errochen der vil hêrlîche gaſt.

Dô was geſtrûchet Hagne von ſîner hant zetal.
von des ſlages krefte der wert vil lûte erhal.
Het er ſîn ſwert enhende, ſô wær ez Hagnen tôt.
ſêre zurnde der wunde; des twanc in êhaftiu nôt.

Da zogen sie (Gunther und Hagen) die Kleider von dem Leibe ab,
in zwei weißen Hemden sah man sie beide stehn,
Wie zwei wilde Pantel liefen sie durch den Klee,
doch sah man bei dem Brunnen den kühnen Sigfrid eher.

Den Preis von allen Dingen trug er vor manchem Mann.
Das Schwert löste er sogleich, den Köcher legte er ab,
Den starken Ger lehnte er an der Linde Ast:
bei des Brunnens Fluße stund der herliche Gast.

Die Tugenden Sigfrids waren sehr groß:
den Schild legte er nieder da der Brunnen floß,
Wie sehr ihn immer dürstete, der Held doch nicht trank,
ehe der König getrunken hätte; dafür sagte er ihm viel bösen Dank.

Der Brunnen war kühl, lauter und gut;
Gunther sich da neigte nieder zu der Flut;
Als er getrunken hatte, da richtete er sich auf:
also hätte auch gern der kühne Sigfrid gethan.

Da entgalt er seiner Zucht. Den Bogen und das Schwert
das trug alles Hagen von ihm fort (dannenwärts),
Und sprang wieder dahin zurück, wo er den Ger fand;
er sah nach einem Zeichen an des Kühnen Gewand.

Da der Herre Sigfrid über dem Brunnen trank,
schoß er ihn durch das Kreuz, daß von der Wunde sprang
Das Blut von dem Herzen mächtig an Hagens Gewand.
Solche Missethat ein Held nun nie mehr begeht.

Der Herre wüthend von dem Brunnen sprang,
ihm ragte von der Schulter eine lange Gerstange;
Der Fürst wähnte zu finden Bogen und Schwert:
dann müßte sein Hagen nach seinem Verdienst bezahlt.

Da der Sehrwunde das Schwert nicht fand,
da hatte er nichts mehr als des Schildes Rand (den Schild):
Er zuckte ihn von dem Brunnen, da lief er Hagenen an,
da konnte ihm nicht entrinnen des König Gunthers Mann.

Wie wund er auch war zum Tode, so kräftiglich schlug er,
daß heraus aus dem Schilde wirbelte genug
Des edelen Gesteines, der Schild viel gar zerbrach;
sich hätte gern gerochen der viel herliche Gast.

Da war gestrauchet Hagen von seiner Hand zuthal;
von des Schlages Kraft die Au viel laut erhallte.
Hätte er sein Schwert in der Hand, so wär es Hagens Tod!
sehr zürnte der Wunde, dazu zwang ihn wahrhafte Noth.

Erblichen was sîn varwe; ern mohte niht gestên.
sînes libes sterke muoste gar zergên,
Wand er des tôdes zeichen in liehter varwe truoc.
sît wart er beweinet von schœnen vrouwen genuoc.

Dô viel in die bluomen der Kriemhilde man:
daz bluot von siner wunden sach man vaste gân.
Dô begunder schelden (des twanc in grôziu nôt)
die ûf in gerâten heten ungetriwe den tôt.

Do sprach der verchwunde: jâ ir bœsen zagen,
waz helfent mîniu dienest, sîd ir mich habet erslagen?
Ich was in ie getriuwe; des ich enkolten hân:
ir habet an iwren friunden leider übele getân.

Die rîter alle liefen, dâ er erslagen lac.
ez was ir genuogen ein vröudelôser tac.
Die iht triwe hêten, von den wart er gekleit.
daz hete ouch wol verdienet umbe alle liute der helt gemeit.

Der künec von Burgonden klagte ouch sînen tôt.
dô sprach der verchwunde: daz ist âne nôt,
Daz der nâch scaden weinet, der in dâ hât getân:
der dienet michel schelden, ez wære bezzer verlân.

Die bluomen allenthalben von bluote wâren naz.
dô rang er mit dem tôde: unlange tet er daz,
Wan des tôdes zeichen ie ze sêre sneit.
ouch muoste sân ersterben der recke küene unde gemeit.

Dô die herren sahen, daz der helt was tôt,
si leiten in ûf einen schilt, der was von golde rôt,
Und wurden des ze râte, wie daz solde ergân,
daz man ez verhæle, daz ez Hagne hete getân.

Dô sprâchen ir genuoge: uns ist übel geschehen.
ir sult ez heln alle, und sult geliche jehen,
Da er jagen rite aleine, Kriemhilde man,
in slüegen schâchœre, dâ er füere durch den tan.

Dô sprach von Troneje Hagne: ich bring in in daz lant.
mir ist vil unmære, wirt ez ir bekant,
Diu sô hât betrüebet den Brünhilde muot.
ez ahtet mich vil ringe, swaz sie nu weinen getuot.

Dô biten si der nahte und fuoren über Rîn.
von helden kunde nimmer wirs gejaget sîn.
Ein tier, daz sie dâ sluogen, daz weinden edeliu wîp.
jâ muosten sîn enkelten vil guoter wîgande lîp.

Erblichen war seine Farbe; er vermochte nicht zu stehn;
seines Leibes Stärke mußte gar zergehn,
Weil er des Todes Zeichen in lichter Farbe trug.
Darnach ward er beweinet von schönen Frauen genug.

Da fiel in die Blumen der Kriemhilde Mann,
das Blut von seiner Wunde sah man mächtig gehn.
Da begann er zu schelten (dazu zwang ihn große Noth)
die auf ihn gerathen hatten ungetreu den Tod.

Da sprach der Todtwunde: ja ihr bösen Zagen,
was helfen meine Dienste, nun ihr mich habt erschlagen?
Ich war euch stets getreu, des habe ich entgolten:
ihr habt an euren Freunden leider übel gethan.

Die Ritter alle liefen (dahin), wo er erschlagen lag;
es war ihrer genug ein freudeloser Tag.
Die etwas Treue hatten, von denen ward er geklagt;
das hatte auch wohl verdient um alle Leute der freundliche Held.

Der König von Burgunden klagte auch seinen Tod;
da sprach der Todwunde: Das ist ohne Noth,
Daß der nach Schaden weinet, der ihn da hat gethan:
der verdienet großes Schelten, es wäre beßer unterblieben.

Die Blumen allenthalben von Blute waren naß;
da rang er mit dem Tode: unlange that er das,
Weil des Todes Zeichen (die Wunde) stets zu sehr schnitt.
Also mußte sterben auch der kühne und stattliche Held.

Da die Herren sahen, daß der Held todt war,
legten sie ihn auf einen Schild, der war von rothem Golde,
Und giengen darüber zu Rathe, wie das ergehen sollte,
daß man es verhehlte, daß es Hagen hätte gethan.

Da sprachen ihrer genug: Uns ist übel geschehen,
ihr sollt es alle verhehlen, und sollt auf gleiche Weise sagen:
Da er jagen geritten sei allein, der Kriemhilde Mann,
hätten ihn Räuber erschlagen, als er durch den Tann ritt.

Da sprach Hagen von Troneg: Ich bring ihn in das Land.
Mir ist sehr gleichgiltig, wird es ihr bekannt,
Die so betrübet hat das Herz der Brunhild.
Ich achte es sehr gering, was sie nun auch weinen thue.

Da erwarteten sie die Nacht und fuhren über Rhein,
von Helden konnte nimmer übler gejaget sein.
Ein Thier, das sie da schlugen, das beweinten edle Weiber,
ja es mußten sein entgelten vieler guten Helden Leib.

53.

Die Singschule der Meistersinger. 1520.

Hans Sachs in der Schenke.

(Notica von August Hagen. 1829. II. Seite 113 ff.)

Ich gieng in meiner Stube auf und ab, indem ich auf das Frühstück wartete. Ich sah durch das Fenster und erblickte ein Seil, das von St. Sebald nach dem Rathhause gezogen war und woran mitten ein gemaltes Schild hieng. Alle Mühe, die ich mir gab, die Figuren darauf zu erkennen, war vergeblich, und ich war im Begriff, zum Schenkwirt hinunter zu gehen und mir Bescheid zu holen. In demselben Augenblick trat in mein Zimmer Peter Vischer, der jüngere, der zu den Genannten des Raths gehörte und eben so liebenswürdig als unterrichtet war. Er begrüßte mich, und, indem er sich darauf berief, was zwischen uns verabredet wäre, meldete er mir, daß heute dem Kaiser zu Ehren eine Festschule gehalten würde. Ich sah ihn stutzig an, dann aber erinnerte ich mich, daß Peter Vischer der holdseligen Meistersingekunst beflißen wäre, und ich wußte mir seine Worte zu erklären und zugleich, was es mit dem Aufhängen der Tafel für ein Bewenden hätte. Peter erzählte mir, daß durch das Schild alle, die an erbaulichen Festen Teil nähmen, zu der Singeschule eingeladen würden.

Unterdes war das Frühstück hereingetragen, und Vischer ließ es sich gefallen, dasselbe mit mir zu teilen. Er erzählte mir über die Entstehung und das Wesen der Meistersingekunst gar vieles, dem ich gern ein aufmerksames Ohr lieh. Die unschickliche Frage, die mir entschlüpfte, ob die Handwerker an andern Orten auch dergleichen Kurzweil trieben, erzürnte ihn nicht, vielmehr hielt er sich dadurch bewogen, mich über die hohe Bedeutung ihres Strebens zu belehren.

Die löbliche Musik und die liebliche Singekunst, fieng er etwas feierlich an, dient nicht allein zur Freude und Ergetzung der Menschen, sondern sie ist das erste Erregungsmittel zur Erinnerung göttlicher Wohlthaten und zur Andacht des Herzens. Wie denn auch der heilige Apostel Paulus zur Uebung guter Gesänge gar treulich vermahnt.

Ich unterbrach ihn absichtlich in der Rede, und er fuhr also fort: Der Meistersinger hohe Schule ist Mainz, und die Töchterschulen sind Nürnberg und Straßburg. Aber in Nürnberg war seit lange die holdselige Kunst beßer gepflegt, als irgendwo. Wie vor funfzig Jahren der Briefmaler Hans Rosenplüt und der Barbier Hans Folz berühmt war, so jetzt der Leineweber Hans Nunnenbeck und vor allen dessen Schüler, Hans Sachs, der Schuster.

Was haben jene Figuren auf der Tafel zu bedeuten? fragte ich ihn. Auf der Tafel, erwiderte er, seht ihr oben ein Wappen mit einer Krone, das

ist der Meistersinger Wappen, und darunter zwölf Männer, die einen Garten bestellen, deren Mühe aber ein wildes Thier zu nichte macht: die zwölf Männer sind die zwölf berühmten Sänger, die die erste Singeschule einrichteten, und das wilde Thier ist der Neid, der von außen her, und die Zwietracht, die von innenher ihrem Gedeihen schadet. Von heiligem Beruf durchdrungen sangen die zwölf Männer Lieder, die Gott wohlgefällig waren und den Menschen frommten. Der Kaiser Otto der Große, erlauchten Andenkens, bestätigte ihren Bund und schenkte ihnen ein Wappen mit der Krone. Aber die Mönche, die sonst allein in der Kirche ihr Wesen trieben, waren neidisch, daß auch sie daselbst öffentlich Gottes Gnade verkündigten. Beim Papste verschrien sie sie als Ketzer, und dieser forderte sie insgesamt nach Pavia, daß sie Rechenschaft von ihrem Treiben gäben. Freimüthig erklärten sie hier, daß Gott ihnen die Lieder einflößte, und daß dieselben daher nicht allein unsträflich, sondern auch heilig wären. Drob verwunderte sich Sr. Heiligkeit, und, um sie als Lügner zu beschämen, legte er allen ein Thema aus der Bibel vor, worüber sie ein Gedicht machen sollten, und ließ jeden besonders in einem Gemach verschließen. Doch wer beschämt wurde, war der Papst, da er aller Gedichte mit einander verglich und diese Wort für Wort übereinstimmten. Mit reichen Geschenken verabschiedete er sie, und nannte sie ächte Christen, obgleich einer diesen Namen nicht verdiente.

Weiß man die Namen dieser Wundermänner?

Freilich weiß man sie. Sie waren teils Gelehrte, teils Ritter, teils Bürger. Einer war Schmid, einer Seiler, einer Glasbrenner. Von diesen ist nicht viel zu erzählen, aber desto mehr vom Ritter Wolfram von Eschenbach, von Nicolaus Klingsor, der freien Künste Magister, von Walther von der Vogelweide, von Heinrich von Ofterdingen aus Eisenach und von Heinrich Frauenlob aus Meissen, der heil. Schrift Doctor zu Mainz. Dieser erhob in unsterblichen Gesängen der Frauen Schönheit und Sittigkeit, und zum Dank trugen ihn die Frauen in Mainz zu Grabe, denn nicht dem Lebenden allein, sondern auch dem Todten sollte ihre Tugend offenbar werden. Im Dom ist sein Leichenstein, den die Frauen mit Thränen und mit Wein benetzten.

Die Singekunst, deren ihr euch jetzt befleißigt, leitet ihr also von den zwölf Meistern her?

Ja wohl. Sie unterrichteten Jünglinge, und die Schüler wurden wieder Meister und so bis auf unsere Zeit. Wer die Kunst erlernen will, der geht zu einem Meister, der wenigstens einmal in der Singschule den Preis gewonnen hat, und dieser unterweist ihn unentgeldlich. Er lehrt, was es heißt, zur Ehre der Religion singen, und weiht ihn ein in die Geheimnisse der Tabulatur, so nennen wir die Gesetze der Dichtkunst. Hat der Lehrling diese begriffen, so bittet er die Gesellschaft um seine Aufnahme, da er von

löblichen Sitten sei und guten Willen zeige. Der Aufgenommene muß alsdann den Singestuhl in der Kirche besteigen und eine Probe seiner Kunst ablegen. Gelingt sie ihm, so wird sein Wunsch gewährt. Feierlichst gelobt er, der Kunst stets treu zu sein, die Ehre der Gesellschaft warzunehmen, sich stets friedlich zu betragen und kein Meisterlied durch Absingen auf der Gaße zu entweihen. Dann zahlt er das Einschreibegeld und gibt zwei Maß Wein zum Besten. Bei den gewöhnlichen Versammlungen der Meistersinger, und wenn sie sich in der Schenke zusammenfinden, sind weltliche Lieder wohl erlaubt, nie aber in den Festschulen. Die Festschulen finden dreimal im Jahre statt: zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten in der Katharinenkirche. Hier werden nur Gedichte vorgetragen, deren Inhalt aus der Bibel oder den heiligen Sagen geschöpft ist. Wer am fehlerfreisten singt, wird hier mit einer goldenen Kette geschmückt, und mit einem Kranze, wer nach ihm am besten besteht. Wem dagegen grobe Fehler nachgewiesen werden, der muß es durch Strafgeld büßen. So fließt das Leben der Meistersinger unter erbaulichen Gesängen hin, und wenn einer aus dem frohen Kreiße abgerufen wird, so versammeln sich seine Genoßen um sein Grab und singen ihm das letzte Lied.

Da jetzt die Rathsuhr schlug, so brach Vischer auf. Ich hatte gemeint, er würde mich zur Katharinenkirche führen. Allein Vischer versprach mir, um eine Stunde zurückzukehren, da er erst andere Tracht anlegen müßte. Er hielt Wort und erschien jetzt ganz in schwarze Seide gehüllt mit einem geschmackvollen Barett. Um das Fehlgehen hatte es keine Noth, da man nur dem Zuge der Menschen zu folgen brauchte, die alle nach der Festschule strömten. Am Eingange des kleinen Kirchleins hielt der Kirchner zu einem Trinkgelde die Mütze auf. Dieß geschah darum, daß nicht alles Gesindel sich hinzudrängte und ehrliche Leute um die Erbauung brächte.

Die Kirche war im Innern schön aufgeputzt, und vom Chor, den der Kaiser einnehmen sollte, hieng eine kostbare Purpurdecke herab. Gar feierlich nahm sich der Verein der edlen Meistersinger aus, so umher auf den Bänken saßen, teils langbärtige Greise, die aber noch alle rüstig schienen, teils glatte Jünglinge, die aber alle so still und ernst waren, als wenn sie zu den sieben Weisen Griechenlands gehörten. Alle prangten in Seidegewändern, grün, blau und schwarz mit zierlich gefalteten Spitzenkragen. Unter den stattlich gekleideten Meistern befand sich auch Hans Sachs und sein Lehrer Nunnenbeck. Größere Ruhe herscht nicht beim Hochamte. Nur ich und Vischer sprachen, der mir alles erklären mußte. Neben der Kanzel befand sich der Singestuhl. Nur kleiner war er, sonst wie eine Kanzel, den die Meistersinger auf ihre Kosten hatten bauen laßen und der heute mit einem bunten Teppich geschmückt war. Vorne im Chor sah man ein niedriges Gerüst aufgeschlagen, worauf ein Tisch und ein Pult stand. Dieß war das Gemerke,

denn hier hatten diejenigen einen Platz, die die Fehler anmerken mußten, die die Sänger in der Form, gegen die Gesetze der Tabulatur und im Inhalt gegen die Erzählung der Bibel und der Heiligengeschichten begiengen. Diese Leute hießen Merker und ihrer gab es drei. Obgleich das Gemerk mit schwarzen Vorhängen umzogen war, so konnte ich doch von meinem Sitze aus alles beobachten, was hier vorgieng, und ich sah an der einen Seite des Gerüstes die goldene Kette mit vielen Schaustücken hangen, die der Davidsgewinner hieß, und den Kranz, der aus seidenen Blumen bestand.

Jetzt raßelte es vor dem Eingange, und der Kaiser Maximilian mit dem ganzen Gefolge erschien und zeigte sich gar gnädig, indem er milde vom Chor hernieder sah. Aber er verweilte nicht lange, denn ihm schien die holdselige Singekunst nicht sonderlich zu behagen.

Als der Kaiser sich zeigte, gerieth alles in lebhafte Bewegung. Ein greiser Meister betrat den Singestuhl, und vom Gemerke erscholl das Wort: Fanget an! Es war Konrad Nachtigall, ein Schloßer, der so sehnsüchtig und klagend sang, daß er seinen Namen wohl mit Recht führte. Vom himmlischen Jerusalem und von der Gründung des neuen sagte er viel Schönes in gar künstlichen Reimen und Redensarten. Auf dem Gemerke sah ich, wie einer der Meister in der Bibel nachlas, der andere an den Fingern die Sylben abzählte und der dritte aufschrieb, was diese beiden ihm von Zeit zu Zeit zuflüsterten. Aber auch die Meister unten waren aufmerksam und in stiller Thätigkeit. Alle trieben mit den Fingern ein närrisches Spiel, um genau die Versmaße warzunehmen. An ihrem Kopfschütteln erkannte ich, daß der Sprecher hie und da ein Versehen begangen. Nach dem Meister Nachtigall kam die Reihe an einen Jüngling Fritz Kothner, einen Glockengießer, der hatte die Schöpfungsgeschichte zum Gegenstand seines Gedichtes gewählt. Aber hier hieß es nicht: Und Gott sah, daß es gut war. Denn der Arme war verlegen, es wollte nicht gehn und ein Merker hieß ihn den Singstuhl verlaßen. Der Meister hat versungen, raunte mir Vischer zu, und da ich ihn fragte, warum man ihn nicht hätte sein Stück zu Ende bringen laßen, so erklärte er mir, daß er ein Laster begangen. Mit diesem Namen belegten nämlich die Kenner der Tabulatur einen Verstoß gegen die Reime. Dergleichen wunderliche Benennungen für Fehler gab es viele, als: blinde Meinung, Klebsilbe, Stütze, Milbe, falsche Blumen. Die Bezeichnung der verschiedenen Tonweisen war gar absonderlich, als: die Schwarztintenweise, die abgeschiedene Vielfraßweise, die Cupidinis Handbogenweise. In der Hageblüt-Weise ließ sich jetzt vom Singestuhl herab Leonhard Nunnenbeck vernehmen; ein ehrwürdiger Greis im schwarzen Gewande. Sein Kopf war glatt, wie meine innere Hand, und nur das Kinn schmückte ein schneeweißer Bart. Alles bewunderte ihn, wie er gemäß der Apokalypse den Herrn beschrieb, an dessen

Stuhl der Löwe, der Stier, der Adler und der Engel ihm Preis und Ehre und Dank gaben, der da thronet und lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit, wie die vier und zwanzig Aeltesten ihre Krone vor dem Stuhl niederlegten und Preis und Ehre und Dank ihm gaben, durch dessen Willen alle Dinge ihr Wesen haben und geschaffen sind, und wie sie ihre Kleider hell gemacht haben im Blute des Lammes, wie die Engel, die um den Stuhl, um die Aeltesten und um die vier Thiere stunden, auf ihr Angesicht niederfielen und Gott anbeteten. Als Nunnenbeck endigte, da waren alle voller Entzücken, und namentlich leuchtete aus Hans Sachsens Gesicht hell die Freude hervor, der sein dankbarer Schüler war. Er rühmte sich des Lehrers, wie der Lehrer sein. Mir gefiel auch das Gedicht, das aber wohl mehr erhaben als schön war. Da trat als der vierte und letzte Sänger wieder ein Jüngling auf. Was der sagte war so recht nach meinem Sinn. Er gehörte auch zur Weberzunft und hieß Michael Behaim, der mancherlei Länder gesehen. Sein Vater hatte sich Behaim (Böhme) genannt, da er aus Böhmen nach Franken gezogen war. Mit rastloser Anstrengung übte sich unser Behaim in der Singekunst und verglich sich mit Recht mit einem Bergmanne, der mühsam gräbt und sucht, um edles Gold zu fördern. Nie war er früher in einer Festschule aufgetreten, da er nicht anders als mit Ruhm den Singstuhl besteigen wollte. Sonder Zweifel hätte Michael Behaim den ersten Preis errungen, wenn nicht Nunnenbeck vorher gesungen. Sein Gedicht war gar sinnreich mit künstlichen Reimen.

Da Michael Behaim sein Gedicht vorgetragen hatte, so verließen die Merker ihren Sitz. Der erste Merker trat zu Nunnenbeck, und mit einem schmeichelhaften Glückwunsch hieng er ihm den Davidsgewinner um, und der zweite Merker zierte Behaims Haupt mit dem Kranze, der ihm ganz wohl stund. Diese Gaben aber waren nicht Geschenke, sondern nur Auszeichnungen für die Feier des Tages. Das Fest in der Kirche war beendigt; und alle drängten sich jetzt mit aufrichtiger Teilnahme zu den Begabten, um ihnen freudig die Hände zu drücken. Auch ich konnte mir nicht das Vergnügen versagen, meinen Dank dem wackern Behaim laut darzubringen. In der Nähe stund Hans Sachs der mich freundlich anredete und den vor kurzem geschloßenen Freundschaftsbund erneuerte. Ich bedauerte, daß mir nicht das Glück geworden wäre, ihn zu hören, und daß ich Nürnberg verlaßen müßte, ohne andere Lieder aus seinem Munde vernommen zu haben, als die er mir auf der Landstraße zum Besten gegeben, damals als ich gerade zum Hören nicht aufgelegt gewesen. Liebster Herr Heller, kommt mit in die Schenke, und es soll euch ein Genüge werden, erwiderte er, und gieng mit mir Arm in Arm aus der allmählich leer gewordenen Kirche.

Es war Brauch, daß die Meistersinger, insonderheit die jüngern, sich nach der Festschule in eine nahegelegene Schenke begaben, wo in dem Grade

frohe Ungebundenheit herſchte, als in der Kirche heiliger Ernſt. Hier wurde der Wein getrunken, den der eine zur Buße, wie der Meiſter Kothner, der andere zur Ehre hergeben mußte, wie Meiſter Behaim, weil er zum erſtenmal begabt war. Fünf Maße Wein gab es heute zum Nachſchmauſe. Die Meiſterſinger, etwa ſechszehn an der Zahl, giengen über die Gaße paarweis hintereinander von der Kirche bis zur Schenke. Der bekränzte Behaim eröffnete den Zug. Dieſer hatte die Verpflichtung, hier für die Aufrechthaltung der Ordnung zu ſorgen, und wie einem Merker mußten ſich ihm alle untergeben. Wenn die Meiſter ein Geſellſchaftslied anſtimmten, ſo verwaltete er das Geſchäft eines ſolchen. Die geputzten Gäſte ſtachen ſonderbar genug von der Schenke ab, die von außen und innen gleich beräuchert und verfallen ausſah. Nichts mehr als Tiſche und Bänke gab es in dem langen Zimmer, und dieſe waren von der Art, wie man ſie ſonſt in Landgärten findet. Allein heiterer Muth und ein gutes Glas Wein ließen all die Mängel überſehen. So weit es nur der Raum geſtattete, war Tiſch an Tiſch in einer Reihe neben einander geſtellt und zu beiden Seiten ſetzten ſich die Sänger. Obenan befand ſich Behaim. Sein Thron war ein Lehnſtuhl und ein hölzerner Hammer ſein Ruhe gebietendes Scepter. Ich ſaß neben Hans Sachs. Als ich, von den Nachbarn gedrängt, hart an ihn rückte, ſo merkte ich, daß ſeine Aermel mit Fiſchbeinſtäbchen geſteift waren, und dieß gab mir Veranlaßung, die ſonderbare Tracht recht genau anzuſehen. Die Jacke war von meergrünem Zeuge mit mehreren Schlitzen auf der Bruſt, durch die das Hemde vorſchimmerte, deſſen faltiger Kragen den Hals ſcheibenförmig umſchloß. Die Aermel waren von ſchwarzem Atlas, in den zackige Einſchnitte in beſtimmten Linien künſtlich eingehackt waren, ſo daß überall das helle Unterzeug hindurch blickte.

Ein Weinfäßchen ward auf die Tafel mitten hingeſetzt, und einer der Meiſter hatte die Mühe des Zapfens, indem ihm unaufhörlich die leeren Becher gereicht wurden. Als mancherlei beſprochen und belacht war, mahnte ich Nürnbergs berühmteſten Sänger an das mir gegebene Verſprechen. Er war bereit. Behaim klopfte mit dem Hammer, und fragte alsdann die Verſammelten, ob ſie nicht ein Kampfgeſpräch verſuchen wollten. Niemand wandte etwas dawider ein. Er fragte wieder, wer ſingen wollte, und drei Meiſter hoben die Hände auf, es waren Behaim ſelbſt, Hans Sachs und Peter Viſcher. Hans Sachs ſollte eine Streitfrage aufwerfen, und wohl meinethalb, da ich ihm erzählt hatte, wie ich ſo viel mich in den Werkſtätten der Künſtler umher gethan und mich an ihren Werken ergetzt, wählte er einen dahin zielenden Gegenſtand.

Hans Sachs.

Ihr Freunde sagt mir, wenn ihr wißt,
wer der künstlichste Werkmann ist?

Peter Vischer.

Das ist fürwahr der Zimmermann:
wer hats ihm jemals gleich gethan?
Durch Schnur und Richtscheit wird ihm kund
die höchste Zinn und der tiefste Grund,
ihn loben stattliche Lustgemächer,
hoch strebt sein Ruhm, so wie seine Dächer.
Reich an Erfindungen ist sein Geist,
Mühlwerk und Waßerbau ihn preist,
er schützt durch Bollwerk dich und Schanz.
Die heilge Schrift weiht ihm den Kranz:
er zimmerte die starke Arch,
drin Noah war, der Patriarch:
wie rings auch brauſete die Flut,
er ruht' in ihr in sichrer Hut,
gerettet mit all den Seinen er ward,
mit allen Thieren aller Art;
er zimmerte nach weisem Rath
Jerusalem, die Gottesstadt;
des weisen Salomo Königshaus,
das führt' er gar mächtig und prächtig aus.
Denkt an das Labyrinth zum Schluß:
wer ist geschickt wie Dädalus?

Michael Behaim.

Das Holz verfault, der Stein bleibt Stein,
der Steinmetz muß drum der erste sein.
Ringmauern baut er, kühne Türme,
Basteien auch zu Schutz und Schirme,
Gewölbe pflanzt er, die sich kühn
aufrankend in die Lüfte ziehn,
schwindliche Gänge, durchsichtig und fest,
mit Säulen und Bildwerk geschmücket aufs best.
Den schiefen Turm von Pisa schaut,
den Wilhelm von Nürnberg hat aufgebaut;
zu Jerusalem der hohe Tempel,
der trug der höchsten Vollendung Stempel.
Der himmelhohe Turm zu Babel,
das Grab des Mausolus ist keine Fabel;
die Pyramiden, die künstlichen Berg,
sie überragen weit alle Werk.

Hans Sachs.

Vermag auch Beil und Meißel viel,
schwach sind sie gegen den Pinselkiel.
Er bringt nicht nur Häuser und Städte hervor, [empor —
türmt Schlößer und schwindliche Warten
nein, was im Anfange Gott erschuf
durch seines göttlichen Wortes Ruf,
das schafft der Maler zu aller Zeit:
Gras, Laubwerk, Blumen auf Feld und Haid,
den Vogel, wie in der Luft er schwebt,
des Menschen Antlitz, als ob er lebt,
die Elemente beherscht er all,
des Feuers Wuth, des Meeres Schwall.
Den Teufel malt er, die Höll und den Tod,
das Paradies, die Engel und Gott.
Das macht er durch Farben, dunkel und klar,
mit geheimen Künsten euch offenbar.
Dashebt sich mächtig durch die Schattierung,
nach einer schön entworfnen Visierung.
Er kann euch alles vor Augen stellen,
nicht deutlicher könnt ihr es je erzählen.
Drauf muß er brüten Tag und Nacht,
in Traumgebilden sein Geist stets wacht.
Er ist an Phantaſien reich
und fast dem kühnen Dichter gleich;
um alle Dinge weiß er wohl,
weil er sie alle bilden soll.
Wer zu allen Dingen hat Schöpferkraft,
den rühmt die höchste Meisterschaft.

Michael Behaim.

Du lobst den Maler mir zu hoch,
nützlicher bleibt der Steinmetz doch.
Des Malers können wir entrathen,
er schafft von jedem Ding nur den Schatten.
Sein gemaltes Feuer wärmt uns nicht,
seine Sonne spendet nicht Schein und Licht,
sein Obst hat weder Schmack noch Saft,
seine Kräuter nicht Duft und Heilungskraft,
seine Thiere haben nicht Fleisch und Blut,
sein Wein verleihet nicht Freud und Muth.

Hans Sachs.

Das Sprichwort immerdar noch gilt,
daß, wer die Kunst nicht hat, sie schilt.
Wie nützlich auch ist die Malerei,
so nenn ich euch jetzt nur der Dinge drei.
Was uns die Geschicht als teures Vermächtnis
bewarte, prägt sie uns ins Gedächtnis:
wie der Nürnberger Heer unter Schweppermann glänzte,
wie den Dichter hier Kaiser Friedrich bekränzte;
wer sich auch nicht auf die Schrift versteht,
des Malers Schrift ihm nicht entgeht:
er lehrt, wie Bosheit uns Misgeschick,
wie Frömmigkeit bringt Ehr und Glück.
Zum andern verscheuchet die Malerei
uns der Einsamkeit Tochter, Melancholei:
sie lichtet der düsteren Schwermuth Schmerz,
verklärt uns das Auge durch Lust und Scherz.
Zum dritten: jegliche Kunst erkennt
in des Malers Kunst ihr Fundament:
der Steinmetz, Goldschmid und der Schreiner, [keiner
Formschneider, Weber, der Werkmeister
entbehrt sie je, weshalb die Alten
sie für die herlichste Kunst gehalten.
Wie strahlt der Griechen Namen hell
Zeuxis, Protogenes, Apell.
Gott hat zum Heil dem deutschen Land
der Künstler manchen mit hohem Verstand,
wie Albrecht Dürer, uns gegeben,
des Kunst verschönernd schmückt das Leben.
Was er mit Fleiß gesät, erwachs'
ihm zu reichem Segen, sieht Hans Sachs.

So sang der Poet, und die Gegner schwiegen. Voll innern Wohlgefallens klopfte ich ihm auf die Schulter und gab ihm zu verstehen, daß er mir wie aus der Seele gesprochen. Alle zollten ihm Beifallsbezeugungen, und Michael Behaim war nicht der letzte. Er nahm sich den Kranz ab, und setzte ihn Hans Sachsen aufs Haupt, Nürnbergs kunstreichem Schuster.

54.

Räthsel.

(Von Schiller.)

Von Perlen baut sich eine Brücke
hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
und schwindelnd steigt sie in die Höh.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
ziehn unter ihrem Bogen hin;
Sie selber trug noch keine Lasten,
und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.

Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
so wie des Waßers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
und wer sie künstlich hat gefügt?

55.

Der Wegweiser.

(Von J. P. Hebel. Allemannische Gedichte, Aarau 1820. Seite 303. Abgekürzt.)

Wo isch der Weg zur sunntigfreud?
gang oni gfor im werchtig no
Dur d'werkstatt und dur's ackerfeld,
der sunntig wird scho selber cho.

Und wenn de amme chrüzweg stosch
und nümme weisch, wos ane got:
Halt still und frog di gwiße zerst,
's cha bütsch, gottlob! und folg sim rot.

Weisch, wo der weg zum gulden isch?
er got de rote chrüzere no,
Und wer nit uffe chrüzer luegt,
der wird zum gulde schwerli cho.

Wo mag der weg zum chilchhof si?
was frogsch no lang? gang wo de witt!
Zum stille grab im chüele grund
füert iede weg, und 's felt si nit!

Wo isch der weg zu frid und er,
der weg zum gueten alter echt?
Grad fürsi gots in mäßigkeit
mit stillem sinn in pflicht und recht.

Doch wandle du in gottis furcht,
i rot di, was i rote cha!
Sel plätzli het e gheimi tür
und 's sin no sachen ene dra.

56.

Deutsch.

(Deutsches Volkstum von F. L. Jahn. 1810. Seite 10.)

Der Name Deutsch war bis zu den neuesten Unglücksfällen ein Ehrungswort. „Ein deutscher Mann," „das war deutsch gesprochen," „ein deutsches Wort," „ein deutscher Händedruck," „deutsche Treue," „deutscher Fleiß," — alle diese Ausdrücke zielen auf unser festgegründetes, wenn freilich nicht mit prunkendem Außenschein hervorstechendes Volkstum. Vollkraft, Biederkeit, Gradheit, Abscheu der Winkelzüge, Rechtlichkeit, und das ernste Gutmeinen, waren seit einem Paar Jahrtausenden die Kleinode unsers Volkstums, und wir werden sie auch gewis durch alle Weltstürme bis auf die späteste Nachwelt vererben.

57.

Alte Sprüche.

(Aus dem 14. Jahrhundert.)

Wer Füchse mit Füchsen fangen will,
derselbe bedarf des Witzes viel.

Es ist einem Hund leid,
daß der andere in die Küche geht.

Wohl dem, der Freunde hat,
weh dem, der ihrer bedarf.

Auf einem Stab geritten ist halb gegangen.

Wohl gegeßen ist halb getrunken.

Wo hundert Thoren sind,
da ist ein Weiser nicht.

Wer nicht wagen kann,
der auch nie gewann.

Wer sich unter die Kleien mischet,
den fressen die Schweine.

Wer Kiesel sähet
und Stoppeln mähet
und in dem Sack kaufet
und sich mit Thoren raufet,
das sind vier Ding,
die thörlich sind.

Mancher beweinet das Gut,
das er verthut:
So bewein ich meine Zeit,
die mir Niemand wieder geit.

Wo der Teufel nicht hin mag,
da sendet er seinen Boten hin.

Der ist weis' und wohlgelehrt,
der alle Dinge zum Besten kehrt.

Liebe ohne Treue
und Beichte ohne Reue
und Feuer ohne Brand,
die haben bald ein End.

Mächtige Hand
und schönes Gewand
und leicht gewonnen Gut,
die drei Dinge machen großen Uebermuth.

Sprichwörtliche Redensarten.

58.

Es hält nicht Stich.
Aus dem Regen in die Traufe kommen.
Schöne Worte und nichts dahinter.
Mit dem Holzschlegel winken.
Mit eigenen Ochsen pflügen.
Mit fremden Kälbern pflügen.
Das Hasenpanier ergreifen.
Er hat es verschüttet.
Mit Einem Kamm scheeren.
Haare laßen.
Zwo Fliegen mit Einer Klappe schlagen.
Es ist noch nicht aller Tage Abend.

59.

An ihm ist Hopfen und Malz verloren.
Er hat große Rosinen im Sack.
Er hört die Flöhe husten.
Er hört das Gras wachsen.
Die Pferde hinter den Wagen spannen.
Er hat ein Haar darin gefunden.
Es krähet weder Hund noch Hahn danach.
Aus einer Mücke einen Elephanten machen.
Mücken seigen und Kameele verschlucken.
Heu auf der Bühne haben.
Da stehen die Ochsen am Berge.
Es sind faule Fische.

60.

Zwischen zwei Stühle setzen.
Aus der Noth eine Tugend machen.
Die Katze im Sack kaufen.
Vor die rechte Schmide gehen.
Vom Pferde auf den Esel kommen.
Hans in allen Gaßen.
Er will den Schnee im Ofen dörren.
Oel ins Feuer gießen.
Waßer ins Meer tragen.
Es ist weder Fisch noch Fleisch.
Wider den Strom schwimmen.
Den Kopf aus der Schlinge ziehen.

61.

Herr Baron von Münchhausen erzählt einige Begebenheiten aus seinem Leben.

(Ausgabe 1840. Seite 40 ff.)

Wir belagerten, ich weiß nicht mehr, welche Stadt, und dem Feldmarschall war ganz erstaunlich viel an genauer Kundschaft gelegen, wie die Sachen in der Festung stünden. Es schien äußerst schwer, ja fast unmöglich durch alle Vorposten, Wachen und Festungswerke hinein zu gelangen, auch war eben kein tüchtiges Subject vorhanden, wodurch man so etwas glücklich auszurichten hätte hoffen können. Vor Muth und Diensteifer fast ein wenig allzu rasch, stellte ich mich neben eine der größten Kanonen, die so eben nach der Festung abgefeuert ward, und sprang im Hui auf die Kugel, in der Absicht, mich in die Festung hineintragen zu laßen. Als ich aber halbweges durch die Luft geritten war, stiegen mir allerlei nicht unerhebliche Bedenklichkeiten zu Kopfe. Hm! dachte ich, hinein kommst du nun wohl, allein wie hernach sogleich wieder heraus? und wie kann dirs in der Festung ergehen? Man wird dich sogleich als Spion erkennen, und an den nächsten Galgen hängen. Ein solches Bette der Ehren wollte ich mir denn doch wohl verbitten.

Nach diesen und ähnlichen Betrachtungen entschloß ich mich kurz, nahm die glückliche Gelegenheit war, als eine Kanonenkugel aus der Festung einige Schritte weit vor mir vorüber nach unserem Lager flog, sprang von der meinigen auf diese herüber, und kam, zwar unverrichteter Sache, jedoch wohlbehalten bei den lieben Unsrigen wieder an.

So leicht und fertig ich im Springen war, so war es auch mein Pferd. Weder Gräben noch Zäune hielten mich jemals ab, überall den geradesten Weg zu reiten. Einst setzte ich hinter einem Hasen her, der querfeldein über die Heerstraße lief. Eine Kutsche mit zwei schönen Damen fuhr diesen Weg gerade zwischen mir und dem Hasen vorbei. Mein Gaul setzte so schnell und ohne Anstoß mitten durch die Kutsche hindurch, von der die Fenster aufgezogen waren, daß ich kaum Zeit hatte, meinen Hut abzuziehen, und die Damen wegen dieser Freiheit unterthänigst um Verzeihung zu bitten.

Ein anderes Mal wollte ich über einen Morast setzen, der mir anfänglich nicht so breit vorkam, als ich ihn fand, da ich mitten im Sprunge war. Schwebend in der Luft wandte ich daher wieder um, wo ich hergekommen war, um einen größern Anlauf zu nehmen. Gleichwohl sprang ich auch zum zweiten Mal noch zu kurz, und fiel nicht weit vom andern Ufer bis an den Hals in den Morast. Hier hätte ich unfehlbar umkommen müßen, wenn nicht die Stärke meines eigenen Arms mich an meinem eigenen Haarzopfe,

ſamt dem Pferde, welches ich feſt zwiſchen meine Kniee ſchloß, wieder herausgezogen hätte.

Trotz aller meiner Tapferkeit und Klugheit, trotz meiner und meines Pferdes Schnelligkeit, Gewandtheit und Stärke, giengs mir in dem Türkenkriege doch nicht immer nach Wunſche. Ich hatte ſogar das Unglück, durch die Menge übermannt und zum Kriegsgefangenen gemacht zu werden. Ja was noch ſchlimmer war, aber doch immer unter den Türken gewöhnlich iſt, ich wurde zum Sklaven verkauft.

In dieſem Stande der Demüthigung war mein Tagewerk nicht ſowohl hart und ſauer, als vielmehr ſeltſam und verdrießlich. Ich mußte nämlich des Sultans Bienen alle Morgen auf die Waide treiben. Eines Abends vermiſſte ich eine Biene, wurde aber ſogleich gewar, daß zwei Bären ſie angefallen hatten und ihres Honigs wegen zerreißen wollten. Da ich nun nichts anderes waffenähnliches in Händen hatte, als die ſilberne Axt, welche das Kennzeichen der Gärtner und Landarbeiter des Sultans iſt, ſo warf ich dieſe nach den beiden Räubern, bloß in der Abſicht, ſie damit wegzuſcheuchen. Die arme Biene ſetzte ich auch wirklich dadurch in Freiheit; allein durch einen unglücklichen allzuſtarken Schwung meines Armes flog die Axt in die Höhe, und hörte nicht auf zu ſteigen, bis ſie im Mond niederfiel. Wie ſollte ich ſie nun wieder kriegen? Mit welcher Leiter auf Erden ſie herunterholen?

Da fiel mir ein, daß die türkiſchen Bohnen ſehr geſchwind und zu einer ganz erſtaunlichen Höhe emporwüchſen. Augenblicklich pflanzte ich alſo eine ſolche Bohne, welche wirklich emporwuchs, und ſich an eins von des Mondes Hörnern von ſelbſt anrankte. Nun kletterte ich getroſt nach dem Monde empor, wo ich auch glücklich anlangte. Es war ein ziemlich mühſeliges Stückchen Arbeit, meine ſilberne Axt an einem Orte wieder zu finden, wo alle anderen Dinge gleichfalls wie Silber glänzen. Endlich aber fand ich ſie doch auf einem Haufen Spreu und Häckerling.

Nun wollte ich wieder zurückkehren, aber ach! die Sonnenhitze hatte indeſſen meine Bohne aufgetrocknet, ſo daß daran ſchlechterdings nicht wieder hinabzuſteigen war. Was war nun zu thun? — Ich flocht mir einen Strick aus dem Häckerling, ſo lang ich ihn nur immer machen konnte. Dieſen befeſtigte ich an eins von des Mondes Hörnern, und ließ mich daran herunter. Mit der rechten Hand hielt ich mich feſt, und in der linken führte ich meine Axt. So wie ich nun eine Strecke hinuntergeglitten war, ſo hieb ich immer das überflüßige Stück über mir ab, und knüpfte daſſelbe unten wieder an, wodurch ich denn ziemlich weit herunter gelangte. Dieſes wiederholte Abhauen und Anknüpfen machte nun freilich den Strick eben ſo wenig beßer als er mich völlig auf des Sultans Landgut brachte.

Ich mochte wohl noch ein paar Meilen weit droben in den Wolken sein, als mein Strick auf einmal zerriß, und ich mit solcher Heftigkeit herab zu Gottes Erdboden fiel, daß ich ganz betäubt davon wurde. Durch die Schwere meines von einer solchen Höhe herabfallenden Körpers fiel ich ein Loch, wenigstens neun Klafter tief, in die Erde hinein. Ich erholte mich zwar endlich wieder, wußte aber nun nicht, wie ich wieder heraus kommen sollte. Allein was thut nicht die Noth! Ich grub mir mit meinen Nägeln, deren Wuchs damals vierzigjährig war, eine Art von Treppe, und förderte mich dadurch glücklich an den Tag.

Durch die mühselige Erfahrung klüger gemacht, fieng ichs nachher beßer an, der Bären, die so gern nach meinen Bienen und den Honigstöcken stiegen, los zu werden. Ich bestrich die Deichsel eines Ackerwagens mit Honig, und legte mich nicht weit davon des Nachts in einen Hinterhalt. Was ich vermuthete, das geschah. Ein ungeheurer Bär, herbeigelockt durch den Duft des Honigs, kam an, und fieng vorn an der Spitze der Stange so begierig an zu lecken, daß er sich dieselbe durch Schlund, Magen und Bauch bis hinten wieder herausleckte. Als er sich nun so artig auf die Stange hinaufgeleckt hatte, lief ich hinzu, steckte vorn durch das Loch der Deichsel einen langen Pflock, verwehrte dadurch dem Nascher den Rückzug, und ließ ihn sitzen bis an den andern Morgen. Ueber dieß Stückchen wollte sich der Großsultan, der von ungefähr vorbei spazierte, fast todt lachen.

Nicht lange hierauf machten die Russen mit den Türken Frieden, und ich wurde nebst andern Kriegsgefangenen wieder nach St. Petersburg ausgeliefert. Ich nahm aber nun meinen Abschied, und verließ Rußland um die Zeit der großen Revolution, vor etwa vierzig Jahren, da der Kaiser in der Wiege, nebst seiner Mutter und ihrem Vater, dem Herzoge von Braunschweig, dem Feldmarschall von Münnich und vielen andern nach Sibirien geschickt wurde. Es herschte damals über ganz Europa ein so außerordentlich strenger Winter, daß die Sonne eine Art von Frostschaden erlitten haben muß, woran sie seit der ganzen Zeit her bis auf den heutigen Tag gesiecht hat. Ich empfand daher auf der Rückreise in mein Vaterland weit größeres Ungemach, als ich auf meiner Hinreise nach Rußland erfahren hatte.

Ich mußte, weil mein Lithauer in der Türkei geblieben war, mit der Post reisen. Als sichs nun fügte, daß wir an einen engen hohlen Weg zwischen hohen Dornhecken kamen, so erinnerte ich den Postillon, mit seinem Horne ein Zeichen zu geben, damit wir uns in diesem engen Passe nicht etwa gegen ein anderes entgegenkommendes Fuhrwerk festfahren möchten. Mein Kerl setzte an, und blies aus Leibeskräften in das Horn, aber alle seine Bemühungen waren umsonst: nicht ein einziger Ton kam heraus, — was uns ganz unerklärlich, ja in der That für ein rechtes Unglück zu achten war,

indem bald eine andere uns entgegenkommende Kutsche auf uns stieß, vor welcher nun schlechterdings nicht vorbei zu kommen war.

Nichts desto weniger sprang ich aus meinem Wagen und spannte zuförderst die Pferde aus. Hierauf nahm ich den Wagen samt den vier Rädern und allen Päckereien auf meine Schultern, und sprang damit über Ufer und Hecke, ungefähr neun Fuß hoch, was in Rücksicht auf die Schwere der Kutsche eben keine Kleinigkeit war, auf das Feld hinüber. Durch einen andern Rücksprung gelangte ich, die fremde Kutsche vorüber, wieder in den Weg. Darauf eilte ich zurück zu unsern Pferden, nahm unter jeden Arm eines, und holte sie auf die vorige Art, nämlich durch einen zweimaligen Sprung hinüber und herüber, gleichfalls herbei, ließ wieder anspannen, und gelangte glücklich am Ende der Station zur Herberge.

Noch hätte ich anführen sollen, daß eins von den Pferden, welches sehr muthig und nicht über vier Jahre alt war, ziemlichen Unfug machen wollte; denn als ich meinen zweiten Sprung über die Hecke that, so verrieth es durch sein Schnauben und Trommeln ein großes Misbehagen an dieser heftigen Bewegung. Dieß verwehrte ich ihm aber gar bald, indem ich seine Hinterbeine in meine Rocktasche steckte. In der Herberge erholten wir uns wieder von unserm Abenteuer. Der Postillon hieng sein Horn an einen Nagel beim Küchenfeuer, und ich setzte mich ihm gegenüber.

Nun hört, ihr Herren, was geschah! Auf einmal gieugs: Tereng! Tereng! teng! teng! Wir machten große Augen, und fanden nun auf einmal die Ursache aus, warum der Postillon sein Horn nicht hatte blasen können. Die Töne waren in dem Horn festgefroren, und kamen nun, so wie sie nach und nach aufthauten, hell und klar zu nicht geringer Ehre des Fuhrmanns heraus; denn die ehrliche Haut unterhielt uns nun eine ziemliche Zeit lang mit den herlichsten Modulationen, ohne den Mund an das Horn zu bringen. Da hörten wir den preußischen Marsch — Ohne Lied und ohne Wein — Als ich auf meiner Bleiche — Gestern Abend war Vetter Michel da — nebst noch vielen anderen Stückchen, auch sogar das Abendlied: Nun ruhen alle Wälder. — Mit diesem letzten endigte sich denn dieser Thauspaß, so wie ich hiermit meine russische Reisegeschichte.

62.

Sylbenräthsel.

(Von Friedrich Schleiermacher.)

Für mich allein bin ich ein gar vieldeutig Wesen;
setz Geld mir vor, gleich wird, wozu ich da bin, klar.
Doch ist am wohlsten mir in meiner Haut gewesen,
wenn, oftmals ohne Geld, ich hinterm Winde war.

63.

Aus dem Reineke Fuchs.

(Niederſächſiſch. Ende des 15. Jahrhunderts. Cap. VI—VIII.)

Es war an einem Pfingſttage, als der Löwe, der König der Thiere, einen großen Hof hielt. Alle Thiere erſchienen, nur der Fuchs nicht. Gegen dieſen erhebt ſich von allen Seiten große Klage, und es wird im Rathe der Thiere beſchloſſen, ihn vor Gericht zu laden, und zwar ſolle Braun, der Bär, die Botſchaft ausrichten.

DE konnink ſprak to Brune dem ber:
Brune, ik ſegge ju alſe juwe hêr;
dat gy mi vlyt deſſe bodeſchop dôt;
men ſêt, dat gy ſyt wys vnd vrôt,
wente Reinke is ſêr valſch vnd quât,
he wêt ſo mannigen loſen rât,
he wert ju ſmeken und vorelegen,
ja, kan he, he wert ju wiſſe bedregen. —
Wanne nên! ſprak Brûn, ſwyget der rede!
ik ſegget by myneme ſwaren ede,
ſo geve my god vngeval,
wo my Reinke icht honen ſchal!
ik wolde êm dat ſo webder inwryven,
he ſcholde vor my nicht wetten to blyven.
Alſus makede ſik Brûn up de vârt,
ſtolt van mode, to berge wart,
dorch ene wôſtenye grôt vnd lank,
dârdorch makede he ſynen gank.
do quam he dâr twe berge lagen,
dâr plach jo Reinke, ſyn ôm, to jagen
und hadde den vôrdach dâr geweſt;
ſo quam he vor Malepertûs to leſt,
wente Reinke hadde mannich ſchôn hûs,
men dat kaſtêl to Malepertûs
was de beſte van ſynen borgen,
dâr lach he, alſe he was in ſorgen.
Do Brûn vor dat ſlot was gekomen,
und de pôrten geſloten vernomen,
dâr Reinke ût plach to gân,
do gink he vor de pôrten ſtân
und dachte, wat he wolde beginnen.
he rêp lude: Reinke ôm, ſyt gy dâr binnen?
ik bin Brûn, des konninges bode!
he heft geſworen by ſyneme gode,
kome gy nicht to hove to deme gebinge
vnd ik ju nicht mit my en bringe,
dat gy dat recht nemen vnd geven,

Der König ſprach zu Braun dem Bären:
Braun, ich ſage euch als euer Herr,
daß ihr mit Fleiß dieſe Botſchaft thut:
aber ſehet, daß ihr ſeid weiſe und klug,
denn Reineke iſt ſehr falſch und böſe,
er weiß ſo manchen loſen Rath,
er wird euch ſchmeicheln und vorlügen,
ja, kann er, er wird euch gewiß betrügen. —
Ei nein! ſprach Braun, ſchweiget der Rede!
ich ſag es bei meinem ſchweren Eide,
ſo gebe mir Gott Unfall,
wo mich Reineke irgend hönen ſoll!
ich wollte ihm das ſo wieder einreiben,
er ſollte vor mir nicht wißen zu bleiben. —
Alſo machte ſich Braun auf die Fahrt,
ſtolz von Muth, (zu) Berg wärts,
durch eine Wüſtenei groß und lang,
dadurch machte er ſeinen Gang.
Da kam er da zwei Berge lagen,
da pflag immer Reineke, ſein Ohm, zu jagen
und war den Vortag da geweſen;
ſo kam er vor Malepertaus zuletzt.
Denn Reineke hatte manch ſchönes Haus,
aber das Schloß zu Malepertaus
war die beſte von ſeinen Burgen;
da lag er, wenn er war in Sorgen.
Da Braun vor das Schloß war gekommen,
und die Pforte (hatte) geſchloßen vernommen,
da Reineke aus pflag zu gehn,
da gieng er vor die Pforte ſtehn,
und dachte, was er wollte beginnen.
Er rief laut: Reineke Ohm, ſeid ihr da innen?
ich bin Braun, des Königes Bote!
Er hat geſchworen bei ſeinem Gotte,
kommet ihr nicht zu Hofe zu dem Gerichte
und ich euch nicht mit mir bringe,
daß ihr das Recht nehmet und gebet,

dat wert ju koſten juwe leven.
kome gy nicht, gy ſtân buten gnade,
ju is gedrouwet mit galgen vnd rade.
darumme gât mit my, dat rade ik ju beſt. —

Reinke hôrde wol deſſe wôrde êrſt vnd leſt;
he lach dâr binnen vnd lûrde,
vnd dachte: wan my dit eventûrde,
dat ik dem baren betâlde deſſe wôrt,
de he ſo homodigen ſprikt vôrt!
hierût wil ik denken dat beſte.
dârmit gink he deper in ſyne veſte;
wente Malepertûs was der winkel vul,
hier ên gat vnd gindert ên hol,
hadde mannige krumme, enge vnd lank,
vnd hadde ôk mannigen ſeltſen ûtgank,
de he tôdêde vnd tôſlôt,
alſe he vornam, dat he des hadde nôt.
wan he dâr jennigen rôf inbrochte,
ebder wan he wuſte, dat men ene ſochte
umme ſyne valſche miſſedât,
ſo vant he dâr den nouweſten rât.
mannich dêr in ſimpelheit ôk dâr inlêp,
dat he darin vorretliken grêp.

Do Reinke ſus des baren wôrde
wol vornam und ôk hôrde,
he lovede nicht grundlik den wôrden ſtolt,
em was lede vor ên achterholt.
do he dat enkede hadde vornomen,
dat Brûn allêne was gekomen,
deſto min he do vorſchrak.
he gink ût to em vnd ſprak:
ôm Brûn, wilkomen møte gy weſen!
ik hebbe recht nu de veſper geleſen,
darumme konde ik nicht êr komen.
ik hope, it ſchal my ſyn to vromen,
dat gy to my gekomen ſyt.
ſyt wilkomen, ôm Brûn, to aller tyt!
deme en wêt ik des jo nenen dank,
de dat ſchaffede, dat gy deſſen gank
ſcholden overgân, de de is êr ſwâr;
gy ſweten, dat ju nat is dat hâr.
en vant unſe here de konnink nu
nenen anderen boden to ſenden dan ju?

das wird euch koſten euer Leben.
Kommet ihr nicht, ihr ſtehet außer Gnade,
euch iſt gedrohet mit Galgen und Rade.
Darum gehet mit mir, das rathe ich euch als das Beſte. —

Reineke hörte wohl dieſe Worte vom erſten
er lag da innen und lauerte, [bis zum letzten,
und dachte: wenn mir dieß gelänge,
daß ich dem Bären bezahlte dieſe Worte,
die er ſo hochmüthig ſpricht jetzund!
Hierüber will ich denken das Beſte.
Damit gieng er tiefer in ſeine Veſte;
denn Malepertaus war der Winkel voll,
hier ein Loch und dort eine Höhle,
hatte manche Krümme, eng und lang,
und hatte auch manchen ſeltſamen Ausgang,
den er zuthat und zuſchloß,
wenn er vernahm, daß er des hatte Noth.
Wenn er da irgend einen Raub einbrachte,
oder wenn er wußte, daß man ihn ſuchte
um ſeine falſche Miſſethat,
ſo fand er da den feinſten Rath!
manch Thier in Einfalt auch da hineinlief,
das er darin verrätheriſch griff.

Da Reineke ſo des Bären Worte
wohl vernahm und auch hörte,
glaubte er nicht gründlich den ſtolzen Worten,
ihm war bang (leid) vor einem Hinterhalt.
Als er das genau hatte vernommen,
daß Braun alleine war gekommen,
deſto minder er da erſchrak.
Er gieng hinaus zu ihm und ſprach:
Ohm Braun, willkommen müßet ihr ſein!
ich habe gerade jetzt die Veſper geleſen,
darum konnte ich nicht eher kommen.
Ich hoffe, es ſoll mir ſein zu Frommen,
daß ihr zu mir gekommen ſeid.
Seid willkommen, Ohm Braun, zu aller Zeit!
Dem weiß ich des je keinen Dank,
der das ſchaffte, daß ihr dieſen Gang
ſolltet gehn, der da iſt ſehr ſchwer;
ihr ſchwitzet, daß euch naß iſt das Haar.
Fand denn unſer Herr der König nun
keinen andern Boten zu ſenden als euch?

wente gy syt de eddelſte vnd grôtſte van love,
de nu is in des konninges hove.
it wert my syn ſunderlik to vromen,
dat gy syt her to my gekomen,
juwe vrode rât wert my helpen ſere
by deme konninge, de de is unſe here.
al hadde gy deſſen wech nicht angenomen,
ik were doch morgen to hove komen;
doch dunket my ſere in myneme wân,
ik ſchal nu nicht wol konnen gân:
ik hebbe my getten alſo ſat;
it was nye ſpyſe, de ik at,
dat gantſe lyf deit my we dârvan.
Do ſprak Brûn: Reinke ôm, wat ete gy dan?
Do ſprak Reinke: leve ôm, wat hulpe ju dat,
wan ik ju ſede, wat ik at?
it was ringe ſpyſe, dâr ik nu by leve,
ên arm man en is jo nên greve;
wan wy it nicht konnen bêteren mit unſen wyven,
ſo mote wy eten verſche honnichſchyven.
ſodane koſt at ik dorch de nôt,
dârvan is my de bûk ſo grôt.
ik mot ſe eten ane mynen dank,
dârvan bin ik wol half krank;
wan ik dat jummer bêteren kan,
wolde ik umme honnich node upſtân. —
Do ſprak Brûn alſo vôrt:
wanne, wanne, wat hebbe ik nu gehôrt!
holde gy honnich ſo ſêr unwêrt,
dat doch mannich mit vlyte begert?
honnich is ene ſo ſôte ſpyſe,
de ik vor alle gerichte pryſe.
Reinke, helpet my dârby to komen,
ik wil webder ſchaffen juwen vromen. —
Reinke ſprak: Brûn ôm, gy holden juwen ſpot! —
Brûn ſprak: nên, ſo helpe my god!
ſcholde ik ſpotten? dat do ik node. —
Do ſprak webder Reinke de rode:
is dat juw ernſt? dat latet my wetten!
moge gy dat honnich ſo gêrne eten?
ên bûr wonet hier, de hêt Ruſtevyle,
dat is men ene halve myle:

Denn ihr ſeid der edelſte und größte vom Lobe,
der jetzt iſt an des Königes Hofe.
Es wird mir ſein ſonderlich zu Frommen,
daß ihr ſeid her zu mir gekommen,
euer kluger Rath wird mir helfen ſehr
bei dem Könige, der da iſt unſer Herr.
Allein hättet ihr dieſen Weg nicht übernommen,
ich wäre doch morgen zu Hofe gekommen.
Doch dünket mich ſehr in meinem Wahn,
ich werde jetzt nicht wohl können gehn:
ich habe mich gegeßen alſo ſatt —
es war neue Speiſe, die ich aß,
der ganze Leib thut mir weh davon. — [denn? —
Da ſprach Braun: Reineke Ohm, was aßet ihr
Da ſprach Reineke: Lieber Ohm, was hülfe euch
wenn ich euch ſagte, was ich aß? [das
Es war geringe Speiſe, dabei ich jetzt lebe,
ein armer Mann iſt ja kein Graf;
wenn wir es nicht können beßer haben mit unſern Weibern,
ſo müßen wir eßen friſche Honigſcheiben.
Solche Koſt aß ich durch die Noth,
davon iſt mir der Bauch ſo groß.
Ich muß ſie eßen ohne meinen Dank,
davon bin ich wohl halb krank;
wenn ich das jemals wieder gut machen kann,
wollte ich um Honig kaum aufſtehn. —
Da ſprach Braun alſobald:
Ei, ei! was habe ich nun gehört!
haltet ihr Honig ſo ſehr unwerth,
den doch mancher mit Fleiß begehrt?
Honig iſt eine ſo ſüße Speiſe,
die ich vor allen Gerichten preiſe.
Reineke, helfet ihr mir dabei zu kommen,
ich will wieder ſchaffen euren Frommen. —
Reineke ſprach: Braun Ohm, ihr haltet euern Spott. —
Braun ſprach: Nein, ſo helfe mir Gott!
ſollte ich ſpotten? das thu ich ſchwerlich. —
Da ſprach wieder Reineke der Rothe:
Iſt das euer Ernſt? das laßet mich wißen!
Möget ihr den Honig ſo gerne eßen?
Ein Bauer wohnet hier, der heißt Ruſtefeile,
das iſt nur eine halbe Meile,

by eme is so vele honniges, vorstât my recht,
gy segens ny mêr mit al juwem slecht. —

Brûnen dem stak sêr dat smer,
na honnige stunt al syn beger;
he sprak: latet my komen dârby,
ik denke des wedder, lovet des my.
wan ik my honniges sat mochte eten,
so moste men my des vele tômeten. —
Reineke sprak: ga wy hen up de vârt!
honniges schal nicht wêrden gespârt.
al kan ik recht nu nicht wol gân,
recht truwe mot jummer schynen voran,
de ik mit gunst to ju drage;
wente ik wêt nên mank al mynen mage,
den ik alsus wolde menen,
wente gy my sêr wol wedder konnen denen
jegen myne vyende und jegen ere klage
in des konninges hof tom herendage.
ik make ju noch tavent honniges sat,
dârto van deme besten, merket dat,
so vele, alse gy des jummer mogen dregen —
men Reinke mênde: van groten slegen.
Reinke lôch sêr und swinde.
Brûn volgede eme na alse ên blinde.
Reinke dachte: wilt my gelingen,
ik wil dy to degen upt honnichmarket bringen.
se quemen to hant by Rustevyls tûn,
do vroude sik sêr de bare Brûn.
men des he sik vroude, dâr wart nicht van:
so geit it noch mannigem unvroden man.

Do de avent was gekomen,
vnd Reinke dat hadde vornomen,
dat Rustevyl, de vorgesechte bûr,
to bedde was in synem schûr:
Rustevyl was van groteme love
ên timmerman, und hadde in synem hove
liggende ene eke, de he wolde klyven,
und hadde dâr ingeslagen boven
twe grote kyle, de weren sêr glat.
Reinke de vos merkede dat.
dat sulve holt was an ener syt
upgeklovet ener ellen wyt.
he sprak: horet my, Brûn ôm,

bei ihm ist so viel Honiges, versteht mich recht,
ihr sähet des nie mehr mit all eurem Geschlecht —

Braunen dem stach sehr das Schmer,
nach Honig stund all sein Begehr;
er sprach: Laßet mich kommen dabei,
ich gedenke des wieder, glaubet es mir.
Wenn ich mich Honiges satt sollte eßen,
so müßte man mir des viel zumeßen. —
Reineke sprach: Gehen wir hin auf die Fahrt!
Honiges soll nicht werden gespart.
Obschon ich gerade jetzt nicht wohl kann gehn,
rechte Treue muß dennoch scheinen voran,
die ich, mit Gunst, zu euch trage;
denn ich weiß keinen unter allen meinen Verwandten,
den ich also wollte lieb haben,
denn ihr mir sehr wohl wieder könnet dienen
gegen meine Feinde und gegen ihre Klage
an des Königes Hof zum Herrentage.
Ich mache euch noch zu Abend Honiges satt,
darzu von dem besten, merket das,
so viele, als ihr des jemals möget tragen —
aber Reineke meinte: von großen Schlägen.
Reineke log sehr und geschwinde.
Braun folgte ihm nach als ein Blinder.
Reineke dachte: will es mir gelingen,
ich will dich tüchtig auf den Honigmarkt bringen!
Sie kamen zur Hand zu Rustefeils Zaun,
da freute sich sehr der Bäre Braun:
aber des er sich freute, da ward nichts von:
so geht es noch manchem unklugen Mann.

Da der Abend war gekommen,
und Reineke das hatte vernommen,
daß Rustefeil, der vorgenannte Bauer,
zu Bette war in seinem Schauer —
Rustefeil war von großem Lobe
ein Zimmermann, und hatte in seinem Hofe
liegen eine Eiche, die er wollte spalten,
und hatte da hineingeschlagen oben
zwei große Keile, die waren sehr glatt.
Reineke der Fuchs merkte das.
Dasselbe Holz war an einer Seite
aufgespalten einer Ellen weit.
Er sprach: Höret mich, Braun Ohm,

recht hier in deſſem fulven bôm
is honniges mêr wan gy lovet;
ſteket darin wol depe juwe hovet,
nemet nicht to vele, dat is myn rât,
ju mochte dâr anders af komen quât
in juweme lyve, ſyt des bericht. —
Brûn ſprak: Reinke, ſorget nicht!
mene gy, dat ik ſy unvröt?
mate is to allen Dingen gût. —

Alſus lêt ſik de bare bedoren,
und ſtak dat hovet in over de oren
und ôk de vorderſten vöte mede.
Reinke do grote arbeit bede:
he brak ût de kyle mit der haſt.
dâr lach de bare gevangen vaſt
mit hovet und vöten in der eken,
em halp wedder ſchelden edder ſmeken;
he plach to weſen kone und ſtark,
men hier hadde he ſyn vulle werk.
ſus brachte de neve ſynen ôm
mit lôsheit gevangen in den bôm.
he begunde to hulen und to brâſchen,
mit den echterſten vöten to krâſchen,
und makede alſo groten lût,
dat Ruſtevyl mit der haſt quam ût;
he dachte, wat dâr weſen mochte.
ju, ên ſcharp byl he mit ſik brochte
up eventûr, efte des were nôt.
Brûn lach dâr in angeſte grôt:
de klove, dâr he in lach, ene knêp,
he brak ſik und tôch, dat he pêp;
men dat was pyn umme nicht gedân,
he vormode ſik nummer van dâr to gân.
dat mênde ôk Reinke, und ſach Ruſtevyle
van vêrne komen mit deme byle;
he rêp to Brûnen: wo ſteit it nu?
etet nicht to vele, dat rade ik ju,
des honniges! ſegget my, is it ôk gût?
ik ſe, dat Ruſtevyle kumt herût:
villichte wil he ju bedenken
und wil ju up de mâltyt ſchenken. —
dârmede gink Reinke wedder na hûs,
na ſyneme ſlote to Malepertûs.

recht hier in dieſem ſelben Baum
iſt Honiges mehr als ihr glaubet;
ſtecket darein wohl tief euer Haupt,
nehmet nicht zu viel, das iſt mein Rath,
euch möchte davon anders kommen Böſes
in eurem Leibe, ſeid des berichtet. —
Braun ſprach: Reineke, ſorget nicht!
Meinet ihr, daß ich ſei unklug?
Maß iſt zu allen Dingen gut. —

Alſo ließ ſich der Bär bethören,
und ſtak das Haupt hinein über die Ohren
und auch die vorderſten Füße mit.
Reineke da große Arbeit that:
er brach aus die Keile mit der Haſt.
Da lag der Bär gefangen feſt
mit Haupt und Füßen in der Eiche,
ihm half weder Schelten noch Schmeicheln,
er pflag zu ſein kühn und ſtark,
aber hier hatte er ſein volles Werk.
So brachte der Neffe ſeinen Ohm
mit Schalkheit gefangen in den Baum.
Er begann zu heulen und zu braſchen,
mit den hinterſten Füßen zu kraſchen,
und machte alſo großen Laut,
daß Ruſtefeil mit der Haſt kam heraus;
er dachte, was da ſein möchte.
Ja, ein ſcharfes Beil er mit ſich brachte
auf Abenteuer, wenn des wäre Noth.
Braun lag da in großer Angſt;
die Spalte, darin er lag, ihn kniff,
er brach ſich und zog, daß er pfiff;
aber das war Pein um nichts gethän,
er fürchtete (ſich) niemals von da zu gehn.
Das meinte auch Reineke, und ſah Ruſtefeile
von ferne kommen mit dem Beile;
er rief zu Braunen: Wie ſteht es nun?
eßet nicht zu viel, das rathe ich euch,
des Honiges! Saget mir, iſt er auch gut?
Ich ſeh, daß Ruſtefeile kommt heraus:
vielleicht will er euch bedenken
und will euch auf die Mahlzeit ſchenken. —
Damit gieng Reineke wieder nach Haus,
nach ſeinem Schloß zu Malepertaus.

64.

Die Wandertaube.

(Von J. J. Kaup. Das Thierreich, Darmstadt 1836. II. Seite 43 ff.)

Die Wandertaube ist die berühmteste aller Tauben. Sie hat einen verlängerten zwölffederigen Schwanz, dessen mittlere Federn schwarz und an den Seiten ziemlich weiß sind. Kopf, Rücken, Deckfedern und Bürzel sind schön aschblau, der Nacken ist goldgrün, Kehle und Brust sind rothbraun und der Bauch ist weiß. Ihre Länge beträgt sechszehn Zoll.

Sie wandert in ungeheuren Schwärmen aus den ausgedehnten Strecken diesseits der Stonygebirge nach den übrigen Teilen der Vereinigten Staaten, fliegt mit außerordentlicher Geschwindigkeit und kann in der kürzesten Zeit ungeheure Entfernungen zurücklegen. In Newyork schoß man Tauben mit Reis im Kropf, der erst in Georgien und Carolina wächst; da sie nun dieses Futter in zwölf Stunden vollkommen verdauen, so müßen sie in sechs Stunden über hundert Stunden geflogen sein, was auf die Minute ungefähr eine halbe Stunde macht. Sie könnten in ein Paar Tagen in Europa sein und wirklich hat man in Schottland im Jahr 1826 eine Wandertaube geschoßen.

Audubon traf im Herbst 1813 auf einer Reise vom Ufer des Ohio nach Louisville ungeheure Züge, die von Nordost nach Südwest flogen; er versuchte die Schwärme zu zählen und sah in 21 Minuten deren 163 vorüberziehen. Je weiter er reiste, desto mehr traf er solche Züge. Die Luft ward damit buchstäblich angefüllt und die Erde wurde wie durch eine Sonnenfinsternis verdunkelt. Der Taubenmist fiel in solcher Menge herab, daß man ihn mit Schneeflocken vergleichen konnte, und das beständige Geräusch der Flügelschläge wirkte ganz einschläfernd. Sehr schön waren ihre Schwenkungen, wenn ein Habicht sich blicken ließ. Sie bildeten plötzlich, gleich einem Strom daherfahrend, eine fast ganze dichte Masse, indem sie sich sämtlich nach der Mitte drängten. Man sah sie dann bald im Zickzack vor dem Falken fliegen, bald dicht an der Erde mit Blitzesschnelle hinfahren, bald senkrecht in die Höhe steigen und oben Schlangenlinien beschreiben. — Drei ganzer Tage dauerten diese Züge.

Die ganze Bevölkerung stund gleichsam unter dem Gewehr und beschoß von allen Seiten die vorüberfliegenden Schwärme, welche besonders an dem Ufer des Ohio niedrig flogen, und so in großer Menge erlegt wurden.

Sehr unterhaltend war es, zu beobachten, wie immer ein Schwarm an der Stelle, wo der vorige gewisse Schwenkungen machte, dieselben wiederholte. War z. B. ein Raubvogel auf einen Schwarm gestoßen, so wiederholten die folgenden Schwärme dieselben Zickzackbewegungen an derselben Stelle. Man hat die Zahl dieser Tauben und die Quantität Futter berechnet,

welche sie täglich zu sich nehmen, und die ungeheure Summe von 1116 Millionen Vögel gefunden, die täglich, auf den Vogel eine halbe Kanne, eine Futtermasse von 557 Millionen Pfund verzehrten. Am Tage streichen sie zuweilen tiefer und verschwinden plötzlich hinter den Bäumen, wo sie sich auf die Erde setzen und jedes Blatt umwenden, um die Bucheckern zu suchen. Die hintersten Schwärme fliegen beständig über den fressenden hinweg, und dieß geht so geschwind hinter einander, daß man glauben sollte, es sei noch alles in Bewegung.

Auf diese Weise wird auf einer ungeheuren Fläche von Bucheckern so reiner Tisch gemacht, daß keinem Menschen mehr einfällt, solche zu suchen, wo Tauben gewesen sind. Um Mittag ruhen sie auf den Bäumen, aber gegen Abend fliegen sie oft hundert Meilen weit nach ihrem gemeinschaftlichen Nachtlager. Einen dieser Sammelplätze, nach denen sie, von ihrer Ankunft bis zur Abreise, jeden Abend kommen, besuchte Audubon öfters. Es war ein Wald von hochstämmigen Bäumen, nicht weit von den Ufern des grünen Flußes in Kentuky. Die Breite desselben betrug etwa drei Meilen und die Länge vierzig Meilen. Als er ihn zum ersten Mal besuchte, hatten ihn die Tauben schon vierzehn Tage zum Nachtlager gewählt. Es war etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang und man sah noch wenig Tauben; aber eine große Menschenmenge mit Pferden und Wagen, mit Gewehren und Munition wohl versehen, hatte an den Grenzen des Waldes mehrere Lager aufgeschlagen. Zwei Landwirte aus der Nachbarschaft von Russelsville, etwa hundert Meilen weit, hatten eine Herde von dreihundert Schweinen mitgebracht, um sie mit Taubenfleisch zu mästen. Hier und da saßen die mit Rupfen und Einsalzen beschäftigten Leute, mitten unter ungeheuren Haufen dieser Vögel, zum vorläufigen Beweis, was für eine gewaltige Menge hier übernachten müße; wahrscheinlich waren es die Schwärme, welche sich noch einhundert und funfzig englische Meilen weit von dieser Schlafstätte ihr Futter suchten. Der Mist dieser Vögel bedeckte den ganzen Boden mehrere Zoll hoch und er sah wie beschneit aus. Durch die ungeheure Last der zahllosen Tauben waren mehrere Bäume von zwei Fuß Durchmeßer über dem Boden abgebrochen, und die Aeste vieler der stärksten Bäume waren so verstümmelt, daß man glauben sollte, es habe hier ein wüthender Orkan gehaust.

Mittlerweile war jedermann zur Jagd gerüstet; einige thaten Schwefel in eiserne Töpfe, andere versahen sich mit Kienfackeln, viele mit Stangen und die übrigen mit geladenen Schießgewehren. Schon war die Sonne untergegangen, und noch keine Taube angelangt, als es plötzlich von allen Seiten erscholl: Da kommen sie. Schon in weiter Ferne glich das Geräusch einem scharfen Seewinde, der durch das Takelwerk eines Schiffes fährt, dessen Segel sämtlich eingezogen sind. Als die Tauben über uns wegflogen, fühlte man

deutlich die Strömung der Luft. Die Leute mit den Stangen hatten bald Tausende niedergeschlagen; allein die Tauben kamen in immer dichtern Massen an. Die Feuer wurden angezündet, und nun zeigte sich ein prächtiges und wunderbares Schauspiel. Die millionenweis ankommenden Tauben ließen sich überall, eine über der andern, nieder, bis sie ungeheure, wie Bienenschwärme zusammengeballte Massen bildeten, welche überall an den Bäumen hiengen. Starke Aeste brachen krachend ab und tödteten im Falle Hunderte von tiefer sitzenden Tauben. Das Ganze war eine wahrhaft fürchterliche Scene von Tumult und Verwirrung. Niemand konnte sich dem Andern verständlich machen, denn selbst die Gewehre hörte man nur selten knallen, und daß sie losgeschoßen waren, bemerkte man nur daran, daß sie wieder geladen wurden.

Niemand wagte sich selbst an den Ort, wo diese gräßliche Verwirrung stattfand, selbst die Schweine waren bei Zeiten eingepfercht worden. Die ganze Niederlage der Tauben von Seiten der Menschen erstreckte sich daher nur auf den äußersten Rand des Waldes, aber im Innern desselben bewirkte die Menge Tauben selbst den Tod so vieler ihrer Kameraden, daß die Verwüstung nicht geringer war. Das Aufleſen der getödteten und verwundeten Tauben versparte man bis an den Morgen. Bis nach Mitternacht bemerkte man keine Abnahme in den ankommenden Schwärmen und das Getöse dauerte die ganze Nacht fort und wurde, wie Audubon sich durch abgeschickte Leute versichern ließ, auf anderthalb Stunden weit gehört. Erst gegen Tagesanbruch trat einige Stille ein, und das Getöse nahm merklich ab, aber noch vor Eintritt der Morgendämmerung fiengen die Tauben an, nach einer ganz andern Seite, als nach der, von welcher sie gekommen waren, fortzuziehen, und bei Sonnenaufgang war keine Taube mehr zu sehen. Die nächtlichen Raubthiere, welche sich während der Nacht gütlich gethan hatten, verbargen sich, und die Geyer, Falken und Adler nahmen ihre Stelle ein, um die Früchte dieser Nacht zu genießen. Alle Anwesenden aber beschäftigten sich nur mit dem Aufleſen der todten und verwundeten Tauben, bis jeder so viel hatte, als er nur irgend brauchen konnte: alsdann wurden Hunde und Schweine losgelaßen, eine Nachlese zu halten.

Man sollte denken, durch so fürchterliche Blutbade müßte diese Art bald ausgerottet werden; aber wenn man bedenkt, daß jedes Paar zwei bis vier Junge erzieht, so kann eine bedeutende Verminderung erst dann eintreten, wenn mit der immer steigenden Bevölkerung die Wälder gar zu sehr gelichtet werden. Im Jahr 1805 kamen Schooner, deren Ladungen ganz aus Tauben bestanden, die am Hudsonsfluße getödtet wurden, nach Newyork, wo man das Stück für einen Heller verkaufte.

65.

Das schlimmste Thier.

(Von G. E. Lessing. Sämmtl. Schriften I. S. 22.)

Wie heißt das schlimmste Thier mit Namen?
so fragt' ein König einen weisen Mann.
Der Weise sprach: Von wilden heißts Tyrann,
und Schmeichler von den zahmen.

66.

Räthsel.

(Von Schiller.)

Ein Vogel ist es und an Schnelle
buhlt es mit eines Adlers Flug;
Ein Fisch ists und zerteilt die Welle,
die noch kein größres Unthier trug.

Ein Elephant ists, welcher Türme
auf seinem schweren Rücken trägt;
Der Spinnen kriechendem Gewürme
gleicht es, wenn es die Füße regt.

Und hat es fest sich eingebißen
mit seinem spitzgen Eisenzahn,
So stehts gleichwie auf festen Füßen
und trotzt dem wüthenden Orkan.

67.

Sylbenräthsel.

(Von Friedrich Schleiermacher.)

Aus zarten Blumen wird das Erste zubereitet,
von fernen Sternen her das Zweit' uns zugeleitet;
Das Ganze seht ihr oft in schön geschmückten Zimmern
hoch über Blumenpracht, hoch über Sternen schimmern.

68.

Werth des Sprichworts.

(Von J. G. Schottel. 1663.)

Je reichlicher und künstlicher eine Sprache gestiegen, und je mehr ihres Volkes Wesen, Handel und Wandel zur Aufnahme und Blüte erwachsen und sich ausgebreitet, je mehr sind auch gleichsam landläufiger Sprichwörter, nachdenkliche mit wenigen Worten viel Sinn in sich enthaltende Redensarten, aufgekommen. Der Kern der Wißenschaft, der Schluß aus der Erfahrung, der menschlichen Händel kurzer Ausspruch und gleichsam des weltlichen Wesens Spiegel steckt in den Sprichwörtern und stellet sich jedermann klar vor Augen. Denn es hat nicht allein die Natur und Vernunft selber solche Sprichwörter in der Vorfahren Herz und Mund geschrieben und eingelegt, sondern es hat sie auch die langwierige Probe und Erfahrung unserer ganzen Nation von Geschlecht zu Geschlecht gelehrt und also bestätiget, so daß unter aller Menschen

Urteilen und Sprüchen nichts Wahrhaftigeres noch Gewisseres sein kann, als eben die Sprichwörter.

In den Sprichwörtern oder den sprichwörtlichen Redensarten steckt der rechte Schmack, das rechte Wollen und Vollbringen, das Eigene der Sprache. Denn ein Sprichwort, nämlich Worte, so von Allen gesprochen und also zu einem gemeinsamen Ja gemacht werden, nimmt seine Ankunft als ein eigenes, angebornes Landkind im Lande, wächset und wird geboren den Landsleuten im Munde und ist also ein natürlicher Klang der Sprache und ein Ausspruch und Schluß dessen, was als eine deutsche Landlehre bekannt worden. Man kann bald vernehmen, was ein rechtschaffenes deutsches Sprichwort oder ein deutschgemachtes Sprichwort sei. Denn die griechischen, lateinischen oder französischen Sprichwörter werden, wenn sie verdeutscht sind, immer keine deutschen Sprichwörter; ihre Urankunft und Geburt ist ausländisch, wiewohl der Sinn gut sein und behalten oder angewendet werden mag. Das rechte Deutsche ist anderes Geschmacks und bequemt sich eben wenig zu fremder Art und Nachrede. Wenn zum Beispiel Luther also sagt: „Er wird so lange an dem Reifen klopfen, daß dem Faße der Boden ausspringe, und er weiß wohl was er noch am Rocken hat. Soll ich die Speise zusammenschmelzen, so will ich ihm eine Glocke gießen, daß es keine schlechte Schelle sei“: so sind dieß lauter sprichwörtliche Redarten; man vernimmt wohl, wohin sie zielen, aber solches in eine andere Sprache von Wort zu Wort übersetzen wollen, würde mit Verlust der rechten Meinung geschehen.

Sprichwörter.

69.

Wer sich lobt allein,
des Ehre ist gar klein.

Viel verdirbt,
was Faulheit nicht erwirbt.

Furcht bräuet allzeit mehr Gefahr,
als sonst im Handel selber war.

Eigenlob stinkt,
Freundes Lob hinkt,
fremdes Lob klingt.

Mit gefangen,
mit gehangen,

Eile
mit Weile.

Gefundenes verhohlen,
ist so gut wie gestohlen.

Ein faules Ei
verdirbt den ganzen Brei.

Gut macht Muth,
Muth macht Uebermuth,
Uebermuth thut selten gut.

Bei Zeit halt Rath,
denn nach der That
kommt er zu spat.

Alte soll man ehren,
Jungen soll man wehren,
Weise soll man fragen,
Narren ertragen.

70.

Stille Waßer tiefe Gründe.
Selbſt iſt der Mann.
Zeit gewonnen, viel gewonnen.
Rede nicht, wo kein Ohr iſt.
Mit wenig lebt man wohl.
Kurzer Flachs gibt auch lange Fäden.
Auf heiler Haut iſt gut ſchlafen.
Guter Gaſt kommt ungeladen.
Es hinkt Keiner an des Andern Fuße.
Rathen iſt leichter, denn helfen.
Läßige Hand macht Arm.
Scham hindert Schande.

71.

Schuſter, bleib bei deinem Leiſten
Gleich und gleich geſellt ſich gern.
Hunde, die viel bellen, beißen nicht.
Uebung macht den Meiſter.
Der Klügſte gibt nach.
Man kann nicht immer Seide ſpinnen.
Jeder iſt ſeines Glückes Schmid.
Kleine Vögel, kleine Neſtlein.
Große Herren haben lange Hände.
Jeder Tag hat ſeine eigene Plage.
Das Kalb folgt der Kuh.
Fliegen kann man nicht mit Eßig fangen.

72.

Reiſelied.

(Von Joſeph v. Eichendorff.)

Durch Feld und Buchenhallen,
bald ſingend, bald fröhlich und ſtill,
Recht luſtig ſei vor allen,
wers Reiſen wählen will.

Wenns kaum in Oſten glüht,
die Welt noch ſtill und weit:
Da weht recht durchs Gemüthe
die ſchöne Blütenzeit.

Die Lerch als Morgenbote
ſich in die Lüfte ſchwingt,
Eine friſche Reiſenote
durch Wald und Herz erklingt.

O Luſt, vom Berg zu ſchauen
weit über Wald und Strom,
Hoch über ſich den blauen
tiefklaren Himmelsdom!

Vom Berge Vöglein fliegen
und Wolken ſo geſchwind:
Gedanken überfliegen
die Vögel und den Wind.

Die Wolken ziehn hernieder,
das Vöglein ſenkt ſich gleich:
Gedanken gehn und Lieder
fort bis ins Himmelreich.

73.

Empfindſamkeit.

(Aus Ulrich Hegners Molkenkur. Geſammelte Schriften, Berlin 1828. II. S. 3 ff.)

1.

An die Baroneſſe von*

Auf Gaiß im Canton Appenzell, den 20. Juni.

Wie es uns bisher ergangen, wirſt Du, liebe Schweſter, ſattſam von der allzeit rüſtigen Feder Deiner Tochter vernommen haben. Nun halte ich auch mein Verſprechen, Dir, ſobald ich den erſten Fuß in die Schweiz geſetzt

haben werde, ſelbſt zu ſchreiben; verſteht ſich bei der erſten Muße eines ruhigen Aufenthalts, denn das flüchtige Schreiben während der Reiſe iſt nicht meine Sache. Wo findet ſich Ordnung und Bequemlichkeit zum Schreiben in Gaſthöfen? Bald taugt das Papier nicht, bald die Tinte; und gar ein eigen Schreibzeug nachzuſchleppen, mag ich meiner Wäſche nicht zu leid thun, das Ding rinnt ſo gern; iſt auch für einen, der ſeine Freunde treu zu lieben weiß, ohne ihnen poſttäglich den Glauben zu ſtärken, eben kein Bedürfnis.

Ich hätte freilich der Clotilde Schreibmaterialien benutzen, und Dir mit Schwanenfedern auf Velinpapier die niedlichſten Sachen ſagen können; allein ich ſcheue mich ſo ſehr vor dem Geiſte ſchreibſeliger Empfindſamkeit, der in die Neceſſaires reiſender Frauenzimmer gebannt iſt, daß ich beinahe lieber das Siegel Salomons auf jener bezauberten Flaſche löſen, als ſo ein Heiligtum der Zärtlichkeit öffnen möchte.

Da ſind wir nun, wenns dem Himmel gefällt, am Ziele der langen Reiſe. Ich habe ungeachtet meiner Beſchwerden alles gut überſtanden; mein Humor, ſagen ſie, ſei ſchon etwas milder geworden; jedoch ganz ausgeſöhnt mit der Welt bin ich eben noch nicht, und lache vor Aerger, wenn ihr glaubet, das Molkengetränk werde den Gemüthszuſtand eines Mannes ändern, der über die Funfzig hinaus iſt.

Mit Deinem Kinde habe ich manche angenehme Stunde gehabt; aber, nimm mir nicht übel, liebe Schweſter, auch manche Plage. Meinem Rath hätteſt Du folgen und ihr keinen ſo langen Aufenthalt in der Reſidenz geſtatten ſollen; dort hat ſie aus dem faden Geſchwätz der Mode und neuerer Schriften eine ſo überſchwengliche Idee von der Schönheit des ſüdlichen Himmels und dem Glücke der ſüdlichen Erde bekommen, daß ich lange nicht klug werden konnte, als ſie immer von der düſteren Luft des Nordens ſprach, obgleich wir ſchönes Wetter hatten, und über den Sand klagte, auf dem wir fuhren, der doch meinen podagriſchen Füßen beßer that, als die verwünſchten Steinklötze, über die wir ſeit einigen Tagen hinrumpelten. Damit machte ſie mich oft ungeduldig; denn ich kann es nicht leiden, wenn man das Alte um des Neuen willen ſchmähet, und das Unbekannte auf Koſten des Bekannten lobt, zumal wenn das deutſche Vaterland der Gegenſtand des Tadels iſt.

Noch ärger aber machte es ihre Zofe, die du mir aufpackteſt, in der Meinung, es ſchicke ſich nicht für Deine Tochter, ohne weiblichen Begleit zu reiſen. Bin ich denn nicht der Oheim, der ihr nichts geſchehen laßen wird! Und iſt nicht der alte Tobias bei uns, ein treuer Kerl, der ſie ja hätte begleiten können, wo ſie Bedenken getragen allein zu gehen! Die Kammermädchen ſind mir ohnehin zuwider; ſind ſie häßlich, ſo thun ſie altklug, wie die Sibyllen, und ſind ſie ſchön, ſo meinen ſie, die glatte Haut decke alle Gebrechen. Auch mag dieſe Meinung wirklich einigen Grund haben, denn

wahrhaftig nur das hübsche Gesicht des Mädchens konnte mich oft abhalten, sie nicht auf den Bock hinauszujagen, und den ehrlichen Tobias hereinzunehmen, der um der Hexe willen in Wind und Wetter da draußen sitzen mußte! Beständig spricht sie nur dem Fräulein zu Gefallen, und schwatzt dann in ihrer Unwißenheit Sachen heraus, die ihre feinere Herschaft klüglich verschweigt. Kaum waren wir von Hause weg, so hieß es: Wenn wir nur erst in Nürnberg wären! — Warum denn immer fort Nürnberg? fragte ich zuletzt, hast du etwa einen Freund dort? — Nein, war die Antwort, aber da hört der Norden auf. — Gerade wo man zum Thore hineinfährt, rief Tobias vom Bock herunter. — Dein Fräulein erröthete ein wenig über die liebe Einfalt, die das Mädchen von ihr gelernt: und um mein ärgerliches Lachen zu unterbrechen, nahm sie geschwind ihre Reisebemerkungen zur Hand und sagte: Es soll daselbst auch schöne Albrecht Dürer geben. — Weißt du, was das für Leute sind? fragte ich Suschen; und der alte Kauz auf dem Bock erklärte ihr, daß man dort die Lebkuchen so heiße.

Ich höre das Mädchen gerne singen. Du weißt, sie hat eine gute Stimme und weiße Zähne, und es war mir ganz recht, als beide gerade mit dem größten unserer Dichter anfiengen; aber als ich tagtäglich das Lied hören mußte: „Kennst du das Land“ ꝛc. und „Komm, Vater, laß uns ziehn“, wobei sie mich dann ansahen, und glaubten, sie machten mir ein Compliment, so verbat ich mir endlich die Ehre. — Unlängst sang sie sogar des Nachts im Bette: „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß was ich leide“; ich hörte es im Nebenzimmer. Was leidest du denn, Suschen? rief ich, kann ich helfen? — Und siehe da, es war die Sehnsucht, nun bald im Lande der Freiheit zu sein. Was Teufels geht denn die Freiheit eines Landes ein Mädchen an! Oder was für eine Freiheit meinen die Kinder?

Sie haben aber zwei Sehnsuchten; erst nach der Schweiz und dann eine noch heiligere, wie sie sagen, nach den Gärten Hesperiens. Es ist gut, daß Griechenland über dem Meere ligt, sonst würde sie auch dorthin gelüsten, und dann wohl noch in den Orient zu den Gazellen, von denen sie sich zuweilen unterhalten, und dann dabei so zimperlich thun, als wünschten sie selbst von einer guten Fee in solche jungfräuliche Thierchen verwandelt zu werden.

So gieng es den ganzen Tag, und wenn wir des Nachts fuhren, sprachen sie von den Sternen und der Unsterblichkeit und dem Wiedersehen, als wenn sie das Heimweh darnach hätten; und wurden recht böse, als ich fragte, ob sie nicht lieber vorher noch eine Redoute besuchen würden? Der Mond hingegen scheint heut zu Tage nichts mehr zu gelten, der doch zu meiner Zeit so viele Bewunderer hatte.

Und so würde ich nicht fertig, liebe Schwester, wenn ich Dir alle zarten Empfindnisse dieser Art, die ich die liebe lange Zeit anhören mußte, herzählen

wollte. — Das sind aber Kleinigkeiten, sagst Du, darin ligt ja nichts Böses, und meinst, ich sollte darüber lachen. Ich mag aber nicht immer lachen; und wenn ich mich ärgere, bekomm ich meine Gliederschmerzen, und wenn ich murre, machen die Mädchen traurige Gesichter, die kann ich auch nicht leiden, das ist eine Schwachheit, die mir noch in meinen alten Tagen anhängt. Kurz, Du hättest mir sie nicht mitgeben sollen; ich hätte mich beßer mit meinem Bedienten allein befunden!

Seit zwei Tagen sind wir nun hier, in einem Bergdorfe der östlichen Schweiz. Die Schönheit des Landes wird Dir Clotilde schon beschreiben, ich selbst habe vor dem beständigen Regen noch nichts davon erblickt. Ich sehe nichts als graue Wolken und einfarbige Hügel. — Die ewige Klarheit des südlichen Himmels, wovon Du so viel spracheſt, wo mag sie wohl sein? fragte ich Suschen. Ueber den Wolken, antwortete Tobias. Denken sie nicht mehr an den Bodensee, gnädiger Herr? entgegnete das Mädchen. — Und das ist wahr, Schwester, es war ein ganz artiger Anblick, als wir, aus Schwaben kommend, plötzlich von einer Anhöhe den See mit seinen reichbewohnten Ufern und hinter ihm die Hochgebirge von Appenzell im Glanze des Abends sahen. Die Sonne macht aber Alles schön; haben wir nicht auch oft an der Ostsee die Natur bewundert!

Ueber die Kürze meiner Briefe sollst Du nun nicht mehr klagen; den Inhalt decke mit deiner Liebe, meine Gute! Du weißt, ich unterhalte mich so gerne mit Dir, kann aber nicht anders thun, als ich bin, und mag nicht anders reden, als ich denke. Kann ein Kranker sprechen wie ein Gesunder, der Erfahrene wie jugendliche Unwißenheit, der Satte wie der Hungrige?

Lebe wohl!

2.

An den Major von *

Auf Gaiß, 21. Juni.

Mit dem Briefe an meine Schwester geht billig auch einer an Dich ab, mein alter Waffengenoße und Hausfreund. Triebe mich nicht die Freundschaft, Dir zu schreiben, so würde es die Langeweile thun; denn seit wir hier sind, regnet es an Einem fort, und ist so kalt, daß ich fürchte, es wird noch Schnee daraus. Mein Gott! ist denn das die liebliche Schweiz, wo man mitten im Sommer beinahe erfriert? Und nicht einmal einen Ofen im Zimmer, und dabei ein verdammter Lärm und ein Herumpoltern in dem hölzernen leichtgebauten Hause, daß der Boden zittert! — Warum bin ich nicht daheim geblieben, und habe meine Schmerzen verbißen! Wir hatten doch unsere Bequemlichkeit, warme Stuben, und es war uns ja oftmals recht wohl bei unsern stillen Büchern. Molken hätte man auch bei uns absieden können, haben wir doch Kühe genug und fettes Futter!

Was ist zu machen! Man hat mir nun eine andere Wohnung angeboten bei dem hiesigen Pfarrer, mit einem Zimmer, das gewärmt werden kann, und für das Fräulein einen großen Saal, wie sies nennen, hinten nach dem Gebirge hin, worüber sie eine große Freude hat, und die Berge, die noch hinter Mauern von Wolken verborgen liegen, schon vorläufig geistig empfindet.

Empfindet man denn die Berge? wirst Du sagen. Ja freilich, mein lieber Freund, heut zu Tage muß das sein! Wir haben Nürnberg empfunden, und die Donau, den Kaiserstrom; das Werk deutscher Art und Kunst, das Münster zu Ulm, haben wir mit Innigkeit genoßen, und wäre die Empfindung meiner Füße der Empfindung der Mädchenherzen nicht entgegengewesen, so hätten wir den Turm erstiegen und von oben herab in der Fülle süddeutscher Natur geschwelgt; wir haben uns in den Fluten des Bodensees erspiegelt, und gefühlt,

„Wies Fischlein ist
so wohlig auf dem Grund."

Auf Flügeln der Phantasie schwebten wir wie junge Adler um die schneebekleideten Spitzen der Berge im goldnen Stral der Abendsonne, und Suschen glaubte schon von Lindau aus eine Gemse auf den fernen Alpen zu erblicken.

Du siehst, was es jetzt auf Reisen für Genüße gibt, wovon man zu unsrer Zeit kaum eine Ahndung hatte, und magst nun auch das Vorschreiten des Menschengeschlechts, wogegen Du so manchen Zweifel hattest, begreifen. Wie beschränkt war dagegen unsre Jugend! In Sonnenschein und Sturm, Hunger und Durst, haben wir das große Weltmeer befahren, im amerikanischen Krieg Ehre gesucht und Wunden davon getragen, uns in den Wäldern des Landes verirrt, mit den Wilden die Friedenspfeife geraucht, und ihre Geistesgegenwart und heroische Unempfindlichkeit bewundert; aber die Schönheiten der rohen oder sanften Natur, so weit ich mich derselben noch zu erinnern weiß, mochten bei uns wohl ein dunkles Gefühl größerer Behaglichkeit erregen, doch zum Faden eines feinen Gespräches wurden sie nie herausgesponnen, oder kannst Du Dich dessen erinnern? Allein wer das jetzt nicht kann, den läßt man merken, daß ihm etwas an der Bildung abgehe; daher wollen es Alle können, und sie wißen gegenwärtig bei einem Bächlein, das über einen Stein hinunterfällt, mehr zu sagen, als wir beim Sturze des Niagara. Einer lernt es vom Andern, und jeder Reisebeschreiber nimmt Unterricht bei seinem Vorgänger.

Einige nothgedrungene Ausfälle abgerechnet, womit ich zuweilen die hochfliegenden Gesinnungen der Mädchen niederschlagen mußte, gieng die Reise gut und friedlich von statten. Meine Gesundheitsumstände kannst Du, wenn Du Lust hast, von dem Arzte vernehmen, dem ich geschrieben, und für seinen Rath, womit er mich den weiten Weg in dieß Bergland geschickt, eben nicht gedankt habe; unter uns soll es bei der alten Abrede bleiben, Du

nicht über Deinen verstümmelten Arm, und ich nicht über meine Gliederschmerzen gegenseitig zu klagen; es gibt in der Welt ohnedieß noch Stoff genug zur Unzufriedenheit. Glücklich Du, der Du zu Hause bliebst! Grüße den Pastor! O liebes Paar, wär ich wieder unter Euch!

74.

Das Meer der Hoffnung.

(Von Friedrich Rückert.)

Hoffnung auf Hoffnung geht zu Scheiter,
aber das Herz hofft immer weiter,
Wie sich Wog' über Woge bricht,
aber das Meer erschöpft sich nicht.

Daß die Wogen sich senken und heben,
das ist eben des Meeres Leben,
Und daß es hoffe von Tag zu Tag,
das ist des Herzens Wogenschlag.

75.

Paul Gerhardt.

(Von G. Ph. Schmidt von Lübeck.)

Zu Brandenburg einst waltet
der Kurfürst weit und breit;
Doch neue Lehre spaltet
des Glaubens Einigkeit.
Es steuern wohl Gesetze
verbotenem Geschwätze,
wie das Edict es nennt:
Doch wird es ihm gelingen,
den freien Geist zu zwingen
des Sängers, der die Furcht nicht kennt?

Der stand an heilger Stätte,
der Kirche heller Stern,
Durch Lehren und Gebete
verkündigend den Herrn.
„Und laß dir nimmer grauen!
mußt droben dem vertrauen,
des Name Zebaoth!
Und ob des Himmels Schranken
und alle Vesten wanken:
ein' feste Burg ist unser Gott!"

Der Kurfürst aber sandte;
da kam der fromme Mann.
Des Fürsten Auge brannte,
und zürnend hub er an:
„Wer nur den eignen Grillen,
nicht des Gesetzes Willen
zu folgen weise fand,
Der hat — es sei gesprochen! —
hat Ehr und Amt verbrochen
und meidet fortan Stadt und Land!"

Der Greis versetzt bescheiden:
„Mir ziemts, das strenge Recht,
Gebieter, zu erleiden,
mir, dem geringen Knecht.
Wie mag ich anders lehren,
das Reich des Herrn zu mehren,
als wie geschrieben steht? —
Es bleibt gerecht sein Wille,
ich will ihm halten stille."
Und drauf verneigt er sich und geht.

Und wehrt daheim dem Jammer,
und alles legt er ab,
Und nimmt aus seiner Kammer
die Bibel und den Stab.
Die Mutter, blaß vor Harme,
das jüngste Kind im Arme,
das zweite bei der Hand —
So tritt er an die Schwelle
und blickt hinauf ins Helle,
und meidet fröhlich Stadt und Land. —

CANCELLED
2126178

Wer geht im fernen Thale
den müden Pilgergang
Im heißen Sonnenstrale
die flache Haid entlang?
Sie wallen froh im Glauben,
als blühten ihnen Lauben,
der fremden Erde zu;
Und als der Tag verfloßen,
so beut, im Wald verschloßen,
ein gastlich Dach dem Häuflein Ruh.

O schau den süßen Schlummer
der Kleinen auf der Bank!
Ins Mutterherz der Kummer,
so viel es kämpfte, sank:
„Wer wird sich doch der Armen
im fremden Land erbarmen,
und ihr Vertreter sein?
Wer wird das Herz erweichen?
die harten Menschen reichen
den Hungrigen für Brot den Stein."

Der fromme Dichter lächelt:
„Sie stehn in Gottes Hut!"
Des Glaubens Palme fächelt
ihm Freudigkeit und Muth.
Und wo sich solche Blüte
entfaltet im Gemüthe,
ist nimmer fern das Glück.
Er geht hinaus mit Eile,
und bringt, nach kleiner Weile,
des Trostes goldnes Lied zurück:

„Befiehl du deine Wege
und was dein Herze kränkt
Der allertreusten Pflege
des, der den Himmel lenkt."
Da deucht es ihren Sinnen,
als ob die Furcht von hinnen
und alle Sorge flöh'.
Denn kaum das Lied vernommen,
ist über sie gekommen
der Friede Gottes aus der Höh.

Sie schwören still — und schauen
hinaus in Wald und Nacht
Und über dunkeln Auen
der Sterne goldne Pracht —
Sie schwören, ob die Wellen
bis an die Seele schwellen,
zu trauen für und für:
Und als der Schwur vollzogen
und himmelan geflogen,
da steht die Hilfe vor der Thür.

Denn draußen scharrt im Sande
bereits des Rosses Fuß;
Es bringt aus Sachsenlande
der Bote diesen Gruß:
„Dem Sänger Heil und Frieden!
ich bin hieher beschieden
durch Herzog Christian;
Er will den Dulder ehren,
den treu im Thun und Lehren
die Engel Gottes wandeln sahn!

Er hat dich auserkoren,
zu weiden eine Herd;
Und was du dort verloren,
sei dreifach dir gewährt! —
Wohlauf, es graut der Morgen!
dahinten laß die Sorgen,
Gott hat die Noth gewandt;
Es winken uns die Gränzen:
eh wieder Sterne glänzen,
umfängt dich Freund und Vaterland."

Anmerkung. Paul Gerhardt war Diaconus an der St. Nicolaikirche in Berlin. Im Jahr 1666 gab ihm Kurfürst Friedrich Wilhelm seine Entlaßung, setzte ihn aber ein Jahr darauf wieder in sein Amt ein. Paul Gerhardt, der sich gleichwohl in seiner Wirksamkeit beschränkt sah, verließ nun freiwillig Berlin und begab sich nach Sachsen, wo ihn im Jahr 1669 Herzog Christian von Sachsen-Merseburg zum Archidiaconus in Lübben in der Niederlausitz ernannte.

76.

Der Bergmann.

(Von Novalis. Heinrich von Ofterdingen, fünftes Kapitel.)

Nach einigen Tagreisen kamen wir an ein Dorf, am Fuße einiger spitzigen Hügel, die von tiefen Schluchten unterbrochen waren. Die Gegend war übrigens fruchtbar und angenehm, ungeachtet die Rücken der Hügel ein todtes, abschreckendes Ansehen hatten. Das Wirtshaus war reinlich, die Leute bereitwillig, und eine Menge Menschen, teils Reisende, teils bloße Trinkgäste, saßen in der Stube und unterhielten sich von allerhand Dingen.

Unsere Reisenden gesellten sich zu ihnen und mischten sich in die Gespräche. Die Aufmerksamkeit der Gesellschaft war vorzüglich auf einen alten Mann gerichtet, der in fremder Tracht an einem Tische saß, und freundlich die neugierigen Fragen beantwortete, die an ihn geschahen. Er kam aus fremden Landen, hatte sich heute früh die Gegend umher genau betrachtet, und erzählte nun von seinem Gewerbe und seinen heutigen Entdeckungen. Die Leute nannten ihn einen Schatzgräber. Er sprach aber sehr bescheiden von seinen Kenntnissen und seiner Macht, doch trugen seine Erzählungen das Gepräge der Seltsamkeit und Neuheit. Er erzählte, daß er aus Böhmen gebürtig sei. Von Jugend auf habe er eine heftige Neugierde gehabt, zu wißen, was in den Bergen verborgen sein müße, wo das Waßer in den Quellen herkomme, und wo das Gold und Silber und die köstlichen Steine gefunden würden, die den Menschen so unwiderstehlich an sich zögen. Er habe in der nahen Klosterkirche oft diese festen Lichter an den Bildern und Reliquien betrachtet, und nur gewünscht, daß sie zu ihm reden könnten, um ihm von ihrer geheimnisvollen Herkunft zu erzählen. Er habe wohl zuweilen gehört, daß sie aus weit entlegenen Ländern kämen; doch habe er immer gedacht, warum es nicht auch in diesen Gegenden solche Schätze und Kleinodien geben könne. Die Berge seien doch nicht umsonst so weit im Umfange, und erhaben, und so fest verwart; auch habe es ihm verdünkt, wie wenn er zuweilen auf den Gebirgen glänzende und flimmernde Steine gefunden hätte. Er sei fleißig in den Felsenritzen und Höhlen umhergeklettert, und habe sich mit unaussprechlichem Vergnügen in diesen uralten Hallen und Gewölben umgesehen. — Endlich sei ihm einmal ein Reisender begegnet, der zu ihm gesagt, er müße ein Bergmann werden, da könne er die Befriedigung seiner Neugier finden. In Böhmen gebe es Bergwerke. Er solle nur immer an dem Fluße hinuntergehen, nach zehn bis zwölf Tagen werde er in Eula sein, und dort dürfe er nur sprechen, daß er gern ein Bergmann werden wolle. Er habe sich dieß nicht zweimal sagen laßen, und sich gleich den andern Tag auf den Weg gemacht. Nach einem beschwerlichen Gange von mehreren Tagen, fuhr er

fort, kam ich nach Eula. Ich kann euch nicht sagen, wie herlich mir zu Muthe war, als ich von einem Hügel die Haufen von Steinen erblickte, die mit grünen Gebüschen durchwachsen waren, auf denen bretterne Hütten stunden, und als ich aus dem Thale unten die Rauchwolken über den Wald heraufziehen sah. Ein fernes Getöse vermehrte meine Erwartungen, und mit unglaublicher Neugierde und voll stiller Andacht stund ich bald auf einem solchen Haufen, den man Halde nennt, vor den dunklen Tiefen, die im Innern der Hütten steil in den Berg hineinführten. Ich eilte nach dem Thale, und begegnete bald einigen schwarzgekleideten Männern mit Lampen, die ich nicht mit Unrecht für Bergleute hielt, und denen ich mit schüchterner Aengstlichkeit mein Anliegen vortrug. Sie hörten mich freundlich an, und sagten mir, daß ich nur hinunter nach den Schmelzhütten gehen und nach dem Steiger fragen sollte, welcher den Anführer und Meister unter ihnen vorstellt; dieser werde mir Bescheid geben, ob ich angenommen werden möge. Sie meinten, daß ich meinen Wunsch wohl erreichen würde, und lehrten mich den üblichen Gruß: „Glück auf," womit ich den Steiger anreden sollte. Voll fröhlicher Erwartungen setzte ich meinen Weg fort, und konnte nicht aufhören, den neuen bedeutungsvollen Gruß mir beständig zu wiederholen. Ich fand einen alten, ehrwürdigen Mann, der mich mit vieler Freundlichkeit empfieng, und, nachdem ich ihm meine Geschichte erzählt und ihm meine große Lust, seine seltne, geheimnisvolle Kunst zu erlernen, bezeugt hatte, bereitwillig versprach, mir meinen Wunsch zu gewähren. Ich schien ihm zu gefallen, und er behielt mich in seinem Hause. Den Augenblick konnte ich kaum erwarten, wo ich in die Grube fahren, und mich in der reizenden Tracht sehen würde. Noch denselben Abend brachte er mir ein Grubenkleid, und erklärte mir den Gebrauch einiger Werkzeuge, die in einer Kammer aufbewahrt lagen.

Abends kamen Bergleute zu ihm, und ich verfehlte kein Wort von ihren Gesprächen, so unverständlich und fremd mir sowohl die Sprache, als der größte Teil des Inhalts ihrer Erzählungen auch vorkam. Das Wenige jedoch, was ich zu begreifen glaubte, erhöhte die Lebhaftigkeit meiner Neugierde, und beschäftigte mich des Nachts in seltsamen Träumen. Ich erwachte bei Zeiten, und fand mich bei meinem neuen Wirte ein, bei dem sich allmählich die Bergleute versammelten, um seine Verordnungen zu vernehmen. Eine Nebenstube war zu einer kleinen Kapelle vorgerichtet. Ein Mönch erschien und las eine Messe, nachher sprach er ein feierliches Gebet, worin er den Himmel anrief, die Bergleute in seine heilige Obhut zu nehmen, sie bei ihren gefährlichen Arbeiten zu unterstützen, vor Anfechtungen und Tücken böser Geister sie zu schützen, und ihnen reiche Anbrüche zu bescheeren. Ich hatte nie mit mehr Inbrunst gebetet, und nie die hohe Bedeutung der Messe lebhafter

empfunden. Meine künftigen Genoßen kamen mir wie unterirdiſche Helden vor, die tauſend Gefahren zu überwinden hätten, aber auch ein beneidenswerthes Glück an ihren wunderbaren Kenntniſſen beſäßen, und in dem ernſten ſtillen Umgange mit den uralten Felſenſöhnen der Natur, in ihren dunkeln, wunderbaren Kammern, zum Empfängnis himmliſcher Gaben und zur freudigen Erhebung über die Welt und ihre Bedrängniſſe ausgerüſtet würden. Der Steiger gab mir nach geendigtem Gottesdienſt eine Lampe und ein kleines hölzernes Krucifix, und gieng mit mir nach dem Schachte, wie wir die ſchroffen Eingänge in die unterirdiſchen Gebäude zu nennen pflegen. Er lehrte mich die Art des Hinabſteigens, machte mich mit den nothwendigen Vorſichtigkeitsregeln, ſo wie mit den Namen der manigfaltigen Gegenſtände und Teile bekannt. Er fuhr voraus, und ſchurrte auf den runden Balken hinunter, indem er ſich mit der einen Hand an einem Seil anhielt, das in einem Knoten an einer Seitenſtange fortglitſchte, und mit der andern die brennende Lampe trug; ich folgte ſeinem Beiſpiel, und wir gelangten ſo mit ziemlicher Schnelle bald in eine beträchtliche Tiefe. Mir war ſeltſam feierlich zu Muthe, und das vordere Licht funkelte wie ein glücklicher Stern, der mir den Weg zu den verborgenen Schatzkammern der Natur zeigte. Wir kamen unten in einen Irrgarten von Gängen, und mein freundlicher Meiſter ward nicht müde, meine neugierigen Fragen zu beantworten und mich über ſeine Kunſt zu belehren. Das Rauſchen des Waßers, die Entfernung von der bewohnten Oberfläche, die Dunkelheit und Verſchlungenheit der Gänge und das entfernte Geräuſch der arbeitenden Bergleute ergetzte mich ungemein, und ich fühlte nun mit Freuden mich im vollen Beſitz deſſen, was von jeher mein ſehnlichſter Wunſch geweſen war. Es läßt ſich auch dieſe volle Befriedigung eines angebornen Wunſches, dieſe wunderſame Freude an Dingen, die ein näheres Verhältnis zu unſerem geheimen Daſein haben mögen, zu Beſchäftigungen, für die man von der Wiege an beſtimmt und ausgerüſtet iſt, nicht erklären und beſchreiben. Vielleicht daß ſie jedem Andern gemein, unbedeutend und abſchreckend vorgekommen wären; aber mir ſchienen ſie ſo unentbehrlich zu ſein, wie die Luft der Bruſt und die Speiſe dem Magen. Mein alter Meiſter freute ſich über meine innige Luſt, und verhieß mir, daß ich bei dieſem Fleiß und dieſer Aufmerkſamkeit es weit bringen, und ein tüchtiger Bergmann werden würde. Mit welcher Andacht ſah ich zum erſtenmal in meinem Leben am ſechszehnten März, vor nunmehr fünf und vierzig Jahren, den König der Metalle in zarten Blättchen zwiſchen den Spalten des Geſteins. Es kam mir vor, als ſei er hier wie in feſten Gefängniſſen eingeſperrt, und glänze freundlich dem Bergmann entgegen, der mit ſo viel Gefahren und Mühſeligkeiten ſich den Weg zu ihm durch die ſtarken Mauern gebrochen, um ihn an das Licht des Tages zu fördern, damit er an königlichen

Kronen und Gefäßen und heiligen Reliquien zu Ehren gelangen und in geachteten und wohlverwarten Münzen, mit Bildnissen geziert, die Welt beherschen und leiten möge. Von der Zeit an blieb ich in Eula, und stieg allmählich bis zum Häuer, welches der eigentliche Bergmann ist, der die Arbeiten auf dem Gestein betreibt, nachdem ich anfänglich bei der Ausförderung der losgehauenen Stufen in Körben angestellt gewesen war.

Der alte Bergmann ruhte ein wenig von seiner Erzählung aus, und trank, indem ihm seine aufmerksamen Zuhörer ein fröhliches Glückauf zubrachten. Heinrichen erfreuten die Reden des alten Mannes ungemein, und er war sehr geneigt, noch mehr von ihm zu hören.

Die Zuhörer unterhielten sich von den Gefahren und Seltsamkeiten des Bergbaus, und erzählten wunderbare Sagen, über die der Alte oft lächelte, und freundlich ihre sonderbaren Vorstellungen zu berichtigen bemüht war.

Nach einer Weile sagte Heinrich: Ihr mögt seitdem viel seltsame Dinge gesehn und erfahren haben; hoffentlich hat euch nie eure gewählte Lebensart gereut? Wärt ihr nicht so gefällig, und erzähltet uns, wie es euch seitdem ergangen ist, und auf welcher Reise ihr jetzt begriffen seid? Es scheint, als hättet ihr euch weiter in der Welt umgesehen, und gewis darf ich vermuthen, daß ihr jetzt mehr als einen gemeinen Bergmann vorstellt. Es ist mir sehr lieb, sagte der Alte, mich der verflossenen Zeiten zu erinnern, in denen ich Anläße finde, mich der göttlichen Barmherzigkeit und Güte zu erfreuen. Das Geschick hat mich durch ein frohes und heiteres Leben geführt, und es ist kein Tag vorübergegangen, an welchem ich mich nicht mit dankbarem Herzen zur Ruhe gelegt hätte. Ich bin immer glücklich in meinen Verrichtungen gewesen, und unser Aller Vater im Himmel hat mich vor dem Bösen behütet, und in Ehren grau werden laßen. Nächst ihm habe ich alles meinem alten Meister zu verdanken, der nun lange zu seinen Vätern versammelt ist, und an den ich nie ohne Thränen denken kann. Er war ein Mann aus der alten Zeit, nach dem Herzen Gottes. Mit tiefen Einsichten war er begabt, und doch kindlich und demüthig in seinem Thun. Durch ihn ist das Bergwerk in großen Flor gekommen, und hat dem Herzoge von Böhmen zu ungeheuren Schätzen verholfen. Die ganze Gegend ist dadurch bevölkert und wohlhabend und ein blühendes Land geworden. Alle Bergleute verehrten ihren Vater in ihm, und so lange Eula steht, wird auch sein Name mit Rührung und Dankbarkeit genannt werden. Er war seiner Geburt nach ein Laufitzer, und hieß Werner. Seine einzige Tochter war noch ein Kind, wie ich zu ihm ins Haus kam. Meine Emsigkeit, meine Treue und meine leidenschaftliche Anhänglichkeit an ihn gewannen mir seine Liebe mit jedem Tage mehr. Er gab mir seinen Namen und machte mich zu seinem Sohne. Das kleine Mädchen ward nachgerade ein wackres, muntres Geschöpf, deren

Gesicht so freundlich glatt und weiß war, wie ihr Gemüth. Der Alte sagte mir oft, wenn er sah, daß sie mir zugethan war, daß ich gern mit ihr schäkerte und kein Auge von den ihrigen verwandte, die so blau und offen wie der Himmel waren und wie die Krystalle glänzten: wenn ich ein rechtlicher Bergmann würde, wolle er sie mir nicht versagen; und er hielt Wort. — Den Tag, wie ich Häuer wurde, legte er seine Hände auf uns, und segnete uns als Braut und Bräutigam ein, und wenig Wochen darauf führte ich sie als meine Frau heim. Denselben Tag hieb ich in der Frühschicht, noch als Lehrhäuer, eben wie die Sonne oben aufgieng, eine reiche Ader an. Der Herzog schickte mir eine goldene Kette mit seinem Bildnis auf einer großen Münze, und versprach mir den Dienst meines Schwiegervaters. Wie glücklich war ich, als ich sie am Hochzeitstage meiner Braut um den Hals hängen konnte, und aller Augen auf sie gerichtet waren. Unser alter Vater erlebte noch einige muntere Enkel, und die Anbrüche seines Herbstes waren reicher als er gedacht hatte. Er konnte mit Freudigkeit seine Schicht beschließen, und aus der dunkeln Grube dieser Welt fahren, um in Frieden auszuruhen und den großen Lohntag zu erwarten.

Herr, sagte der Alte, indem er sich zu Heinrichen wandte und einige Thränen aus den Augen trocknete, der Bergbau muß von Gott gesegnet werden! Denn es gibt keine Kunst, die ihre Teilhaber glücklicher und edler machte, die mehr den Glauben an eine himmlische Weisheit und Fügung erweckte, und die Unschuld und Kindlichkeit des Herzens reiner erhielte, als der Bergbau. Arm wird der Bergmann geboren, und arm geht er wieder dahin. Er begnügt sich, zu wißen, wo die metallischen Mächte gefunden werden, und sie zu Tage zu fördern; aber ihr blendender Glanz vermag nichts über sein lautres Herz. Unentzündet von gefährlichem Wahnsinn, freut er sich mehr über ihre wunderlichen Bildungen und die Seltsamkeiten ihrer Herkunft und ihrer Wohnungen, als über ihren alles verheißenden Besitz. Sie haben für ihn keinen Reiz mehr, wenn sie Waaren geworden sind, und er sucht sie lieber unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten in den Vesten der Erde, als daß er ihrem Rufe in die Welt folgen und auf der Oberfläche des Bodens durch täuschende, hinterlistige Künste nach ihnen trachten sollte. Jene Mühseligkeiten erhalten sein Herz frisch und seinen Sinn wacker; er genießt seinen kärglichen Lohn mit inniglichem Danke und steigt jeden Tag mit verjüngter Lebensfreude aus den dunkeln Grüften seines Berufes. Nur er kennt die Reize des Lichts und der Ruhe, die Wohlthätigkeit der freien Luft und Aussicht um sich her; nur ihm schmeckt Trank und Speise recht erquicklich und andächtig, wie der Leib des Herrn; und mit welchem liebevollen und empfänglichen Gemüth tritt er nicht unter seines Gleichen, oder herzt seine Frau und Kinder, und ergetzt sich dankbar an der schönen Gabe des traulichen Gesprächs!

Sein einsames Geschäft sondert ihn vom Tage und dem Umgange mit Menschen einen großen Teil seines Lebens ab. Er gewöhnt sich nicht zu einer stumpfen Gleichgiltigkeit gegen diese übertrdischen, tiefsinnigen Dinge, und behält die kindliche Stimmung, in der ihm alles mit seinem eigentümlichsten Geiste und in seiner ursprünglichen bunten Wunderbarkeit erscheint. Die Natur will nicht der ausschließliche Besitz eines Einzigen sein. Als Eigentum verwandelt sie sich in ein böses Gift, das die Ruhe verscheucht und die verderbliche Lust, alles in den Kreiß des Besitzers zu ziehn, mit einem Gefolge von unendlichen Sorgen und wilden Leidenschaften herbeilockt. So untergräbt sie heimlich den Grund des Eigentümers, und begräbt ihn bald in den einbrechenden Abgrund, um aus Hand in Hand zu gehen, und so ihre Neigung, Allen anzugehören, allmählich zu befriedigen.

Wie ruhig arbeitet dagegen der arme genügsame Bergmann in seinen tiefen Einöden, entfernt von dem unruhigen Tumult des Tages, und einzig von Wißbegier und Liebe zur Eintracht beseelt. Er gedenkt in seiner Einsamkeit mit inniger Herzlichkeit seiner Genoßen und seiner Familie, und fühlt immer erneuert die gegenseitige Unentbehrlichkeit und Blutsverwandtschaft der Menschen. Sein Beruf lehrt ihn unermüdliche Geduld und läßt nicht zu, daß sich seine Aufmerksamkeit in unnütze Gedanken zerstreue. Er hat mit einer wunderlichen, harten und unbiegsamen Macht zu thun, die nur durch hartnäckigen Fleiß und beständige Wachsamkeit zu überwinden ist. Aber welches köstliche Gewächs blüht ihm auch in diesen schauerlichen Tiefen, das wahrhafte Vertrauen zu seinem himmlischen Vater, dessen Hand und Vorsorge ihm alle Tage in unverkennbaren Zeichen sichtbar wird. Wie unzählige Mal habe ich nicht vor Ort gesessen, und bei dem Schein meiner Lampe das schlichte Krucifix mit der innigsten Andacht betrachtet! Da habe ich erst den heiligen Sinn dieses räthselhaften Bildnisses recht gefaßt, und den edelsten Gang meines Herzens erschürft, der mir eine ewige Ausbeute gewährt hat.

Der Alte fuhr nach einer Weile fort und sagte: Wahrhaftig, das muß ein göttlicher Mann gewesen sein, der den Menschen zuerst die edle Kunst des Bergbaus gelehrt, und in dem Schoße der Felsen dieses ernste Sinnbild des menschlichen Lebens verborgen hat. Hier ist der Gang mächtig und gebräch, aber arm, dort drückt ihn der Felsen in eine armselige, unbedeutende Kluft zusammen, und gerade hier brechen die edelsten Geschicke ein. Andre Gänge verunedeln ihn, bis sich ein verwandter Gang freundlich mit ihm schaart, und seinen Werth unendlich erhöht. Oft zerschlägt er sich vor dem Bergmann in tausend Trümmern: aber der Geduldige läßt sich nicht schrecken, er verfolgt ruhig seinen Weg, und sieht seinen Eifer belohnt, indem er ihn bald wieder in neuer Mächtigkeit und Höflichkeit ausrichtet. Oft lockt ihn

ein betrügliches Trum aus der wahren Richtung; aber bald erkennt er den falschen Weg, und bricht mit Gewalt querfeldein, bis er den wahren erzführenden Gang wieder gefunden hat. Wie bekannt wird hier nicht der Bergmann mit allen Launen des Zufalls, wie sicher aber auch, daß Eifer und Beständigkeit die einzigen untrüglichen Mittel sind, sie zu bemeistern und die von ihnen hartnäckig verteidigten Schätze zu heben.

77.

Bergmanns Leben.

(Von Novalis.)

Wer ist der Herr der Erde,
wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beschwerde
in ihrem Schoß vergißt.

Wer ihrer Felsenglider
geheimen Bau versteht,
Und unverdroßen nieder
zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet
und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
als wär sie seine Braut.

Er sieht ihr alle Tage
mit neuer Liebe zu,
Und scheut nicht Fleiß und Plage,
sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten
der längst verflossnen Zeit
Ist sie ihm zu berichten
mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heilge Lüfte
umwehn sein Angesicht,
Und in die Nacht der Klüfte
stralt ihm ein ewges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewäßer
hilfreich den Berg hinauf,
Und alle Felsenschlösser
thun ihre Schätz ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
in seines Königs Haus,
Und schmückt die Diademe
mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
den glückbegabten Arm,
Doch fragt er nach ihm wenig
und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
am Fuß um Gut und Geld:
Er bleibt auf den Gebirgen
der frohe Herr der Welt.

78.

Beschreibung eines Gewitters in Brasilien.

(Von Eschwege. Aus C. G. Carus Briefen oder das Erdleben. 1841. Seite 270 ff.)

Die Gegend hier mitten im Walde hatte schlechterdings nichts Einladendes. Ein wüster Waldstrom rauschte im tiefen Grunde, während bärtige Affen bei anbrechender Nacht in weiter Ferne murmelten. Im Rancho (offenes Gebäude mit Ziegeln oder Schilf gedeckt zum Unterkommen für die Reisenden) herschte die geschäftigste Thätigkeit. Die Neger schleppten Holz herbei, die Kochtöpfe sprudelten am Feuer, und indem der Geruch derselben uns den willkommenen Genuß vorspiegelte, kamen auch die Thiere herbei, gleiche Labung erheischend und sich darauf freuend. Man beschlug in der Eile noch wo es fehlte, und heilte die durch den Druck der Sättel entstandenen Wunden. In dieser regsamen Thätigkeit verblieb die Gesellschaft, bis endlich die Thiere auf die Weide getrieben und die Abendmalzeit genoßen war. Eine Wachskerze leuchtete uns noch zu irgend einer den Schlaf herbeiführenden Lectüre, der dann auch, nach einer ruhelos hingebrachten Nacht, sich wie ein lieber Gast nicht lange bitten ließ. Zwar leuchteten Blitze schon lange aus der Ferne durch das Dunkel der Bäume, und das ferne Rollen des Donners verkündete die Ankunft eines Gewitters; aber der Schlaf war mächtiger, als alle Drohungen des Himmels. Wir genoßen wohl eine Stunde lang der Ruhe, als das Unwetter mit aller Macht einbrach und uns erweckte. Ein Orkan, der mit furchtbarer Gewalt die Urbäume schüttelte und bis zu den Wurzeln bewegte, raste voran und riß in wirbelnden Bewegungen meine Bettdecke fort, indes er zugleich die Ziegel des Daches neben unserem Lager niederwarf. Zusammengekauert unter Ochsenhäuten saßen die Neger am erlöschenden Feuer und kreuzten sich bei jedem Blitze. Auch wir rückten der stehenden Wand der Venda näher, Schutz gegen die herabfallenden Ziegel und den nun in Strömen niederstürzenden, vom Winde auf uns getriebenen Regen zu suchen. Selbst unsre Maulthiere und Pferde, geschreckt vom wilden Getöse und dem Niederstürzen der Bäume, flohen aus dem Walde unter unser unsicheres Dach. Es ist schwer, sich eine deutliche Idee von dem schauerlich Großen eines nächtlichen, mit Sturm begleiteten Gewitters in einem Urwalde Brasiliens zu machen, und Schauer erregend, ihm ohne Obdach ausgesetzt zu sein. Noch schwerer bleibt die Beschreibung eines solchen Gegenstandes, der alles in seiner Furchtbarkeit überbietet. Ein Sturm zur See, wenn Segel reißen und Masten brechen, ist wohl wegen des schwankenden Elements gefahrvoller, doch grausender dieses. Bei jenem sind die Momente die schrecklichsten, wo der Schiffer die dem Sturm sich entgegenstemmenden Gegenstände, Masten und Segel, noch nicht eingezogen und verkleinert und der einwirkenden

Gewalt angepaſſt hat. Iſt dieſes Geſchäft aber vorüber und glücklich überſtanden, ſo kann man ſich auf offener See und in waßerdichtem Fahrzeuge ſorglos ſchaukeln laßen; das Heulen des Windes in den Tauen, das Raßeln und Knarren der Maſten und Segelſtangen, das Dehnen, Renken, Winden und Kniſtern des Schiffsbauchs, die an- und überſchlagenden Wellen hört man nach einigen Stunden ohne Angſt; der Eindruck wird ſchwächer und ſchwächer, und ſelbſt der Donner verliert von ſeiner Furchtbarkeit; er eilt ſchnell vorüber und man ligt ruhig in der Kajüte. Nicht ſo Stürme und Gewitter, wie ich ſie in den braſilianiſchen Wäldern oft erlebte. Immer waren ſie mir furchtbar, und ſelbſt den Thieren ſchien es unheimlich zu Muthe zu ſein, denn auch die Kleinſten wurden unruhig, beſonders die Fröſche. Das Toben des Windes in den Rieſenbäumen Braſiliens, das Getöſe und Gekrache der umſtürzenden, nahe und fern das Abfallen dürrer Aeſte, der Strom ſich ergießenden Regens, das Geheul wilder Thiere, beſonders der Affen, die vielleicht durch einen niederſtürzenden Baum aus ihrer Schlafſtätte geſchleudert, vielleicht auch beſchädigt wurden, das unaufhörliche Krachen und Rollen des Donners mit ſeinen unendlichen Echos, das wunderliche Licht, welches die hellen Blitze unter dem Dunkel des ſchwarzen Waldes verbreiteten, dabei die beſtändige Gefahr, von dürren Aeſten oder niederſtürzenden Bäumen erſchlagen zu werden, alles dieſes verſetzte mich immer in den unbehaglichſten Zuſtand.

Noch auf meiner letzten Reiſe von Villa Rica nach Rio de Janeiro beſtanden wir eine ebenſo unangenehme Nacht. In einem tiefen, an und für ſich ſchon Grauſen erregenden Thale, zwiſchen hohen felſigen Bergen eingeſchloßen, fließt der Rio das Petras ſehr unbedeutend, aber bald mächtig werdend durch ſtarke Regengüße. Eine kleine Brücke führt, nicht fern von der Mündung eines andern kleinen Waldbachs, über denſelben. Der Tag war ſo heiß geweſen, die Thiere waren ſo ermüdet, die reinen mit Gras bewachſenen Ufer und der grüne Abhang des untern Teils des Berges, beſchattet von majeſtätiſchen, hohen dickbelaubten wilden Feigenbäumen (hier Gemeleiras genannt) ſo einladend, daß wir uns entſchloßen, auf dieſem Platze unſer Nachtlager aufzuſchlagen. Hoch oben am Berge war die Wohnung eines Pflanzers. Es war noch früh am Tage, und wir hatten Zeit unſre häuslichen Einrichtungen zu treffen. Der Boden war allenthalben rein, das Gras kurz, ſo daß von Schlangen nichts zu befürchten war. Vertrauend auf den ſchönen Abend, der uns eine herliche Nacht verkündete, gaben wir uns keine Mühe, uns gegen Regen zu ſichern. Einige lagerten hier, die Anderen dort. Ich wählte meinen Platz unter einem großen, etwas erhaben ſtehenden Feigenbaum, breitete eine Ochſenhaut auf die Erde und ließ mein Bett darauf legen. Hochflammende Feuer verbreiteten einen wunderlichen Schein über die ſchlafenden Gruppen, das aufgetürmte Gepäcke und das an den Bäumen

herumhängende Sattelzeug. Mein kleiner Pflegesohn war mein Schlafkamerad. Lange dauerte es, ehe ich einschlafen konnte. Kein Lüftchen rührte sich, und nur das Rauschen des in der Ferne sich durch Felsen zwängenden Flußes unterbrach die Stille der Nacht. Die ganze Natur schien zu schlafen, und die Feuer verglimmten in sich, als ferner Donner und helle Blitze uns weckten. Schnell rückte das Gewitter näher heran, und die schleunigsten Maßregeln mußten getroffen werden, uns gegen den Regen zu schützen. Die Feuer wurden vergrößert, das Gepäck und unser Lager mit Ochsenhäuten zugedeckt. Bald wütheten Sturm, Regen, Blitz und Donner; jeder kroch unter seine Ochsenhülle und zog sich zusammen, da wo die Hülle nicht zureichte. Die dickbelaubten Bäume schützten anfänglich; später aber entledigten sie sich des Waßers in verdoppelten Güßen. Die Feuer erloschen vom unaufhörlichen Regen; die nahen Waldströme ertönten mit brüllendem Geräusche. Rabenschwarze Nacht umgab uns. Mein kleiner Schlafkamerad drückte sich fest an mich, Alle, die Einen in Betrachtung dieser unangenehmen Lage verloren, die Andern, besonders die Neger, sich vor Gottes Zorn fürchtend, verhielten sich ganz ruhig, keiner sprach ein Wort, bis endlich ein ertosendes krachendes Geräusch uns mit einem Schrei des Entsetzens aufriß. Tausend Vermuthungen, Angst, Zweifel, Furcht und Erwartung wechselten mit einem Male ab. Waren wir hier sicher oder der Gefahr ausgesetzt? war der Tod uns nahe, oder welch furchtbares Naturereignis hatte sich zugetragen? Dieß alles verbarg uns die dunkle Nacht, und wir ergaben uns mit klopfendem Herzen der Vorsehung. In diesem qualvollen Zustande der Angst, der Furcht und des Schreckens, die Neger immer „misericordia meo deos“ ächzend, verblieben wir bis zum Anbruche des Tages; da erleuchtete die Sonne die Ursache jener Getöse—es war ein während des Gewitters unfern von uns herabgegangener Bergsturz.

79.

Räthsel.

(Von Schiller.)

Unter allen Schlangen ist eine,
auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
an Wuth sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in Einem Grimme
den Reiter und sein Roß.

Sie liebt die höchsten Spitzen;
nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen;
der Harnisch — lockt sie an.

Sie bricht wie dünne Halmen
den stärksten Baum entzwei;
Sie kann das Erz zermalmen,
wie dicht und fest es sei.

Und dieses Ungeheuer
hat zweimal nie gedroht —
Es stirbt im eignen Feuer;
wies tödtet, ist es todt!

80.

Falas y Gomez.

(Von Adalbert v. Chamisso.)

Falas y Gomez raget aus den Fluten
des ſtillen Meers, ein Felſen kahl und bloß,
verbrannt von ſcheitelrechter Sonne Gluten,
Ein Steingeſtell ohn alles Gras und Moos,
das ſich das Volk der Vögel auserkor
zur Ruhſtatt im bewegten Meeresſchooß.
So ſtieg vor unſern Blicken ſie empor,
als auf dem Rurik: „Land im Weſten! Land!“ [Ohr.
der Ruf vom Maſtkorb drang zu unſerm
Als uns die Klippe nah vor Augen ſtand,
gewahrten wir der Meeresvögel Scharen
und ihre Brüteplätze längs dem Strand.
Da friſcher Nahrung wir bedürftig waren,
ſo ward beſchloßen, den Verſuch zu wagen,
in zweien Booten an das Land zu fahren.
Es ward dabei zu ſein mir angetragen;
das Schrecknis, das der Ort mir offenbart,
ich werd es jetzt mit ſchlichten Worten ſagen.
Wir legten bei, beſtiegen wohlbewart
die ausgeſetzten Boote, ſtießen ab,
und längs der Brandung rudernd gieng die Fahrt.
Wo unterm Wind das Ufer Schutz uns gab,
ward angelegt bei einer Felſengruppe,
wir ſetzten auf das Trockne unſern Stab.
Und eine rechts, und links die andre Truppe,
verteilten ſich den Strand entlang die Mannen,
ich aber ſtieg hinan die Felſenkuppe.
Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten,
und mit geſtreckten Hälſen ſich beſannen.
Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
mir auf dem heißen Schieferſtein, indeſſen
die Blicke den Geſichtskreiß rings umſpannten.
Und wie die Wüſtenei ſie erſt ermeßen
und wieder erdwärts ſich geſenket haben,
läßt Eines alles Andre mich vergeßen.
Es hat die Hand des Menſchen eingegraben
das Siegel ſeines Geiſtes in den Stein,
worauf ich ſteh, — Schriftzeichen ſinds, Buchſtaben.
Der Kreuze fünf mal zehn in gleichen Reihn
es will mich dünken, daß ſie lang beſtehen;
doch muß die flüchtge Schrift hier jünger ſein.
Und nicht zu leſen! — deutlich noch zu ſehen
der Tritte Spur, die ſie verlöſchet faſt:
es ſcheint ein Pfad darüber hinzugehen.
Und dort am Abhang war ein Ort der Raſt;
dort nahm er Nahrung ein: dort Eierſchaalen;
wer war, wer iſt der grauſen Wildnis Gaſt?
Und ſpähend, lauſchend ſchritt ich auf dem kahlen
Geſims einher zum andern Felſenhaupte,
das zugewendet ligt den Morgenſtralen.
Und wie ich, der ich ganz mich einſamglaubte,
erklomm die letzte von den Schieferſtiegen,
die mir die Anſicht von dem Abhang raubte,
Da ſah ich einen Greiſen vor mir liegen,
wohl hundert Jahre, mocht ich ſchätzen, alt,
des Züge, ſchien es, wie im Tode ſchwiegen.
Nackt, lang geſtreckt die rieſige Geſtalt,
von Bart und Haupthaar abwärts zu den Lenden
den hagern Leib mit Silberglanz umwallt.
Das Haupt gelehnet an des Felſen Wänden,
im ſtarren Antlitz Ruh, die breite Bruſt
bedeckt mit übers Kreuz gelegten Händen!
Und wie, entſetzt, mit ſchauerlicher Luſt
ich unverwandt das große Bild betrachte,
entfloßen mir die Thränen unbewußt.
Als endlich, wie aus Starrkrampf, ich erwachte,
entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
die bald mein lauter Ruf zuſammenbrachte.
Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten,
und ſtellten, bald verſtummend, ſich zum Kreiß,
die fromm die Feier ſolches Anblicks ehrten.
Und ſeht! noch reget ſich, noch athmet leis,

noch schlägt die müden Augen auf, und hebt
das Haupt empor der wundersame Greis.
Er schaut uns zweifelnd, staunend an, bestrebt
sich noch zu sprechen mit erstorbnem Munde,
umsonst! er sinkt zurück, er hat gelebt.
Es sprach der Arzt, bemüh'nd in dieser Stunde
sich um den Leichnam noch: „Es ist vorbei.“
Wir aber standen betend in der Runde.
Es lagen da der Schiefertafeln drei
mit eingeritzter Schrift: mir ward zu Teile
der Nachlaß von dem Sohn der Wüstenei.
Und wie ich bei den Schriften mich verweile,

die rein in spanscher Zunge sind geschrieben,
gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.
Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
von dannen uns mit Hast zu unsern Booten:
wie dort er lag, ist liegen er geblieben.
Es dient der Stein, worauf er litt, dem Todten
zur Ruhestätte wie zum Monumente, [ten!
und Friede sei dir, Schmerzenssohn, entbo-
Die Hülle gibst du hin dem Elemente,
allnächtlich stralend über dir entzünden
des Kreuzes Sterne sich am Firmamente,
und, was du littest, wird dein Lied verkünden.

Die erste Schiefertafel.

Mir war von Freud und Stolz die Brust geschwellt,
ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
gehäuft die Schätze der gesammten Welt.
Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier
und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
die legt' ich alle nur zu Füßen ihr; —
Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
an welcher sich das Alter liebt zu sonnen,
ich hatt's dem grauen Vater dargebracht; —
Und selber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
gekühlt der thatendurstgen Jugend Glut,
und war geduldig worden und besonnen; —
Sie schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;
ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
von ihren weichen Armen sanft umruht;
Es sprach der Vater über uns den Segen,
ich fand den Himmel in des Hauses Schranken,
und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen —
So wehten thöricht vorwärts die Gedanken!
ich aber lag auf dem Verdeck zu Nacht,
und sah die Sterne durch das Tauwerk schwanken.
Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
der so die Segel spannte, daß wir kaum
den flüchtgen Weg je schnellern Laufs gemacht.

Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum,
erdröhnend durch das schwache Bretterhaus;
ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.
Ein zweiter Stoß, ein dritter: krachend aus
den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
schlug schäumend ein und endete den Graus.
Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle!
noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen,
und sah noch über mir die Sternenhelle.
Da fühlt ich in den Abgrund mich gezogen,
und wieder aufwärts fühlt ich mich gehoben,
und schaute einmal noch des Himmels Bogen.
Dann brach die Kraft in der Gewäßer Toben;
ich übergab dem Tod mich in der Tiefe,
und sagte Lebewohl dem Tag dort oben.
Da schien mir, daß im tiefen Schlaf ich schliefe,
und sei mir aufzuwachen nicht verliehen,
obgleich die Stimme mirs im Innern riefe.
Ich rang, mich solchem Schlafe zu entziehen,
und ich besann mich, schaut umher, und fand,
es habe hier das Meer mich ausgespieen.
Und wie vom Todesschlaf ich auferstand,
bemüht' ich mich die Höhe zu ersteigen,
um zu erkunden dieß mein Rettungsland.

Da wollten Meer und Himmel nur sich zeigen,
die diesen einsam nackten Stein umwanden,
dem nackt und einsam selbst ich Fel zu eigen.
Wo dort mit voller Wuth die Wellen branden,
auf fernem Riffe, war das Wrack zu sehen,
woselbst es lange Jahre noch gestanden.
Mir unerreichbar! — Und des Windes Wehen,
der Strom, entführen seewärts weiter fort
des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort geschehen.

Ich aber dachte: Nicht an solchem Ort
wirst lange die Gefährten du beneiden,
die früher ihr Geschick ereilte dort.
Nicht also! Mich, es will nur mich vermeiden!
der Vögel Eier reichen hin allein
mein Leben zu verlängern und mein Leiden.
Selbander leb ich so mit meiner Pein,
und kratze mit der scharfen Muschelscherben
auf diesen mehr als ich geduldgen Stein:
„Ich bin noch ohne Hoffnung, bald zu sterben.“

Die andere Schiefertafel.

Ich saß vor Sonnenaufgang an dem Strande:
das Sternenkreuz verkündete den Tag,
sich neigend zu des Horizontes Rande.
Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
vor mir der Osten, leuchtend nur entrollte
zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.
Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
mein starrer Blick lag auf des Meeres Saum,
wo bald die Sonne sich erheben sollte.
Die Vögel auf den Nestern, wie im Traum,
erhoben ihre Stimme, blaß und blaßer
erlosch der Schimmer in der Brandung Schaum;
Es sonderte die Luft sich von dem Waßer,
in tiefem Blau verschwand der Sterne Chor:
ich kniet in Andacht und mein Aug ward naßer.
Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
die Freude noch in wunde Herzen senkt;
ich richtete zu ihr den Blick empor: —
„Ein Schiff! ein Schiff! Mit vollen Segeln lenkt
es herwärts seinen Lauf, mit vollem Winde!
noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!
O Gott der Liebe, ja du strafst gelinde!
kaum hab ich dir gebeichtet meine Reu,
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde!

Du öffnest mir das Grab und führst aufs Neu
zu Menschen mich, sie an mein Herz zu drücken,
zu leben und zu lieben warm und treu.“
Und oben von der Klippe höchstem Rücken
betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich bleich:
noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.
Es wuchs das hergetragne Schiff, zugleich
die Angst in meinem Busen namenlos:
es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.
Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! so bar und bloß,
die Arme nur vermögend auszubreiten!
du kennst, barmherziger Gott, du fühlst mein Loos!
Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten.
Und jetzt! — es hat mein Ohr mich nicht betrogen: [gen,
des Meisters Pfeife wars, vom Wind getra-
die wohl ich giergen Durstes eingesogen.
Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
der Menschenred, ans alte Herz mir schlagen! —

Sie haben mich, die Klippe doch erſchaut?
ſie rücken an die Segel, im Begriff
den Lauf zu ändern; — Gott, dem ich vertraut!
Nach Süden — —? Wohl! ſie müßen ja den Riff
umfahren, fern ſich halten von der Brandung.
O gleite ſicher, hoffnungſchweres Schiff! —
Jetzt wär es an der Zeit! O meine Ahndung!
Blickt her! blickt her! legt bei! ſetzt aus das Boot!
dort unterm Winde, dort verſucht die Landung! —
Und ruhig vorwärts ſtrebend ward das Boot
nicht ausgeſetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
es wußt gefühllos nichts von meiner Noth.
Und ruhig ſah ich hin das Fahrzeug gleiten
mit windgeſchwellten Segeln auf den Wogen,
und wachſen zwiſchen ihm und mir die Weiten.
Und als es meinem Blicke ſich entzogen,
ders noch im leeren Blau vergebens ſucht,
und ich verhöhnt mich wußte und betrogen,
Da hab ich meinem Gott und mir geflucht,
und, an den Felſen meine Stirne ſchlagend,
gewüthet ſinnverwirret und verrucht.
Drei Tag' und Nächte lag ich ſo verzagend,
wie Einer, den der Wahnſinn hat gebunden,
im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend;
Und hab am dritten Thränen erſt gefunden,
und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
vom allgewaltgen Hunger überwunden,
um meinem Leibe Nahrung zu verſchaffen.

Die letzte Schiefertafel.

Geduld! Die Sonne ſteigt im Oſten auf,
ſie ſinkt im Weſten zu des Meeres Plan,
ſie hat vollendet eines Tages Lauf.
Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
ſie jetzt bald wieder ſenkrecht meinen Schatten,
ein Jahr iſt um, es fängt ein andres an.
Geduld! Die Jahre ziehen ohn Ermatten,
nur grub für ſie kein Kreuz mehr deine Hand,
ſeit ihrer funfzig ſich gereihet hatten.
Geduld! Du harreſt ſtumm am Meeresrand
und blickeſt ſtarr in öde blaue Ferne,
und lauſchſt dem Wellenſchlag am Felſenſtrand:
Geduld! Laß kreißen Sonne, Mond und Sterne,
und Regenſchauer mit der Sonnenglut
abwechſeln über dir: Geduld erlerne!
Ein Leichtes iſts, der Elemente Wuth
im hellen Tagesſcheine zu ertragen,
bei regem Augenlicht und wachem Muth;
Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
und mehr die ſchlaflos lange bange Nacht,
darin ſie aus dem Hirn hinaus ſich wagen!
Sie halten grauſig neben uns die Wacht,
und reden Worte, welche Wahnſinn locken —
Hinweg! hinweg! wer gab euch ſolche Macht?
Was ſchüttelſt du im Winde deine Locken?
ich kenne dich, du raſcher wilder Knabe,
ich ſeh dich an und meine Pulſe ſtocken:
Du biſt ich ſelbſt, wie ich geſtrebet habe
in meiner Hoffnung Wahn vor grauen Jahren,
ich bin du ſelbſt, das Bild auf deinem Grabe.
Was ſprichſt du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
von Lieb und Haß, von Thatendurſt? du Thor!
ſieh her! ich bin was deine Träume waren.
Und führeſt wiederum mir dieſe vor?
laß ab, o Weib! ich habe längſt verzichtet,
du hauchſt aus Aſchen noch die Glut empor.
Nicht ſo den ſüßen Blick auf mich gerichtet!
das Licht der Augen und der Stimme Laut,
es hat der Tod ja alles ſchon vernichtet.
Aus deinem hohlen morſchen Schädel ſchaut
kein ſolcher Himmel mehr voll Seligkeit,
verſunken iſt die Welt, der ich vertraut.
Ich habe nur die allgewaltge Zeit

auf diesem öden Felsen überragt
in grausenhafter Abgeschiedenheit — —
Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt
ihr dem, der schon den Todten angehöret?
zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!
Steig auf, o Sonne, deren Schein beschwöret
zur Ruh den Aufruhr dieser Nachtgenoßen,
und ende du den Kampf, der mich zerstöret!
Sie bricht hervor, und jene sind zerfloßen;
ich bin mit mir allein und halte wieder
die Kinder meines Hirns in mir verschloßen.
O tragt noch heut, ihr altersstarren Glieder,
mich dort hinunter, wo die Nester liegen,
ich lege bald zur letzten Rast euch nieder.
Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu schmiegen, —
wo machtlos innre Qualen sich erprobt,
wird endlich, endlich doch der Hunger siegen.
Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
und hier, wo ich gelitten und gerungen,
hier hab ich auszuathmen auch gelobt.
Faß, Herr, durch den ich selber mich bezwungen,
nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
bevor mein letzter Klagelaut verklungen.
Laß klanglos mich und friedsam hier erbleichen;
was frommte mir annoch in später Stunde
zu wandeln eine Leiche über Leichen?
Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
und längst verschollen ist von mir die Kunde.
Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt, —
doch fremd zu wallen in der Heimat — nein!
durch Wermuth wird das Bittre nicht versüßt.
Laß weltverlaßen sterben mich allein,
und nur auf deine Gnade noch vertrauen.
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
das Sternbild deines Kreuzes niederschauen.

81.

Vorrhede auff den Psalter.

(Von Martin Luther. Aus der Bibel von 1534.)

Es haben viel heiliger Veter den Psalter sonderlich für anderen Büchern der Schrifft gelobet vnd geliebet, Vnd zwar lobt das werck seinen meister selbs gnug, doch müssen wir vnser lob vnd danck auch daran beweisen. Man hat jnn vergangenen jaren fast viel Legenden von den Heiligen vnd Passional-Exempel Bücher vnd Historien vmbher gefurt, vnd die welt damit erfüllet, das der Psalter die weil vnter der banck vnd jnn solchem finsternis lag, das man nicht wol einen Psalmen recht verstund, Vnd doch so trefflichen Edlen geruch von sich gab, das alle frume hertzen, auch aus den vnbekandten worten andacht vnd krafft empfunden, vnd das Büchlin darumb lieb hatten. Ich halt aber, das kein feiner Exempel Buch oder Legenden der Heiligen auff erden komen sey oder komen möge, denn der Psalter ist, Vnd wenn man wünschen solt, das aus allen Exempeln, Legenden, Historien, das beste gelesen vnd zu samen gebracht, vnd auf die beste weise gestellet würde, so müste es der jtzige Psalter werden. Denn hie finden wir nicht allein, was ein oder zween Heiligen gethan haben, sondern was das Heubt selbs aller Heiligen gethan hat, vnd noch alle Heiligen thun, wie sie gegen

Gott, gegen freunden vnd feinden ſich ſtellen, wie ſie ſich jnn aller fahr vnd leiden halten vnd ſchicken, Vber das, das allerley Göttlicher heilſamer Lere vnd Gebot darinnen ſtehen, Vnd ſolt allein des halben theur vnd lieb ſein, das von Chriſtus ſterben vnd aufferſtehen, ſo klerlich verheiſſet, vnd ſein Reich vnd der gantzen Chriſtenheit ſtand vnd weſen fur bildet, das es wol möcht ein kleine Biblia heiſſen, darinn alles auffs ſchöneſt vnd kürtzeſt, ſo jnn der gantzen Biblia ſtehet, gefaſſet, und zu einem feinen Enchiridion oder Handbuch gemacht vnd bereitet iſt, Das mich dünckt, der Heilige Geiſt habe ſelbs wöllen die mühe auff ſich nemen, vnd eine kurtze Bibel vnd Exempel Buch von der ganzen Chriſtenheit oder allen Heiligen zuſamen bringen, auff das, wer die gantzen Biblia nicht leſen kündte, hette hierinn doch faſt die gantze ſumma verfaſſet jnn ein klein Büchlin.

Aber vber das alles, iſt des Pſalters edle tugent vnd art, das andere Bücher wol viel von Wercken der Heiligen rumpeln, aber gar wenig von jren worten ſagen, Da iſt der Pſalter ein ausbund, darin er auch ſo wol vnd ſüſſe reucht, wenn man drinne liſet, das er nicht alleine die werk der Heiligen erzelet, ſondern auch jre wort, wie ſie mit Gott geredt vnd gebetet haben, vnd noch reden vnd beten, das die andern Legenden vnd Exempel, wo man ſie gegen den Pſalter helt, vns ſchier eitel ſtumme Heiligen fur halten, aber der Pſalter rechte wacker, lebendige Heiligen vns einbildet. Es iſt ja ein ſtummer menſch gegen einen redenden, ſchier als ein halb todter menſch zu achten, vnd kein krefftiger noch edler werck am menſchen iſt, denn reden, Sintemal der menſch durchs reden von andern thieren am meiſten geſchieden wird, mehr denn durch die geſtalt oder ander werck, weil auch wol ein holtz kann eines menſchen geſtalt durch ſchnitzerkunſt haben, vnd ein thier ſo wol ſehen, hören, riechen, ſingen, gehen, ſtehen, eſſen, trincken, faſten, dürſten, hunger, froſt vnd hart lager leiden kan, als ein menſch.

Zu dem, thut der Pſalter noch mehr, daß er nicht ſchlechte gemeine rede der Heiligen vns fur bildet, ſondern die aller beſten, ſo ſie mit groſſem ernſt jnn den aller trefflichſten ſachen mit Gott ſelber geredt haben, Damit er nicht allein jr wort vber jr werck, ſondern auch jr hertz und gründlichen ſchatz jrer ſeelen was furlegt, das wir jnn den grund vnd quelle jrer wort vnd werck, das iſt, jnn jr hertz ſehen können, was ſie fur gedanken gehabt haben, wie ſich jr hertz geſtellet vnd gehalten hat jnn allerley ſachen, fahr vnd not, Welches nicht ſo thun noch thun können, die Legenden oder Exempel, ſo allein von der Heiligen werck oder wunder rhümen, Denn ich kan nicht wiſſen, wie ſein hertz ſtehet, ob ich gleich viel trefflicher werck von einem ſehe oder höre. Vnd gleich wie ich gar viel lieber wolt einen Heiligen hören reden, denn ſein werck ſehen, alſo wollt ich noch viel lieber ſein hertz vnd den ſchatz jnn ſeiner ſeelen ſehen denn ſein wort hören. Das gibt aber vns der Pſalter auffs aller

reichlichſt an den Heiligen, das wir gewis ſein können, wie jr hertz geſtanden, vnd jre wort gelautet haben, gegen Gott vnd jederman.

Denn ein menſchlich hertz iſt wie ein ſchiff auff eim wilden meer, welchs die ſturmwinde von den vier örten der welt treiben, Hie ſtöſſet her, furcht vnd ſorge fur zukünfftigem vnfal, Dort feret gremen her vnd traurigkeit, von gegenwertigem vbel. Hie webt hoffnung vnd vermeſſenheit, von zukünfftigem glück. Dort bleſet her ſicherheit vnd freude jnn gegenwertigen gütern. Solche ſturmwinde aber leren mit ernſt reden vnd das hertz öffnen, vnd den grund eraus ſchütten, Denn wer jnn furcht vnd not ſteckt, redet viel anders von vnfal, denn der jnn freuden ſchwebt. Vnd wer jnn freuden ſchwebt, redet vnd ſinget viel anders von freuden, denn der jnn furcht ſteckt. Es gehet nicht von hertzen (ſpricht man), wenn ein trauriger lachen, oder ein frölicher weinen ſoll, das iſt, Seines hertzen grund ſtehet nicht offen, vnd iſt nichts eraus.

Was iſt aber das meiſte im Pſalter, denn ſolch ernſtlich reden, jnn allerley ſolchen ſturmwinden? Wo findet man ſeiner wort von freuden, denn die Lob Pſalmen oder danck Pſalmen haben? Da ſiheſtu allen Heiligen jns hertze, wie jnn ſchönen lüſtigen garten, ja wie jnn den himmel, wie feine hertzliche lüſtige blumen darinnen auffgehen von allerley ſchönen frölichen gedanken gegen Gott, vmb ſeine wohlthat. Widerumb, wo findeſtu tieffer, kleglicher, jemerlicher wort, von traurigkeit, denn die klage Pſalmen haben? Da ſiheſtu abermal allen Heiligen jns hertze, wie jnn den tod, ja wie jnn die helle, wie finſter vnd tunckel iſts da, von allerley betrübtem anblick des zorn Gottes. Alſo auch, wo ſie von furcht oder hoffnung reden, brauchen ſie ſolcher wort, das dir kein maler alſo kündte die furcht oder hoffnung abmalen, vnd kein Cicero oder redkündiger alſo furbilden. Vnd (wie geſagt) iſt das das aller beſte, das ſie ſolche wort gegen Gott vnd mit Gott reden, welches macht, das zweifeltiger ernſt vnd leben jnn den worten ſind, Denn wo man ſonſt gegen menſchen jnn ſolchen ſachen redet, gehet es nicht ſo ſtarck von hertzen, brennet, lebt vnd bringet nicht ſo faſt.

Daher kompts auch, daß der Pſalter aller Heiligen Büchlin iſt, vnd ein jeglicher, jnn waſerley ſachen er iſt, Pſalmen vnd wort drinnen findet, die ſich auff ſeine ſachen reimen, vnd jm ſo eben ſind, als weren ſie alleine vmb ſeinen willen alſo geſetzet, das er ſie auch ſelbs nicht beſſer ſetzen noch finden kann noch wündſchen mag. Welchs denn auch dazu gut iſt, das, wenn einem ſolche wort gefallen vnd ſich mit jm reimen, das er gewis wird, er ſey jnn der gemeinſchafft der Heiligen, vnd hab allen Heiligen gegangen, wie es jm gehet, weil ſie ein liedlin alle mit jm ſingen, ſonderlich, ſo er ſie auch alſo kan gegen Gott reden, wie ſie gethan haben, welchs jm glauben geſchehen muß, Denn einen Gottloſen menſchen ſchmecken ſie nichts.

Zuletzt, iſt im Pſalter die ſicherheit vnd ein wol verwaret geleit, das

man allen Heiligen on fahr drinnen nachfolgen kann. Denn ander Exempel vnd Legenden von den stummen Heiligen bringen manch werck fur, das man nicht kan nach thun, Viel mehr werck aber bringen sie, die ferlich sind nach zu thun, vnd gemeiniglich secten vnd rotten anrichten, vnd von der gemeinschafft der Heiligen füren vnd reissen, Aber der Psalter helt dich von den rotten zu der Heiligen gemeinschafft. Denn er leret dich jnn freuden, furcht, hoffnung, traurigkeit, gleich gesinnet sein vnd reden, wie alle Heiligen gesinnet vnd geredt haben. Summa, wiltu die Heiligen Christlichen Kirchen gemalet sehen mit lebendiger farbe vnd gestalt, jnn einem kleinen bilde gefasset, so nim den Psalter fur dich, so hastu einen feinen hellen, reinen spiegel, der dir zeigen wird, was die Christenheit sey, ja du wirst auch dich selbs drinnen, vnd das rechte Gnotiseauton * finden, dazu Gott selbs vnd alle creaturen.

Darumb lasst vns nu auch fursehen, daß wir Gott dancken für solche vnaussprechliche güter, vnd mit vleis vnd ernst die selbigen annemen, brauchen vnd vben, Gott zu lob vnd ehre, auff das wir nicht mit vnserer vndanckbarkeit etwas ergers verdienen, Denn vorhin zur zeit der finsternis, welch ein schatz hette es sollen geacht sein, wer einen Psalmen hätte mügen recht verstehen, vnd im verstendlichen deudsch lesen oder hören, Vnd habens doch nicht gehabt. Nu aber sind selig die augen, die da sehen, das wir sehen, vnd ohren, die da hören, das wir hören, Vnd besorge doch, ja leider sehen wirs, das vns gehet, wie den Jüden in der wüsten, die da sprachen vom himelbrod, Vnser seelen eckelt fur der geringen speise. Aber wir sollen auch wissen, das daselbst bey stehet, wie sie geplagt vnd gestorben sind, das vns nicht auch so gehe. Das helffe vns der Vater aller gnaden und barmhertzigkeit, durch Jhesum Christum vnsern Herren, welchem sey lob vnd danck, ehre vnd preis fur diesen Deudschen Psalter, vnd fur alle seine vnzelige vnaussprechliche wolthat, jnn ewigkeit,

* Erkenne dich selbst. AMEN.

82.

Acht und Bann.

(Aus Ernst Herzog von Schwaben, von Ludwig Uhland. Aufzug I.)

1030. Saal der Reichsversammlung zu Aachen. Kaiser **Kunrad**, **Gisela** seine Gemahlin, **Heinrich**, ihr beider Sohn, **Ernst** und **Hermann**, des Kaisers Stiefsöhne, geistliche und weltliche Reichsstände. Kunrad auf dem Throne, Gisela zu seiner Rechten, Heinrich zur Linken, neben Gisela die geistlichen, neben Heinrich die weltlichen Stände. Hinter den Schranken Volk.

Kunrad.

Erlauchte Fürsten! Eurer Gegenwart
bei unsrem heutgen Feste seid bedankt!
Die Krönung ward vollbracht nach eurer Wahl,
und so verhoffen wir, ihr werdet jetzt

die Treue, die ihr rühmlich uns bewährt,
auch unsrem vielgeliebten Sohne weihn.
Ein anderes Geschäft von Wichtigkeit
versammelt hier uns, in dem Saal des
Reichs.
Auf öfteres Ersuchen unsrer Frau,
der Kaisrin Gisela, und unsres Sohns,
des jetzt gekrönten Königes, so wie
nach dem zuvor mit euch gepflognen Rath,
am meisten doch nach unsres Herzens Drang,
beschloßen wir, mit unsrem Stiefsohn Ernst,
der nach des Reiches Spruch gefangen lag,
uns wieder zu befrieden, ihn durchaus
in Würden und in Ehren herzustellen.
Und darum haben wir den heutgen Tag,
als einen freudenreichen, auserkiest,
dem Fürsten das verwirkte Fahnenlehn
des Herzogtums von Schwaben neuerdings
vor offner Reichsversammlung zu verleihn.
Der Anlaß früherer Mishelligkeit,
der Zweifel wegen des Burgundschen Erbes,
fiel weg, nachdem der König Rudolf sich
entschieden und den alten Erbvertrag,
den er mit Kaiser Heinrich abgeschloßen,
auf unsere Person bestätigt hat.
Da ihr, mein Sohn, bei dieser Abkommnis
euch zu beruhigen uns angelobt
durch förmlichen versiegelten Verzicht,
so haben wir, willfährig unsrerseits,
den Lehensbrief auf Schwaben ausgestellt,
und nehmen jetzo, wenn es euch geliebt,
sogleich die feierliche Handlung vor.

Ernst.

Ich trete vor den kaiserlichen Thron,
und bitte nach Gebühr, daß eure Huld
von Neuem mit des Reiches Fahnenlehn,
dem Herzogtum von Schwaben mich
belehne.

Kunrad.

Aus kaiserlicher Machtvollkommenheit
ergreif ich Schwabens Herzogsfahne, die
nach altem Recht und Kriegsbrauch in den
Schlachten führt,
des deutschen Reiches das Vordertreffen
damit du Ernst, der zweite dieses Namens,
belehnet werdest mit dem Herzogtum
samt Zugehörden und Gerechtsamen.
Nach unsrem und gesamter Fürsten
Schluß
hast du auf dieses herzogliche Banner
zu dem gewohnten Eid der Lehenstreu
uns zu beschwören ein Gedoppeltes.

Ernst.

Laßt mich vernehmen, was ich schwören
soll!

Kunrad.

Fürs erste sollst du schwören, daß du nicht
an irgend Einem, Freien oder Knecht,
dich rächest, der zu deinen Gegnern hielt,
zumal an keinem deiner Mannen, die
von dir getreten auf dem Tag zu Ulm.

Ernst.

Nicht Rache dürstend kehr ich in die Welt,
Versöhnung, Ruhe nur ist mein Begehr,
drum bin ich diesen Schwur zu thun bereit.

Kunrad.

Fürs zweite sollst du feierlich beschwören,
daß du den landesflüchtgen Grafen Werner
von Kieburg, der zum Aufstand dich gereizt,
der noch zur Stunde nicht sich unterwarf
und als des Reiches Feind geächtet ist,
daß du nicht diesen, noch die mit ihm sind,
in deines Herzogtumes Grenze dulden,
vielmehr, wenn er sich drin betreten läßt,
ihn greifen wollest zu des Reiches Haft.

Ernst.

Das soll ich schwören? Nein, erlaßt mir
das!

Kunrad.

Du zögerst?

Gisela.

Gott, es geht mir furchtbar auf!

Ernst.

Ich war nach Ulm gekommen auf den Tag,
mit euch zu unterhandeln um Burgund.
Nicht als ein Flehender erschien ich dort,
nein, an der Spitze meiner Lehnsmannschaft,
auf deren Treu und Kraft ich sicher gieng.

Da traten Anshelm vor und Friderich,
die beiden Grafen, und erklärten laut:
sie seien mir zu Dienste nicht verpflichtet
entgegen ihrem Herrn und Könige,
der ihrer Freiheit höchster Schirmvogt sei.
Mit diesen stimmte die gesamte Schar;
verlaßen stund ich plötzlich da, mein Schwert
warf ich zur Erde, schmählich, unbedingt
mußt ich mich übergeben, und hinweg
ward ich geführt zum Felsen Gib'chenstein.
In jener Noth, in jener tiefen Schmach
blieb einzig nur Graf Werner mir getreu,
der meiner Jugend Freund und Führer war.
Auf Kieburg warf er sich, sein festes Schloß,
und wurde dort von euch, erhabner Herr,
drei Monden lang belagert und bedrängt.
Als man zuletzt die gute Veste brach,
entkam er selber mit genauer Noth
und irrt seitdem geächtet durch die Lande.
Sollt ich nun den verläugnen, der so fest
an mir gehalten? Nein! verlangt es nicht!

Kunrad.

Du bist in großer Täuschung, wenn du meinst,
daß Werner das um deinetwillen that.
Du warst nur stets das Werkzeug seiner
gefährlichen Entwürfe. [stolzen

Ernst.

Ja! ich weiß,
mit großen Dingen trägt sich dieser Mann,
doch nicht mit strafbarn noch gefährlichen.
Was er für mich, was ich für ihn gethan,
es war ein Bund der Redlichkeit und Treu.

Kunrad.

Je eifriger du sprichst, je klarer wirds,
wie eng der Meutrer dich umgarnet hat,
und um so weniger darf dir der Schwur,
den wir von dir begehrt, erlaßen sein.

Ernst.

Die Treue sei des deutschen Volkes Ruhm,
so hört ich sagen, und ich glaub es fest,
trotz allem, was ich bitteres erfuhr.
Ihr selbst, o Kaiser, höchstes Haupt des Volkes,
das man um Treue rühmet, habt noch jüngst,
was von Verrath ihr denkt, so schön bewährt:
Als Mistko, der junge Polenfürst,
gedrängt von eurer Waffen Ungestüm,
zu Othalrich, dem Böhmenherzog, floh,
und dieser, um den Zorn, den ihr ihm tragt,
zu sühnen, euch den Flüchtling anerbot,
da wandtet ihr euch mit Verachtung ab:
was ihr vom Feind, vom Fremdlinge verschmäht,
könnt ihrs verlangen von dem eignen Sohn?
vom deutschen Fürsten? Nein! ihr könnt es nicht!

Kunrad.

Vom Sohne heisch ich, daß er nicht dem Feind,
dem bittersten, des Vaters sich geselle;
vom deutschen Fürsten, daß er nimmermehr
die Friedensstörer heg in seinem Land.
Was ich verlang, ist dir zwiefache Pflicht,
und sehr mit Unrecht nennst du es Verrath.

Ernst.

Nennts, wie ihr wollt, doch ist es Treue nicht,
es ist nicht Freundschaft, ist nicht Dankbarkeit,
nichts, was begeistern könnt ein edles Herz.

Kunrad.

Noch einmal frag ich: schwöreſt du den Eid,
den wir bedungen, oder schwörst du nicht?
Antworte nicht zu rasch, erwäg es reiflich!
Es handelt sich nicht bloß ums Herzogtum,
nicht bloß um fernere Gefangenschaft:
des Kerkers bist du ledig; aber was
ich mühsam abgelenkt von deinem Haupt,
damals, da man zu Ulm dich richtete,
jetzt hängt es unabwendbar über dir:
die Acht des Reiches und der Kirche Bann.

Gisela.

Erbarmen meinem Sohne!

Bischof Warmann.

Vernehmet, was die Kirche zu euch spricht!

Als ihr euch ungehorsam, undankbar,
erhubet gegen euren Herrn und Vater,
damals habt ihr, vom bösen Geist gespornt,
selbst nicht geweihtes Eigentum verschont;
der heilge Gallus und das fromme Stift
von Reichenau ersenfzten eurem Drang.
Schon war der Bannstral über euch gezückt,
und nur die kaiserliche Fürsprach hielt
den Arm zurück, der noch gehoben ist!
Des warnet euch die Kirche mütterlich.

Gisela.

Warnt eine Mutter so?

Kunrad.

Und jetzt bist du
gemahnet, jetzt antworte mit Bedacht:
beschwörst du die Bedingung oder nicht?

Ernst.

Die Luft des Kerkers, die ich lang gehaucht,
hat abgespannt die Sehnen meiner Kraft;
wohl bin ich mürbe worden, doch nicht so
bin ich herabgekommen, nicht so ganz
zerbrochen und zernichtet, daß ich den
verriethe, der mir einzig Treue hielt.

Kunrad.

Genug! die Pflicht des Vaters ist erfüllt!
Auch soll der jüngre Bruder keineswegs
entgelten, was der ältere verbrach:
dem Hermann fällt das Herzogtum anheim,
er führe nach Italien mir das Heer. —
Mit reiner Hand erheb ich dieses Schwert
und spreche so den Spruch der Reichesacht:
Aus kaiserlicher Macht und nach dem Schluß
der Fürsten steh ich und erkläre dich,
vormals der Schwaben Herzog, Ernst den
Zweiten,
als Feind des Reichs, als offenbaren Aechter.
Vom Frieden setz ich dich in den Unfrieden,
dein Lehen teil ich hin, woher es rührt,
dein eigen Gut gestatt ich deinen Erben,
erlaube männiglich dein Leib und Leben,
dein Fleisch geb ich dem Thier im Walde
Preis,
dem Vogel in der Luft, dem Fisch im Waßer.
Ich weise dich hinaus in die vier Straßen
der Welt, und wo der Freie wie der Knecht
Fried und Geleit hat, sollst du keines haben.
Und wie ich diesen Handschuh von mir werfe,
wie dieser Handschuh wird zertreten werden,
sollst du verworfen und zertreten sein!

Die Fürsten.

Sollst du verworfen und zertreten sein!

Bischof Warmann.

Im Namen sämtlicher des Reichs Bischöfe
verbann ich dich, vormalgen Herzog Ernst,
samt allen, die dir helfen und dich hegen,
aus unsrer heilgen Kirche Mutterschoß
und übergebe dich dem ewgen Fluch.
Verflucht seist du zu Haus und auf dem Feld,
auf offnem Heerweg, auf geheimem Pfad,
im Wald, auf dem Gebirg und auf der See,
im Tempel selbst und vor dem Hochaltar!
Unselig sei dein Laßen und dein Thun,
unselig was du ißest, was du trinkst,
und was du wachest, schlummerst oder
schläfst,
unselig sei dein Leben, sei dein Tod!
Verflucht seist du vom Wirbel bis zur Zeh,
verflucht sei der Gedanke deines Hirns,
die Rede deines Munds, des Auges Blick,
der Lungen Odem und des Herzens Schlag,
die Kraft des Armes und der Hände Werk,
der Lenden Mark, der Füße Schritt und Tritt
und selbst der Kniee Beugung zum Gebet!
Und wie ich dieser Kerze brennend Licht
auslösch und tilge mit des Mundes Hauch,
so aus dem Buch des Lebens und der Gnade
sollst du vertilget sein und ausgelöscht!

Die Bischöfe.

Sollst du vertilget sein und ausgelöscht!

Ernst.

Hin fahr ich, ein zwiefach Geächteter;
an meine Ferfen heftet sich der Tod
und unter Flüchen krachet mein Genick,
vom Werner laß ich nicht! (ab.)

83.

Sprüche.

(Aus dem Froschmäusler, 1608.)

Wankbarkeit iſt eine ſchöne Tugend,
zieret das Alter und die Jugend;
Wen man undankbar nennen kann,
dem hängen alle Laſter an.

Was Gott nicht hält, das geht zu Grund,
wenns gleich auf eiſern Mauern ſtund.
Was aber Gott auch will ernehren,
das kann je kein Unfall verzehren.

Wohl dem, der ſich mit Gott und Ehren
ohn großer Herren Dienſt kann nehren.

Ja, ſelig iſt derſelbe Mann,
der Herrengunſt entrathen kann.

Viel verthun und wenig werben,
iſt ein guter Weg zum Verderben.

Es wird nichts ſo fein geſponnen,
es kommt doch endlich an die Sonnen.

Wenn die Sonne den Schnee ableckt,
ſo blickt hervor, was er bedeckt.

Das iſt gar eine arme Maus,
die nur weiß zu einem Loch hinaus.

Der größte Schimpf der Kunſt widerfährt,
wenn ſie dem dient, ders iſt unwerth.

Das ſind die gefährlichen Katzen,
die vornen lecken, hinten kratzen.

Vor ſeiner Thür kehr jeder fein,
ſo wirds in der ganzen Stadt rein.

Halt dich rein, und acht dich klein,
ſei gern mit Gott und dir allein.

Wer alles will fechten und gar nichts leiden,
hat ſein Schwert nimmer in der Scheiden.

Wer von dem Feuer bleibt gar zu weit,
der frieret gewis zur Winterzeit,
Wer gar zu nah tritt, wird verbrannt:
im Mittel iſt der beſte Stand.

Wer die Herzen weiß zu wenden,
hat das Spiel in ſeinen Händen.

Wer im Leben kein'n Richter hat,
dem zahlt der Tod ſein' Miſſethat.

Es iſt keiner ſo geſchwind,
der nicht ſeinen Meiſter ſind.

Nicht unbillig man ſelber leidet,
das man Andern für Recht beſcheidet.

Es ſcheint ein Mann oft ſehr gering,
durch den Gott doch ſchafft große Ding.

Wenn die Katz nicht iſt zu Haus,
laufet frei herum die Maus.

Kröch der Schalk in ein Zobelsbalg,
ſo blieb er doch darin ein Schalk.

Willſt du dich recht hoch bewerben,
ſo leb ſo, daß du wohl magſt ſterben.

Gott hält es alſo in gemein,
daß bei einem Glück zwei Unglück ſein.

Das Herze iſt das allerbeſt,
das ſich allzeit auf Gott verläßt.

Umb eines böſen Buben Schand
wird oft geſtraft ein ganzes Land.

Oftmals der allerbeſte Rath
den allerſchlimmſten Ausgang hat.

Nächſt Gott, nächſt einem guten Muth,
iſt Freiheit das höchſte Gut.

Die Mannheit kann nicht höher kommen,
als daß ſie ſelbſt ſich überwonnen.

Der Herr muß ſelber ſein der Knecht,
will ers im Hauſe haben recht.

Wer Gott zum Freunde hat auf Erden,
dem muß ſein Feind zum Freunde werden.

Der Vogel ſingt zu aller Friſt,
wie ihm der Schnabel gewachſen iſt.

Siehe für dich:
Treu iſt ſehr mislich (ſelten).

84.

Herr Charles.

(Von J. P. Hebel.)

Ein Kaufmann in Petersburg, von Geburt ein Franzoſe, wiegte eben ſein wunderſchönes Büblein auf dem Knie, und machte ein Geſicht dazu, daß er ein wohlhabender und glücklicher Mann ſei, und ſein Glück für einen Segen Gottes halte. Indem trat ein fremder Mann, ein Pole, mit vier kranken, halb erfrorenen Kindern in die Stube. „Da bring ich euch die Kinder.“ Der Kaufmann ſah den Polen curios an. „Was ſoll ich mit dieſen Kindern thun? Wem gehören ſie? Wer ſchickt euch zu mir?“ — „Niemand gehören ſie,“ ſagte der Pole; „einer todten Frau im Schnee, ſiebenzig Stunden herwärts Wilna. Thun könnt ihr mit ihnen, was ihr wollt.“ Der Kaufmann ſagte: „Ihr werdet nicht am rechten Orte ſein“, und der Erzähler glaubts auch nicht. Allein der Pole erwiderte, ohne ſich irre machen zu laßen: „Wenn ihr der Herr Charles ſeid, ſo bin ich am rechten Ort,“ und der Erzähler glaubts auch. Er war der Herr Charles. Nämlich es hatte eine Franzöſin, eine Witwe, ſchon lange im Wohlſtande und ohne Tadel in Moskau gelebt. Als aber vor fünf Jahren die Franzoſen in Moskau waren, benahm ſie ſich landsmannſchaftlicher gegen ſie, als den Einwohnern wohlgefiel. Denn das Blut verläugnet ſich nicht, und nachdem ſie in dem großen Brand ebenfalls ihr Häuslein und ihren Wohlſtand verloren und nur ihre fünf Kinder gerettet hatte, mußte ſie, weil ſie verdächtig ſei, nicht nur aus der Stadt, ſondern auch aus dem Land reiſen. Sonſt hätte ſie ſich nach Petersburg gewandt, wo ſie einen reichen Vetter zu finden hoffte. Der geneigte Leſer will bereits etwas merken. Als ſie aber in einer ſchrecklichen Kälte und Flucht, und unter unſäglichen Leiden ſchon bis nach Wilna gekommen war, krank und aller Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten für eine ſo lange Reiſe entblößt, traf ſie in Wilna einen edlen ruſſiſchen Fürſten an, und klagte ihm ihre Noth. Der edle Fürſt ſchenkte ihr dreihundert Rubel, und als er erfuhr, daß ſie in Petersburg einen Vetter habe, ſtellte er ihr frei, ob ſie ihre Reiſe nach Frankreich fortſetzen, oder ob ſie mit einem Paſs nach Petersburg umkehren wolle. Da ſchaute ſie zweifelhaft ihr älteſtes Büblein an, weil es das verſtändigſte und das kränkſte war. „Wo willſt du hin, mein Sohn?“ „Wo du hingehſt, Mutter!“ ſagte der Knabe, und hatte Recht. Denn er gieng noch vor der Abreiſe ins Grab. Alſo verſah ſie ſich mit dem Nothwendigen, und accordierte mit einem Polen, daß er ſie für fünfhundert Rubel nach Petersburg brächte zum Vetter; denn ſie dachte: Er wird das Fehlende ſchon darauf legen. Aber alle Tage kränker auf der langen beſchwerlichen Reiſe, ſtarb ſie am ſechsten oder ſiebenten. — „Wo du hingehſt!“ hatte der Knabe geſagt, und der arme Pole erbte von ihr die Kinder, und konnten mit einander ſo viel

reden, als ein Pole verſtehen mag, wenn ein franzöſiſches Kind ruſſiſch ſpricht, oder ein Französlein, wenn man mit ihm reden will auf polniſch. Nicht jeder geneigte Leſer hätte an ſeiner Stelle ſein mögen. Er war es ſelber nicht gern. „Was anfangen jetzt?“ ſagte er zu ſich ſelbſt. „Umkehren — wo die Kinder laßen? Weiter fahren — wem bringen?“ „Thun was du ſollſt!“ ſagte endlich etwas in ſeinem Inwendigen zu ihm. „Willſt du die armen Kinder um das Letzte und Einzige bringen, was ſie von ihrer Mutter haben, um dein Wort, das du ihr gegeben haſt?“ Alſo kniete er mit den unglücklichen Waiſen um den Leichnam herum, und betete mit ihnen ein polniſches Vater unſer. „Und führe uns nicht in Verſuchung.“ Hernach ließ jedes ein Händlein voll Schnee zum Abſchied und eine Thräne auf die kalte Bruſt der Mutter fallen, nämlich, daß ſie ihr gerne die letzte Pflicht der Beerdigung anthun wollten, wenn ſie könnten, und daß ſie jetzt verlaßene unglückliche Kinder ſeien. Hernach fuhr er getroſt mit ihnen weiter auf der Straße nach Petersburg, denn es wollte ihm nicht eingehen, daß, der ihm die Kindlein anvertraut hatte, könne ihn ſtecken laßen, und als die große Stadt vor ſeinen Augen ſich ausdehnte: wie ein Handwerker thut, der auch erſt vor dem Thor fragt, wo er ſtill halten ſoll, erkundigt er ſich endlich bei den Kindern, ſo gut er ſich verſtändlich machen konnte, wo denn der Vetter wohne, und erfuhr von ihnen, ſo gut er ſie verſtehen konnte: „Wir wißens nicht.“ — Wie er denn heiße? „Wir wißens auch nicht.“ — Wie denn ihr eigener Geſchlechtsname ſei? „Charles.“ Der geneigte Leſer will ſchon wieder etwas merken, und wenns der Erzähler für ſich zu thun hätte, ſo wäre der Herr Charles der Vetter, die Kinder wären verſorgt, und die Erzählung hätte ein Ende. Allein die Wahrheit iſt oft ſinniger als die Erdichtung. Nein, der Herr Charles iſt der Vetter nicht, ſondern dieſes Namens ein Anderer, und bis auf dieſe Stunde weiß noch niemand, wie der wahre Vetter eigentlich heißt, ob und wo in Petersburg er wohnt. Alſo fuhr der arme Mann in großer Verlegenheit zwei Tage lang in der Stadt herum und hatte Französlein feil, aber niemand wollte ihn fragen: „Wie teuer das Pärlein?“ und der Herr Charles begehrte ſie nicht einmal geſchenkt, und war noch nicht Willens, eines zu behalten. Als aber ein Wort das andere gab, und ihm der Pole ſchlicht und menſchlich ihr Schickſal und ihre Noth erzählte, „eins, dachte er, will ich ihm abnehmen,“ und es füllte ſich immer wärmer in ſeinem Buſen: „ich will ihm zwei abnehmen,“ dachte er, und als ſich endlich die Kinder um ihn anſchmiegten, meinend er ſei der Herr Vetter, und anfiengen auf franzöſiſch zu weinen, denn der geneigte Leſer wird auch ſchon bemerkt haben, daß die franzöſiſchen Kinder anders weinen, und als der Herr Charles die Landesart erkannte, da rührte Gott ſein Herz an, daß ihm ward, wie einem Vater, wenn er die eigenen Kinder weinen und klagen ſieht, und „in Gottes

Namen," sagte er, „wenns so ist, so will ich mich nicht entziehen," und nahm die Kinder an. „Setzt euch ein wenig nieder," sagte er zu dem Polen, „ich will euch ein Süpplein kochen laßen."

Der Pole, mit gutem Appetit und leichtem Herzen, aß die Suppe und legte den Löffel weg, — er legte den Löffel weg und blieb sitzen, — er stund auf und blieb stehen. „Seid so gut," sagte er endlich, „und fertigt mich jetzt ab, der Weg nach Wilna ist weit. Auf fünfhundert Rubel hat die Frau mit mir accordiert." Da fuhr es doch dem milden Menschen, dem Herrn Charles, über das Gesicht, wie der Schatten einer fliegenden Frühlingswolke über die sonnenreiche Flur. „Guter Freund," sagte er, „ihr kommt mir ein wenig curios vor. Ists nicht genug, daß ich euch die Kinder abgenommen habe, soll ich euch noch den Fuhrlohn bezahlen?" Denn das kann dem redlichsten und besten Gemüth begegnen, wenns ein Kaufmann ist, jedem andern aber auch, daß es wider Wißen und Willen zuerst ein wenig handeln und markten muß, sei es auch nur mit sich selbst. Der Pole erwiderte: „Guter Herr, ich will euch nicht ins Gesicht sagen, wie ihr mir vorkommt. Ists nicht genug, daß ich euch die Kinder bringe? Sollt ich sie auch noch umsonst geführt haben. Die Zeiten sind bös und der Verdienst ist gering." — „Eben deswegen," sagte Herr Charles, „darüber laßt mich klagen. Oder meint ihr, ich sei so reich, daß ich fremde Kinder aufkaufe, oder so gottlos, daß ich mit ihnen handle? Wollt ihr sie wieder?" Als aber noch einmal ein Wort das andere gab, und der Pole jetzt erst mit Staunen erfuhr, daß der Herr Charles gar nicht der Vetter sei, sondern nur aus Mitleiden die armen Waisen angenommen habe, „wenns so ist," sagte er, „ich bin kein reicher Mann, und eure Landsleute, die Franzosen, haben mich auch nicht dazu gemacht, aber wenns so ist, so kann ich euch nichts zumuthen. Thut den armen Würmlein Gutes dafür," sagte der edle Mensch, und es trat ihm eine Thräne ins Auge, die wie aus einem überwältigten Herzen kam, wenigstens überwältigte sie dem Herrn Charles das seinige. „Monsieur Charles," dachte er, „und ein armer polnischer Fuhrmann" — und als der Pole schon anfieng, eines der Kinder nach dem andern zum Abschied zu küssen, und sie auf polnisch zur Folgsamkeit und Frömmigkeit ermahnte: „Guter Freund," sagte der Herr Charles, „bleibt noch ein wenig da. Ich bin doch so arm nicht, daß ich euch nicht euren wohlverdienten Fuhrlohn bezahlen könnte, so ich doch die Fracht euch abgenommen habe," und gab ihm die fünfhundert Rubel. Also sind jetzt die Kindlein versorgt, der Fuhrlohn ist bezahlt, und so ein oder der andere geneigte Leser vor den Thoren der großen Stadt hätte zweifeln mögen, ob der Vetter auch zu finden sei, und ob ers thun werde, so hat doch die heilige Vorsehung ihn nicht einmal dazu von Nöthen gehabt.

85.

Hab nur Geduld.

(Philander von Sittewald, 1650. II. Seite 41.)

Schweig nur und leid,
es kommt die Zeit,
Daß dieß dein Leid
wird werden Freud.

86.

Der Lootse.

(Von Ludwig Giesebrecht.)

„Siehst du die Brigg dort auf den Wellen?
Sie steuert falsch, sie treibt herein
Und muß am Vorgebirg zerschellen,
lenkt sie nicht augenblicklich ein.

Ich muß hinaus, daß ich sie leite!"
„„Gehst du ins offne Waßer vor,
So legt dein Boot sich auf die Seite
und richtet nimmer sich empor.""

„Allein ich sinke nicht vergebens,
wenn sie mein letzter Ruf belehrt;
Ein ganzes Schiff voll jungen Lebens
ist wohl ein altes Leben werth!

Gib mir das Sprachrohr. Schifflein eile!
es ist die letzte, höchste Noth!"
Vor fliegendem Sturme, gleich dem Pfeile
hin durch die Schären eilt das Boot.

Jetzt schießt es aus dem Klippenrande:
„Links müßt ihr steuern!" hallt ein Schrei:
Kiel oben treibt das Boot zu Lande
und sicher fährt die Brigg vorbei.

87.

Morgengespräch zwischen Vater und Sohn

auf dem Gute des Herrn v. G.

(Von Th. G. v. Hippel: Lebensläufe nach aufsteigender Linie. Berlin 1778. I. S. 351. ff.)

Unser Schlafzimmer gieng gerade auf eine Wildnis, einen Hauptteil des Gartens, wo sich ein Blumenbeet, welches wie ein verschönertes Wiesenstück aussah, an einer alten Eiche zu halten schien, um die kleines Gesträuch rings herum stand, als wenns in die Schule gienge, und lernen wollte, auch so groß zu werden. Es war alles wie Wiese und Wald, was man sehen konnte, und doch wars nicht Wiese und Wald. Die Blumen anders, und wenn sie gleich nicht in Reih und Gliedern standen, waren sie doch in einer entzückenden unordentlichen Ordnung. Bäume hinderten das Auge nicht, den Wald zu sehen, und es fiel von oben ein reines Waßer, wie ein starker Regen, und schlenkerte durchs Blumenstück, und aus ihm heraus, wie ein Betrunkener. — —

Vater und Ich, im Bette.

Ich. Guten Morgen, Vater.

Vater. Dank Alexander. Wie im Edelhofe geſchlafen?

Ich. Nicht wie zu Hauſe. Blinde Kuh geſpielt. Zugegriffen, nichts erhaſcht. Die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen. Gewollt und nicht gekonnt.

Vater. Die erſte Nacht am fremden Orte ſchläft niemand aus.

Ich. Wie kommt das?

Vater. Betten und Neſter müßen nicht kalt werden. Ein neuer Bezug koſtet mir zu Hauſe zwo ſchlafloſe Stunden, ein neues Bett anderthalb Nächte.

Ich. Ich habe den neuen Bezug mit einer halben Stunde bezahlt, vom neuen Bette weiß ich ſeit ſechs Stunden erſt mitzureden.

Vater. Hätten wir keine Betten, würden wir nicht dieſen Schlafzoll bezahlen. Es iſt viel davon zu ſagen. Wenn ja der Menſch nicht in ſich ſelbſt Wärme hätte, ſollt er nach der Vorſchrift der Natur auf Haarbetten ruhen.

Ich. Ich wills verſuchen.

Vater. Wenns nur nicht zu ſpät iſt. Deine Mutter trägt die Schuld, daß dein Blut Federn kennet. Mich freuts, daß du dieſe Nacht ſo wenig mit dem Schlaf gezankt — Wir haben beide gethan, als ſchliefen wir. Wer ſich mit dem Schlaf überwirft, zieht immer den Kürzern.

Ich. Aber mit einmal Aufſtand machen, und dem Schlaf zeigen, daß man ſein Sklave nicht ſei: was meinſt du, Vater?

Vater. Recht! in allen Fällen, nur nicht, wenn ein neues Bett daran Schuld iſt. Der Schlaf kann nicht büßen, was unſre Weichlichkeit verſchuldet hat. — Wer, wenn er ſchnell aufwacht, nicht gleich herausſpringt, verſteht nicht Winke der Natur. Der zweite Schlaf iſt ein Poſtſcript, das keinem Manne anſteht. Mittagsſchlaf iſt ein brennend Licht am Tage. — Achtung, Alexander! Schlag an, Feu'r! — biſt du heraus?

Ich. Wie Blitz!

Vater. Merks dir ewig. Wer einen Fuß aus dem Bett ſetzt, und den andern nachholt, arbeitet auch nur mit halbem Kopf.

Ich. Wie kanns anders? Ich hätte mögen den D. Luther hören und ſehen das „Walt" ſprechen, und aus dem Bette fahren.

Vater. Er fuhr gewis mit ſechs.

(Eine Stille! wir ſahen beide zum Fenſter hin, und jeder ſtieß eins wie aufs Commando auf — — Noch eine Stille.)

Vater. Haſt du gebetet?

Ich. Zweimal angeſetzt, einmal vollendet. —

Vater. Zum Dank hat der Menſch, wie zum Troſt immer Gelegenheit. Auch das größte Unglück iſt nicht ſo groß, daß man ſich nicht noch ein Stock-

werk drüber denken könnte. Der Armbruch ist nicht so arg, als der Halsbruch. Viele Leute aber glauben freilich, so mit dem lieben Gott umzuspringen, als mit ihres Gleichen. Herz, Ehrlichkeit, ist das, was Gott angenehm ist. Versöhne dich mit deinem Bruder, und dann komm und opfre. Thu was Gutes, und du betest — Die ganze Natur betet und singt, und die Raben selbst nicht ausgenommen. Siehst du einen schönen Abend, einen schönen Morgen, so fehlen nur Worte zum Gebete, und die sind nicht nöthig. Es hat weise Heiden gegeben, die dafür hielten, man sollte laut beten, damit Gott nicht mit unklugen Bitten belästiget würde; allein die Herren mögen es mir verzeihen: Gott ist unser Vater und wir können ihm alles sagen. Wir bleiben gegen ihn bis ans Ende kleine Kinder. Es wäre nur Ehrfurcht, was wir gegen ihn hätten, wenn wir nicht beten dürften. Das Gebet hilft uns zu einer Liebe, die anders ist, als alles Lieben in der Welt. Betet im Glauben, bestimmt nicht: Laßts Gott über. Plappert nicht, betet im Kämmerlein — (Mein Vater betete das Vater unser, und sah zum Fenster, und ich betete mit. Wir beteten laut.)

Ich. Viele Leute schämen sich den lieben Gott auszusprechen. Sie sagen: Der Himmel. Ich sag ja nicht Mitau, wenn ich den Herzog meine. Einige sagen: Die Vorsicht — das sind mir schon die rechten, nicht wahr, Vater?

Vater. Nicht immer wahr. Da muß man sehr duldend sein. Ich sage gern, herzlich gern heraus: Gott, mein Gott, und freu mich, daß ichs nach meiner Religion darf. Andere Leute mögen andere Weise haben. Man nennt oft nach der Hauptstadt den Hof, der Wienerhof — ich werd bei meiner Weise bleiben.

Ich. Und ich auch in Ewigkeit.

Vater. Eine Nacht gewacht macht munter. Wir werden beid einen herlichen Tag haben.

Ich. Ich dacht, es wäre des ersten Ausflugs wegen. Der erste Ausflug aus dem Neste muß Alten und Jungen was Angenehmes sein. Du verstehst mich — nach dem lieben Gott bist du mein Vater.

Vater. Sei gut Alexander, und das wirst du sein, wenn du Gott von Herzen Vater nennst.

Tafeldecker (kommt). Wünsch unterthänigen Morgen.

Vater. Guten Morgen, guter Freund.

Tafeldecker. Gnädiger Herr, und gnädige Frau, und gnädiger Junker bitten zum Thee.

Vater. Gleich — aber, lieber Freund, das Waßer hier ist von gestern. Nur Thee fehlt, so ists Theewaßer. Können wir nicht kaltes, frisches Waßer haben?

Ich. Mit Eis, wenns angeht. Ich hab vom Eiskeller gehört.

Tafeldecker. Wird nicht gut thun.

Ich. Ich bins gewohnt: Eis im Waßer, Speck im Kohl, Ehr im Leib, Gewißen im Herzen.

Tafeldecker. Das sind vier gute Schüßeln.

Ich. Herr Tafeldecker, ich bin sehr hitzig aufs Eis!

Tafeldecker. Sollen haben — (Geht ab).

Vater. Bei jeder Taufe thut es mir leid, daß wir nicht untertauchen. Das wäre was für Leib und Seele.

Ich. Wenn wir so mit dem Feu'r umspringen könnten, Vater! Wenn wir so die Sonne, wie ein Kaminfeuer, ansehen und, wär sie näher, herantreten könnten, ohne von den Flammen ergriffen zu werden.

Vater. Die offenbare See —

Ich. Ich möcht mich doch da eher baden, als die Hände dicht am Sonnenkamin wärmen. Was auf der Erde ist, gehört uns, hast du mich gelehrt.

Vater. Das erste Feu'r auf der Erde muß eine schreckliche Wirkung auf Mensch und Vieh gemacht haben. Ein Blitz schlugs vielleicht an, und die Menschen unterhielten ein heiliges Feu'r, des sich jeder bediente, bis sich jeder selbst anschlagen lernte. Der Mensch hat sich ohne Zweifel vorgestellt, die Sonne wäre herabgekommen und wandle unter uns —

Ich. Eine große Vorstellung!

Vater. Ich vergeb den Heiden, daß sie die Sonne angebetet. Sie ist eins von den großen Lichtern, die im Saal Gottes brennen. Wir haben sie noch so ziemlich aus der ersten Hand; in wenig Minuten ist der Stral auf der Erde. —

Ich. Ich wünscht, ich hätte das erste Feu'r auf Erden gesehen.

Vater. Auch ich. Ich denk, der erste Feuerlärm ist die Ursach, warum wir noch immer ins Feu'r sehen, wo wirs finden. Wir feiern das Fest des ersten Feuers. Kaminfeuer verdirbt das Auge, sagt man; und was thut denn der Rauch der Oefen? das Unwürdigste, was je die Menschen erdacht haben! Ich bin kein Republikaner, allein ich bin ein Mensch; kein Mensch, der sich frei fühlt, sollte einheizen, und sich die Haare stecken, oder sie kleben. Wer nicht mit der Hand in die Haare kann, und mit unverwandten Augen ins Feuer sieht, und sich Feuer zu machen versteht, ist wenigstens kein Engländer. Ich bin für den monarchischen Staat, das weißt du; allein auch da gibts Freiheit. Du weißt die Fabel von Prometheus?

Ich. Dem Feu'rdieb? Ja!

Vater. Man läßt es nicht, ins Feu'r zu sehen; und wenn man mit seinen Augen drüber einen Bund macht, so sieht man nicht, man schielt, man stiehlt. Die Thiere selbst machen große Augen und staunen das Feuer an. —

Wie ich mich freue, wenn ich Spuren der Natur finde, das ist unbeschreiblich; ich denk immer, Gottes Finger zu sehen, wenn ich Natur sehe —

Ich. Ich sehe Gottes ganze Hand.

Vater. Junge! Tausendmal hab ich gedacht: mein Ebenbild! Nur etwas rauher, dünkt mich. — Schadt nichts, du bist in Curland geboren, und ich in einer beßern Gegend. Du jung, ich — alt. Söhne, die der Mutter ähnlich sind, bekommen ihre Fähigkeiten und Neigungen; allein in höherem Maße. Sie sind Birnäpfel; ich würd sie all zu Geistlichen bestimmen. Sie haben bis zum Papst Anlage; nur keinen Schuß vertragen sie. Hätteſt du etwas, Alexander, von diesen Wachsjungens, ich gäbe was drum —

Ich. Und warum, Vater?

Vater. Das eine Frage! Du sollst nicht mit Feuer, sondern mit Waßer taufen.

Ich. Gott braucht auch Luthers im Dienst, nicht bloß Melanchtons, Vater! Ich wett, Luther sah seinem Vater ähnlich, wie ich dir; und Luther, das wett ich auch, wär ein so guter Generalfeldmarschall geworden, als er jetzo Glaubensvater ist, und hätt sich so gut Sieg erfochten, als einen Katechismus geschrieben.

Vater. Feigheit fällt in alle fünf Sinne: man sieht sie im Finstern. Einen muthigen Mann kennt man nicht so leicht. Er trägt nicht Spieß und Lanze. Gemeinhin sieht er blöde aus. Seine Miene ist sanft und edel; wenn er spricht, ists, als spräche man mit einem Frauenzimmer.

Ich. Wer hat, darf nicht borgen.

Vater. Ein muthiger Mann ist ein vermögender Mann, und darum braucht er kein Credikleid, keinen Empfehlungsbrief. Er ist überzeugt, daß es ihm nicht fehlen könne. — Muth ist ein edles Bewußtsein, von dem einige Leute sehr einfältig sagen, er sei anzusehen. Stolz ist anzusehen; allein kein edles Bewußtsein —

Ich. Wie kommts aber, Vater! daß auch den Herzhafteſten der Muth zuweilen verläßt, und daß er nach einiger Zeit wieder muthig wird?

Vater. Weil er krank war, und wieder gesund wurde! Das ist aber eine Krankheit ohne Namen, etwas Kolik ist immer dabei. — Oft kommts, weil der Held mit einer Schlafmütze sein Haupt bedeckt hat, da er eben angegriffen wird. Er sollte selbst im Hute schlafen.

Ich. Im Hut, oder im bloßen Kopf — Vater, ich will dein Sohn nicht sein, wenn ich je anders zu Bette gehe —

Vater. Bekämpfe dich selbst, dann hast du Muth, auch ohne den Degen in der Faust. Muth braucht man, wie Salz, zu allem, und beim Kammertod mehr, als auf dem Bette der Ehren, wo Wuth und Verzweiflung oft die

Herzhaftigkeit einfeuert. Dieß iſt ein eingeheizter Muth. Iſt der Ofen kalt, iſt alles kalt —

Ich. Ich weiß, Vater, wie ich im Kampf mit den Buben das Loch hier am Kopf kriegte, was es heiße, auf dem Bette der Ehren ein Loch kriegen, und wie ich krank war, was ein kalter Ofen heiße. Das Loch war mir weniger, als wenn ich mir das Hemde vorbei ins Fleiſch geſtochen. Ich wollt drüber was Schriftliches aufſetzen, ſo weiß ichs. Sich ſelbſt bekämpfen, Vater, und eine Hopfenſtange ſein, iſt doch zweierlei.

Vater. Sich im wagerechten Stand ſetzen, und immer im Gleichgewicht halten, iſt unmöglich. Wer nicht Leidenſchaften hat, iſt kein Menſch. Unſer Herr und Meiſter jagte Käufer und Verkäufer aus Gottes Tempel. Wer im Sitzen ſchelten, und wenn er ſich ſtößt, beten kann, iſt ein Menſch, mit dem ich nichts zu teilen haben will. Ich werd gewis betrogen.

Ich. Vater, was du mir ſagſt, iſt mir ſo bekannt, als ob ichs gewußt hätte, und doch lern ichs erſt.

Vater. Das iſt der größte Beweis der Wahrheit. Der Vers iſt gut, den man auf einmal behält, und eine Sache, die, wenn wir ſie gehört, uns ſo dünkt, als hätten wir ſie ſchon zuvor gewußt, iſt gewis wahr.

Ich. Du biſt mir Philippus und Ariſtoteles in einer Perſon.*

Vater. Wenn man den Kindern auf alle ihre Fragen antwortet, curiert man ſie durch Aderlaßen. Man macht ſie ſchwach. Wenn du A frugſt, antwortete ich B, und hierdurch gewöhnte ich dir ab, zu fragen, und an, ſelbſt zu denken. Wer immer in ſeiner Jugend gefragt hat, fragt auch, wenn er alt wird. Hättſt du noch einen Bruder gehabt, hätt ich ihn noch anders erzogen, und ihm nicht geſagt, hier geht der Weg, ſondern: hier geht er nicht — Wenigſtens, Alexander, haſt du einen mündigen Ausdruck. Du biſt ein Menſch der bei der Natur in die Schule gegangen, ein Stück vom Seher! — Wer bloß die Alten lieſt, iſt ein Gläubiger! du kannſt ſie auch zur Noth leſen, dieſe erſte Ueberſetzung der Natur. — Laß uns jetzt gehen — der Thee iſt ſchon erwünſcht kalt.

Ich. Vater, ich möcht noch zehn Stunden hören.

Vater. Und ich bin lang nicht ſo ein Vielwißer geweſen, wie heut, und auch du umfaßeſt alles, du ſprichſt ſo behend, und jedes Wort iſt Schach dem Könige. Das machen die neuen Betten und die Nacht ohne Schlaf.

Ich. Noch eins, Vater! — Ha, Waßer!

Vater. Ströme! Deſto beßer! Für dich einen, und für mich auch einen — —

* Philippus war der Vater und Ariſtoteles der Lehrer Alexanders.

88.

Räthsel.

(Von Schiller.)

Ich wohn in einem steinernen Haus,
da lieg ich verborgen und schlafe;
doch ich trete hervor, ich eile heraus,
gefordert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
mich kann dein Athem bezwingen;
ein Regentropfen schon saugt mich ein;
doch mir wachsen im Siege die Schwingen,
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
erwachs' ich zum furchtbarn Gebieter der [Welt.

89.

Sylbenräthsel.

(Von Friedrich Schleiermacher.)

Blumen geraubt ist die Erste, oft stützt auch Blumen die Zweite;
sieh, wie am Weihnachtsbaum still sich das Ganze verzehrt.

90.

Frühlingsglaube.

(Von Ludwig Uhland.)

Die linden Lüfte sind erwacht,
sie säuseln und weben Tag und Nacht,
sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
nun, armes Herze, sei nicht bang!
nun muß sich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
man weiß nicht, was noch werden mag,
das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
nun, armes Herz, vergiß der Qual!
nun muß sich Alles, Alles wenden.

91.

Des Alpenlandes Natur und Art.

(Deutsches Land, von J. C. F. Guts Muths. I. Seite 20 ff.)

Die ganze Natur solches Alpenlandes, wie Deutschland im Mittag zeigt, ist in Allem abweichend vom Flachlande, in Luft und Witterung, Pflanzen und Thieren, Mineralien, Menschen und Gewerben, Sitte, Sprache und Art; und diese ganze, so anziehende, herliche Erscheinung, gleichsam eine neue Welt, geht hauptsächlich hervor aus der starken Emporragung über die untern Luftschichten. Steigst du hier aus einem Thale zum Gipfel einer Alpe hinan, so machst du nach den Wärmegraden in wenigen Stunden eine Reise aus dem heißen Italien nach dem starren Nordpole, in Gebiete des ewigen Winters; du durchwanderst da jede Temperatur von Neapel bis Spitzbergen. Du gehst durch Waldungen von Laubholz, aber

weiter hinauf widersteht sein wäßriger Saft nicht der härteren Kälte, es verschwindet; ihm folgt weiter hinauf Nadelholz, sein harziger Saft erträgt sie beßer. Da erscheint die sibirische Ceder (Pinus cembra, Zirbelnuß). Aber die Hochwaldung schwindet weiter hinauf, sie wird krüppelhaft neben dem öl- und harzreichen niedrigen Krummholz. Immer mehr schrumpft die Pflanzenwelt zusammen; nur kleine Alpenpflanzen, das Alpenröslein (Rhododendron) nebst vielen andern, deren Brüder- und Schwesterlein auch in Norwegens Norden auf Flächen sich des Lebens freuen, kleiden den kalten Boden. Ueber ihnen hinauf folgen allerlei farbige Moose, immer kleinerer Art, bis sie endlich dem bloßen Auge kaum sichtbar. Aber von hier an erstarrt die Pflanzenwelt; sie hört auf, ein anderes Wachstum beginnt. Es ist die Krystallisation der Gletscher oder Ferner, und der feinen Dünste zu Haareis, das aus der Luft niederrieselt. Nur die obern Gegenden sind mit Schnee und mit weiten Schneefeldern überdeckt. Hier vermag die Sonne nicht, ihn wegzuschmelzen, nur die jedesmalige Oberfläche schmilzt etwas ab und wird zur Eiskruste. Dieß wiederholt sich oft zu vielen Schichten. Aber tiefer vermag die Sonne mehr; hier schmilzt zu Zeiten der Schnee stark, und das Schneewaßer durchrinnt die Schneemassen, die dann gefrieren und zu Gletschern oder Fernern werden. Neue Schneemassen lagern sich auf, gerinnen und gefrieren hinzu, so wächst hier der Eisberg an Höhe und Umfang. Sein Scheitel wird Orten sichtbar, die sie sonst nie gesehen; er breitet sich aus und überlagert Wiese und Weideland. Ja oft geräth ein Ferner, abhängig im Thale gelagert und von unendlicher Last gedrückt und geschoben, ins Gleiten, und die gefährliche Riesenmasse gleitet tiefer und tiefer, mit fürchterlich langsamem Nahen für die untern Gegenden. Dort zertrümmert sich das ewige Eis eines andern, es stürzt ein Teil zu Thal, es hemmt den Thalfluß, da stemmt sich das Gewäßer zum See auf. So entstund 1771 in Tyrol im Rosenthal der Rosener-Eissee; oder es füllt tiefer unten ein Thal, und bildet Eisgruben, die nimmer vergehen; so die berühmte Eiskapelle am Bartholomäussee in Berchtolsgaden. Unter den vielfachen Beispielen des Fortwachsens zeichnen sich die Elendsalpen auf der Grenze Salzburgs und Kärntens aus. Nach Sage aus alter Zeit waren sie einst bewohnt, und reich an Getraide und Futter; nun sind sie seit Jahrhunderten nur Eis- und Schneefeld; denn es lebte da die übermüthige, üppige Brut eines reichen Vaters; mit silbernen Kugeln und Kegeln spielten sie, und rundgebackene Kuchen, groß wie Kutschräder steckten sie an die Achsen. Der Sünden müde kam ihnen der Herr entgegen mit gewaltigem Schnee und Hagel, bis der üppige Alpentisch gar anders gedeckt war, über die Brut und all ihr Vieh her, so daß nie etwas davon zum Vorschein kam. Am Rande des ungeheuren Eisfeldes sammeln noch jetzt die Landdirnen schönblumiges Gras, und Schafe weiden bis dicht

an den Rand des eisigen Elends, das man jetzt nur mit Fußeisen besteigen kann, und selbst im höchsten Sommer der Kälte wegen nicht mag.

Der Wärmegrad dieser Alpenlande ist höchst manigfaltig: man schmachtet vor Hitze und zittert vor Kälte, ehe die Sonne den Bogen vollendet. Unten im Thal, zwischen den erhitzten Gebirgswänden, glaubst du oft im Anhauche eines Backofens zu wandeln, denn der Wärmemeßer zeigt von Mittag bis 3 Uhr hin auf 30 Grad Reaumur und häufig noch darüber hinaus. Da könnte nicht bloß Mandel und Pfirsche, nein selbst die Goldfrucht (Orange) jeder Art gedeihen; aber diesen afrikanischen Stunden verderben andere solche Wirksamkeit völlig. An den mitternächtlichen Gebirgsseiten in den schattigen Thalgründen, am rauschenden Laufe eines Gießbachs hinauf, lauert sehr merklich die Kühlung; früh und spät tritt sie selbst in die wärmsten Thäler, man friert wo man vor wenig Stunden noch schmachtete. Auch ligt in den schattigen Gründen der Schnee bis weit in den Lenz. Wirksamer noch ist die ewige Eis- und Schneedecke der Hochalpen. Fast unaufhörlich ziehen die Nebel an den Gipfeln umher, und die graue Dunstschicht, die dort oben mitten im Sommer als Schnee und Haareis niederrieselt, fällt in die Thäler als kalter Regen. Lagere dich hier auf blumiger Waide, schau die hohen Gebirge hinan, und erlebe mit eigenen Augen den Zauber, der dort oben, wie auf einer Reihe phantastischer Feengärten und Schlößer, vorgeht. Jetzt erscheinen diese Regionen grün und lockend, wenige Minuten später mit düsterm Flor überzogen; bald darauf mit weißem Gewand gekleidet. Kaum traueſt du deinen Augen, fast glaubst du an ihre Verblendung, und dennoch ist diese Verwandlung in sehr kurzer Zeit, ja binnen einer Viertelstunde dort oben wirklich geschehen; jene lockenden Gärten wurden wirklich von Nebeln umflort, und vom Schnee plötzlich darauf umhüllt, den die Sonne jedoch bald wieder schmilzt. Die unendlich schöne Verklärung dieser Alpengebirge im Purpurglanz der sinkenden Sonne gehört zu den schönsten Anblicken, welche die Natur nur irgendwo gewährt.

Sprichwörter.

92.

Junger Spieler, alter Bettler.
Jeder fege vor seiner Thür.
Wie gesäet, so geschnitten.
Kleider machen Leute.
Ein Schelm macht den andern.
Hochmuth kommt vor dem Fall.
Noth lernt beten.
Guter Muth, halbe Arbeit.
Wer Pech angreift, besudelt sich.
Ordnung hilft Haushalten.
Rasteſt du, so rosteſt du.
Jedes Haar hat seinen Schatten.

93.

Ein Habich ist beßer als ein Hättich.
Der Fuchs weiß mehr denn Ein Loch.
Rede wenig, höre viel.
Was Gott thut, das ist wolgethan.
Je höhrer Berg, je tiefer Thal.
Abends wird der Faule fleißig.
Wol gelebt, wol gestorben.
Bei gutem Winde ist gut segeln.
Gelegenheit macht Diebe.
Ein Mann, ein Wort.
Die Luft baut das Land.
Feuer fängt mit Funken an.

94.

Bauer sehen hilft nicht.
Armut ist keine Sünde.
Keine Rose ohne Dornen.
Den Letzten beißen die Hunde.
Eine Schwalbe macht keinen Sommer.
Alte Wunden bluten leicht.
Wenn nichts im Mörser ist, gibts großen Lärm.
Viele Köpfe, viele Sinne.
Was Fliegen lockt, das lockt auch Freunde.
Gedanken sind zollfrei.
Nach Regen kommt Sonnenschein.
Wie das Haupt, so die Glider.

95.

Der Winter.

(Von J. P. Hebel. Allemannische Gedichte. Aarau 1820. Seite 152.)

Isch echt do obe bauwele feil?
sie schütten eim e redli teil
In d'gärten aben und ufs hus!
es schneit doch au, es isch e grus!
Und's hangt no menge wage voll
am himmel obe, merki wol.

Und wo ne ma vo witem lauft,
so het er vo de bauwele ghauft;
Er treit sie uf der achsle no
und uffem huet, und lauft dervo:
Was laufsch denn so, du närrsche ma?
de wirsch sie doch nit gstole ha?

Und gärten ab und gärten uf
hen alli scheie chäpli uf;
Sie stöhn wie großi here do,
sie meine, 's heigs sust niemes so:
Der nußbaum het doch au si sach,
und 's herehus und chilchedach.

Und wo me luegt, isch schnee und schnee,
me siht ke stroß und fueßweg me.
Meng somechörnli, chlei und zart,
lit unterm bode wol verwart,
Und schneis so lang es schneie mag,
es wartet uf si ostertag.

Meng summervögeli schöner art
lit unterm Bode wol verwart,
Es het kei chummer und kei chlag
und wartet uf si ostertag,
Und gangs au lang, er chunt emol,
und sider schlofts, und 's isch em wol.

Doch wenn im früelig 's schwälmli singt,
und d'sunnewärmi abe bringt,
Potz tausig, wachts in iedem grab
und streift si totehembli ab;
Wo nummen au ne löchli isch,
schlüpft 's leben use, jung und frisch. —

Do fliegt e hungerig spätzli her!
e brösli brot wär si beger.
Es luegt ein so erbärmli a,
's hat sider nechti nüt me gha.
Gell, bürstli, sel isch anderi zit,
wenns chorn in alle fure lit?

Do hesch! Loß andern au dervo!
bisch hungerig, chasch wider cho!
'S muß wor si, wies e sprüchli git:
„Sie seihe nit und ernde nit,
Sie hen kei pflug und hen kei joch,
und Gott im himmel närt si doch.“

96.

Der Eislauf.

(Von Fr. Gottl. Klopstock. 1764.)

Vergraben ist in ewige Nacht
der Erfinder großer Name zu oft!
Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nutzen wir,
aber belohnt Ehre sie auch?

Wer nannte dir den kühneren Mann,
der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach, vergieng selber der Ruhm dessen nicht,
welcher dem Fuß Flügel erfand?

Und sollte der unsterblich nicht sein,
der Gesundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß muthig im Lauf niemals gab,
welche der Reiche selber nicht hat?

Unsterblich ist mein Name dereinst;
ich erfinde noch dem schlüpfenden Stahl
Seinen Tanz! Leichteres Schwungs fliegt er hin,
kreiset umher, schöner zu sehn.

Du kennest jeden reizenden Ton
der Musik, drum gib dem Tanz Melodie!
Mond und Wald höre den Schall ihres Horns,
wenn sie des Flugs Eile gebeut.

O Jüngling, der den Waßerkothurn *
zu beseelen weiß und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Kamin! Komm mit mir,
wo des Krystalls Ebne dir winkt!

Sein Licht hat er in die Düfte gehüllt,
wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich,
streute die Nacht über ihn aus!

Wie schweigt um uns das weiße Gefild!
wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!
Fern verräth deines Kothurns Schall dich mir.
wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilst.

Wir haben doch zum Schmause genug
von des Halmes Frucht? und Freuden des Weins?
Winterluft reizt die Begier nach dem Mahl.
Flügel am Fuß reizen sie mehr.

Zur Linken wende du dich, ich will
zu der Rechten hin halbkreißend mich drehn,
Nimm den Schwung, wie du mich ihn nehmen
also! nun fleug schnell mir vorbei! [siehst:

So gehen wir den schlängelnden Gang
an dem langen Ufer schwebend hinab.
Künstle nicht! Stellung, wie die, lieb ich nicht,
Zeichnet dir auch Preißler ** nicht nach.

Was horchst du nach der Insel hinauf?
unerfahrne Läufer tönen dort her!
Huf und Last giengen noch nicht übers Eis,
Netze noch nicht unter ihm fort.

Sonst späht dein Ohr ja alles; vernimm,
wie der Todeston nachfolgt auf der Flut!
O wie tönts anders, wie hallts, wenn der Frost
Meilen hinab spaltet den See!

Zurück! laß nicht die schimmernde Bahn
dich verführen, weg vom Ufer zu gehn!
Denn wo dort Tiefen sie deckt, strömts viel-
sprudeln vielleicht Quellen empor. [leicht,

Den ungehörten Wogen entströmt,
dem geheimen Quell entrieselt der Tod!
Glittst du auch leicht, wie dieß Laub, ach dorthin,
sänkest du doch, Jüngling, und stürbst!

---

* Kothurne hießen bei den Griechen die hohen Schuhe der tragischen Schauspieler.

** Ein berühmter Zeichner und Kupferstecher.

97.

Der Eisbär.

(Von H. O. Lenz, nach Scoresby. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. I. S. 92 ff.)

Der Eisbär ist ganz weiß, und wird über acht Fuß lang. Man findet ihn fast überall im Norden in der Nähe der Eisfelder oder auf denselben.

Wenn man den Bären im Waßer, beim Durchschwimmen von einer Eisscholle zur andern, antrifft, so kann man ihn mit Vorteil angreifen; wenn er aber am Ufer, oder auf einer großen, mit Schnee bedeckten Eisfläche ist, auf welcher er mit seinen breiten Tatzen noch einmal so schnell fortkommen kann, als ein Mensch, der vielleicht bei jedem Schritt bis an die Kniee einsinkt, dann kann er selten mit Sicherheit oder gutem Erfolg angegriffen werden. Die meisten Unglücksfälle mit Bären haben bei solchen unvorsichtigen Angriffen, oder wenn man ihnen auf dem Eise begegnet ist, stattgefunden.

Vor wenigen Jahren ereignete sich ein trauriger Vorfall mit einem Matrosen eines Schiffes, das in der Davisstraße vom Eise eingeschloßen war. Ein Bär, den man schon einige Zeit in der Nähe des Schiffes wargenommen hatte, war endlich so dreist geworden, bis an dasselbe heranzukommen, wahrscheinlich durch den Geruch der Lebensmittel, die der Koch über Bord geworfen hatte, herangelockt. Die Leute waren gerade mit ihrer Mahlzeit beschäftigt, und Niemand auf dem Verdeck auf der Wache, da das Schiff unbeweglich lag. Ein verwegener Bursche, der zuerst heraussah und den Bären erblickte, sprang thörichterweise sogleich auf das Eis hinaus, bloß mit einer Stange bewaffnet, vermuthlich in der Absicht, die Ehre, einen so übermüthigen Gast gedemüthigt zu haben, allein davon zu tragen. Aber der Bär, ohne auf das elende Gewehr zu achten, und vermuthlich noch durch Hunger gereizt, packte seinen Gegner mit seinen furchtbaren Zähnen in den Rücken und trug ihn mit solcher Schnelligkeit davon, daß, als seine Kameraden auf sein Geschrei erschrocken vom Tisch aufsprangen und sich umsahen, der Bär schon so weit entfernt war, daß es umsonst gewesen wäre ihm nachzusetzen.

Ein andres Beispiel eines unklugen Angriffs gegen einen Bären, dessen Ausgang jedoch eher lustiger Art war, wurde mir von Kapitain Munroe mitgeteilt, und ereignete sich 1820 im grönländischen Meere mit einem Matrosen eines Wallfischfängers von Hull. Das Schiff lag an einem Eisfelde vor Anker, auf welchem man in einer beträchtlichen Entfernung einen großen Bären gewar wurde, der auf Beute ausgieng. Einer von der Mannschaft des Schiffs, der sich aus seiner Rumflasche, in welcher er absichtlich einen kleinen Vorrath für besondere Gelegenheiten aufzubewaren pflegte, einigen Muth geholt hatte, machte sich anheischig, dem Bären nachzusetzen. Bloß mit einer Wallfischlanze

bewaffnet, gieng er, ganz entschloßen und gegen alle Vorstellungen, die ihm von seinen Kameraden gemacht wurden, zu seiner abenteuerlichen Unternehmung aus. Ein beschwerlicher Weg von ungefähr einer halben Stunde über lockern Schnee und schroffe Eisblöcke, brachte ihn ganz in die Nähe seines Feindes, der, zu seinem Erstaunen, ihn unerschrocken anblickte und zum Kampfe herauszufordern schien. Sein Muth hatte unterdessen sehr abgenommen, teils weil der Geist des Rums unterwegs verdunstet war, teils weil der Bär so gar keine Furcht verrieth, sondern selbst eine drohende Miene annahm. Er hielt daher an und schwang seine Lanze ein paarmal hin und her, so daß man nicht recht wußte, ob er angreifen oder sich verteidigen wollte. Der Bär stund auch still. Vergebens suchte der Abenteurer sich ein Herz zu faßen, um den Angriff zu beginnen; sein Gegner war zu furchtbar und sein Ansehen zu schrecklich. Vergebens fieng er an, ihn durch Schreien aufzuregen, mit der Lanze zu bedrohen und Miene zu machen, ihn anzugreifen; der Feind verstund dieß entweder nicht, oder verachtete solche leere Drohungen, und blieb hartnäckig auf seinem Platz. Schon fiengen die Kniee des Menschen an zu wanken, die Lanze zitterte in seiner Hand, sein Blick der bisher noch fest gewesen war, fieng an zu schauern; aber die Furcht, von seinen Kameraden ausgelacht zu werden, hatte noch einigen Einfluß, und er wagte nicht, zurück zu gehen. Meister Petz hingegen, der weniger Ueberlegung oder größere Sorglosigkeit besaß, fieng mit der verwegensten Dreistigkeit an, vorzurücken. Seine Annäherung und sein ungeschlachtes Wesen löschten den noch übrigen Funken von Muth aus und überwandten die Furcht, sich lächerlich zu machen, die bisher noch unsern Helden aufrecht erhalten hatte; er wandte sich um und floh. Aber nun gieng die Gefahr erst an. Die Flucht des Menschen machte dem Bären Muth, jetzt seinerseits die Verfolgung anzufangen, und da er mehr geübt war, über den Schnee zu laufen, so holte er den Flüchtling bald ein. Dieser warf die Lanze, sein einziges Vertheidigungsmittel, weil sie ihn im Laufe beschwerte, von sich und lief weiter. Glücklicherweise zog diese die Aufmerksamkeit des Bären auf sich; er stutzte, betastete sie mit seinen Pfoten, biß hinein und setzte dann seine Verfolgung fort. Schon war er dem keuchenden Schiffer wieder auf den Ferſen, als dieser, in der Hoffnung einer ähnlichen Wirkung, als die Lanze gehabt hatte, einen Handschuh fallen ließ. Die List gelang, und während der Bär wieder stehen blieb, um diesen zu untersuchen, gewann der Flüchtling einen guten Vorsprung. Der Bär setzte ihm von Neuem mit der drohendsten Beharrlichkeit nach, obgleich er noch einmal durch den andern Handschuh und zuletzt durch den Hut, den er mit seinen Zähnen und Klauen in Stücke zerriß, aufgehalten wurde, und würde ohne Zweifel den unbesonnenen Abenteurer, der schon alle Kräfte und allen Muth verloren hatte, zu seinem Schlachtopfer gemacht haben, wenn nicht die andern Matrosen, da sie sahen, daß die Sache

eine ſo ernſte Wendung genommen hatte, zu ſeiner Rettung herbeigeeilt wären. Der kleine Schlachthaufe öffnete ihm einen Durchgang und ſchloß ſich dann wieder an einander, um den verwegenen Feind zu empfangen. Dieſer fand jedoch unter ſo veränderten Umſtänden nicht für gut den Angriff zu unternehmen. Er ſtund ſtill, ſchien einen Augenblick zu überlegen, was zu thun wäre, und machte dann einen ehrenvollen Rückzug. Der Flüchtling hingegen, obgleich durch eine Schutzwehr gedeckt, hörte, von ſeiner Furcht gejagt, nicht eher auf zu laufen, als bis er das Schiff erreicht hatte.

Gewöhnlicher Weiſe geht der Bär, wenn er nicht vom Hunger getrieben wird, dem Menſchen aus dem Wege. Wird er aber angegriffen, ſo kehrt er ſich allezeit gegen ſeinen Feind. Eine Lanze weiß er geſchickt mit ſeinen Zähnen zu faßen, und beißt ſie entweder entzwei, oder reißt ſie dem Gegner aus der Hand. Wird er mit einer Kugel getroffen, und iſt es nicht in den Kopf oder durch das Herz oder in die Schulter, ſo wird er dadurch mehr aufgereizt als geſchreckt, und geht mit vermehrter Wuth auf ſeinen Verfolger los. Wenn er von Weitem geſchoßen wird, und er kann entrinnen, ſo hat man ihn wohl geſehen auf einem Eisblock Schutz ſuchen, und, gleichſam als kennte er die zuſammenziehende Kraft der Kälte, Schnee mit ſeinen Tatzen auf die Wunde drücken.

Sein gewöhnlicher Gang iſt langſam und bedächtig; drängt ihn aber eine Gefahr, oder treibt ihn der Hunger, ſo läuft er in Sprüngen; und auf dem Eiſe kann er leicht einem Menſchen zuvorkommen. Ueberhaupt iſt er zwar dem Anſcheine nach plump, aber nichts weniger als unbehilflich und ungeſchickt und bei ſeiner furchtbaren Stärke und Wildheit doch überlegſam und geſcheidt. Seine Sinne ſind ausnehmend ſcharf, beſonders Geſicht und Geruch. Wenn er über große Eisfelder geht, ſo ſteigt er auf Eisblöcke und ſieht nach Beute umher; wenn er dann den Kopf in die Höhe hebt und mit der Naſe ſchnüffelt, ſo empfindet er den Geruch von einem todten Wallfiſch auf eine unglaubliche Entfernung. Ein Stück ſchwammiges Wallfiſchfett ins Feuer geworfen, zieht ihn meilenweit herbei. Todte Wallfiſche, wie die Wallfiſchfänger ſie zurücklaßen, machen überhaupt ein vorzügliches Nahrungsmittel für ihn aus; nächſt dieſen Seehunde, wiewohl bei der ausnehmenden Wachſamkeit dieſer Thiere zu glauben iſt, daß er oft wochenlang gezwungen iſt, zu faſten. Er nährt ſich auch von Vögeln, Füchſen, Rennthieren, wenn er ſie bekommen kann, von Eiern, ja von allen thieriſchen Gegenſtänden, deren er habhaft werden kann.

Er ſcheint eben ſowohl auf dem Eiſe als auf dem Lande zu Hauſe zu ſein. Man trifft ihn auf Eisfeldern über zweihundert Meilen weit vom Ufer an. Er ſchwimmt mit einer Geſchwindigkeit von drei Meilen in einer Stunde und kann einige Meilen nach einander ohne große Beſchwerde zurücklegen. Er taucht auf beträchtliche Weiten unter, wiewohl nicht ſehr häufig.

In Spitzbergen, Nova Zembla, Grönland und andern Polargegenden werden das ganze Jahr hindurch Bären angetroffen. An manchen Orten findet man sie in großer Anzahl beisammen. In der Nähe der grönländischen Ostküste hat man sie in Scharen, wie Schafherden auf einer Gemeintrift, gesehen. Vermittels des Eises machen sie oft eine Landung auf Island; aber sobald sie sich dort blicken laßen, machen die Einwohner Jagd auf sie und bringen sie um oder treiben sie weg.

Die Größe dieses Thieres ist gemeiniglich vier bis fünf Fuß in der Höhe, sieben bis acht Fuß in der Länge und beinahe eben so viel im Umfang. Bisweilen findet man sie jedoch viel größer. Barentz erlegte im Jahr 1596 zwei Bären auf der Insel Cherie, deren Felle von dem einen zwölf Fuß, von dem andern dreizehn Fuß maßen. Das Gewicht desselben beträgt gewöhnlich 600 bis 1000 Pfund und darüber. Er ist mit langem gelblichweißem Haar bedeckt, und besonders zottig ist die innere Seite seiner Beine. Seine Tatzen sind sieben Zoll und darüber breit; seine Krallen zwei Zoll lang. Seine Fangzähne ragen ungefähr anderthalb Zoll aus der Kinnlade hervor, und er hat in seinen Kinnbacken eine erstaunungswürdige Kraft, so daß man ihn eine eiserne Lanze von einem halben Zoll im Durchmeßer hat entzwei beißen sehen.

Das Fell des Bären gibt, wenn es mit den Haaren zurecht gemacht wird, einen schönen Teppich; wird es zurecht gemacht, ohne aufgeschnitten zu werden, und das Haar inwendig gekehrt, so dient es zu einem warmen, sackähnlichen Bett, und wird auf diese Art in manchen Gegenden von Grönland gebraucht. Sein Fleisch ist, wenn es vom Fett gereinigt wird, saftig und schmackhaft, besonders die Keule; auffallend aber ist es, daß die Leber von diesem Thier schädlich und sogar tödtlich ist, während doch das Fleisch und die Leber des Seehunds, von welchem sich der Bär hauptsächlich nährt, genießbar und wohlschmeckend ist. Wenn Schiffer unvorsichtigerweise von der Leber des Bären gegeßen haben, so sind sie fast immer krank darauf geworden und zuweilen gar gestorben; bei andern hat es die Wirkung gehabt, daß sich die Haut von ihrem Körper geschält hat. Dieß ist vielleicht das einzige Beispiel von einem giftigen Teile eines Säugethiers.

Obgleich man weiß, daß Bären bisweilen einander auffreßen, so haben sie doch eine ausnehmende Zärtlichkeit für ihre Jungen. Die Bärin, die gewöhnlich zwei Junge auf einmal zur Welt bringt, vertheidigt diese mit solchem Eifer und wacht über sie mit solcher Sorgsamkeit, daß sie bisweilen ein Opfer ihrer mütterlichen Liebe wird. Ein artiges und wirklich merkwürdiges Beispiel von Klugheit bei einer Bärin wurde mir von einem glaubhaften und wohl unterrichteten Manne, der mich auf mehreren meiner Reisen als Wundarzt begleitete, erzählt. Eine Bärin, die zwei Junge bei sich hatte, wurde von

einigen bewaffneten Matroſen auf einem Eisfelde verfolgt. Anfangs ſchien ſie die Jungen dadurch, daß ſie voranlief und ſich immer umſah und durch einige Geberden und einen beſondern Ton der Stimme ihre Aengſtlichkeit zu erkennen gab, zu größerer Eile anzureizen; aber da ſie ſah, daß ihre Verfolger ihr zu nahe kamen, ſo ſuchte ſie jene vorwärts zu treiben, zu ſchieben und zu ſtoßen, bis ſie glücklich mit ihnen entkam. Hierbei ſollen die Jungen ſich auf die Tatzen der Mutter geſtellt haben, um von ihr einen Stoß zu empfangen, und wenn ſie dann ein Stück vorwärts geflogen wären, wären ſie ſogleich weiter gelaufen, bis die Mutter ſie eingeholt und einem nach dem andern einen neuen Stoß erteilt hätte.

Ueberhaupt hat man öfters Beiſpiele von Klugheit und Ueberlegung bei dieſem Thiere wargenommen. Ein Bär ſah einen Seehund auf dem Eiſe nahe an einem Loche, das in demſelben war, liegen. Um ſich deſſelben zu bemächtigen, tauchte er unter und ſchwamm nach dem Loche hin, durch welches der Seehund entfliehen mußte. Dieſer wurde ſeiner gewar und ſtürzte ſich ins Waßer; aber der Bär ſprang ihm den Augenblick nach und etwa eine Minute darauf kam er, mit ſeiner Beute im Rachen, wieder zum Vorſchein.

Der Kapitän eines Wallfiſchfängers, der ſich gern einen Bären verſchaffen wollte, ohne die Haut deſſelben zu verletzen, machte den Verſuch, eine Schlinge von einem Strick in den Schnee zu legen, und in dieſe ein Stück Wallfiſchfett. Ein Bär, der ſich in dem benachbarten Eiſe aufhielt, wurde durch den Geruch des angebrannten Fettes bald herbeigezogen. Er ſah die Lockſpeiſe, gieng hinzu und faßte ſie in den Mund; da aber ſein Fuß ſich in dem nämlichen Augenblick durch einen Ruck des Strickes in die Schlinge verwickelt hatte, ſchob er dieſe mit der andern Pfote wieder herab, und gieng ganz bedächtig mit ſeiner Beute davon. Nachdem er dieſe verzehrt hatte, kam er wieder. Man hatte die Schlinge indeſſen mit einem andern Stück Wallfiſchfett zurecht gelegt; er ſchob dieſe aber vorſichtig bei Seite, und trug zum zweitenmale die ihm auf andere Weiſe zugedachte Lockſpeiſe triumphierend davon. Die Schlinge wurde zum drittenmal gelegt, aber mit der Vorſicht, daß der Strick unter dem Schnee vergraben und die Lockſpeiſe in eine tiefe Höhlung innerhalb der Schlinge gelegt wurde. Der Bär gieng wieder bei, und die Schiffer zweifelten ſchon nicht an einem glücklichen Erfolg. Aber jener, klüger als dieſe glaubten, beroch erſt den Platz rund umher, kratzte dann den Schnee mit ſeinen Pfoten weg, ſchob den Strick wieder an die Seite, und bemächtigte ſich ohne Schaden der dargebotenen Mahlzeit.

Im Juni 1812 kam eine Bärin mit zwei Jungen in die Nähe des Schiffes, welches ich kommandierte, und wurde geſchoßen. Die Jungen, welche keinen Verſuch machten, zu entfliehen, wurden lebendig gefangen. Sie fühlten ſich anfangs offenbar ſehr unglücklich, endlich aber ſchienen ſie mit ihrem

Schicksal gewissermaßen ausgesöhnt, und da sie ziemlich zahm waren, so gestattete man ihnen, bisweilen auf dem Verdeck umherzugehen. Wenige Tage, nachdem sie gefangen waren, wurde das eine von ihnen, dem man einen Strick um den Hals gethan hatte, über Bord geworfen, während das Schiff am Eise vor Anker lag. Es schwamm sogleich an das Eis, machte sich darauf und wollte entfliehen. Da es aber fand, daß es von dem Stricke zurückgehalten wurde, suchte es sich auf folgende sinnreiche Art davon los zu machen. Nahe am Rande des Eises war eine Spalte in demselben von beträchtlicher Länge, aber nur anderthalb bis zwei Fuß breit und drei oder vier Fuß tief. Dahin gieng der Bär, und indem er über die Oeffnung hinüberschritt, fiel ein Teil des Strickes hinein; darauf stellte er sich quer darüber, hieng sich an seinen Hinterfüßen, die er zu beiden Seiten auf den Rand der Spalte legte, auf, senkte seinen Kopf und den größten Teil des Körpers in die Schlucht und suchte dann mit beiden Vorderpfoten zugleich den Strick über den Kopf zu schieben. Als er sah, daß es ihm auf diese Art nicht gelingen wollte, gieng er auf das Eis zurück und rannte mit großer Heftigkeit von dem Schiffe wegwärts, um das Seil zu zerreißen. Dieß versuchte er zu wiederholten Malen, indem er jedesmal einige Schritte zurückgieng und einen neuen Anlauf nahm, um das Seil auseinander zu ziehen. Bei jedem Fehlversuch drückte er seinen Verdruß durch ein eigenes Brummen aus, und endlich gab er der Nothwendigkeit nach und legte sich trotzig und still auf das Eis nieder.

Manche der früheren Reisenden nach den Polarmeeren haben harte Kämpfe mit den Bären zu bestehen gehabt. Vorzüglich oft wurden Barentz und seine Leute von ihnen angefallen; doch gelang es diesen immer, sie zu erlegen oder zurückzutreiben. Weniger glücklich war eine andere Reisegesellschaft. Das Schiff lag in der Nähe von Nova Zembla vor Anker, und zwei von der Gesellschaft landeten auf einer kleinen Insel im Eingange der Straße Weigatz. Die Neugier trieb sie an, sich etwas vom Ufer zu entfernen, um sich umzusehen, als auf einmal der eine von ihnen von einem Bären im Rücken angefallen und zur Erde geworfen wurde. Sein Gefährte lief sogleich fort und machte Lärm, worauf ein Teil ihrer Kameraden zu Hilfe herbeieilte. Der Bär stund bei ihrer Annäherung über seiner Beute ohne den geringsten Anschein von Furcht; und da sie ihn angreifen wollten, sprang er auf sie los, ergriff einen von ihnen und machte ihn gleichfalls zu einem Schlachtopfer seiner Grausamkeit und Gewalt. Die Uebrigen liefen bestürzt davon und konnten nicht vermocht werden, den Angriff zu erneuern. Nur drei von der ganzen Mannschaft hatten Muth genug, den furchtbaren Feind nicht ungestraft zu laßen, und nach einem gefährlichen und harten Kampf gelang es ihnen, ihn zu tödten und die zerfleischten Körper ihrer unglücklichen Gefährten zu befreien.

Kapitän Cook, der den Archangel von Lynne kommandierte, gieng, als er sich im Jahr 1788 in der Nähe von Spitzbergen befand, in Begleitung eines Wundarztes und des Steuermanns ans Land. Während sie am Ufer hingiengen, wurde der Kapitän plötzlich von einem Bären überfallen, der ihn auch sogleich mit seinen Pfoten umfaßte. In dieser schrecklichen Lage, in der eine Zögerung von einem Augenblick ihm den Untergang gebracht hätte, rief er dem Wundarzt zu, zu schießen, und dieser that es mit einer so bewundernswürdigen Entschloßenheit und Geschicklichkeit, daß die Kugel dem Bären mitten durch den Kopf gieng. Durch diese schleunige und glückliche Hilfe entgieng der Kapitän der drohendsten Gefahr, zerrißen zu werden.

Ein neueres Beispiel einer ähnlichen Gefahr gibt uns ein Vorfall, welchen Kapitän Hawkies von Hull in der Davisstraße im Juli 1818 erfuhr. Dieser verfolgte einen sehr großen Bären, der durchs Waßer schwamm, in einem Boot, und da er ihn erreichte, stieß er ihn zweimal mit einer Lanze in die Brust; als er sie aber aus der Wunde herauszog, um einen dritten Stoß zu thun, sprang das Thier wüthend auf, ergriff ihn am Schenkel und riß ihn über Bord ins Waßer. Glücklicherweise wiederholte es seinen Angriff nicht, sondern machte, daß es selbst fortkam, was ihm auch gelang, da alle im Boote nur beschäftigt waren, ihren Kapitän zu retten.

Als das Schiff la Carcasse, welches ausgesandt war, um in der Nähe des Nordpols Entdeckungen zu machen, im Eise stecken blieb, zeigten sich einsmals drei Eisbären in der Nähe des Schiffs. Ohne Zweifel waren sie durch den Geruch des Wallrossfleisches angelockt worden, welches die Matrosen gerade auf dem Eise ausbrieten. Es war eine Bärin mit ihren zwei Jungen, welche ihr an Größe fast gleich kamen. Sie stürzten sich auf das Feuer zu, zogen ein tüchtiges Stück Fleisch heraus und verschlangen es. Die Schiffsmannschaft warf ihnen nun Stücke Fleisch hin; die Mutter holte sie, trug sie ihren Jungen zu und behielt nur sehr wenig für sich selbst. Als sie eben das Letzte wegholte, legten die Matrosen auf die Jungen an und schoßen beide nieder. Sie verwundeten auch die Mutter, jedoch nicht tödtlich. Kaum konnte sich das unglückliche Thier noch fortbewegen, und doch kroch es sogleich nach seinen Jungen hin, legte ihnen neue und wieder neue Fleischstücke vor, und als es sah, daß sie nicht zulangten, streckte es seine Tatzen erst nach dem einen, dann nach dem andern aus, suchte sie empor zu richten und erhub ein klägliches Geheul. Da alle Mühe vergeblich war, gieng sie eine Strecke fort, sah sich dann um, und heulte aus Leibes Kräften. Als sie aber nicht folgten, kehrte sie um, beschnupperte und betrachtete sie wieder und heulte wie zuvor. Sie gieng und kam und suchte die Jungen mit der größten Zärtlichkeit an sich zu locken. Als sie endlich sah, daß sie ganz todt und kalt waren, hub sie ihren Kopf nach dem Schiffe zu und brummte voll Wuth und Ver-

zweiflung. Die Matroſen antworteten mit Flintenſchüßen; ſie ſank zwiſchen ihren Jungen nieder und ſtarb, indem ſie deren Wunden leckte.

98.

Löwenritt.

(Von Ferdinand Freiligrath.)

Wüſtenkönig iſt der Löwe; will er ſein Gebiet durchfliegen,
wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre,
zitternd über dem Gewaltgen rauſcht das Laub der Sykomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkrale,
wenn des jähen Tafelberges bunte wechſelnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einſam ſchweift durch die Karoo,
wenn im Buſch die Antilope ſchlummert und am Strom das Gnu:

Sieh! dann ſchreitet majeſtätiſch durch die Wüſte die Giraffe,
daß mit der Lagune trüben Fluten ſie die heiße ſchlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt ſie durch der Wüſte nackte Strecken,
knieend ſchlürft ſie langen Halſes aus dem ſchlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es ſich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
ſpringt der Löwe. Welch ein Reitpferd! ſah man reichere Schabracken
In den Marſtallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürſt beſtiegen?

In die Muskeln des Genickes ſchlägt er gierig ſeine Zähne,
um den Bug des Rieſenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne;
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes ſpringt es auf und flieht gepeinigt;
ſieh! wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt.

Sieh! die mondbeſtralte Fläche ſchlägt es mit den leichten Füßen,
ſtarr aus ihrer Höhlung treten ſeine Augen, rieſelnd fließen
An dem braungefleckten Halſe nieder ſchwarzen Blutes Tropfen,
und das Herz des flüchtgen Thieres hört die ſtille Wüſte klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Iſrael im Lande Yemen
führte, wie ein Geiſt der Wüſte, wie ein fahler luftger Schemen,
Eine ſandgeformte Trombe in der Wüſte ſandgem Meer,
wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier, krächzend ſchwirrt er durch die Lüfte;
ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte,
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberiſch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grauſenvolle Fährte.

Jagend auf lebendgem Throne sehn sie den Gebieter sitzen
und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen:
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen,
gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagascar fern im Osten steht man Frühlicht glänzen.
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

99.

Der Tod fürs Vaterland.

(Von Friedrich Hölderlin.)

Du kommst, o Schlacht! Schon wogen die Jünglinge
hinab von ihren Hügeln, hinab ins Thal,
Wo keck herauf die Würger bringen,
sicher der Kunst und des Arms; doch sichrer
Kommt über sie die Seele der Jünglinge!
Denn die Gerechten schlagen wie Zauberer,
Und ihre Vaterlandsgesänge
lähmen die Kniee der Ehrelosen.

O nehmt mich, nehmt mich mit in die Reihen auf,
damit ich einst nicht sterbe gemeinen Tods!
Umsonst zu sterben lieb ich nicht, doch
lieb ich, zu fallen am Opferhügel
Fürs Vaterland, zu bluten des Herzens Blut
fürs Vaterland — und bald ists geschehn! Zu
Ihr Teuern! komm ich, die mich leben [euch,
lehrten und sterben, zu euch hinunter!

Wie oft im Lichte dürstet' ich, euch zu sehn,
ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit!
Nun grüßt ihr freundlich den geringen
Fremdling, und brüderlich ists hier unten.

100.

Die Schlacht bei Sempach. 1386.

(Von Johannes v. Müller. Die Geschichten schweizerischer Eidgenoßenschaft II. S. 431 ff.)

Von dem Stein zu Baden zog der Herzog über die Rüß, durch die freien Aemter, Aargau hinauf, über Sursee nach Sempach. Diese kleine Stadt ligt bei drei Stunden von Lucern, oben an einem zwo Stunden langen See; die Ufer fruchtbar und angenehm, erheben sich aus Wiesen in Kornfeldern, und über diesen stund ein Wald. In den Wald kamen die Eidgenoßen.

Sie sahen den Feind am neunten Heumonat, eine zahlreiche, wolberittene und schön gerüstete Reiterei; jede Dienerschaft unter ihren Baron, die Mannschaft jeder Landstadt unter ihren Schultheiß, und jedes Landes

Herren zu deſſelben Landes Banner geordnet; ihre Knechte, eigenen Leute und Söldner in Form eines Fußvolks; keine Feldſtücke; nur waren zu der Belagerung von Sempach große Büchſen in ſchwerem langſamem Anzug. Sie ſahen die Aargauer Herren, die Amtleute von Oeſtreich, Urheber des Kriegs, Hermann Grimm von Grünenberg, welchem ſie Rottenburg brachen, Thüring und Johannes von Hallwyl, vor andern für das fürſtliche Haus eifrig im Frieden und Krieg, die Geßler, welche angebornen Haß zu der Schweiz trugen. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oeſtreich ſelbſt, ſeines Alters in dem fünf und dreißigſten Jahre, männlich ſchön, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeur, ſiegprangend aus manchem wolvollbrachten Krieg, rachbegierig, durſtig zur Schlacht.

Es war der Ernte Zeit; ſein Volk mähete Korn; die Edlen ſprengten an die Mauern, um den Bürgern Hohn zu ſprechen, feſt in dem Entſchluß, die Schweizerbauern perſönlich und ohne das Fußvolk allein zu ſchlagen. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend ſah, vergaß er (wenn er je ſonſt es wußte), daß eine Reiterei vorteilhafter den Anfall thut Berg an, als von oben herab; er hielt für nothwendig, die Pferde zu entfernen, obſchon die ſchwere Waffenrüſtung den Adel zu den Bewegungen eines Fußvolks unbehilflich machte. Oft hat eine wolgeübte Reiterei durch Stoß und Schnelligkeit ein Fußvolk zerbrochen oder überflügelt und geſchlagen, aber niemals hat eine unbeugſame Infanterie einem beßern Fußvolk widerſtanden. Der Herzog befahl hierauf, daß der Adel eng zuſammentrete; dieſem ſtarken Kriegshaufen gab er durch die Spieße, welche bis zum vierten Glied hervorragen mochten, eine undurchdringliche mörderiſche Fronte: faſt wie es König Albrecht, ſein Großvater, in der Schlacht am Häſenbühel mit Erfolg verſuchte gegen die bairiſche Reiterei. Ueber dieſen Gewalthaufen hatte unter ihm Herr Johannes von Ochſenſtein den Oberbefehl; Reinhard von Wehingen, in Kriegs- und in Friedensgeſchäften geſchickt, und groß in der Herzogen Gnade, war über die Schützen; die Vorhut von vierzehnhundert Mann, welche Friedrich von Zollern, der ſchwarze Graf, mit Johann von Oberkirch, Ritter, anführte, ſtellte der Herzog hinter das Heer; denn er wollte, daß dem entflammten Adel, bei welchem er ſelbſt war, das Feld frei wäre. Wenn er ſich darauf einrichtete, den feindlichen Anfall zu empfangen, ſo that er mit überlegener Menge, was der geringen Zahl beßer zukam; aber wahrſcheinlich beſtimmte ihn zum Fußgefecht eine Meinung der damaligen Ritter und Edlen, daß, wer in einem Kampf durch ungleiche Waffen oder ſchnelle Liſt überwinde, den Preis der höchſten Tapferkeit unentſchieden laße; ſie hielten dieſes für unehrlich, und Leopold ſelbſt war durch ſeine Tugenden vielmehr der hohen Ritterſchaft Zier, als ein geſchickter Feldherr durch Einſicht in das Große eines Kriegs.

Als Johannes von Hasenburg, Freiherr, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung der Feinde gesehen, den trutzigen Adel warnte, „Hoffart sei zu nichts gut, und es wäre wohl gethan, Herrn Hans von Bonstetten sagen zu laßen, daß er eilends hinaufziehe,“ hielten sie seine alte Klugheit für unedel. So, als einige dem Herzoge selbst Vorstellungen machten, wie „Schlachtfelder das Vaterland unvorgesehener Zufälle seien; wie dem Fürsten zukomme, für alle zu wachen, und ihnen, für die gemeine Sache zu streiten, und wie viel verderblicher dem Heer der Verlust seines Hauptes als einiger Glieder sein würde,“ sprach er, anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig: „Soll denn Leopold von weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Land, für mein Volk, mit euch, will ich siegen oder umkommen.“

Die Eidgenoßen stunden an der Höhe, bedeckt vom Wald; so lang die Ritter saßen, däuchte ihnen schwer, in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu bestehen, und sicherer in dem anscheinenden Vorteil ihrer Stellung den Anfall auszuharren. Vom Sieg hofften sie, er werde durch die Ermunterung des Volks für den Krieg entscheidend werden; ihren Tod betrachteten sie als den Weg zum ewigen Ruhm und als einen Sporn für die Ihrigen, vom Feind ihre Rache zu suchen. Als der Adel abstieg, zogen die Eidgenoßen aus dem Wald in das Feld herab; sie besorgten auch vielleicht eine Hinterlist, oder eine schnelle Bewegung der übermächtigen Zahl in der bedeckten Gegend. Sie stunden, in schmaler Ordnung, mit kurzen Waffen, vierhundert Lucerner, neunhundert Mann aus den drei Waldstätten und ungefähr hundert Glarner, Zuger, Gersauer, Entlibucher und Rotenburger, unter ihren Bannern, unter dem Schultheiß der Stadt Lucern und unter dem Landammann eines jeden Thals; einige trugen die Hallbarden, womit im Pass bei Morgarten ihre Ahnen gestritten, einige hatten statt Schilden ein kleines Brett um den linken Arm gebunden. Erfahrene Krieger sahen ihren Muth. Sie fielen auf die Knie, und beteten zu Gott, nach ihrem alten Gebrauch. Die Herren bunden die Helme auf; der Herzog schlug Ritter. Die Sonne stund hoch; der Tag war sehr schwül.

Die Schweizer nach dem Schlachtgebet rannten mitten durch das Feld an den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeschrei, welches alles anfeuert, und weil sie hofften durchzubrechen, und alsdann rechts und links nach ihrem Wolgefallen zu verfahren. Da wurden sie empfangen von Schilden als von einer Maur und von den hervorragenden Spießen wie von einem Wald eiserner Stacheln. Da stritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannschaft von Lucern, und suchte zwischen den Spießen einen Weg an die, welche dieselben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Gepraßel seine in die Breite ausgedehnte Ordnung, als zu einem halben Mond, womit er die

Feinde zu umgeben gedachte. Zu derselbigen Stunde schien der Stadt Banner von Lucern lang unterdrückt, weil Herr Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Lucern, hart verwundet gesunken, der Altschultheiß, Herr Heinrich von Moos, und Stephan von Sillinen, Herr zu Sillinen und Küßnacht, sein Schwager, mit vielen andern tapfern Männern umgekommen waren. Da rief laut Herr Antoni zu Port, ein geborner Mailänder, zu Flüelen im Land Uri seßhaft: „Schlaget auf die Glene, sie sind hohl.“ Dieses thaten die Vordersten mit starker und angestrengter großer Kraft; sie zerschmetterten etliche Glene, welche von den hintern sofort ersetzt wurden; da fiel der zu Port. Nun war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen und aus Mangel der Uebung unbehilflich zu der Bildung eines halben Mondes; im übrigen bestand sie ungebrochen fest. Sechszig Schweizer waren erschlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbemerkten Bewegung der Hinterhut, oder Ueberraschung von dem Gewalthaufen Bonstettens.

Diesen Augenblick banger Unschlüßigkeit entschied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold Struthan von Winkelried, Ritter; er sprach zu seinen Kriegsgesellen: „Ich will euch eine Gaße machen,“ sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „Sorget für mein Weib und meine Kinder; treue liebe Eidgenoßen, gedenket meines Geschlechts;“ war an dem Feind, umschlug mit seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seine Brust und wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Fall sie mit sich auf den Boden. Plötzlich seine Kriegsgesellen über seinen Leichnam hin; da drangen alle Harste der Eidgenoßen-Mannschaft mit äußerster Gewalt festgeschloßen hintereinander an. Hinwiederum die Reihen des erstaunten Feindes pressten sich, sie aufzunehmen; wodurch, durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze, viele Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten; indessen aus dem Wald herab zulaufendes Volk die Schweizer eiligst verstärkte.

Zuerst fiel Herr Friedrich, der Bastard von Brandis, ein handfester hochtrutziger Mann, sonst er allein so gefürchtet als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher sich vermeßen, die Eidgenoßen allein zu bestehen; das Glück des Tages wandte sich. Die Diener der Herren von Adel unfern bei dem Troß, da sie dieses bemerkten, saßen auf die Pferde, ihr Leben zu retten durch schnelle Flucht. Indessen sank in der Hand Herrn Heinrichs von Escheloh das Hauptbanner von Oestreich, und fiel Herr Ulrich von Ortenburg auf die Fahne von Tyrol. Jenes rettete eilig Ulrich von Aarburg, Ritter, schwang das Banner hoch empor, widerstand hart, und vergeblich, bis er verwundet fiel, und mit letzter Lebenskraft laut schrie: „Retta, Oestreich, retta.“ Da drang der Herzog Leopold herbei, und empfieng das Banner von seiner sterbenden Hand; abermals erschien dasselbe über den Scharen, hoch, blutroth,

in des Herren Hand. Aber viele umringten den Fürsten, und lagen ihm an für sein Leben. Und schon war in der Hand Herrn Davids von Junkerburg das Banner des Grafen von Habsburg untergegangen; es lag Thüring von Hallwyll, sein Bastard, und sein Oheim Johann; dort fielen die von Lichtenstein, von Mörsburg vier Brüder, Hermann von Eschenz zwischen seinen zween Söhnen, Markgraf Otto von Hochberg, Herr Otto der Pariser, des Herzogen Rath, Graf Walleram von Thierstein, Graf Peter von Aarberg, der edle Ritter Albrecht von Müllinen, welchen der Herzog liebte. Da sprach Leopold: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen; ich will mit ihnen ehrlich sterben," verbarg sich seinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingerißen, vermischte sich in die feindlichen Haufen und suchte seinen Tod. Von allen Orten war der Feind eingebrochen; mit großer Noth hielten kaum die Schultheißen der Aargauer Städte ihr Banner aufrecht. Im Gedränge der Scharen fiel der Herzog zur Erde; voll Schlachtwuth rang er in der schweren Rüstung (weil er nicht ungerochen umkommen wollte) um sich empor zu helfen. Ein unansehnlicher Mann aus dem Lande Schwyz fand ihn über dieser Bemühung; da rief Leopold hilflos: „Ich bin der Fürst von Oestreich." Dieses hörte jener nicht, oder er glaubte ihm nicht, oder es däuchte ihm, die Schlacht hebe alle Würde auf. Als der Herzog durch die Natur der Wunde den Geist alsobald aufgegeben, erblickte ihn von ungefähr Herr Martin Malterer, der das Banner der Stadt Freiburg im Breisgau trug; versteinert stund er, das Banner fiel ihm aus der Hand; plötzlich warf er sich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Feinden und Freunden befleckt und gequetscht werde: er erwartete und fand hier seinen eigenen Tod. An eben diesem Ort stritt bis in den Tod Rudolph der Harras, Herr von Schönau, Harnischmeister des Herzogen.

Die Augen der Scharen suchten den Fürsten; vergeblich; da wandte sich auf einmal die ganze Macht von Oestreich grauensvoll auf die Flucht; also schrieen alle Edlen: „Die Hengste da her, die Hengste da her;" da zeigte ihnen kaum der ferne Staub den Weg der Flucht, auf den ein ungetreuer Graf und vielleicht Hans von Oberkirch sie längst mit fortgerißen. Ihnen, in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Arbeit, blieb übrig, ihren Herrn zu rächen, und, jeder wie er konnte, sein Leben wo nicht zu retten, doch teuer zu verkaufen.

Sechshundert sechs und funfzig war die Anzahl der erschlagenen Grafen, Herren und Ritter, so daß der Glanz der fürstlichen Hoflager für viele Jahre untergieng, und im Land gesprochen wurde: „Gott sei zu Gericht gesetzen über den muthwilligen Trutz der Herren von Adel." Nachdem auf beiden Seiten fast alle Befehlshaber so oder anders geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Arbeit und Hitze des Tages; ruhig folgten die Oestreicher der

Begierde des Lebens, die Schweizer, da sie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

Dieses Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht, in welcher Arnold Struthan von Winkelried mit Aufopferung seines Lebens die Blüte der schweizerischen Mannschaft von ihrem Untergang, das Vaterland von äußerster Gefahr gerettet. Es ist wahr, daß die Feinde die Unbehilflichkeit ihrer Schlachtordnung, ihre Ungeschicklichkeit im Fußgefecht, ihre unwißende Feindesverachtung und ihre stürmischen Rittertugenden selbst wider sich hatten. Unsere Väter kannten die Gegenden des Landes, und bedienten sich der Vorteile, welche dieselben bis auf diesen Tag tausendfältig darbieten. An Fertigkeit in Handgriffen und mancherlei Uebungen wurden sie auch damals übertroffen. Ihr Krieg war (wie ihre Seelen) simpel, groß und stark. Wurden sie durch fremde Kunst in ihrem Gang aufgehalten, so half, wie bei Sempach, eine außerordentliche That, wozu ihr Heldensinn ihnen den Gedanken und ihre gesunden Körper die Mittel darboten. Mit Winkelrieds Gemüth und mit solchem Fußvolk würden Wunder der Standhaftigkeit bewiesen worden sein, auch wenn es darauf angekommen wäre, eine wolbediente Artillerie wegzunehmen oder ihr Feuer zu unterlaufen. Denn alle Waffen, welcher Form sie seien, mögen übermeistert werden durch einen hellen Verstand und unbezwingbare Seelen. Darum, nach dem Urteil der vortrefflichsten Kriegsmänner unsrer Zeit, würde in Behauptung unserer Freiheit und Eidgenoßenschaft, wenn die Gemüther nur noch dieselben sind, auch der Ausgang nicht verschieden sein.

101.

Des Arnold von Winkelried Opfertod.

(Von A. L. Follen.)

Im Harst von Unterwalden, da ragt ein Heldenkind,
hochhäuptig über alle, die selbst gewaltig sind;
Schön steht er, wie der Engel des Herrn vor Edens Auen,
finster und verschloßen, fast graufig anzuschauen.

Er lehnt an seiner Lanze, als gölt ihm nicht der Streit;
er schaut wohl nach den Bergen, schaut in die alte Zeit,
Wo Kuhreihn und Ruguser, nie Schlachttrommete scholl,
gar still die Väter wohnten, bis fremder Hochmuth schwoll!

Es blickt wohl seine Seele nach seiner Väter Saal,
wo in dem Kreiß der Kleinen sein züchtiglich Gemahl,
In Thränen für ihn betend, Schmerzensgedanken sinnt,
ihn mit betrübtem Herzen in Gott vor Allem minnt.

Er ſchaut wohl durch der Feldſchlacht Funken und Wolkendunſt,
wo nackte Tapferkeit erligt gepanzerter Fechter Kunſt;
Nun waren ſeine Blicke mit Düſternis erfüllt,
wie wann ſich gegen Abend ein Berg in Wolken hüllt.

Bewegt im tiefſten Herzen war dieſer Schweizermann,
doch was im Schmerz der Liebe die große Seele ſann,
Das ward noch nie geſonnen, das ſingt kein irdiſch Lied,
denn dieſer Mann iſt Arnold Struthan von Winkelried!

Das war ſein Ahn, der Struthan, der laut geprieſnen Sagen
des Landes Angſt und Plagen, den Lindwurm hat erſchlagen:
Er that, was keiner mochte, im ächten Rittermuth,
das iſt, dem armen Hirten, dem Bauersmann zu gut.

Ein andrer ſeiner Väter mit auf dem Rütli ſchwur,
dort, wo am tiefen Waßer, auf heiliger Wieſenflur,
Im Mondſchein iſt erwachſen, im engelreinen Reiz,
das edel unvergänglich Vergißmeinnicht der Schweiz. —

Herr Arnold löst den Panzer, der ſeine Bruſt umſpannt,
er ſtund vom Haupt zur Sohle in lichtem Stahlgewand;
Es fällt die ſchwere Brünne klirrend ins Gefild,
und über die Schultern wirft der Held den großen Drachenſchild.

So aber hat der Arnold ſein großes Herz erſchloßen:
„Geſtrengen und biderben, lieben Eidgenoßen!
Sorgt mir um Weib und Kinder! will euch eine Gaße machen!“
Und an die Feinde ſpringt er, wie der Ahnherr an den Drachen!

Da ſcheint der Held zu wachſen, breit, übermenſchlich lang,
im ſchauerlichen Funkeln, mit einem Satze ſprang
Gen Feind des Drachentödters Kind, in gräßlicher Geberde,
und unter dem Helden bebt und jauchzt die freie Schweizererde.

Da hieng am hohen Manne das Augenpaar der Schlacht;
da waren ſeine Blicke zu Blitzen angefacht;
So funkelten die Flammen, die Gott vom Wolkenſchloß
auf Sodom und Gomorra im Zorn herunterſchoß.

Und ſeiner langen Arme ſimſonhafte Kräfte
umklammern, weit ausgreifend, Ritterlanzenſchäfte;
So drückt er ſeinen Arm voll Tod — o Lieb in Todesluſt! —
drückt alle die blanken Meßer in ſeine große Bruſt.

Er ſtürzt, ein rieſiger Alpenblock, wuchtend in die Glieder,
und rings die Kampfesbäume, zermalmend, wirft er nieder.
Dein Arnold ſtürzt, du bebſt und ſtöhnſt in Mutterſchmerz, o Haide;
doch wilder bebt dir, Oeſterreich, das Herz im Eiſenkleide!

Ein Augenblick Erſtaunen; Schlachtendonner ſchwieg;
dann ſchrein aus Einem Munde die Schweizerharſte: „Sieg!“
Und ab den Höhen wälzt ſich heißwogende Waffenmaſſe;
„Auf! an die Arnoldsbrücke! auf, durch die Struthansgaße!“

Und über Arnolds Nacken fährt in den weiten Spalt,
wie Wirbel wühlend, Stoß auf Stoß, Schweizerſturmgewalt;
Und über Arnolds Leiche bricht durch ein wilder Harſt,
und Oeſtreichs Eiſenmauer aus Band und Fuge barſt.

102.

Maximiliaen van Oostenryk in gevangschap te Brugge, ten jare 1488.

(Belgisch Museum &c. door J. F. Willems. Gent 1837. I. Seite 233. ff. Vergl. Nro. 116. im zweiten Teil des Lesebuchs.)

Toen Maximiliaen nog roomsch koning zynde in het jaer 1488 eenen landdag in de Nederlanden uitschreef, om de onrustige onderdanen tot orde te brengen, raedde hem Koen van der Rosen, zyn grappige raedsheer, anders een dapper man en vol hart, van zich niet naer Brugge te begeven, dewyl het aldaer mit hem slecht kon afloopen. Maximiliaen bekreunde zich niet aen dat gezegde, en reisde niet te min er naer toe. Toen de koning de Ste-Katharinapoort naderde, reed Koen tot hem, en zeide, in de tegenwoordigheit van den geheelen stoet: „Myn lieve koning! ik zie wel, dat gy uwe getrouwe raedslieden en my niet volgen, maer gevangen zyn wilt: ik zeg u dan dat ik niet gevangen wil worden. Tot by den burg wil ik u in de stad geleide geven, maer dan ook my zoo spoedig mogelyk door de gentsche poort weg pakken. Als gy echter zien en hooren zult dat rondom de stad de lusthuizen en dorpen afbranden, denk dan, dat Koen uw nar zulks veroorzaekt heeft.“ „Koen, antwoordde Maximilaen, ik zie wel, dat gy niet veel goeds van myne zonen te Brugge gelooft: zy hebben echter ons alle trouw toegezegd.“ „Dat moge u de duivel doen gelooven, hervattede Koen, waerachtig, ik geloof, dat myn paerd wel zou zin hebben, om weg te ryden.“ Daerop is hy met den koning in de stad en langs de andere poort er weder uitgereden, recht naer Middelburg, by den hertog Christoffel van Beyeren. De intrede des konings geschiedde langs de heiligkruispoort. Naeuwlyks hat hy zynen intrede in de stad gedaen, of er ontstond een oproer. Maximiliaen reed naer de markt, om hetzelve te stillen; maer de burgers rukten hem van zyn paerd, en sleepten hem in een kruideniers huis, dat naderhand Kranenburg genaemd werd, alwaer hy met eenen ook aengehoudenen prins en ettelyke anderen 's nachts op eene bloote bank moest liggen. Hy zat daer in een kamertjen, waervan de vensters met yzeren staven bezet waren. Tegen over de vensters stonden drie

kruisboogschutters, de pees van hun wapen overgehaeld; zoo dat hy niet weten kon, of men hem wel niet wilde laten doodschieten.

Koen van der Rosen ondertusschen bleef gedurende de gevangenschap van zynen heer niet werkeloos, maer bewees zyne wonderbare trouw door twee waegstukken. Eerst had hy zich twee zwemgordels laten maken, waermede hy 's nachts over de gracht van den burg, waerin de koning toenmaels was, wilde zwemmen, om zynen heer, by middel van eenen dier gordels, door de gracht uit de stad, en op daertoe bestelde paerden, weg te brengen. Toen hy zich echter in de gracht gelaten had, werd hy van de zwanen aengevallen, welke onder een groot geschreeuw hem zoodanig met hunne vleugelen sloegen, dat hy zich het leven opgaf, en ter naeuwer nood ontsnappen kon; want hadden zy den gordel aen stukken gebeten, hy ware zonder eenige hulp verdronken. Zy waren goed franschgezind, die zwanen; ook is haer geschreeuw zonder twyfel de oorzaek gewest, dat de Bruggelingen, de waerheid vermoedende, den koning niet langer in den burg wilden laten.

Na dezen bedacht Koen eenen andern aenslag. Hy leerde het hair- en aerdscheeren, sluipte binnen Brugge, kwam by den gardiaen van het Franskaner klooster, die den koning kende en beminde, en ontdekte hem zyn voornemen, om zynen heer te verlossen. Hy begeerde, dat de gardiaen hem de kruin zou laten scheeren, en hem een ordekleed en eenen coventbroeder geven. Hy zou dus, in het gewaed eens biechtvaders, tot den koning gaen, en insgelyks eene kruin scheeren, zyn eigen overrok latten aentrekken, en den coventbroeder naer het klooster terug zenden. De gardiaen zou sich den vorst in een schuitjen zetten, dat met vier knechten en drie paerden voor de Sinte Katharinapoort op hen wachtte, en alzoo naer Middelburg vaeren. De gardiaen vroeg hem, waer hy dan blyven wilde? „Ik wil 's konings kleederen aentrekken, antwoordde Koen, en als de Bruggelingen den koning zoeken, zullen zy in zyne plaets eenen nar vinden, met wien zy dan mogen wat zy willen. My is 't genoeg, al doen zy my alle pynigingen, ja zelfs de dood aen, als ik maer mynen heer red, en dat die rebellen van nar bedrogen worden.“ De gardiaen was verwonderd over die trouw en over hetgeen hy begeerde, en beval den coventbroeder, dat hy van Koen zou, dat hy 's konings biechtvader was.

Wanneer zy in 's konings woon kwamen, en de hoofdman der wacht , wat zy by den koning te verrichten hadden, trok Koen zyn kap af, ote de kruin, en gaf met devotie tot antwoord: dat hy van den gardiaen en was, om den koning de biecht te hooren en hem met het woord te troosten. In 's konings vertrek gekomen, begon hy, volgens zyne nte, den vorst met eene forsche stem aen te spreken: „Zie zoo, vind ik , myn vrome koning? Waerom zyt gy my niet gevolgd, toen ik u

gewaerſchouwd heb? Zie nu, ik heb myn leven uwenthalve gewaegd. Ik wil u met Gods hulp uit de handen uwer vyanden verloſſen; maer gy moet my thans beter volgen." De koning wiſt niet, wat hem overkwam. Hy herkende wel zynen Koen aen de ſpraek, het ſcheen hem echter onmogelyk, dat deze zoo door drie wachten tot hem was kunnen geraken. Koen, den koning zoo ontſteld ziende, ſprak verder: „Lieve Max! lat het u niet bevreemden. Gy kent immers wel uwen getrouwen nar, uwen Koen. Ik heb hier myn ſcheergereedſchap, ik wil u eene kruin ſcheeren; om u heb ik dat handwerk geleerd. Ik wil ook met u van kleederen verwiſſelen en hier blyven. Gy zult, aldus geſchoren, met mynen overrok door de wacht heen gaen; voor de poort zult gy eenen barvoeter monnik vinden; gy gaet met hem in zyn klooſter. De gardiaen, met wien ik reeds alles geſchikt heb, zal u ſchip en paerden aenwyzen; met dezelven zult gy, morgen om dezen tyd, te Middelburg by de uwen kunnen wezen. Ik heb alles beſteld; kom nu gaeuw, en laat my u ſcheeren! Ik heb my by den hoofdman der wacht voor uwen biechtvader uitgegeven; en als ik te lang uitbleef, mocht myne handeling verdacht en uwe verloſſing verwyderd worden." De koning vroeg aen Koen, hoe het met zyn krygsvolk in het land ſtond, en ook, wat er anders al in het roomſche ryk omging? „Het ſtaet en 't gaet alles wel! antwoordde Koen, want hertog Chriſtoffel van Beyeren, de graef van Sonnenberg, Eberſtein en Naſſau en ik hebben onlangs met weinig volk de Franſchen en Gentenaers by Hulſt 6000 man aen verſlagenen en krygsgevangenen afgenomen. Ook komen de graef van Zollern en de heer van Yſſelſtein met 4000 voetgangers en 300 paerden uit Braband. Bovendien heeft de keizer voor de derde maal de macht van zyn gantſche ryk in het veld verzameld. Die allen willen u met alle geweld verloſſen, en hertog Albrecht van Saxen is regent van het ryk. Ook heeft de paus de groote excommunicatie over de drie ſteden uitgeſproken, en de keizer die in 's ryks ban gedaen. Aen roof en brand, byzonder rondom Brugge, is geen einde. De heer van Ravenſtein heeft de twee ſloten met den toren Bourgonje in zyn geweld, en laet aen de Bruggelingen langs het water niet een viſchje toekomen." Toen hy nog verder aenhield, dat de koning zich zou laten ſcheeren, vroeg hem deze: „Myn lieve Koen! maer waer wilt gy, myn geliefde raedsman, blyven?" „Daervoor hoeft gy niet te zorgen, antwoordde Koen; ik geef u myn overrok, en leg uwe py om me, en ſtelle my aen, als of ik koning Max ware. Als de Bruggelingen u dan zoeken en my vinden, zullen zy den zot hebben; maer den koning zal hun ontſnapt zyn."

Vernemende, dat er eene ſterke hulp ter zyner redding in aentocht was, en het ook weinig overeenkomſtig met zynen rang vindende, op zulk eene wyze uit de gevangenis te geraken, gaf Maximiliaen hem tot antwoord, dat

hy wel merkte, dat hy, Koen, niet van alles onderricht was; hy kon, door zyn woord hiertoe verplicht, zonder wil en weten de Bruggelingen, zich niet uit de ſtad begeven; daerentegen hadden deze, op alles, wat hun dierbar was, verzekerd, dat hem hoegenaemd geen leed zou geſchieden. Koen maekte zich om die woorden boos, en antwoordde: „Geliefde koning, ik zie wel, dat gy nog met my gekt, gelyk gy vroeger deed. God behoede u, myn gekſcheerende koning! gy zyt al te oprecht voor de Vlamingen.“ Hy nam afſcheid van de koning, en ging weenend en bedroefd de deur uit. Als hy door de wacht ging, vroeg hem de hoofdman, hoe de koning vaerde? „Gelyk een vrome,“ was het antwoord. Als gene voortvraegde: hoe zyne raedslieden? ſprak hy gen: „Dat weet God.“ Waerop de hoofdman: „Dat is ook onze klachte.“ oo geſtelt moeſt Koen, in plaets van de koning, naer Middelburg afvaren.

103.

Räthſel.

(Von Schiller.)

Ir ſtammen, unſrer ſechs Geſchwiſter,
einem wunderſamen Paar,
Mutter ewig ernſt und düſter,
Vater fröhlich immerdar.

beiden erbten wir die Tugend,
ihr die Milde, von ihm den Glanz;
drehn wir uns in ewger Jugend
ich herum im Zirkeltanz.

Gern meiden wir die ſchwarzen Höhlen,
und lieben uns den heitern Tag;
Wir ſind es, die die Welt beſeelen
mit unſers Lebens Zauberſchlag.

Wir ſind des Frühlings luſtge Boten,
und führen ſeinen muntern Reihn:
Drum fliehen wir das Haus der Todten,
denn um uns her muß Leben ſein.

Uns mag kein Glücklicher entbehren,
wir ſind dabei, wo man ſich freut,
Und läßt der Kaiſer ſich verehren,
wir leihen ihm die Herlichkeit.

104.

Menſchenweisheit.

(Von Chr. Fr. Daniel Schubart.)

Ein Gott iſt, der die Welt regiert;
oft denkt der Menſch im Wahn:
Ich hab dieß Werk zum Ziel geführt,
und Gott hat es gethan.

105.

Göthe's Briefe über seine Besuche auf dem Vesuv.

(Werke 1830. 8. XXVIII. Seite 27 ff. und 63 ff.)

1.

Neapel, den 6. März 1787.

Obgleich ungern, doch aus treuer Geselligkeit, begleitete Tischbein mich heute auf den Vesuv. Ihm, dem bildenden Künstler, der sich nur immer mit den schönsten Menschen- und Thierformen beschäftigt, ja das Ungeformte selbst, Felsen und Landschaften, durch Sinn und Geschmack vermenschlicht, ihm wird eine solche furchtbare, ungestalte Aufhäufung, die sich immer wieder selbst verzehrt und allem Schönheitsgefühl den Krieg ankündigt, ganz abscheulich vorkommen.

Wir fuhren auf zwei Caleſſen, weil wir uns als Selbstführer durch das Gewühl der Stadt nicht durchzuwinden getrauten. Der Fahrende schreit unaufhörlich: Platz, Platz! damit Esel, Holz und Kehricht tragende, entgegenrollende Caleſſen, lastschleppende oder frei wandelnde Menschen, Kinder und Greise sich vorsehen, ausweichen, ungehindert aber der scharfe Trab fortgesetzt werde.

Der Weg durch die äußersten Vorstädte und Gärten sollte schon auf etwas Plutonisches hindeuten. Denn da es lange nicht geregnet, waren von dickem aschgrauem Staube die von Natur immergrünen Blätter überdeckt, alle Dächer, Gurtgesimse und was nur irgend eine Fläche hat, gleichfalls übergraut, so daß nur der herliche blaue Himmel und die hereinscheinende mächtige Sonne ein Zeugnis gab, daß man unter den Lebendigen wandle.

Am Fuße des steilen Hanges empfiengen uns zwei Führer, ein älterer und ein jüngerer, beides tüchtige Leute. Der erste schleppte mich, der zweite Tischbein den Berg hinauf. Sie schleppten sage ich: denn ein solcher Führer umgürtet sich mit einem lebernen Riemen, in welchen der Reisende greift, und, hinaufwärts gezogen, sich an einem Stabe, auf seinen eigenen Füßen, desto leichter empor hilft.

So erlangten wir die Fläche, über welcher sich der Kegelberg erhebt, gegen Norden die Trümmer der Somma.

Ein Blick westwärts über die Gegend nahm, wie ein heilsames Bad, alle Schmerzen der Anstrengung und alle Müdigkeit hinweg, und wir umkreißten nunmehr den immer qualmenden, Steine und Asche auswerfenden Kegelberg. So lange der Raum gestattete in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein großes geisterhebendes Schauspiel. Erst ein gewaltsamer Donner, der aus dem tiefsten Schlunde hervortönte, sodann Steine, größere und kleinere, zu Tausenden in die Luft geschleudert, von Aschenwolken einge-

)üllt. Der größte Teil fiel in den Schlund zurück. Die andern nach der Seite
u getriebenen Brocken, auf die Außenseite des Kegels niederfallend, machten
in wunderbares Geräusch: erst plumpten die schwereren und hupften mit
umpfem Getön an die Kegelseite hinab, die geringeren klapperten hinterdrein
nd zuletzt rieselte die Asche nieder. Dieses alles geschah in regelmäßigen Pau-
n, die wir durch ein ruhiges Zählen sehr wohl abmeßen konnten.

Zwischen der Somma und dem Kegelberge ward aber der Raum enge
nug, schon fielen mehrere Steine um uns her und machten den Umgang
ierfreulich. Tischbein fühlte sich nunmehr auf dem Berge noch verdrieß-
her, da dieses Ungethüm, nicht zufrieden häßlich zu sein, auch noch gefähr-
) werden wollte.

Wie aber durchaus eine gegenwärtige Gefahr etwas Reizendes hat, und
i Widerspruchsgeist im Menschen auffordert, ihr zu trotzen, so bedachte ich,
i es möglich sein müße, in der Zwischenzeit von zwei Eruptionen, den
gelberg hinauf an den Schlund zu gelangen und auch in diesem Zeitraum
Rückweg zu gewinnen. Ich rathschlagte hierüber mit den Führern, unter
m überhängenden Felsen der Somma, wo wir, in Sicherheit gelagert,
an den mitgebrachten Vorräthen erquickten. Der jüngere getraute sich,
Wagestück mit mir zu bestehen; unsere Hutköpfe fütterten wir mit leine-
und seidenen Tüchern, wir stellten uns bereit, die Stäbe in der Hand,
einen Gürtel faßend.

Noch klapperten die kleinen Steine um uns herum, noch rieselte die Asche,
der rüstige Jüngling mich schon über das glühende Gerölle hinaufriß.
standen wir an dem ungeheuren Rachen, dessen Rauch eine leise Luft
uns ablenkte, aber zugleich das Innere des Schlundes verhüllte, der
um aus tausend Ritzen dampfte. Durch einen Zwischenraum des Qual-
erblickte man hie und da geborstene Felsenwände. Der Anblick war weder
richtend noch erfreulich, aber eben deswegen, weil man nichts sah, ver-
man, um etwas heraus zu sehen. Das ruhige Zählen war versäumt,
unden auf einem scharfen Rande vor dem ungeheuern Abgrund. Auf
l erscholl der Donner, die furchtbare Ladung flog an uns vorbei, wir
n uns unwillkürlich, als wenn uns das vor den niederstürzenden Massen
t hätte; die kleineren Steine klapperten schon, und wir, ohne zu bedenken,
ir abermals eine Pause vor uns hatten, froh die Gefahr überstanden
)en, kamen mit der noch rieselnden Asche am Fuße des Kegels an, Hüte
chultern genugsam eingeäschert.

Von Tischbein aufs freundlichste empfangen, gescholten und erquickt,
ich nun den älteren und neueren Laven eine besondere Aufmerksamkeit
n. Der betagte Führer wußte genau die Jahrgänge zu bezeichnen.
waren schon mit Asche bedeckt und ausgeglichen, neuere, besonders

die langsam geflossenen, boten einen seltsamen Anblick: denn indem sie, fortschleichend, die auf ihrer Oberfläche erstarrten Massen eine Zeit lang mit sich hinschleppen, so muß es doch begegnen, daß diese von Zeit zu Zeit stocken, aber von den Glutströmen noch fortbewegt, übereinander geschoben, wunderbar zackig erstarrt verharren, seltsamer als im ähnlichen Fall die übereinander getriebenen Eisschollen. Unter diesem geschmolzenen wüsten Wesen fanden sich auch große Blöcke, welche, angeschlagen, auf dem frischen Bruch einer Urgebirgsart völlig ähnlich sehen. Die Führer behaupteten, es seien alte Laven des tiefsten Grundes, welche der Berg manchmal auswerfe.

2.

Neapel, Dienstag den 20. März 1787.

Die Kunde einer so eben ausbrechenden Lava, die für Neapel unsichtbar nach Ottajano hinunter fließt, reizte mich zum drittenmale den Vesuv zu besuchen. Kaum war ich am Fuße desselben aus meinem zweirädrigen, einpferdigen Fuhrwerk gesprungen, so zeigten sich schon jene beiden Führer, die uns früher hinauf begleitet hatten. Ich wollte keinen missen, und nahm den einen aus Gewohnheit und Dankbarkeit, den andern aus Vertrauen, beide der mehreren Bequemlichkeit wegen mit mir.

Auf die Höhe gelangt, blieb der eine bei den Mänteln und Victualien, der jüngere folgte mir, und wir giengen muthig auf einen ungeheuern Dampf los, der unterhalb des Kegelschlundes aus dem Berge brach; sodann schritten wir an dessen Seite her gelind hinabwärts, bis wir endlich unter klarem Himmel aus dem wilden Dampfgewölke die Lava hervorquellen sahen.

Man habe auch tausendmal von einem Gegenstande gehört, das Eigentümliche desselben spricht nur zu uns aus dem unmittelbaren Anschauen. Die Lava war schmal, vielleicht nicht breiter als zehn Fuß, allein die Art, wie sie eine sanfte, ziemlich ebene Fläche hinabfloß, war auffallend genug: denn indem sie während des Fortfließens an den Seiten und an der Oberfläche verkühlt, so bildet sich ein Canal, der sich immer erhöht, weil das geschmolzene Material auch unterhalb des Feuerstroms erstarrt, welcher die auf der Oberfläche schwimmenden Schlacken rechts und links gleichförmig hinunter wirft, wodurch sich denn nach und nach ein Damm erhöht, auf welchem der Glutstrom ruhig fortfließt wie ein Mühlbach. Wir giengen neben dem ansehnlich erhöhten Damme her, die Schlacken rollten regelmäßig an den Seiten herunter bis zu unsern Füßen. Durch einige Lücken des Canals konnten wir den Glutstrom von unten sehen und, wie er weiter hinabfloß, ihn von oben beobachten.

Durch die hellste Sonne erschien die Glut verdüstert, nur ein mäßiger Rauch stieg in die Luft. Ich hatte Verlangen, mich dem Punkte zu nähern, wo sie aus dem Berge bricht; dort sollte sie, wie mein Führer versicherte,

sogleich Gewölb und Dach über sich her bilden, auf welchem er öfters gestanden habe. Auch dieses zu sehen und zu erfahren, stiegen wir den Berg wieder hinauf, um jenem Punkte von hinten her beizukommen. Glücklicherweise fanden wir die Stelle durch einen lebhaften Windzug entblößt, freilich nicht ganz, denn ringsum qualmte der Dampf aus tausend Ritzen, und nun standen wir wirklich auf der breiartiggewundenen, erstarrten Decke, die sich aber so weit vorwärts erstreckte, daß wir die Lava nicht konnten herausquellen sehen.

Wir versuchten noch ein paar Dutzend Schritte, aber der Boden ward immer glühender; sonneverfinsternd und erstickend wirbelte ein unüberwindlicher Qualm. Der vorausgegangene Führer kehrte bald um, ergriff mich, und wir entwanden uns diesem Höllenbrudel.

Nachdem wir die Augen an der Aussicht, Gaumen und Brust aber am Weine gelabt, giengen wir umher, noch andere Zufälligkeiten dieses mitten im Paradies aufgetürmten Höllengipfels zu beobachten. Einige Schlünde, die als vulkanische Essen keinen Rauch, aber eine glühende Luft fortwährend gewaltsam ausstoßen, betrachtete ich wieder mit Aufmerksamkeit. Ich sah sie durchaus mit einem tropfsteinartigen Material tapeziert, welches zitzen- und zapfenartig die Schlünde bis oben bekleidete. Bei der Ungleichheit der Essen fanden sich mehrere dieser herabhängenden Dunstprodukte ziemlich zur Hand, so daß wir sie mit unsern Stäben und einigen hakenartigen Vorrichtungen gar wohl gewinnen konnten. Bei dem Lavahändler hatte ich schon dergleichen Exemplare unter der Rubrik der wirklichen Laven gefunden, und ich freute mich entdeckt zu haben, daß es vulkanischer Ruß sei, abgesetzt aus den heißen Schwaden, die darin enthaltenen verflüchtigten mineralischen Teile offenbarend.

Der herlichste Sonnenuntergang, ein himmlischer Abend, erquickten mich auf meiner Rückkehr; doch konnte ich empfinden, wie sinneverwirrend ein ungeheurer Gegensatz sich erweise. Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen, beides hebt einander auf und bringt eine gleichgiltige Empfindung hervor. Gewis wäre der Neapolitaner ein anderer Mensch, wenn er sich nicht zwischen Gott und Satan eingeklemmt fühlte.

Sprichwörter.

106.

Wie mans treibt, so gehts.
Gott verläßt keinen Deutschen.
Man thut geschwind, was lang gereut.
Vom Verräther frißt kein Rabe.
Wer fragt, gibt nicht gern.
Süßer Wein gibt scharfen Eßig.
Der Letzte macht die Thür zu.
Allzuviel ist ungesund.
Wie der Mann so die Rede.
An den Federn erkennt man den Vogel.
Wer die Geiß anbindet, muß sie hüten.
Wer hoch steigt, fällt hoch.

107.

Sage nicht alles, was du weißt.
Anderer Thorheit sei deine Weisheit.
Des Einen Glück ist des Andern Unglück.
Glaube nicht alles, was du hörst.
Hunger ist der beste Koch.
Nicht alle Kugeln treffen.
Geduldige Schafe gehn viel in einen Stall.
Kirchengehen säumet nicht.
Tadeln ist leicht, Beßermachen schwer.
Immer was Neues, selten was Gutes.
Beßer Unrecht leiden, als Unrecht thun.
Freiheit ist über allem Reichtum.

108.

Viele Hunde sind des Haasen Tod.
Fragen steht frei.
Jedem das Seine.
Nachher ist jeder klug.
Wie mans treibt, so gehts.
Ein kecker Muth, der beste Harnisch.
Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.
Wes Brot ich eße, des Lied ich singe.
Ehre verloren, alles verloren.
Wer muß, hat keine Wahl.
Nach gethaner Arbeit ist gut ruhn.
Wer recht will, dem ist wol zu helfen.

109.

Aus des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz.

(Von Jean Paul. Sämmtliche Werke I. Seite 8 ff.)

Ich schicke meiner Ferienreise einige Thatsachen voraus, welche beweisen, wie leicht Vorsicht — d. h. wenn ein Mensch nicht dem dummen Hamster gleichen will, der sich sogar gegen einen Mann zu Pferde auflehnt — für Feigheit gelte. Ich wünschte übrigens nur, ich könnte ebenso glücklich einen ganz andern Vorwurf, den eines Waghalses, ablehnen, wiewohl ich doch im Folgenden gute Facta beizubringen gedenke, die ihn entkräften.

Was hilft der Heldenarm, ohne ein Heldenauge? Jener wächst leicht stärker und nerviger, dieses aber schleift sich nicht so bald wie Gläser schärfer. Indes aber die Verdienste der Vorsicht fallen weniger ins Auge (ja mehr ins Lächerliche), als die des Muthes. Wer mich z. B. bei ganz heiterem Himmel mit einem wachstuchenen Regenschirme gehen sieht, dem komm ich wahrscheinlich so lange lächerlich vor, als er nicht weiß, daß ich ihn als Blitzschirm führe, um nicht von einem Wetterstrahl aus blauem Himmel (wovon in der mittleren Geschichte mehr als ein Beispiel steht) getroffen zu werden. Der Blitzschirm ist nämlich ganz der Reimarus'sche; ich trage auf einem langen Spazierstocke das wachstuchene Sturmdach, von dessen Giebel sich eine Goldtresse als Ableitungskette niederzieht, die durch einen Schlüßel, den sie auf dem Fußsteig nachschleift, jeden möglichen Blitz leicht über die ganze Erdfläche ableitet und verteilt. Mit diesem Paradonner in der Hand will ich mich wochenlang ohne die geringste Gefahr unter dem blauen Himmel herumtreiben. —

Noch eine Geschichte sei genug, um zu beweisen, wie lächerlich gerade die ernsthafteste Vorsicht bei allem innern Muthe oft außen dem Pöbel erscheint. Reiter kennen die Gefahren auf einem durchgehenden Pferde längst. Mein Unstern wollte, daß ich in Wien auf ein Miethpferd zu sitzen kam, das zwar ein schöner Honigschimmel war, aber alt und hartnäckig wie der Satan, so daß die Bestie in der nächsten Gaße mit mir durchgieng und zwar — leider bloß im Schritte. Kein Halten, kein Lenken schlug an; ich that endlich auf dem Selbststreitroß Nothschuß nach Nothschuß und schrie: „Haltet auf, ihr Leute! um Gotteswillen aufgehalten! mein Gaul geht durch!“ Aber da die einfältigen Menschen das Pferd so langsam gehen sahen, so konnten sie sich durchaus nicht in die Sache finden, bis ich in heftigster Bewegung wie besessen schrie: „Haltet doch auf ihr Pinsel und Pensel! Seht ihr denn nicht, daß ich die Mähre nicht mehr halten kann?“ Jetzt kam den Faulpelzen ein hartmäuliges, schrittling ausziehendes Pferd lächerlich vor — Halb Wien bekam ich dadurch wie einen Bartsternschwanz hinter meinen Roßschweif und Zopf nach — Fürst Kaunitz, sonst der beste Reiter des Jahrhunderts (des vorigen), hielt an, um mir zu folgen — Ich selber saß und schwamm als aufrechtes Treibeis auf dem Honigschimmel, der in einem fort Schritt für Schritt durchgieng — Ein vieleckiger, rockschößiger Briefträger gab rechts und links seine Briefe in den Stockwerken ab und kam mir stets mit satyrischen Gesichtszügen wieder nach, weil der Schimmel zu langsam auszog — Der Schlauchschleuderer (bekanntlich der Mann, der mit einer zweispännigen Waßertonne über die Straßen fährt, und sie mit einem drei Ellen langen Schlauch aus einem blechernen Trichter benetzt) fuhr den Hinterbacken meines Pferdes nach und feuchtete während seiner Pflicht jene und mich selber kühlend an, ob ich gleich kalten Schweiß genug hatte, um keines frischeren zu bedürfen — Ich gerieth auf meinem höllischen trojanischen Pferde (nur war ich selber das untergehende Troja, das ritt,) nach Malzleinsdorf (einer Wiener Vorstadt), oder warens für meine gepeinigten Sinne ganz andere Gaßen — Endlich mußte ich Abends spät nach dem Retraiteschuß des Praters im letzteren zu meinem Abscheu und gegen alle Polizeigesetze auf dem gesetzlosen Honigschimmel noch herumreiten, und ich hätte vielleicht gar auf ihm übernachtet, wenn nicht mein Schwager, der Dragoner, mich gesehen und noch fest auf dem durchgegangenen Gaul gefunden hätte. Er machte keine Umstände — fieng das Vieh — that die lustige Frage: warum ich nicht voltigiert hätte, ob er gleich recht gut weiß, daß dazu ein hölzerner Gaul gehört, der steht, — und holte mich herab — und so kamen alle berittenen Wesen unberitten und unbeschädigt nach Hause.

110.

Sprüchlein vom Freunde.

(Philander von Sittewald, 1650. II. Seite 228.)

Freund in der Noth,
Freund im Tod,
Freund hinterm Rücken,
das sind drei starke Brücken.

111.

Räthsel.

(Von Schiller.)

Wie heißt das Ding, das Wenige schätzen,
doch ziert des größten Kaisers Hand;
Es ist gemacht, um zu verletzen;
am nächsten ists dem Schwert verwandt.

Kein Blut vergießts und macht doch Wunden,
niemand beraubts und macht doch reich.
Es hat den Erdkreis überwunden,
es macht das Leben sanft und gleich.

Die größten Reiche hats gegründet,
die ältsten Städte hats erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

112.

Der Buchfink.

(Von H. O. Lenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. II. S. 130 ff.)

Der Buchfink oder Edelfink hat vom März bis zur Mauser im August einen dunkelblauen, sonst einen röthlichweißen Schnabel; die Stirn ist schwarz, im Herbst und Winter mit braunen Federrändern, die sich allmählich abnutzen; Oberkopf graublau, im Herbst und Winter mit ebenfalls braunen Federrändern; Oberrücken und Schultern braun; Unterrücken grün; Wangen und Unterseite des Vogels röthlichbraun; Ende des Bauches weiß; auf den Flügeln zwei weiße Binden. Ebenso sehen die Jungen aus, doch unterscheiden sich schon im Neste die Männchen von den Weibchen durch die schwärzere Farbe der Flügeldeckfedern. Schon zwei Wochen nach dem Ausfliegen mausern die Jungen, und dann werden die Männchen unten blaß braunröthlich. Länge gegen siebentehalb Zoll.

Der Fink ist ein Vogel, welcher während der warmen Jahreszeit überall Leben verbreitet, wo Bäume stehen, sei es ein düsterer Nadelwald, ein Laubwald, ein Obstgarten oder eine bloße Weidenpflanzung. Im Oktober geht er südwärts, und kommt im März zurück. Einzelne bleiben auch wäh-

rend des Winters, selbst im nördlichen Deutschland. Männchen und Weibchen wandern in getrennten Scharen, und die Weibchen kommen im Frühjahr erst vierzehn Tage nach den zuerst angelangten Männchen zurück. Die Nahrung besteht im Sommer aus Insekten, im Herbste aus Sämereien sehr verschiedener Art, welche er vom Boden aufliest, auch aus Buchekern, weshalb er Buchfink heißt. Das Nest ist sehr nett, halbkugelförmig, von Moos, Flechten und Spinnewebe so gebaut, daß es die Farbe des Baumstammes erhält, auf welchem es, bald auf dem Stamme selbst, bald auf den Zweigen, steht; inwendig ist es mit Federn und Haaren gefüttert. Es enthält drei bis fünf hell bläulichgrüne, dunkelbraun gefleckte Eier, die vierzehn Tage bebrütet werden, wobei das Männchen täglich das Weibchen einige Stunden ablöst. Jährlich werden zwei Bruten gemacht, und die Jungen der ersten sind gewöhnlich meist Männchen, die der zweiten meist Weibchen. Sie werden mit Insekten aufgefüttert. Die bekannteste Stimme ist ein lautes: pink (er finkt), oder ein gedehnteres: trrr, oder: trief (er rückt), oder ein lockendes: füb (er lockt). Der Gesang ist sehr kurz und wird Schlag genannt. Jedes Frühjahr studiert der Fink seinen Schlag leise wieder ein (zirpt, schlägt im Zirpen); laut schlägt er meist vom März bis in den Juli. Die Finkenschläge sind sehr verschieden, und jeder schlägt einen, zwei, drei, ja mitunter vier. Alle Schläge haben bei Kennern ihren Namen, und jede Gegend hat ihren eigentümlichen. Die um Schnepfenthal gewöhnlichen sind folgende:

1) Der scharfe Weingesang oder gleiche Scharfe: zizizlwillillillti, dodododobo weingie;

2) Der schlechte Weingesang: zizizizillillillillillfjibfjibfjibfjiwidre;

3) Kienöl: zizizizizirrrrre zwoif zwoif zwoif zwoifdre;

4) Das tolle Gutjahr: tititilititetotototototozespeuzia;

5) Harzer Gutjahr, jedoch hier ziemlich selten: zizlwillwillwillwillwillwillfespeuzia;

6) Gemeines Gutjahr: zizizlwiewiewiewiezespeuzia;

7) Reiter: zizizizizizüllüllüllüljobjobjobjeroitja;

8) Reitzug: zizizizirrrtjobjobjobjeroitie;

9) Das grobe Würzgebühr: ziziteuteuteuteuteuellbjoteüzipia;

10) Das ordinäre Würzgebühr: zizizizizizülleletscheutscheutscheuzipia;

11) Das Werre: zizizizeuzeuzeuwillillillwoifzia;

12) Das Klapscheid: zizizidisdisdisdisjibjibjibjibjazia;

13) Die erste Putzscheere: zizizizitolleleleolzwoifzwoifzwoifzie;

14) Die zweite Putzscheere: zizizizitoltoiwillwillzie;

15) Auch Doppelschläger, wovon hernach noch einiges, laßen sich in der Nähe von Schnepfenthal hören, werden aber gleich unbarmherzig weggefangen.

Von den genannten Schlägen sind der gleiche Scharfe, das Kienöl, der schlechte Weingesang, das tolle Gutjahr und der Reitzug werth, auch in der Stube sich hören zu laßen, das Klapscheid aber und die Putzscheeren erfüllen das Ohr des Liebhabers mit Schaudern. Geht man nun von Schnepfenthal aus nur einige Stunden weit östlich, westlich, südlich oder nördlich, so hört man immer wieder neue Schläge, und findet auch die hiesigen Schläge zum Teil unter anderen Namen wieder. In der Stube hält man bei uns oft solche Schläge, die durch allmähliche Ausbildung von Geschlecht zu Geschlecht vollkommner geworden sind, als man sie in der Freiheit hört. Der allgemeinste Stubenschlag ist bei uns der Doppelschlag, und es ist ein wahrer Spaß, im Frühjahr durch einen Ort zu wandeln, wo die Finkenliebhaberei recht eifrig betrieben wird; von allen Häusern her schmettern da die Finken Schlag auf Schlag und gewähren dem arbeitsamen Handwerksmann, den sein Beruf an das Haus feßelt, ein unbeschreibliches Vergnügen. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß viele Leute ihre Finken beßer halten als ihre Kinder, und merkwürdig ist der Aufruhr, welcher entsteht, wenn ein solcher Liebling des Hauses verunglückt oder entwischt. Was nun den Doppelschlag insbesondere anbetrifft, so hat er seinen Namen davon, daß er aus zwei Teilen besteht, wovon sich der erste auf Cuzipia, der zweite auf kutzia endet. Er muß etwa folgende Sylben haben: zizizizizizizizizirrrreuzipia, tototototototozsssskutzia. Uebrigens wird er sehr verschieden geschlagen, nämlich bald mit mehr, bald mit weniger Sylben, bald krauser (klarer, höher, feiner), bald gröber (tiefer). Je gröber je beßer. Es gibt Doppelschläger, für die man vier Groschen zahlt, und andre, wo man abgewiesen wird, wenn man vierzehn Thaler bietet. Wer nicht Kenner ist, darf also ja nicht kaufen, ohne einen Sachverständigen zu Rathe zu ziehen. Der gewöhnliche Preis eines artigen Doppelschlägers ist ein bis zwei Speziesthaler. Ein Doppelschläger, der nicht auszuschlagen pflegt, d. h. der die Endsylben nicht hören läßt, ist, wie jeder Finke, der so handelt, eine schreckliche Ohrenqual.

Andre bei uns beliebte und oft teuer bezahlte Stubengesänge sind der gute Weingesang, der Harzer Doppelschlag, der Urnshäuser Scharfe, der Vogtländer Streitzug, der Bräutigam u. s. w. Der letztgenannte zeichnet sich vorzüglich dadurch aus, daß er hell und schwirrend und rein wie Silberglöckchen tönt: zizizizizizizizizizizirrrrrrbräutgamgie, oder auch: jubjubirrrrrrrrrrirrrrrbräutgamgie. Der Vogtländer Reitzug ist der mit zizi beginnenden (zizernden) Sorte des Bräutigams ähnlich und endet mit einem schönen reizie.

Um gute Finken zu haben, zieht man welche auf, die man aus dem Neste nimmt, sobald die Federn auf dem Rücken treiben; sie werden mit in süßer Milch geweichter Semmel nebst gequelltem Rübsamen oder Mohn, wenn

mans haben kann, auch mit Ameisenpuppen und Mehlwürmern gefüttert, so reinlich als möglich gehalten, und gut ist es, wenn man ihnen, sobald sie flügge sind, Badwaßer gibt. Das weiche Futter erhalten sie noch etwa einen Monat lang, wenn sie angefangen haben, selbst zu freßen, und sie bekommen alsdann auch recht Vogelmiere (Hühnerdarm, Alsine media). Wo möglich dürfen sie in der Stube gar keinen andern Finken schlagen hören als den, von dem sie lernen sollen; mit andern Vögeln hat es weniger Noth, denn sie nehmen aus deren Gesange nicht leicht etwas an. Bis zum ersten Februar oder März ihres Lebens ist es den jungen Finken sehr wohlthätig, wenn sie in einem geräumigen Käfiche die Sonne genießen und sich täglich baden können; sobald aber im Frühjahr (etwa Mitte Februars) der alte Vorsängerfink, von dem sie lernen sollen, wieder zu schlagen beginnt, müßen die jungen Lehrlinge in kleine Käfiche gesteckt und in einer ruhigen Ecke mit einem Tuche verhängt werden, damit sie ganz ungestört studieren können. So bleiben sie bis Ende April; erst im Mai werden sie aufgedeckt und erst im Juni dürfen sie ans Fenster oder davor gehängt werden. Sie zeigen sich sehr verschieden in der Begierde und Fähigkeit zum Lernen, viel hängt aber auch vom Lehrmeister ab; so habe ich z. B. schon vierzehn junge Finken bei einem guten Bräutigamsfinken aufgezogen, der den Fehler hat, daß er im Frühjahr einen Monat später als andre zu schlagen beginnt, und von allen sind mir nur drei gut gerathen, weil sie gewöhnlich, ehe jener ordentlich schlägt, schon falsche Töne einüben. Die Fütterung alter Finken in der Stube besteht am besten in Rübsamen nebst Kanariensamen, und daneben noch in einem gläsernen oder porzellanenen Näpfchen mit Milch und Semmel, oder Käsematten, oder nur in Waßer geweichter Semmel, allenfalls auch nur Krümchen schwarzen Brotes; sobald die Mauser eintritt, gibt man ihnen wo möglich frische Ameisenpuppen. Recht oft muß man ihnen auch, und dadurch wird das eben genannte weiche Futter entbehrlich, Grünes, nämlich Brunnenkresse, Vogelmiere, Kreuzwurz und Salat geben. Feinen Kies auf den Boden des Käfichs zu streuen, darf man nicht vergeßen. Ein Fink kann in der Stube sechsundzwanzig Jahre dauern.

Die Finkenliebhaberei findet man fast bloß in Gebirgen. Bei uns setzt gar oft ein armer Mann seinen letzten Heller dran oder macht Schulden, um einen Finken einzuhandeln; die Leute laufen Meilen weit, um gute Finken zu fangen, zu kaufen, oder nur zu hören; manche machen jährlich weite Finkenreisen auf dem Gebirge, um ihr Ohr zu erquicken und gelegentlich einen guten Kauf zu thun. Anderwärts steigert sich die Liebhaberei bis zur Grausamkeit. In Francomont bei Verviers hat selbst der ärmste Fabrikarbeiter seinen Finken; damit dieser zu jeder Tageszeit und an jedem Orte recht fleißig singt, ist er geblendet (blind). An Feiertagen bringt jeder seinen Vogel mit ins

Wirthshaus, und der Wetteifer der schlagenden Finken, die Gespräche, die darüber geführt, und die Wetten, welche dabei angestellt werden, machen die Hauptunterhaltung.

Gefangen werden die Finken zum Verspeisen in Menge auf dem Finkenherd, was streng verboten sein sollte. Für die Stube fängt man sie vorzüglich auf der Locke; man begibt sich nämlich im Frühjahr, zur Zeit, wo die Finken wiederkehren, auf eine Anhöhe, über welche sie häufig ziehen, und steckt daselbst einen oder einige Büsche von Buchen oder Eichen auf, die noch die Blätter haben, oder benutzt schon vorhandene. Die obersten Aeste werden von Blättern und Zweigen befreit und statt letzterer Leimruthen in geschnittene Ritzen locker eingesteckt. Daneben stellt man, wohl mit Reisig verdeckt in einem Käfiche den Lockfinken, welcher vorüber fliegende wilde herbeilockt. Ebenso fängt man Hänflinge, Zeisige, Stieglitze, Grünlinge u. dgl. Der Fang dauert von Sonnenaufgang bis neun Uhr.

Um einen bestimmten gut schlagenden Finken zu fangen, geht man früh hinaus, steckt unter dem Baume, wo er schlägt, ein Pflöckchen ein, woran ein Ring ist; am Ring ist ein spannenlanger Faden und an diesem ein mit einer Art Sattel am Leibe versehener Fink, der sogenannte Läufer. Dieser kann dann rund um das Pflöckchen laufen, und rund um ihn selbst werden mit den Spitzen einwärts gebogene Leimruthen im Kreiße gestellt und zu ihm wird Futter geworfen. Gut ist es, wenn man daneben noch in einem Busche einen zahmen Finken im Käfiche versteckt, der gewohnt ist, im Freien zu schlagen, aber er muß einen nicht ungewöhnlichen Schlag haben und gut finken und rücken. Der wilde Fink (Standfink) wird, sobald er den Läufer bemerkt, eifersüchtig, sticht auf ihn herab und bleibt an den Leimruthen kleben. Er heißt dann Stechfink und der Fang selbst der Finkenstich. Er darf nur bis gegen Pfingsten betrieben werden, denn später gefangene sterben oft und schlagen wenigstens in demselben Jahre fast nie. Um einen Standfinken desto sicherer zu fangen, füttert man ihn eine Woche oder länger vorher auf dem Platze, wo der Läufer hinkommen soll, mit Hanf u. dgl. Hat man dagegen einen guten Finken in seiner Nähe und will ihn vor Vogelstellern sichern, so sticht man ihn selbst, reinigt ihn vom Vogelleim und läßt ihn wieder frei. Nun läßt er sich nicht so leicht wieder erhaschen. An der Tränke fängt man auch leicht Finken; will man aber die dort gefangenen Jungen aufziehen, so werden sie selten etwas gutes lernen, ausgenommen, wenn sie von der zweiten und zwar einer sehr späten Hecke sind, denn solche haben ihren Vater noch wenig oder gar nicht schlagen hören.

An Bäumen thun die Finken durch Ablesen der Räupchen u. s. w. sehr vielen Nutzen; den einzigen merklichen Schaden thun sie zuweilen in Gärten auf frisch besäeten Gemüsebeeten, sind aber durch ausgespannte weiße Fäden und daran hängende weiße Papierstückchen oder Federn leicht abzuhalten.

113.

Der Zauger.

(Von Göthe.)

Was hör ich draußen vor dem Thor,
was auf der Brücke ſchallen?
Laß den Geſang vor unſerm Ohr
im Saale wiederhallen!
Der König ſprachs, der Page lief,
der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet ſeid mir, edle Herrn,
gegrüßt ihr, ſchöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
wer kennet ihre Namen!
Im Saal voll Pracht und Herlichkeit
ſchließt, Augen, euch; hier iſt nicht Zeit,
ſich ſtaunend zu ergetzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
und ſchlug in vollen Tönen;
Die Ritter ſchauten muthig drein,
und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
ließ, ihn zu ehren für ſein Spiel,
eine goldne Kette reichen

Die goldne Kette gib mir nicht,
die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angeſicht
der Feinde Lanzen ſplittern;
Gib ſie dem Kanzler, den du haſt,
und laß ihn noch die goldne Laſt
zu andern Laſten tragen.

Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
iſt Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt ich eins:
laß mir den beſten Becher Weins
in purem Golde reichen.

Er ſetzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll ſüßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
wo das iſt kleine Gabe!
Ergehts euch wohl, ſo denkt an mich,
und danket Gott ſo warm, als ich
für dieſen Trunk euch danke.

114.

Der Huſar in Weiße.

(Von J. P. Hebel.)

Als im Anfang der franzöſiſchen Revolution die Preußen mit den Franzoſen Krieg führten und durch die Provinz Champagne zogen, dachten ſie nicht daran, daß ſich das Blättlein wenden könnte, und daß der Franzos noch im Jahr 1806 nach Preußen kommen und den ungebetenen Beſuch wett machen werde. Denn nicht jeder führte ſich auf, wie es einem braven Soldaten in Feindesland wohl anſteht. Unter andern drang damals ein brauner preußiſcher Huſar, der ein böſer Menſch war, in das Haus eines friedlichen Mannes ein, nahm ihm all ſein baares Geld, ſo viel war, und Geldswerth, zuletzt auch noch das ſchöne Bett mit nagelneuem Ueberzug, und mishandelte Mann und Frau. Ein Knabe von acht Jahren bat ihn knieend, er möchte doch ſeinen Eltern nur das Bett wieder geben. Der Huſar ſtoßt ihn unbarmherzig von ſich. Die Tochter läuft ihm nach, hält ihn am Dollman feſt, und

fleht um Barmherzigkeit. Er nimmt sie, und wirft sie in den Sodbrunnen, der im Hofe steht, und rettet seinen Raub. Nach Jahr und Tagen bekommt er seinen Abschied, setzt sich in der Stadt Neiße in Schlesien, denkt nimmer daran, was er einmal verübt hat, und meint, es sei schon lange Gras darüber gewachsen. Allein was geschieht im Jahre 1806? Die Franzosen rücken in Neiße ein; ein junger Sergeant wird Abends einquartiert bei einer braven Frau, die ihm wohl aufwartet. Der Sergeant ist auch brav, führt sich ordentlich auf, und scheint guter Dinge zu sein. Den andern Morgen kommt der Sergeant nicht zum Frühstück. Die Frau denkt: er wird noch schlafen, und stellt ihm den Kaffee ins Ofenrohr. Als er noch immer nicht kommen wollte, gieng sie endlich in das Stüblein hinauf, machte leise die Thüre auf, und will sehen, ob ihm etwas fehlt.

Da saß der junge Mann wach und aufgerichtet im Bette, hatte die Hände in einander gelegt, und seufzte, als wenn ihm ein großes Unglück begegnet wäre, oder als wenn er Heimweh hätte, oder so etwas, und sah nicht, daß jemand in der Stube ist. Die Frau aber gieng ganz leise auf ihn zu, und fragte ihn: „Was ist euch begegnet, Herr Sergeant, und warum seid ihr so traurig?“ Da sah sie der Mann mit einem Blicke voll Thränen an, und sagte: die Ueberzüge dieses Bettes, in dem er heute Nacht geschlafen habe, haben vor achtzehn Jahren seinen Eltern in der Champagne angehört, die in der Plünderung alles verloren haben und zu armen Leuten geworden seien, und jetzt denke er an alles und sein Herz sei voll Thränen. Denn es war der Sohn des geplünderten Mannes in Champagne, und kannte die Ueberzüge noch, und die rothen Namensbuchstaben, womit sie die Mutter gezeichnet hatte, waren ja auch noch daran. Da erschrak die gute Frau und sagte, daß sie dieses Bettzeug von einem braunen Husaren gekauft habe, der noch hier in Neiße lebe, und sie könne nichts dafür. Da stund der Franzose auf, und ließ sich in das Haus des Husaren führen, und kannte ihn wieder.

Denkt ihr noch daran, sagte er zu dem Husaren, wie ihr vor achtzehn Jahren einem unschuldigen Manne in Champagne Hab und Gut und zuletzt auch noch das Bett aus dem Hause getragen habt? und habt keine Barmherzigkeit gehabt, als euch ein achtjähriger Knabe um Schonung anflehte? und an meine Schwester? Anfänglich wollte der alte Sünder sich entschuldigen: es gehe bekanntlich im Krieg nicht alles, wie es soll, und was der Eine liegen laße, hole doch ein Anderer; und lieber nimmt mans selber. Als er aber merkte, daß der Sergeant der nämliche sei, dessen Eltern er geplündert und mishandelt hatte; und als er ihn an seine Schwester erinnerte, versagte ihm vor Gewißensangst und Schrecken die Stimme, und er fiel vor dem Franzosen auf die zitternden Knie nieder, und konnte nichts mehr herausbringen, als: Pardon! dachte aber: Es wird nicht viel helfen.

Der geneigte Leſer denkt vielleicht auch: Jetzt wird der Franzos den Huſaren zuſammenhauen, und freut ſich ſchon darauf. Allein das könnte mit der Wahrheit nicht beſtehen. Denn wenn das Herz bewegt iſt, und vor Schmerz faſt brechen will, mag der Menſch keine Rache nehmen. Da iſt ihm die Rache zu klein und verächtlich, ſondern er denkt: Wir ſind in Gottes Hand, und will nicht Böſes mit Böſem vergelten. So dachte der Franzoſe auch, und ſagte: Daß du mich mishandelt haſt, das verzeihe ich dir; daß du meine Eltern mishandelt und zu armen Leuten gemacht haſt, das werden dir meine Eltern verzeihen; daß du meine Schweſter in den Brunnen geworfen haſt, und iſt nimmer davon gekommen, das verzeih dir Gott. — Mit dieſen Worten gieng er fort, ohne dem Huſaren das Geringſte zu Leide zu thun, und es ward ihm in ſeinem Herzen wieder wohl. Dem Huſaren aber war es nachher zu Muth, als wenn er vor dem jüngſten Gerichte geſtanden wäre, und hätte keinen guten Beſcheid bekommen. Denn er hatte von dieſer Zeit an keine ruhige Stunde mehr, und ſoll nach einem Vierteljahr geſtorben ſein.

Merke: Man muß in der Fremde nichts thun, worüber man ſich daheim nicht darf finden laßen.

Merke: Es gibt Unthaten, über welche kein Gras wächst.

115.

Pſaumis und Puras.

(Von Auguſt Kopiſch.)

„Wer zuerſt gefaßt den Enterhaken,
wer zuerſt in Mehons Schiff geſprungen,
wer allein ihn in den Grund geſchmettert,
jeder weiß es hier im Volk von Maina!
Komm nun, Pſaumis, komm und nimm mir, nimm mir
all die Waffen Mehons! Nimm den Säbel,
gürt ihn um dir! Nimm die bunte Flinte,
nimm das ganze Schiff mir, nimm es, nimm es,
nimms, und trag es deinem Weib ins Haus hin!
Nimm ganz Maina, wirf es in den Schoß ihr!
Ruhig werd ich zuſchaun, ungereget,
ungeregt wie jener Turm der Klippe!
Doch es wird dereinſt ſich Puras rächen,
nicht wie ſchwache Kinder, nein wie Puras!“

Puras ſprichts, und wirft die Waffenbeute,
die von Gold und Prachtjuwelen ſchimmert,
zu den Füßen Pſaumis; der entgegnet:
„Schmähend vor die Füße wirfſt du, Puras,
mir die Waffen, die mit Blut erkämpften,
die geteilt ich wollte? Wiße, Puras,
ſo beſchmähte Schenkung nimmt kein Pſaumis!
Liegen mögen ſie am Strand und faulen,
faulen ſamt dem Schiff, das wir erbeutet! —
Geh und droh mir! All dein Drohen iſt mir
jene Welle, die vom Stein herabtrieft!
Aber wahr' vor mir dich: Pſaumis Feindſchaft
wird im heilen Leib das Herz dir treffen!“

Pſaumis ſpricht es. Trauernd rings umdrängt ihn
Mainas Volk, die Krieger und die Greiſe
mühn umſonſt ſich ab, den Haß zu ſühnen.

Auseinander trennen sich die Führer,
scheiden ihre Krieger, ihre Schiffer,
und, die Beute dort am Ufer laßend,
wild die Locken schüttelnd, wandeln jetzt sie—
der am Strand hin, der im Myrtenwalde:
keiner denkt der Seinen, jeder sinnt nur,
wie er Leid auf Leid am höchsten türme,
wie den Andern er am tiefsten kränke. —

Nur gefolgt von Zweien seiner Krieger
um den Klippenrand hin wandelt Puras;
fliegt sein Blick hinauf zur Felsentreppe,
wo aus uneinnehmbar hoher Grotte
Pfaumis junge Gattin niedersteiget;
niedersteigt sie, allen Streit zu sühnen.
Aber Puras rufet die Gefährten,
läßt sie rauben, und, herabgetragen,
in ein Boot sie schleppen, springt hinein dann:
„Schnell hinüber," ruft er, „schnell hinüber
zu der Rhede, zu dem Sklavenkäufer!
Schwinden wird vor Gram der stolze
Pfaumis,
hört er, wie sein Weib als Sklavin dienet!"
Schreien vor Entsetzen will die Schöne;
doch man hält den Dolch ihr dicht ans Auge,
bis sie stumm wird gleich dem Bild von
Marmor. [schlägen
Leicht beschwingt von schnellen Ruder-
teilt der Kiel die purpurblaue Meerflut.

Als zum Sklavenkäufer sie gelanget,
nimmt ihr Puras vom Gesicht den Schleier,
bietet sie zu Kauf für neunzig Goldstück.
„Nicht zu tadeln ist sie," spricht der Fremde.
„nicht zu tadeln; doch von Pfaumis kauft ich
eben eine Schönre für die Hälfte!"
Da erzitterten die Kniee Puras:
„„Laß sie schaun, die du gekauft von
Pfaumis!"" [macht,
„Schau! sie ligt am Boden hier in Ohn-
bleich von Schrecken: doch sie röthet bald sich
wie das Blatt der jungen Frühlingsrose!"—
Als nun Puras hinschaut, füllt sein Auge
schwarzes Dunkel, und das Herz erstarrt ihm,
wie er seine Gattin schaut als Sklavin! —
Wo die Seele Puras war, wer sagt es? —
aber zu sich selber sprach die Seele:
„Wahrlich, Pfaumis trifft im heilen Leibe
dir das Herz, wie er vorhin gedrohet!"

Als die Seele Puras nun zurückkam,
blickt' er auf, als sänn er einen Anschlag, —
spricht zum Fremden: „Schön ist die
Gekaufte,
schön; doch die ich bringe dir, nicht minder!
Nimm sie für den Preis, den du geboten! —
Mir nicht — gib das Geld dort meinen
Leuten!"
Als nun Pfaumis Gattin so verkauft war
und entwandert in das Schiff als Sklavin,
rufet Puras: „Nun, du Sklavenkäufer!
auf die Segel! Flieg in alle Winde,
daß von Maina dich kein Schiff erreiche!"
Staunend hört der Fremde diese Drohung,
aber Puras jaget nach dem Ufer,
mit beschwingtem Ruder nach dem Ufer,
wo bereits die Kunde sich verbreitet
von des Pfaumis That und der von Puras.

Als er nun ans Land springt jähen
Sprunges, [Pfaumis.
schnell entgegen kommt ihm, tritt ihm
Staunend vor einander stehn sie, starren
Aug in Aug sich an. Gedenkend Beide,
wie sie sich vor dem nur Holdes thaten,
wie sie jetzt das Bitterste gethan sich,
starren lange sie; bis Beider Augen
sich mit Thränen füllen, bis sie weinen,
bis sie sinken Herz an Herz. Da dränget
freudig sich herzu das Volk von Maina.
Aber Puras hebt das Haupt, und rufet:
„Auf nun, Pfaumis! Auf, ihr meine
Freunde! [Segel:
Auf! zu Schiff! Der Fremde spannt die
zeigen wir ihm schnell ein Schiff von
Maina!"
Ha, wie rührt sich alles nun am Strande,
auf dem Schiff, im Tauwerk, auf den
Masten,
auf den Rahen! Alle Segel fliegen,

und im Winde schwebt das Schiff: wie Schwalben
nur der Wogen weiße Spitzen rührt es,
tragend Psaumis und den kühnen Puras!
Bald erjagen sie des Fremden Fahrzeug,
rufen schnell hinüber durch das Sprachrohr:
„Nimm das Gold zurück, das du gezahlet!
gib heraus die Frauen, gib heraus sie!“
Doch der Ueberkühne, nicht mit Worten,
mit Kanonen donnert er die Antwort. —
Ha, wie jagt da das Mainottenschiff ihm
dicht hinan mit lauten wilden Donnern!
Es verwickelt sich mit Jenes Schnabel;
muthig wehrt der Feind sich; doch sein Schiff ist
bald erklettert und zu Grund geschmettert,
überall hin treiben seine Planken!

Heimwärts mit den Weibern ziehn die Sieger.
Jubellaut empfängt am hohen Strand sie.
Und ein Feuer schüren sie am Strande,
mächtig, übergroß und überprächtig;
Puras selbst und Psaumis tragen Brände,
zu verbrennen jene Feindeswaffen,
Mehons Waffen, die den Streit erreget! —

116.

Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

(Von Jean Paul.)

Ein alter Mensch stund in der Neujahrsmitternacht am Fenster, und schaute mit dem Blicke einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel, und herab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt niemand so freuden- und schlaflos war, als er. Denn sein Grab stund nahe bei ihm; es war bloß vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte aus dem ganzen reichen Leben nichts mit als Irrtümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um, und zogen ihn wieder von den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zielender Schlangen und finsterer schwüler Dämpfe.

Ach, die Schlangen hiengen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: Gib mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle.

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: „Es sind meine thörichten Tage!“ — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen. „Das bin ich,“

sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hub drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählich seine Züge an.

Mitten in dem Kampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Turme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. — Er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun glücklicher und beßer als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren, und er sagte: „O, ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trockenen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte. — Ach, ich könnte glücklich sein, ihr teuern Eltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte.“

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge.

Er konnte es nicht mehr sehen; — er verhüllte das Auge; tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee; — er seufzte nur noch leise trostlos und sinnlos: „Komm nur wieder, Jugend, komm wieder.“

— — Und sie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren, und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die ins reiche Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrwege stehest! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: „Komm wieder, schöne Jugend!“ — so würde sie nicht wiederkommen! —

117.

Räthsel.

(Von Schiller.)

Kennst du das Bild auf zartem Grunde:
es gibt sich selber Licht und Glanz;
Ein andres ists zu jeder Stunde,
und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ists ausgeführet,
der kleinste Rahmen faßt es ein,
Doch alle Größe, die dich rühret,
kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Krystall mir nennen:
ihm gleicht an Werth kein Edelstein;
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalet
in seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich stralet,
noch schöner, als was er empfieng.

118.

Des Sängers Fluch.

(Von Ludwig Uhland.)

Es ſtand in alten Zeiten ein Schloß, ſo hoch und hehr,
weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duftgen Gärten ein blütenreicher Kranz,
drin ſprangen friſche Brunnen im Regenbogenglanz.

Dort ſaß ein ſtolzer König, an Land und Siegen reich,
er ſaß auf ſeinem Throne ſo finſter und ſo bleich;
Denn was er ſinnt, iſt Schrecken, und was er blickt, iſt Wuth,
und was er ſpricht, iſt Geißel, und was er ſchreibt, iſt Blut.

Einſt zog nach dieſem Schloße ein edles Sängerpaar,
der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der ſaß auf ſchmuckem Roß,
es ſchritt ihm friſch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte ſprach zum Jungen: „Nun ſei bereit, mein Sohn!
denk unſrer tiefſten Lieder, ſtimm an den vollſten Ton,
Nimm alle Kraft zuſammen, die Luſt und auch den Schmerz!
es gilt uns heut, zu rühren des Königs ſteinern Herz.“

Schon ſtehn die beiden Sänger im hohen Säulenſaal
und auf dem Throne ſitzen der König und ſein Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blutger Nordlichtſchein,
die Königin, ſüß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da ſchlug der Greis die Saiten, er ſchlug ſie wundervoll,
daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre ſchwoll;
Dann ſtrömte himmliſch helle des Jünglings Stimme vor,
des Alten Sang dazwiſchen, wie dumpfer Geiſterchor.

Sie ſingen von Lenz und Liebe, von ſelger goldner Zeit,
von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit;
Sie ſingen von allem Süßen, was Menſchenbruſt durchbebt,
ſie ſingen von allem Hohen, was Menſchenherz erhebt.

Die Höflingsſchaar im Kreiße verlernet jeden Spott,
des Königs trotzge Krieger, ſie beugen ſich vor Gott;
Die Königin, zerfloßen in Wehmuth und in Luſt,
ſie wirft den Sängern nieder die Roſe von ihrer Bruſt.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?“
der König ſchreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft ſein Schwert, das blitzend des Jünglings Bruſt durchdringt,
draus, ſtatt der goldnen Lieder, ein Blutſtral hochauf ſpringt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm,
der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm.
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
er bindt ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt;
dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt.

Weh euch, ihr duftgen Gärten im holden Maienlicht!
euch zeig ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
daß ihr in künftgen Tagen versteint, verödet ligt.

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängertums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blutgen Ruhms,
Dein Name sei vergessen, in ewge Nacht getaucht,
sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!“

Der Alte hats gerufen, der Himmel hats gehört,
die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört,
Noch Eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
auch diese schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duftger Gärten, ein ödes Haideland,
kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch:
versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

119.

Oberstlieutenant Lingg und die Jäger in Hersfeld.

(Schwäbischer Merkur, 1842. Nr. 24. Chronik. — Vergleiche J. P. Hebel. Schatzkästlein Seite 143 ff.)

Am 21ten Januar 1842 starb in Mannheim der Generallieutenant Lingg von Linggenfeld. An seinen Namen knüpft sich die Erinnerung einer schönen That. In Hersfeld, einer wohlhabenden Stadt von 5000 Einwohnern im Kurfürstenthum Hessen, waren zu Anfang des Jahres 1807, während Napoleon mit seiner Armee in Polen stand, Unruhen gegen die

Franzosen ausgebrochen und ein französischer Soldat ermordet worden. Napoleon, beunruhigt durch mehrere solcher Vorfälle im Rücken seiner Armee, wollte ein schreckendes Beispiel geben, und befahl, daß die Stadt rein ausgeplündert, an vier Ecken angezündet und abgebrannt würde. Mit Mühe ward auf Vorbitten das Schicksal der Stadt so weit gemildert, daß an vier Enden vier einzeln stehende Häuser angezündet wurden, jedoch das Löschen durch die Franzosen nicht gehindert wurde, so daß nur wenige Häuser abbrannten. Die Ausplünderung aber war nicht erlaßen worden, sondern dem mit einem Badischen Jägercorps gerade in Hersfeld in Besatzung liegenden Oberstlieutenant Lingg aufgetragen. Zur bestimmten Stunde riefen die wirbelnden Trommeln seine Jäger auf den Sammelplatz, während die ganze Stadt vom Klaggeschrei der flüchtenden und fliehenden Einwohner ertönte. Lingg trat vor die Reihen seiner Krieger, stellte ihnen mit kräftigen Worten das unglückliche Schicksal der Einwohner, unter denen so viele an dem Morde Unschuldige, vor, schilderte, wie eine solche Handlung der Plünderung, wo die Zügellosigkeit freien Lauf habe, nicht ohne Gräuelthaten aller Art vorübergehe. Sodann sprach er: „Der Befehl zur Plünderung ist gegeben, sie ist uns übertragen, sie ist jedem von euch erlaubt; wer Lust zu plündern hat, trete vor aus seinem Gliede und melde sich.“ Tiefe Stille; nicht ein Mann rührte sich. Ein zweiter Aufruf von Lingg erfolgte, und die Soldaten stunden wie Mauern in ihren Reihen; keiner wollte sich an der Habe seines deutschen Mitbruders vergreifen, und — die geängstigte Stadt war gerettet.

120.

Die hohle Weide.

(Von Friedrich Rückert.)

Der Morgenthau verstreut im Thale
sein blitzendes Geschmeide,
Da richtet sich im ersten Strale
empor am Bach die Weide.

Im Nachtthau ließ sie niederhangen
ihr grünendes Gefieder,
Und hebt mit Hoffnung und Verlangen
es nun im Frühroth wieder.

Die Weide hat seit alten Tagen
so manchem Sturm getrutzet,
Ist immer wieder ausgeschlagen,
so oft man sie gestutzet.

Es hat sich in getrennte Glieder
ihr hohler Stamm zerklüftet,
Und jedes Stämmchen hat sich wieder
mit eigner Bork umrüftet.

Sie weichen auseinander immer,
und wer sie sieht, der schwöret,
Es haben diese Stämme nimmer
zu einem Stamm gehöret.

Doch wie die Lüfte drüber rauschen,
so neigen mit Gestüster
Die Zweig' einander zu, und tauschen
noch Grüße, wie Geschwister;

Und wölben überm hohlen Kerne
wohl gegen Sturmes Wüthen
Ein Obdach, unter welchem gerne
des Liedes Tauben brüten.

Soll ich, o Weide, dich beklagen,
daß du den Kern vermissest,
Da jeden Frühling auszuschlagen
du dennoch nie vergißest?

Du gleichest meinem Vaterlande,
dem tief in sich gespaltnen,
Von einem tiefern Lebensbande
zusammen doch gehaltnen.

121.

Der Friede zu Tilsit im Juli 1807.

(K. F. Beckers Weltgeschichte, 1829. XIV. Seite 37 ff.)

Die Wirksamkeit des Fürsten Ferdinand von Anhalt-Pleß, den der König von Preußen gegen Ende Novembers 1806 zum General-Gouverneur von Schlesien gemacht hatte, beschränkte sich auf einen kleinen, wenig glücklichen Streitkrieg, und so geschah es denn, daß Glogau, Brieg, Schweidnitz schimpflich übergeben wurden, daß der Gouverneur selbst nach vierwöchentlicher mattherziger Verteidigung von Breslau, die selbst nur deshalb so lange währte, weil der größere Teil der Bürger sich entschieden gegen eine schon früher beabsichtigte Capitulation erklärte, der Ueberzeugung aller Kriegsmuthigen entgegen die Thore öffnete, und daß auch der Befehlshaber von Neiße, welcher pflichtgetreuer länger ausharrte, bei zögerndem Entsatz sich ergeben mußte. Nur Kosel, Silberberg und Glaz behaupteten sich bis zu Ende des Krieges gegen die Waffen des Feindes, der das ganze Land außerhalb ihrer Mauern in Gehorsam erhielt.

Gleichen oder noch größeren Ruhm, als diese drei Festungen, erwarben sich zu derselben Zeit Colberg in Pommern und Graudenz in Westpreußen; in jenem ward vornehmlich durch die kräftige Vaterlandsliebe eines alten Bürgers, Joachim Nettelbeck, die Schlaffheit des unfähigen Commandanten so lange an der Uebergabe gehindert, bis der Oberst Gneisenau, vom Könige gesandt, die Verteidigung übernahm, und durch sie zuerst seinen großen Beruf bekundete, den geistigern und dabei mildern und menschlichern Kriegssinn, von dem die Wiederbelebung Preußens ausgehen sollte, vorbereiten und fördern zu helfen. In Graudenz aber erhielt der alte General Courbiere durch standhafte Beharrlichkeit auch die Ehre der altpreußischen Schule aufrecht. Als die Belagerer ihn endlich durch die Nachricht zur Ergebung bestimmen wollten, daß der König seine Staaten verlaßen habe, und daß es kein Königreich Preußen mehr gebe, erwiderte er das von der Geschichte aufzubewarende Wort:

„Nun gut, so bin ich König von Graudenz!“ Auch in Danzig ward, von dem Feldmarschall von Kalkreuth, eine funfzigtägige Gegenwehr geleistet, die zuletzt freilich, als der russische Feldherr in unbegreiflicher Ruhe dem Nothstande dieser wichtigen Stadt zuschaute, durch Ergebung, doch ehrenvolle, endigen mußte.

Auf diesen Belagerungskrieg beschränkten sich in den Monaten März, April und Mai 1807 die Waffenthaten der zahllosen, aus Osten und Westen herbeigerufenen Heermassen. Unterdes hatte sich Kaiser Alexander in Memel eingefunden, wo er sieben Jahre vorher, in glücklicheren Tagen, Friedrich Wilhelm und dessen Gemahlin das erste Mal gesehen hatte, und begab sich bald darauf mit dem Könige nach Bartenstein in die Mitte der Cantonierungen. Hier war es, wo sich beide Monarchen, vereinigt durch alte Freundschaft, noch fester verbanden, und ihre Wünsche für die Befreiung Europas und ihre Absichten im Falle eines glücklichen Erfolgs in einen Vertrag zusammenfaßen ließen, der am 25. April preußischer Seits von Hardenberg (Haugwitz war im Januar vom politischen Schauplatze abgetreten) und russischer Seits von Budberg unterzeichnet ward. Gemeinschaftliche, nicht zu erschütternde Fortführung des Krieges bis zu Preußens gänzlicher Wiederherstellung, Aufhebung des Rheinbundes, Leitung der deutschen Angelegenheiten durch ein festes Bündnis Preußens und Oesterreichs, Anordnung der europäischen Verhältnisse auf den Fuß des ruhigen, unwandelbaren Besitzes, Einladung aller von Frankreich noch nicht unterjochten Mächte, namentlich Oesterreichs, Englands, Schwedens und Dänemarks, zur Teilnahme und Mitwirkung, — dieß waren die wesentlichen Punkte eines Vertrages, der durch baldiges Misgeschick in vieljähriges Dunkel gestoßen ward, seinem Wesen nach aber endlich doch Grundlage der gegenwärtigen Gestaltung Europas geworden ist. Mit Schweden war, wenige Tage vorher (am 20. April), eine Uebereinkunft geschloßen worden, vermöge deren 12,000 Preußen nach Stralsund geschickt werden und, vereint mit den dort versammelten Schweden, unter dem Befehl Gustav Adolfs gegen die Franzosen kämpfen sollten. Dagegen ward Oesterreich, dessen Beitritt in diesem verhängnisvollen Augenblicke Entscheidung gebracht haben würde, durch Frankreichs freundliche Worte und eigene Bedenklichkeiten in der unfruchtbaren Rolle des Vermittlers festgehalten, ungeachtet die fortwährende, vertragswidrige Besetzung der Festung Braunau das beste Recht zur Erneuerung des Krieges darbot. Eine ansehnliche Heerversammlung in Galizien zeigte, daß das Cabinet die Wichtigkeit des Moments kannte und der Aufforderung, die Ketten von Preßburg zu brechen, nur ungern und gegen die beßere Ueberzeugung widerstand. Und als es sich endlich doch entschloß, und den General Stutterheim mit der Vollmacht zum Abschluß eines Vertheidigungsbundes in das Hauptquartier der beiden Monarchen sandte, da geschah in der

Zwischenzeit der unglückliche Schlag, der mit dem Vertrage von Bartenstein auf lange Zeit alle Hoffnungen Preußens zertrümmerte und Europa einer aussichtslosen Knechtschaft unterwarf.

Nachdem der russische Oberfeldherr Danzigs Fall am 24. Mai abgewartet, ließ er das Heer am 4. Juni, in einem Zeitpunkte, wo längeres Zögern Oesterreichs Entschließungen Raum gegeben haben würde, aus seiner Stellung zwischen der Alle und dem Pregel aufbrechen, um nach mehrtägigen Märschen und einem unglücklichen Treffen bei Heilsberg in diese zurückgetrieben, und dann, am 14. Juni, mit geschwächten Streitkräften bei dem Städtchen Friedland zu einer Schlacht genöthigt zu werden, die er entscheidend verlor. Der Rückzug der Russen über Wehlau und Tilsit bis hinter den Memel oder Niemen, den Grenzfluß, welcher Preußen von Rußland scheidet, und die Räumung Königsbergs waren die erste Folge derselben; die zweite, unerwartetere, war der Friede von Tilsit. Kaiser Alexander, die Schwächung seines Heeres und die Unvorbereitung seines Reiches auf feindlichen Angriff erwägend, überdieß, im Schmerzgefühl über die Unfälle der Seinen, durch Englands Unthätigkeit und Oesterreichs Zuschauen tief gekränkt, beschloß, dem blutigen Spiele ein Ende zu machen, und sandte einen Antrag auf Waffenruhe in das französische Lager. Napoleon, welcher alsbald erkannte, daß er noch Größeres als eine Schlacht, daß er das Herz des Gegners gewinnen könne, wies diese Aufforderung nicht zurück, und am 21. Juni war der Stillstand mit den Russen und am 23. mit den Preußen geschloßen. An dem letzten Tage kamen die beiden Kaiser in der Mitte des Flußes Memel auf einem Floße unter einem Zeltdache zusammen, am Tage darauf zum zweiten Male, unter Teilnahme des Königs von Preußen. Hier forderte und erhielt Napoleon die Entlaßung der Minister Budberg und Hardenberg. An ihre Stelle traten Kurakin und Golz. Nach dieser Einleitung, die an der Herstellung des Friedens nicht zweifeln ließ, ward die Stadt Tilsit für neutral erklärt und gemeinschaftlich von Abteilungen preußischer, russischer und französischer Garden besetzt, um Stätte der Friedenshandlung, und, während derselben, Wohnsitz der drei Herscher zu sein. Alexander und Napoleon erschienen hier auf dem Fuße großer Vertraulichkeit mit einander. Damals hat König Friedrich Wilhelm, eingedenk der Königspflicht, um seines Volkes willen die schmerzlichsten Empfindungen überwältigt, und durch seine Gegenwart dem Sieger Rücksichten abgenöthigt, welche dieser, nach eigenem Geständnis, ohne dieselbe nicht genommen haben würde, dem Bundesgenoßen aber die Erinnerung alter Treue stark erhalten gegen die auflösende Wärme neuer Befreundung mit dem Geistes- und Glückeszauber eines verführerischen Feindes. Am 5. Juli erschien in Tilsit auch die Königin Louise von Preußen, die sich bis dahin darauf beschränkt hatte, der wohlthätige Schutzgeist ihres Hauses im engen Fa-

milienkreiße zu sein. Nun aber betrat sie den Schauplatz der Staatskünste, um den düstern Unstern ihres Volkes durch den milden Gegenstral ihrer reinen Seele zu brechen, und in die herbe, erzwungene Versöhnung des königlichen Gemahls mit dem Gebieter der Zeit gegenseitiges Vertrauen und Möglichkeit des Bestehens zu bringen. Napoleon ließ es nicht an Ehrenerweisungen fehlen; aber die Absicht der Königin ward nicht erreicht, weil der, welcher bei dem Ausbruche des Krieges und noch vor wenigen Monaten so freigebig mit freundschaftlichen Beteuerungen gegen den König gewesen war, der so oft in seinen Briefen und Staatsschriften von der natürlichen Bundesgenoßenschaft Preußens und Frankreichs geredet hatte, auf einmal alle Fäden seines Netzes auf Preußens äußerste Schwächung oder vielmehr auf dessen politische Vernichtung zusammenlaufen ließ. „Was für Schritte ich gethan habe," schrieb die bekümmerte Fürstin bald darauf an ihre Schwester nach Teplitz, „um Preußens Schicksal zu mildern, und wie wenig sie mir gelungen sind, das weiß die Welt; aber ich war sie als liebende Gattin dem Könige, als zärtliche Mutter meinen Kindern, als Königin meinem Volke schuldig." Vorzüglich hatte sie sich um Magdeburgs Zurückgabe Mühe gegeben, nicht ahnend, daß noch vor Ablauf des Jahrzehnds das Schwert rühmlicher wieder gewonnen haben würde, was jetzt der Unersättliche ihren Bitten versagte. Von den Worten aber, welche sie zu Napoleon gesprochen hat, ist eines, das zur öffentlichen Kenntnis gelangt ist, von der Geschichte aufzunehmen, weil es, kurz und treffend, wie Worte geistvoller Frauen oft, den Anfang des ganzen in diesem Kriege begriffenen Geschichtsverhältnisses und seherisch zugleich den Ausgang, den ihr leibliches Auge hienieden nicht sehen sollte, umfaßt. „Es war Preußen erlaubt," — erwiderte sie dem Kaiser auf die unzarte Bemerkung, daß das Misverhältnis der Macht Preußens und Frankreichs die Idee dieses Krieges in der Brust des Königs hätte ersticken sollen, — „es war uns erlaubt, durch den Ruhm Friedrichs über unsere Machtmittel uns zu täuschen, angenommen, daß wir uns getäuscht haben!" — Aber Napoleon verkannte auch dießmal, wie oft, die Stimme des beßern Genius, der jetzt zu ihm durch die Königin sprach, und in der Besorgnis, durch die Achtung, die ihm die hochherzige Fürstin wider seinen Willen abgewann, zu einiger Milderung seiner unpolitischen Härte gegen Preußen bestimmt zu werden, beschleunigte er den Abschluß des Friedens. Mit Rußland wurde derselbe am 7., mit Preußen am 9. Julius unterzeichnet. Die Hauptbedingung war, daß Frankreich alle auf dem linken Ufer der Elbe gelegenen preußischen Länder, also alle Besitzungen in Westphalen, Franken, Niedersachsen mit Magdeburg und der Altmark, behielt, und auch von den östlichen nur die dießseitigen Marken, Pommern, Schlesien, ein Stück von Westpreußen mit Ermeland und Alt-Ostpreußen zurückgab, mit der ausdrücklichen Beifügung: es geschehe diese Rück-

gabe nur aus Achtung für den Kaiser von Rußland. So ward, dem Rathe Machiavells zuwider, den materiellen Verlusten des Gegners der Schmerz verletzter Staatsehre hinzugefügt, und in die Urkunde der Versöhnung selber die Bitterkeit unedlen Hohnes gelegt. Die polnischen Länder, die bisher in Preußens Besitz gewesen waren, wurden unter dem Namen „Herzogtum Warschau“ als ein besonderer Staat eigener Verfaßung an den König von Sachsen gegeben; Danzig mit seinem Gebiete ward zu einem unabhängigen Freistaate, dem Namen nach unter preußischem und sächsischem Schutze, der Wirklichkeit nach unter französischer Herschaft, ernannt; ein Teil von Neu-Ostpreußen, das Departement von Bialystock, ein Land von 100 Geviertmeilen, ließ Rußland sich selbst von dem Eigentume des Bundesgenoßen zuteilen. Dafür erkannte es die Könige von der Schöpfung Buonapartes: Ludwig von Holland und Joseph von Neapel, den Rheinbund und den Besitzstand der denselben bildenden Fürsten mit den dazu gehörigen Titeln, endlich den jüngsten Bruder Napoleons, Hieronymus, als König von Westphalen an, welcher Staat aus allen von Preußen auf dem linken Elbufer abgetretenen Provinzen und aus andern gegenwärtig in Frankreichs Händen befindlichen Ländern bestehen sollte. Rußland verpflichtete sich, alle Verfügungen, welche der Kaiser Napoleon hinsichtlich dieser Länder treffen würde, nach vorgängiger Bekanntmachung anzuerkennen. Unter den durch Napoleons Machtsprüche entsetzten Fürsten wurden nur die Herzöge von Mecklenburg, Oldenburg und Sachsen-Coburg wieder hergestellt, die beiden ersteren mit der Last, französische Besatzungen an ihren Küsten zu unterhalten; die Häuser Hessenkassel, Naßau-Oranien und Braunschweig blieben ihres Erbes verlustig. Außerdem versprach Rußland, in dem Kriege, in welchen es inzwischen mit den Türken gerathen war, die Vermittelung Frankreichs anzunehmen, die besetzten Provinzen, Moldau und Wallachei, zu räumen, und gemeinschaftliche Sache mit Napoleon gegen England zu machen, wenn dasselbe in den Frieden, den beide Kaiser ihm antragen wollten, nicht willigen würde. Preußen hingegen mußte versprechen, sogleich alle seine Länder, ohne Ausnahme, der Schifffahrt und Handlung der Engländer zu verschließen, keine Absendung aus den preußischen Häfen nach den brittischen Inseln zu gestatten, auch kein von England oder seinen Kolonieen kommendes Schiff zuzulaßen. Außerdem versprach Rußland in geheimen Artikeln die Räumung der Feste und des Gebietes Cottaro und der Jonischen Inseln zu Gunsten Frankreichs; denn im August zogen die russischen Truppen daselbst ab, und französische traten an ihre Stelle.

Welche Beweggründe den russischen Herscher zur Annahme von Bedingungen bestimmt haben mögen, die von seinen früheren Erklärungen und den durch sie in Europa erregten Hoffnungen so weit abwichen, dieß zu berichten und Alexanders damaliges Verfahren gegen Preußen vollständig zu würdigen,

muß dem künftigen Geschichtschreiber vorbehalten bleiben. Dieser wird auch zu beurteilen vermögen, ob Alles, womit Napoleon seine Eitelkeit geschmeichelt sah, Erguß feuriger Hingebung an den Helden des Zeitalters, oder staatskluge Fügung in das Unvermeidliche war. Daß in diesem, wie in jedem andern Bundesverhältnisse zuletzt die Rücksicht auf das eigene Reich und Volk dem Vorteile der Bundesgenoßen vorgalt, war begreiflich, aber darum der Schmerz der Preußen nicht weniger groß.

König Friedrich Wilhelm der Dritte sah den Glanz seiner Krone erblichen, und die Macht seines Reiches auf eine Stufe heruntergesunken, auf welcher sein großer Vorfahr, nach den Grundsätzen heidnischer Weltweisheit, nicht leben zu wollen erklärt hatte; aber der Glaube, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, verleiht einen höhern Muth, als Epictets und Antonius Bücher, und die Zuversicht auf den höchsten Hort, welcher Trübsale sendet denen, die er vorzubereiten beabsichtigt, bewährt in der Prüfung ihre aufrecht erhaltende Kraft. Zu diesem höhern Troste gesellte sich ein anderer, wehmüthigen, aber auch erhebenden Gehalts, die Ueberzeugung von der unerschütterlichen Liebe des preußischen Volkes zu seinem Könige und Königshause, einer Liebe, die sich in den wiederhergestellten Ländern durch einstimmige Betrübnis an den Tag gab. Ein Abschied, den der König an die Provinzen jenseits der Elbe, an die Einwohner Danzigs und der abgetretenen Teile des Netzdistricts erließ, (mit Recht ward der Polen nicht gedacht), war der Ausdruck königlicher Gefühle, welcher in dieser Form noch niemals vernommen worden war, und bezeugte den Wenigen, die in der allgemeinen, durch Napoleons Kriegsgröße hervorgebrachten Bewunderung und Betäubung noch Sinn für den höhern Entwicklungsgang der Menschheit behalten hatten, daß in Preußen, ungeachtet der materiellen Geschiedenheit der einzelnen Bestandteile des Ganzen, ungeachtet der Unumschränktheit der Staatsgewalt und der Herbheit mancher älteren Formen, vermittels des vorwaltenden Staatsgeistes natürlicher Rechtlichkeit, Freisinnigkeit und Menschlichkeit ein eigentümliches Band inniger Zuneigung zwischen dem Regenten und dem Volk bestund, dessen sich seit der patriarchalischen Traulichkeit des mittelalterlichen Fürsten- und Volkslebens kein neueres Staatstum, am wenigsten das nach philosophisch-republikanischem Zuschnitt bestellte und mit Napoleonisch-kaiserlichen Flittern verzierte, zu erfreuen gehabt hatte. Jener Abschied des Königs (am 24. Juli 1807 von Memel aus erlaßen) lautete also: „Ihr kennt, geliebte Bewohner treuer Provinzen, Gebiete und Städte, Meine Gesinnungen und die Begebenheiten des letzten Jahres. Meine Waffen erlagen dem Unglück, die Anstrengungen des letzten Restes Meiner Armee waren vergebens! Zurückgedrängt an die äußerste Grenze des Reichs, und nachdem Mein mächtiger Bundesgenoße selbst sich zu Waffenstillstand und Frieden genöthigt gefühlt, blieb Mir

nichts übrig, als dem Lande Ruhe nach der Noth des Krieges zu wünschen. Der Friede mußte so, wie ihn die Umstände geboten, abgeschloßen werden. Er legte Mir und Meinem Hause, er legte dem Lande selbst die schmerzlichsten Opfer auf. Was Jahrhunderte und biedere Vorfahren, was Verträge, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, mußte getrennt werden. Meine und der Meinigen Bemühungen waren fruchtlos! Das Schicksal gebietet, der Vater scheidet von seinen Kindern; Ich entlaße Euch aller Unterthanenpflicht gegen Mich und Mein Haus. Unsere heißesten Wünsche begleiten Euch zu Eurem neuen Landesherrn; seid ihm, was Ihr Mir waret! Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus Meinem und der Meinigen Herzen vertilgen!“ Die Gefühle des preußischen Volkes bei diesen Trennungsworten fanden sich treu dargestellt in der plattdeutschen Antwort an König Friedrich Wilhelm den Guten, womit die Niedersachsen dieselben erwiderten. „Das Herz wollte uns brechen, als wir Deinen Abschied lasen, und wir können uns noch heute nicht überreden, daß wir aufhören sollen, Deine treue Unterthanen zu sein, die Dich immer so lieb hatten. Wahrlich, es ist nicht Deine Schuld, daß Deine Generale und Minister nach dem Unglück bei Jena zu betroffen und zu verblendet waren, um die zerstreuten Scharen zu uns herzuführen, und sie mit unsern Landsknechten vereint zum neuen Kampfe aufzurufen. Leib und Leben hätten wir daran gewagt, denn Du mußt nicht zweifeln, daß in unseren Adern das Blut der alten Cherusker noch feurig fließt, und daß wir noch stolz darauf sind, Hermann und Wittekind unsere Landsleute zu nennen. Wir hätten das Vaterland gerettet, denn unsere Landsknechte haben Mark in den Knochen, ihre Seelen sind noch nicht angefreßen, und über unsere Weiber und Töchter hat der Zeitgeist seine Pestluft noch nicht ausgegoßen. Inzwischen können wir dem Eigenwillen des Verhängnisses nicht entgehen. Leb wohl, alter guter König! Gott gebe, daß der Ueberrest Deines Landes Dich treuere Generale und klügere Minister finden laße, als die waren, die Dich betrübten. Ihrem Rathe mußtest Du zuweilen wohl folgen, denn Du bist nicht allwißend, wie der große Geist der Welten. Können wir aufstehen gegen des Schicksals eisernen Arm? Nein, wir müßen mit männlichem Muthe zulaßen Alles, was wir nicht zu ändern vermögen. Gott wird uns beistehen. Wir hoffen, unser neuer Herr wird uns unsere Sprache und Sitten, unsern Glauben und unser Bürgerwesen ebenso erhalten und achten, als Du, guter lieber König, es alle Zeit gethan hast. Gott gebe Dir Frieden, Gesundheit und Freude! Wir waren die Deinen!“

122.

Deutſcher Sinn.

(Von Friedrich Schlegel. 1809.)

Froh mit Freunden raſch gelebt,
Herz zu Herzen hingeſtrebt,
von des Frühlings Luſt getränkt,
Geiſtes Aug in Geiſt verſenkt,
iſt des Deutſchen Sitt und Art,
die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunſt und Wißenſchaft
fremder Himmel Hohes ſchafft,
ward von ihm alsbald erkannt,
wuchs ſo mächtger ſeiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt:
wenn ihn fremde Sitte zwingt;
Eins empöret ſein Gefühl:
fremder Rechte loſes Spiel.
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr und Freiheit unſer Stern.

123.

Gelübde.

(Von Friedrich Schlegel.)

Es ſei mein Herz und Blut geweiht,
dich, Vaterland, zu retten.
Wohlan, es gilt, du ſeiſt befreit!
wir ſprengen deine Ketten!
Nicht fürder ſoll die arge That,
des Fremdlings Uebermuth, Verrath
in deinem Schoß ſich betten!

Wer hält, wem frei das Herz noch ſchlägt,
nicht feſt an deinem Bilde?
Wie kraftvoll die Natur ſich regt
durch deine Waldgefilde,
So blüht der Fleiß, dem Neid zur Qual,
in deinen Städten ſonder Zahl
und jeder Kunſt Gebilde.

Der deutſche Stamm iſt alt und ſtark,
voll Hochgefühl und Glauben.
Die Treue iſt der Ehre Mark,
wankt nicht, wenn Stürme ſchnauben.
Es ſchafft ein ernſter, tiefer Sinn,
dem Herzen ſolchen Hochgewinn,
den uns kein Feind mag rauben.

So ſpotte jeder der Gefahr,
die Freiheit ruft uns allen!
So wills das Recht, und es bleibt wahr,
wie auch die Looße fallen!
Ja, ſinken wir der Uebermacht,
ſo wolln wir doch zur ewgen Nacht
glorreich hinüber wallen.

124.

Gneiſenau an Schill.

(Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Jena 1841. I. Seite 273.)

Mein teurer Freund! Den jungen Mann, der Ihnen dieſen Brief überreicht, empfehle ich Ihrer Fürſorge und Ihrem Wohlwollen. Er wird ſich unter Ihrer Leitung durch Tapferkeit derſelben würdig machen. — In Antwort auf Ihre Zuſchriften kann ich vor der Hand nichts erwidern, als: „Habt Geduld; es wird Alles noch beßer gehen, als wir vermutheten.“ — Seit achtzehn Stunden athme ich wieder etwas freier. Sagen Sie dieſes Chaſot und Redern. — Laßen Sie aber die Freude über beßere Ausſichten

nicht laut werden. Behutsamkeit ist uns nöthig. Es sind falsche Freunde unter uns. Ich umarme sie und werde Ihnen gern die Hand zum Gruße bieten, da, wo es uns Beiden am angenehmsten sein wird. — — Unsere Angelegenheiten scheinen gut zu stehen; Sie wißen, ich bin nicht immer hoffnungsreich, und man beschuldigt mich sogar, daß ich schwarz sehe; aber mich dünkt denn doch, daß wir einer frohen Zukunft entgegen sehen dürfen. — Den 9ten dieses kommt der Hof hier nach Königsberg zurück, dann wird der Aufenthalt noch etwa zehn Tage dauern, die Reise nach Berlin aber eben so viel. — Leben Sie wohl, mein teurer Freund, und fahren Sie fort, die Gemüther zu erfrischen, wo das Blut etwas stocken will. — Meine treue Mitwirkung für ihre Plane sage ich Ihnen von Herzen zu als

Ihr

Königsberg.
den 2ten Februar 1809.

treu ergebener
N. v. Gneisenau.

Einliegendes Fragment wird Ihnen sagen, daß sie füglich bei Schill bleiben können, ohne etwas für Ihre Versorgung befürchten zu dürfen. — Seien Sie unbesorgt darum, daß die unserm Schill in Berlin und anderwärts bewiesenen Huldigungen meine Eifersucht rege machen könnten. Schill ist noch jung und kann der großen deutschen Sache noch wichtige Dienste leisten; mit mir geht es bergab. Durch Schills Popularität und allverbreiteten Namen können noch schöne Dinge gethan werden, wir müßen daher solchen verherrlichen, so viel wir können. Mich plagt kein Ehrgeiz. — Mein Blick in die Zukunft erheitert sich nur dann, wenn ich mir die Möglichkeit denke, dem fremden Joche zu entgehen; in einem solchen Kampfe will ich gern meinen Untergang finden. Sollen wir ihn aber nicht kämpfen, oder ist er glücklich vollendet, so folge ich meiner Neigung, in der Einsamkeit zu leben, fofern mich nicht eine harte Nothwendigkeit zwingt, unter einem fremden Himmel meine Zuflucht zu suchen. Sie sehen, mit solchen Gesinnungen und Planen kann man nicht füglich Eifersucht gegen einen andern hochverdienstlichen Mann haben, wenn ihm auch das große Publikum Etwas zuschreiben sollte, was mir gebührt. Leben Sie wohl.

Ihr

Königsberg
den 2ten Februar 1809.

treu ergebener
N. v. Gneisenau.

125.

Das Lied vom Schill.

(Von Ernst Moritz Arndt.)

Es zog aus Berlin* ein tapferer Held,
er führte sechshundert Reiter ins Feld;
Sechshundert Reiter mit redlichem Muth,
sie dürsteten alle Franzosenblut.

Auch zogen mit Reitern und Rossen im Schritt
wohl tausend der tapfersten Schützen mit;
Ihr Schützen, Gott segne euch jeglichen Schuß,
durch welchen ein Franzmann erblaßen muß!

So ziehet der tapfre, der muthige Schill,
der mit den Franzosen sich schlagen will;
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.

Bei Dodendorf färbten die Männer gut
das fette Land mit französischem Blut,
Zweitausend zerhieben die Säbel blank,
die übrigen machten die Beine lang.

Drauf stürmten sie Dömitz, das feste Haus,
und jagten die Schelmenfranzosen hinaus,
Dann zogen sie lustig ins Pommerland ein,
da soll kein Franzose sein Kiwi mehr schrein.

Auf Stralsund brauste der reisige Zug:
o Franzosen, verstündet ihr Vogelflug!
O wüchsen euch Federn und Flügel geschwind!
es nahet der Schill, und er reitet wie Wind.

Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
die der Wallenstein weiland belagert hat,
Wo der zwölfte Karolus im Thore schlief;
jetzt liegen die Türme und Mauern tief.

O weh euch, Franzosen! jetzt seid ihr todt,
ihr färbet die Säbel der Reiter roth,
Die Reiter, sie fühlen das deutsche Blut,
Franzosen zu tödten, das däucht ihnen gut.

O Schill! o Schill! du tapferer Held!
was sind dir für bübische Netze gestellt!
Viel ziehen zu Lande, es schleichet vom Meer
der Däne, die tückische Schlange, daher.

O Schill! o Schill! du tapferer Held!
was sprengest du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was schließest in Mauern die Tapferkeit ein?
bei Stralsund da sollst du begraben sein.

O Stralsund, du trauriges Stralesund!
in dir geht das tapferste Herze zu Grund,
Eine Kugel durchbohrt das redlichste Herz,
und Buben, sie treiben mit Helden Scherz.

Da schreiet ein schnöder Franzosenmund:
„Man soll ihn begraben wie einen Hund,
Wie einen Schelm, der an Galgen und Rad
schon fütterte Krähen und Raben satt.“

So trugen sie ihn ohne Sang und Klang,
ohne Pfeifenspiel und Trommelklang,
Ohne Kanonenmusik und Flintengruß,
womit man Soldaten begraben muß.

Die schnitten den Kopf vom Rumpf ihm ab
und legten den Leib in ein schlechtes Grab;
Da schläft er nun bis an den jüngsten Tag,
wo Gott ihn zu Freuden erwecken mag.

Da schläft nun der fromme, der tapfre Held,
ihm ward kein Stein zum Gedächtnis gestellt,
Doch hat er gleich keinen Ehrenstein,
sein Name wird nimmer vergeßen sein.

Denn zäumet ein Reiter sein schnelles Pferd,
und schwinget ein Reiter sein blankes Schwert,
So rufet er immer: Herr Schill! Herr Schill!
ich an den Franzosen euch rächen will!

* Den 28. April 1809. Todt den 31. Mai.

126.

Blücher und Scharnhorst.

(Von Ernst Moritz Arndt. Erinnerungen aus dem äußeren Leben. 1840. Seite 116 ff.)

In Berlin war im Februar 1812 ein unendliches Getümmel und Gewimmel von den verschiedensten Menschen und den verschiedensten Ansichten, Gedanken, Hoffnungen und Verzweiflungen, wie und wann das Gewitter, das wieder schwarz am Horizont hieng, losplatzen werde; und wohin sich jeder stellen solle; wohin der König von Preußen sich stellen werde. In diesen Wirbel gerieth ich frisch hinein, und natürlich gerieth ich in den Kreiß, worin mein alter Freund Reimer und meine Freunde vom Winter 1809 sich bewegten. Dieß war ein Leben und Weben, ein Wogen und Treiben der Kräfte. Die Herzen schlugen vollern Schlag, die Liebe fand vollste seligste Umarmung; der Haß und Zorn, damals ganz jugendliche frischeste Gesellen, welchen noch keine Polizei die Flügel gestutzt hatte, gaben einen Augenblick fast eben so große Seligkeiten. Da habe ich viele trefflichste Männer zuerst gesehen und kennen gelernt, und war mit einem Male mitten in einem großen gewaltigen Männerbunde, der einen einzigen Gegenstand seines Bedürfnisses hatte: Haß und Abschüttelung und Vernichtung der Wälschen.

Hier aber klang es nun bald wieder: Marsch! Der König von Preußen hatte sich der Weltlage nach mit dem Erzfeind verbinden müßen. Als dieß Bündnis bekannt ward, nahmen und erhielten viele preußische Offiziere, welchen das Herz zu schwer ward, unter französischen Fahnen zu streiten, von dem Könige gnädigen Abschied. Der Herscher verstand sie und misbilligte sie nicht. Viele giengen nach Schlesien, dort zu warten, wie die Dinge sich entwickeln würden; andere suchten, ehe ihnen alles gesperrt würde, die verschiedenen Straßen, welche zur See und zu Lande nach Rußland führen, dort Arbeit für ihre Degen hoffend; mich nahm der Oberst Graf Chazot mit in seinen Wagen bis Breslau, wo er noch einige Wochen verweilte und dann nach Rußland entflog.

Meine Breslauer Frühlingsmonate waren zuerst ebenso lebendig und fast auf ähnliche Weise lebendig, wie mein Februar in Berlin gewesen war. Zuerst Bekannte schon von Berlin her: Die Obersten Graf Chazot und von Gneisenau, der Polizeipräsident Gruner, welcher, als ein Franzosenfeind gezeichnet, natürlich in Berlin jetzt nicht hatte in seiner Stellung bleiben dürfen; und außer ihnen mehrere Andere. Das bewegte sich einige Wochen in Einem Kreiße zusammen, bis es nach verschiedenen Seiten hin aus einander floß. Hier hinein kam zuweilen auch der alte General Blücher, der auch bei fröhlichen Gelagen etwas vom Feldmarschall hatte. Trotz seines Alters trug er eine herliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten rundesten Gliedern

vom Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine und Schenkel noch fast wie eines Jünglings scharf und fest gezeichnet. Am meisten erstaunte sein Gesicht. Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchen er sich ganz frisch und soldatisch mit jedem ergab, ihre Farbe nicht wechselten: auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen; um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen. Daß ich es sage: in jener oberen Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, sondern auch eine tiefe Schwermuth, die ich der schwarzdunklen Augen wegen, die der finstern Meeresbläue glichen, fast eine Meerschwermuth nennen möchte; denn wie freundlich diese Augen auch zu lachen und zu winken verstunden, sie verdunkelten sich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn. War der alte Held ja auch nach dem Unglücke von 1806 und 1807, als er in Hinterpommern befahl, eine Zeitlang durch seinen dunklen Zorn verrückt gewesen, und hatte auf alle Fliegen und schwarzen Flecken an der Wand mit dem Rufe: Napoleon! mit dem gezückten Schwert gestoßen. Mund und Kinn aber gaben einen ganz anderen Eindruck, obgleich in den äußeren Formen mit den oberen Teilen des Gesichts in Uebereinstimmung. Hier saß immer die Husarenlist gesammelt, deren Zügenspiel bisweilen sogar bis in die Augen hinauflief, und etwas wie von einem Marder, der auf seinen Fang lauscht.

Hier sah ich auch Scharnhorst, der vor den neuen Dingen aus Berlin entwichen war, und seine unvergeßliche, ihm ähnliche Tochter, die mit allen hohen Gefühlen bis in den siebenten Himmel aufflog, die Gräfin Julie zu Dohna. Ihr Gemal, der Rittmeister Burggraf Friedrich zu Dohna, gegenwärtig Obergeneral der pommerschen Heerabteilung, holte mich ab und führte mich zu Vater und Tochter. Ich war hinfort viel mit ihnen, und sie nahmen mich oft mit in die grüne Einsamkeit der umliegenden Dörfer und Wälder, wo man sich freier und menschlicher ergehen und über das Leid und die Hoffnung des Augenblicks besprechen konnte. Wie war Scharnhorst nun wieder ein gar anderer Mann als der Blücher! Schlank und eher hager als wohlbeleibt, trat er, ja schlenderte er sogar unsoldatisch einher, gewöhnlich etwas vorübergeneigt. Sein Gesicht war von edler Form und mit stillen edlen Zügen ausgeprägt; sein blaues Auge groß, offen, geistreich und schön. Doch hielt er das Visier seines Antlitzes gewöhnlich geschloßen, selbst das Aug halb geschloßen, gleich einem Manne, der nicht Ideen in sich auflagt, sondern über Ideen ausruht. Doch tummelten sich die Ideen in diesem hellen Kopfe immer herum; er hatte aber gelernt, seine Gefühle und Gedanken mit einem nur halb durchsichtigen ruhigen Schleier zu umhängen, während es in seinem Innern kochte. Doch wie sicher und fest geschloßen er sein Angesicht und die Gebärden desselben auch hielt, er machte den Eindruck des schlichten besonnenen Mannes; man sah keine Vorlegeschlöße vor denselben. So war sein

Wesen; er hatte es wohl gewonnen durch sein Schicksal sowohl als durch seinen Verstand. Er hatte sich aus niederem Stande emporgerungen, und von unten auf viel gehorchen, auch der Noth gehorchen lernen müßen. Seine Stellung in Preußen war, bei aller Anerkennung seiner Verdienste durch seinen König und durch viele Edle, doch die eines Fremdlings, eines beneideten Fremdlings geworden; denn in der bösen Zeit, seit den Jahren 1805 und 1806, hatte er, von den Eigenen und Fremden belauert und den wälschen Spähern längst verdächtig, auch wo er Großes und Kühnes schuf und verbreitete, immer nur den Unscheinbaren und Unbedeutenden spielen, sich freiwillig gleichsam zu einem Brutus machen müßen. Auch seine Rede war diesem gemäß: langsam und fast lautlos schritt sie einher, sprach aber im langsam dehnenden Ton kühnste Gedanken oft mit sprichwörtlicher Kürze aus. Schlichteste Wahrheit in Einfalt, gerabeste Kühnheit in besonnener Klarheit, das war Scharnhorst; er gehörte zu den Wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch keinen Strohhalm breit zurückweichen soll. Soll ich noch erinnern, daß dieser edle Mensch, durch dessen Hände, als des stillen und geheimen Schaffers und Bereiters, Millionen hingeglitten waren, auch nicht den Schmutz eines Kupferpfennigs daran hatte kleben laßen? Er ist ein Vir innocens im Sinn der großen Alten gewesen: er ist arm gestorben.

Solche war die Art und Gebärde dieses ernsten und tugendhaften Mannes, der tiefer als irgend einer des Vaterlandes Weh gefühlt, und mehr als irgend einer zur Heilung desselben gestrebt und gewirkt hat. Wenn er so dastand auf seinen Stock gelehnt, sinnend und überschauend, gesenkten Haupts und halbverschloßnen Augs, und doch zugleich kühnster Stirn, hätte man meinen mögen, er sei der Todesgenius, der, über den Sarkophag der preußischen Glorie gelehnt, den Gedanken verklärte: Wie herlich waren wir einst!

127.

Vaterlands Trost.

(Von Buchner. 1812.)

Blaue Nebel steigen
von der Erde auf;
Sonn ist untergangen,
Nacht, du brichst herauf.

Helle Sternlein funkeln
schon in Herlichkeit;
Ueber Erdendunkeln
strahlt die Ewigkeit.

Abendlüfte wehen
durch den grünen Wald,
Und wie Riesen stehen
Eichen und Buchen so alt.

O, ihr alten Eichen
aus der Riesenzeit!
Ihr, die hohen Zeugen
der Vergangenheit!

Wachst nur ihr entgegen,
ihr der beßern Zeit,
Sollt die Häupter regen
noch in der freien Zeit!

Vaterland, du Wonne,
dich drückt jetzt die Nacht;
Bald, bald kommt dir die Sonne,
die junge, frische Macht.

Dann erblüht ein Morgen,
blutig gülden roth;
Todt dann schwere Sorgen,
und ein Sieg in Gott.

128.

Preußens Erhebung im Jahre 1813.

(K. F. Beckers Weltgeschichte. Berlin 1829. XIV. Seite 264. ff.)

Als die Kunde von Napoleons Heimkehr aus Rußland erscholl, hielten Viele den Moment der Befreiung schon durch Zögern verloren. „Preußen," sagten sie, hätte die Trümmer des französischen Heeres vollends erschlagen, den flüchtigen Kaiser auf dem Wege durch Schlesien anhalten und den Russen ausliefern sollen. Habe den Monarchen selbst erklärbare Bedenklichkeit gefesselt, diese Maßregel zu gebieten, so sei es Pflicht des Volkes gewesen, sie von selbst zu ergreifen, und unaustilgbar hafte nun auf dem gesunkenen Geschlechte der Vorwurf, daß es die Rettung, die der Himmel in seine Hände gelegt, feigherzig von sich gewiesen, daß auch nicht Einer den Muth gehabt habe, durch eine kühne That das Vaterland zu befreien und zu rächen." So urteilten die, welche, im Geiste des Altertums und der Revolution, die Gesetze des ewigen Rechts für geringer hielten, als die des zeitlichen Gemeinwohls, und nichts für so heilig achteten, daß es dem Heile des Staates nicht nachgesetzt werden müße; so fürchtete Napoleon, denn so hätte auch er in gleichem Falle gehandelt. Aber der König und das Volk, in christlichem und deutschem Geiste erzogen, dachten anders, und indem sie Beide dem Feinde die Treue gehalten, so lange deren Haltung das Gewißen gebot, ist ihnen, unverkürzt durch die Schmähreden des zürnenden Besiegten, das Gefühl zum Lohne geworden, den Kampf um die höchsten Güter des irdischen Daseins ohne Verletzung der Ehre begonnen, den Lorbeer des Sieges durch keinen Bruch des Rechtes befleckt zu haben.

Der Vertrag von Tilsit, in welchem Preußen mit der einen Hälfte seiner Länder sich Ruhe zu erkaufen geglaubt hatte, war nicht gehalten worden, und neue Opfer hatten gebracht werden müßen, um das schon bezahlte Dasein aufs neue der Laune des unversöhnten, unersättlichen Gegners abzugewinnen. Napoleon hatte seiner persönlichen Empfindlichkeit gegen den König, seines Mistrauens gegen das Cabinet, endlich seines Haßes gegen das preußische Volk gar kein Hehl; er nannte das letztere nur die Jakobiner des Nordens, und als im Jahr 1811 die Verhältnisse mit Rußland sich spannten, schien

er entschloßen, zugleich an Preußen und an Rußland den Krieg zu erklären, und jenes im Marsche mit fortzunehmen. Mehrere seiner Umgebung riethen ihm sogar, sich des Staats und der Person des Monarchen ohne Weiteres zu bemächtigen, und die Anweisungen waren, nach glaubhaftem Zeugnis, schon einem der Generale (Davoust) erteilt. Die sächsische Armee lag an der Grenze der Mark so zusammengezogen, daß sie auf den ersten Wink nach Berlin aufbrechen konnte. Am Ende aber ward Napoleon anderes Raths, nicht aus Rechtsgefühl, sondern in Erwägung der möglichen Nachteile, die ihm für den russischen Krieg aus einem Aufstande oder verzweifelten Widerstande Preußens erwachsen könnten: denn der König ließ rüsten, und erklärte, nur mit den Waffen in der Hand fallen zu wollen. Dabei erwog er die sicheren Vorteile, welche Preußens friedliche, in die Hülle eines Bündnisses gekleidete Unterwerfung ihm verschaffen mußte. Demnach ward, durch einen am 24ten Februar 1812 geschloßenen Vertrag, Fortdauer des Staates, oder eigentlich Aufschub des ihm zugedachten Untergangs gewährt. Aber wie viel des Schmerzlichen, wie wenig des Erfreulichen dieser Vertrag für Preußen enthielt, doch ward er in den wenigen Punkten, welche den Mächtigen zu einiger Gunst, das heißt zu einiger Schonung des schwächern Teiles, verpflichteten, nicht einmal gehalten. Vertragswidrig ließ Napoleon die Festungen Spandau und Pillau von französischen Truppen besetzen; das Königreich Preußen ward beim Durchgange wie ein feindliches Land behandelt; gegen die unermeßlichen Lieferungen, die den ganzen Rückstand der preußischen Kriegssteuer binnen wenigen Monaten tilgten, die ausbedungene Abrechnung beharrlich verweigert; ebenso die Verpflegung der französischen Besatzungen in den preußischen Festungen, desgleichen Ergänzung der Belagerungsvorräthe, vertragswidrig von Preußen gefordert. Alles dieses mußte von Seiten Preußens ertragen werden, weil der König, in seiner Hauptstadt von französischen Truppen umringt, mit dem Uebermächtigen, der kein Recht gegen sich gelten ließ, nicht rechten konnte, und Ergebung in das Unabänderliche Pflicht schien, so lange durch dieselbe dem Staate wenigstens das Dasein und mit ihm die Hoffnung zukünftiger Rettung erhalten ward. Auch der Untergang der großen Armee ward in Berlin unter Verhältnissen kund, welche die Frage, was für den gezwungenen Bundesgenoßen beim plötzlichen Sturze des Zwingenden zu thun sei, kaum zur Erwägung kommen ließen.

Da führte, wie nach höherer Fügung, ein unerwartetes Ereignis diese Erwägung herbei, und der Feind selbst brachte, in der Verblendung seines Haßes gegen Preußen, Nothwendigkeit in Entschlüße, die er um jeden Preis in ihrer innern Bedenklichkeit hätte ersticken und festhalten sollen.

Als der Marschall Macdonald den Rückzug des Moskauer Heeres erfuhr, führte er die Armee, welche als linker Flügel desselben bis nach Riga

vorgedrungen war, aus Liefland und Kurland nach Oſtpreußen zurück. Den anſehnlichſten Teil derſelben bildete das preußiſche Corps von 20,000 Mann, welches unter der Führung des Generals York mit Auszeichnung gefochten und mehrmals Dank und Lob von dem franzöſiſchen Feldherrn geerntet, deſto mehr Kränkungen und Verkürzungen von Seiten der franzöſiſchen Verwaltungsbehörden erfahren hatte. Es war jetzt noch ungefähr 14,000 Mann ſtark, als es auf der Straße nach Tilſit den Rückzug des Marſchalls gegen eine weit überlegene ruſſiſche Armee unter Wittgenſtein decken ſollte. Nachdem die Truppen vorher durch die Kälte ſehr gelitten hatten, wurden die Bewegungen durch eintretendes Thauwetter erſchwert. Vielleicht wäre der preußiſche Feldherr, wenn er das Aeußerſte aufbieten, ſein Geſchütz und Gepäck, ja die Exiſtenz des ganzen Armeecorps aufs Spiel ſetzen wollte, noch im Stande geweſen, das Vorrücken der Ruſſen aufzuhalten. Aber zu ſolcher Aufopferung für die erzwungene Bundesgenoßenſchaft hielt er ſich nicht für verpflichtet, vielmehr glaubte er den Augenblick günſtig, um durch einen kühnen Entſchluß, bei welchem er die Gefahr allein auf ſein eigenes Haupt nahm, die Befreiung Preußens von den Banden der franzöſiſchen Dienſtbarkeit vorzubereiten. Nach dieſer Anſicht gab er den Anerbietungen der ruſſiſchen Anführer Gehör, und ſchloß, am 30ten Dezember, in der Poſcherunſchen Mühle bei Tauroggen mit dem General Diebitſch einen Vertrag, kraft deſſen das Corps für neutral erklärt und in einen Landſtrich zwiſchen Memel und Tilſit gelegt ward. Wenn der König den Zurückmarſch deſſelben zur franzöſiſchen Armee befehle, ſolle es zwei Monate hindurch nicht gegen die ruſſiſche Armee dienen dürfen; wenn der Kaiſer Alexander ſeine Genehmigung verſage, ſolle ihm freier Marſch, wohin es wolle, auf dem kürzeſten Wege verſtattet ſein. In dieſen Begingungen lag kein Verrath gegen den Bundesgenoßen; vielmehr wurde Macdonald durch den Aufenthalt, den die Unterhandlung in das Vorrücken der Ruſſen brachte, gegen eine raſche Verfolgung geſichert, und der Aufſtand des erbitterten Landvolks verhütet, der bei ſchnellem Eindringen der Ruſſen in Oſtpreußen, als Feuerzeichen für die übrigen Provinzen, vielleicht für ganz Deutſchland, erfolgt ſein würde. Indem General York dergeſtalt durch eine Convention bewirkte, was er durch die Waffen zu bewirken vielleicht nicht vermocht hätte, indem er zugleich ſein Corps in Winterquartieren gegen die unvermeidlichen Verluſte, wo nicht gegen die gänzliche Aufreibung verwarte, die es im offenen Felde erlitten haben würde, und doch für den Fall, daß der König im franzöſiſchen Bunde beharrte, daſſelbe in zwei Monaten wieder zu freier Verfügung ſtellen konnte, leiſtete er, von dem rein militäriſchen Standpunkte aus angeſehen, der franzöſiſchen Armee einen Dienſt, der ihm von Seiten derſelben mit Dank, nicht mit Schmähungen und Vorwürfen hätte gelohnt werden ſollen. Es wäre wenigſtens der Klugheit angemeßen geweſen, der Sache

diese Ansicht zu leihen, selbst wenn man sie nicht hatte, und die wankende Treue durch geheuchelte Billigung des gethanen Schrittes aufrecht zu erhalten. Hatte doch Mürat, Napoleons anfänglicher Stellvertreter im Oberbefehle, zu derselben Zeit am 23ten Dezember, dem Fürsten Schwarzenberg, der sich auf dem rechten Flügel des großen Heeres mit seinem Corps in ähnlichen, nur weniger bedenklichen Verhältnissen befand, die Erlaubnis zugeschickt, einen Stillstand, jedoch nicht schriftlich, mit den Russen einzugehen, der ihn in den Stand setze, seine Truppen in Winterquartiere zu legen und sie von den erlittenen Mühseligkeiten ausruhen zu laßen, eine Erlaubnis, die Berthier am folgenden Tage wiederholte. Was York that, war also im Wesentlichen das, was die französischen Oberfeldherren selber für solchen Fall wünschenswerth und heilsam erklärten. Aber was dem einen Bundesgenoßen, mit welchem man sich seit der Verschwägerung auf guten Fuß gesetzt hatte, als Recht eingeräumt und als Nothwendigkeit vorgestellt ward, das war ein schreiendes Unrecht, wenn es der andere, mit Mistrauen angesehene, dem nahen Untergange bestimmte, aus eigener Macht unternahm. Preußen sollte unbedingt für Frankreich sich opfern, — das war die einzige Rolle, die Napoleon ihm zugestand, und selbst ein für Frankreich durch Preußen errungener Vorteil galt gleich einem Verbrechen, wenn aus demselben für Preußen selbst der Anschein neuer Bedeutsamkeit, die Möglichkeit selbständiger Erhebung erwuchs. Und allerdings brach dazu der Entschluß des Generals York die Bahn, daher derselbe, wie er ein für den Staat ersprießlicher war und ein rettender geworden ist, so für ihn selbst ein höchst gewagter Entschluß war. Denn der General konnte voraussehen, wie Napoleon ihn aufnehmen würde, und er konnte nicht wißen, in wie weit es dem Könige gerathen scheinen oder möglich sein würde, den dargebotenen Anlaß zu ergreifen, und den zur Freiheit führenden Weg zu verfolgen. „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen," schrieb er, „wenn Sie mein Verfahren tadelnswerth finden sollten. Ich würde dann noch im letzten Augenblicke die süße Beruhigung haben, zu denken, daß ich als treuer Unterthan sterbe, als wahrer Preuße, als ein Mann endlich, der nur das Beste des Vaterlandes wollte. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermüthigen Forderungen eines Alliirten losreißen können, dessen Plane mit Preußen in ein mit Recht Besorgnis erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet; gebe der Himmel, daß sie zum Heile des Vaterlandes führe."

Indessen schienen anfangs sich nicht die Hoffnungen, sondern die Besorgnisse dieses Briefes zu rechtfertigen. Der König befahl, daß der General Kleist das Commando des Corps übernehmen, General York aber nach Berlin geschickt und vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte. Aber dieser Be-

fehl gelangte nicht zur Vollziehung, weil die ruſſiſche Armee den Ueberbringer nicht durchließ, der General alſo die gegen ihn verhängten Maßregeln nur durch die Preußiſchen Zeitungen erfuhr, welche er nicht für ermächtigt halten konnte, die Befehle des Königs an ihn zu bringen. Sein Verhältnis blieb daher unentſchieden, bis der König in den Stand geſetzt ward, das Betragen ſeines Feldherrn einer von Napoleons Gewaltherrſchaft unabhängigen Prüfung zu unterwerfen, in welcher es pflichtgemäß und lobenswerth befunden worden iſt. Die Maßregeln des Feindes ſelbſt führten dieſe glückliche Wendung herbei. Anſtatt den mishandelten Bundesgenoſſen in dem Augenblicke wo ihm die Wendung des Kriegsglücks ein großes Gewicht verliehen hatte, durch ſcheinbares Vertrauen und gemäßigte, vielleicht ſogar billigende Beurteilung des Geſchehenen zur Beharrlichkeit in der gefährlichen Treue zu beſtimmen, ward ihm bei dieſem Anlaß recht deutlich gezeigt, weſſen er ſich zu verſehen habe, ſobald die gelähmte Fauſt des Mächtigen zu ihrer vollen Kraft wieder hergeſtellt ſein werde. Die Nachricht von dem Yorkiſchen Vertrage ward nämlich in Paris als ein willkommener Vorwand ergriffen, um die Unfälle der franzöſiſchen Armee unter der Schuld einer fremden Verrätherei zu verhüllen. Dieſe angebliche Verrätherei Yorks ertönte alsbald in den franzöſiſchen Staats- und Zeitſchriften wieder, und nach der allen Schulen der Revolution eigentümlichen Verfahrungsweiſe ward von den Schönrednern und Starkgeiſtern des Kaiſers kein Aufwand der wildeſten Schmähungen geſpart, um die Gemüther der Schwachen zu betäuben. „Der preußiſche General, deſſen Name von jetzt an eine Injurie ſein wird,“ ſagte Regnault de St. d'Angely, „hat auf einmal ſeinen Souverän, ſeine Ehre und die Pflichten des Bürgers und des Soldaten verrathen.“ Dieſer „Pact der Treuloſigkeit“ erſchien ihm als Urſache, daß die franzöſiſche Armee nach ihrem Rückzuge von Moskau ſich weder am Niemen noch an der Weichſel zu halten vermochte und bald bis an die Oder zurückwich. Auf dieſen „in den Jahrbüchern der Geſchichte unerhörten Abfall, auf dieſe feigherzige Veranlaßung“ wurden die ungeheuren Forderungen zu den neuen Kriegsrüſtungen gegründet, unter welchen die Einziehung aller Gemeindegüter zum Beſten des Staatsſchatzes für den Geiſt des Napoleoniſchen Regiments ſehr bezeichnend hervortrat. Inzwiſchen hatte ſich der in Pommern commandierende General Bülow geweigert, ſein Armeecorps ohne Befehl des Königs dem Marſchall Victor zuzuführen, und alsbald ward behauptet, in dieſer Weigerung liege der Grund, daß die franzöſiſche Armee ſich nicht an der Oder zu behaupten vermöge. So ſchien am Ende der ganze klägliche Ausgang der Moskauiſchen Unternehmung zwei preußiſchen Generalen, und ſomit dem Könige, dem ſie dienten, anheim zu fallen. Zwar ward die Treue und Rechtlichkeit dieſes Alliirten damals noch gelobt, und des Unwillens, den er über die ſchauderhafte Abtrünnigkeit

Yorks bezeugt habe, ehrenhafte Erwähnung gethan. Da aber zugleich die Wirksamkeit geheimer Agenten der Bosheit angeklagt ward, die am Hofe, in den Lagern, in den Städten, bis in den Schoß der ehrwürdigsten Institute der Monarchie, Lehren der Finsternis und Auflösung predigten; da beklagt ward, wie selbst die persönlichen Absichten des Königs nicht vermögend gewesen wären, ihm die Vorteile des mit Frankreich geschloßenen Bundes zu sichern: so ließ die Einleitungsformel schon im Voraus sich angeben, unter welcher der Moniteur das Endurteil über Preußen vortragen würde.

Unter diesen Vorzeichen führte der König, vom Feinde selber durch voreilige Frechheit gewarnt, einen rechtzeitig gefaßten Entschluß aus, und verlegte, am 25. Januar 1813, seinen Wohnsitz aus der dem Zuge der französischen Truppen Preis gestellten Hauptstadt nach Breslau, welches für den Augenblick eine Freistätte schien, bald aber eine Werkstätte großer Entschließungen und Verhängnisse ward. Denn sobald die Nation den Monarchen aus dem Bereiche der französischen Bajonette erblickte, zweifelte sie nicht, daß er rathschlage, wie das eiserne Joch der fremden Herschaft zerbrochen werden möge. Der Geist wurde mächtig, der schon im Jahr 1806 Preußens große Bestimmung erkannt, den seitdem eine entsprechende Gesetzgebung seiner lähmenden Bande entledigt, den der Feind selbst in stolzer Verblendung durch Druck und Hohn und Schmach zu einem Geiste des Feuers und der Rache entflammt hatte. Auf der einen Seite stunden Napoleon und seine Gehilfen voll finstern Grimmes, die Davousts und Murats mit ihren Kränkungen, Drohungen, Forderungen, Erpressungen, Besatzungen, Strafreden und dem endlichen zweifellosen Vernichtungsdecrete; auf der andern reichte Kaiser Alexander, durch harte Prüfungen geläutert und den Gesinnungen und Vorsätzen seiner ruhmwürdigen Jugend wiedergegeben, die Freundesrechte zur Erneuerung der alten liebevollen Genoßenschaft dar, und die hehre Gestalt der Königin, die im Schmerz des gebrochenen Herzens in die Gruft gesunken war, und die Heldenbilder des preußischen Ruhmes stiegen herauf mit der Mahnung, daß es nun Zeit sei. Da entschied der König, wie es dem Enkel Friedrichs geziemte.

Am 27. Februar wurde zu Breslau von Hardenberg, am 28. zu Kalisch von Kutusow, die Urkunde des Bundes unterzeichnet, der von nun an zwischen Rußland und Preußen bestehen, und die zerstörten Grundlagen der europäisch-christlichen Staaten- und Völker-Familie wieder herstellen sollte. Am 15. März kam Kaiser Alexander aus seinem Hauptquartiere Kalisch selbst nach Breslau, feierlich eingeholt von dem Könige und den Prinzen des königlichen Hauses. Das, womit seit vier und zwanzig Jahren die Franzosen durch zahllose Prunkzüge und Prunkreden ihrer wechselnden Tyrannen geäfft worden waren, das große Gefühl eines neuen Lebens in Freiheit und Volksehre, das

ward an diesem Tage in Fülle der Kraft und Wahrheit den Preußen zu Teil, als die verbündeten befreundeten Fürsten durch ihre Mitte zogen, als Volk und Krieger in ihren Blicken ihre Gedanken erkannten und mit Jubelruf in ihnen Retter, Befreier und Führer begrüßten. Zwei Tage darauf, am 17. März, beurkundete der König in zwei Aufrufen an das Volk und an das Heer seinen Entschluß, zu dessen Rechtfertigung es keiner Gründe bedurfte. „Es ist der letzte Kampf, den wir bestehen für unsern Namen und unser Dasein; keinen Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder rühmlichen Untergang. Auch diesen würdet ihr nicht scheuen, weil ehrlos der Preuße, der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir vertrauen mit Zuversicht, Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, und mit diesem den Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.“ Diese königlichen Worte in ihrer einfachen Klarheit waren der Ausdruck des einen Gefühls, welches alle Gemüther durchglühete, und, wie es recht ist, aber im Leben der Völker nur in wenigen großen Momenten erscheint: König und Volk, Gebot und Gehorsam, schmolzen so in einander, daß beide nicht unterschieden werden konnten noch wollten. Auch die Blödsichtigsten mußten einsehen, daß die Nation mit ihrem Könige stehe und falle; auch die Eigennützigsten mußten begreifen, daß die Opfer, welche sie für den angebornen König zu bringen sich weigern könnten, nächstens doppelt und dreifach für den fremden Herscher in Anspruch genommen werden würden. Aber wenn diese überzeugende Nothwendigkeit, trotz ihrer Stärke, nicht alle Blödsichtige erleuchtet, nicht alle Eigennützige bekehrt hat, so hat sie auch der bereitwilligen Hingabe, der zuvorkommenden Entsagung, der alles aufopfernden Liebe und Treue ihren Dank nicht geschmälert. Durch diese Tugenden hat das preußische Volk in diesen Tagen allgemeiner Bewaffnung den Ruhm erworben, der an die Namen der Streiter von Salamis und Platää, der Männer von Morgarten und Sempach sich knüpft, und der auch den Siegern von Wattignies und Fleurus gehören würde, hätten diese nicht mit dem Boden Frankreichs die Würger desselben verteidigt, und aus Furcht vor Blutgerüsten und menschenähnlichen Tigern, oder im Taumel wahnsinniger Grundsätze, sich in die Schlachten gestürzt. Hingegen stehen die Tage, in welchen das preußische Volk den Kampf für sein Dasein zu kämpfen unternahm, in seiner Erinnerung rein da: denn die Wolkengebilde düsterer Entwürfe, die auch an diesem Himmel sich sammelten, wurden von dem Begeisterungssturme fortgeführt, der gegen den Feind zog, und das Volk kümmerte sich in seiner schweren Tagearbeit wenig um die nächtlichen Gespinnste derjenigen, welchen die fremde Tyrannei blos darum misfällig war, weil sie der eigenen Herschlust nicht Raum ließ. Damals legte auch der Arme seine Gabe auf den Altar des Vaterlandes nieder, Jünglinge und Männer aller Stände eilten in die Reihen der Krieger, Fürsten-

söhne beluden sich mit Schießgewehr und Tornister, selbst Familienväter verließen ihre Aemter und die Kreiße ihrer Liebe, um sich den Uebungen und Beschwerden eines ungewohnten, ungeahnten Dienstes zu unterwerfen. Hinter dem eigentlichen Kriegsheere, das vermittels der früheren für solchen Fall schon geschaffenen Vorbereitungen binnen wenigen Monaten auf hunderttausend Krieger gebracht ward, trat ein zahlreicheres, minder kunstfertiges, aber nicht minder tapferes, unter dem Namen „Landwehr“ aus den Bewohnern der Städte und der Dörfer zusammen. Die Gemeinden selbst sorgten für dessen gleichförmige Bekleidung, und erwählten die Führer, denen der König, unbegreiflich den überlebenden Genoßen der altpreußischen Zeit, den Rang und die Auszeichnungen des übrigen Officierstandes gab. Das eiserne Kreuz wurde gestiftet, um in diesem heiligen Kriege das einzige Ehrenzeichen standhaften Muths und edler Beharrlichkeit zu sein. Kirchliche Feierlichkeiten gaben der Heeresrüstung auch äußerlich die Weihe, welche sie schon innerlich hatte. Die Streiter wurden eingesegnet, und ihr Auszug aus der Hauptstadt, ihr Durchzug durch die Städte geschah unter ernstem Glockengeläute. Diese Töne, welche Muthlosen wie ein Begräbnis Lebendiger klangen, füllten auch das Auge der Starken mit Thränen, aber nicht mit Thränen der Bangigkeit, sondern freudiger Erhebung über das Leben und heiliger Sehnsucht nach dem schönsten der Tode.

129.

Freiheit.

(Von Max v. Schenkendorf.)

Freiheit, die ich meine,
die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
süßes Engelsbild!
Magst du nie dich zeigen,
der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
nur am Sternenzelt?

Auch bei grünen Bäumen
in dem lustgen Wald,
Unter Blütenträumen
ist dein Aufenthalt.
Ach! das ist ein Leben,
wenn es weht und klingt,
Wenn dein stilles Weben
wonnig uns durchdringt.

Wenn die Blätter rauschen
süßen Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauschen,
Liebeswort und Kuss.
Aber immer weiter
nimmt das Herz den Lauf,
Auf der Himmelsleiter
steigt die Sehnsucht auf.

Aus den stillen Kreißen
kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweisen,
was es denkt und minnt.
Blüht ihm doch ein Garten,
reift ihm doch ein Feld
Auch in jener harten,
steinerbauten Welt.

Wo ſich Gottes Flamme
in ein Herz geſenkt,
Das am alten Stamme
treu und liebend hängt,
Wo ſich Männer finden,
die für Ehr und Recht
Muthig ſich verbinden,
weilt ein frei Geſchlecht.

Hinter dunkeln Wällen,
hinter ehrnem Thor
Kann das Herz noch ſchwellen
zu dem Licht empor;
Für die Kirchenhallen,
für der Väter Gruft,
Für die Liebſten fallen,
wenn die Freiheit ruft.

Das iſt rechtes Glühen,
friſch und roſenroth;
Heldenwangen blühen
ſchöner auf im Tod.
Wolleſt auf uns lenken
Gottes Lieb und Luſt,
Wolleſt gern dich ſenken
in die deutſche Bruſt.

Freiheit, die ich meine,
die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine
ſüßes Engelsbild;
Freiheit, holdes Weſen,
gläubig, kühn und zart,
Haſt ja lang erleſen
dir die deutſche Art.

130.

Königsberg im Januar und Februar 1813.

(Von Ernſt Moritz Arndt. Erinnerungen aus dem äußeren Leben. 1840. Seite 179 ff.)

Den 21. Januar 1813 gegen Abend kamen wir von Gumbinnen in Preußens Hauptſtadt, in Königsberg, an. Stein verſammelte hier die preußiſchen Würdenträger und angeſehenſten Männer, unter ihnen voranzuſtellen der ehemalige Miniſter Graf Alexander zu Dohna und der Präſident von Schön. Er handelte allerdings im Namen und Auftrag des Kaiſers von Rußland, aber in ſolcher Weiſe und mit ſolcher Achtung und Schonung der Perſonen und Verhältniſſe, daß der König von Preußen ſtillſchweigend als der Freund und Bundesgenoß deſſelben vorausgeſetzt ward. Von dem Lande ſollte nicht als von einem eroberten Lande Beſitz genommen werden, ſondern als von einem Lande, das man zu befreien kam. Es erſchienen in dieſen Tagen hier und in der Umgegend auch die Heerabteilungen des Fürſten von Wittgenſtein und des Generals York, der mit den Ruſſen den bekannten Vertrag abgeſchloßen hatte. Das veranlaßte Jubel und Feſte, die freilich noch ihren düſtern und finſtern Gegenſchein hatten. Denn groß war auch hier die Noth und das Elend. Lazarethe voll gefangener und verwundeter Franzoſen, auch Lazarethe von Ruſſen und Preußen, Durchfahren von unglücklichſten Gefangenen weiter gegen Oſten; auch hier knarrten die ſtillen Leichenwägen durch die Gaßen, und viele der Einwohner wurden auch die Opfer der Seuchen. So ſchlichen mitten in der Wonne der Befreiung Jammer und Tod als finſtere Geſellen umher.

Merkwürdig auffallend war mir und jedem, welchem er zum erſtenmal erſchien, der General York, der berufen war, gleichſam den erſten preußiſchen

Anfang zu machen: eine starre entschloßene Gestalt, eine breite gewölbte Stirne voll Muth und Verstand, um den Mund ein hartes sarkastisches Lächeln. Er sah aus scharf, wie gehacktes Eisen; hat es ferner gegen die Wälschen in vielen Schlachten wohl erwiesen.

Der Herr von Stein weilte hier nur kurze Zeit, eilte von hier nach Breslau, wohin der König von Preußen sich begeben hatte. Denn Berlin und Spandau waren in den Händen der Franzosen, welche, durch die Lande und Städte hin und her ziehend, sich immer noch gebärdeten, als müßten die Lande ihnen fernerhin dienen. Endlich erschallte zur unendlichen Freude aus Breslau die königliche Entscheidung hieher. Wie auch die diplomatischen äußerlichen Scheine noch zweifelhaft spielten: seit dem königlichen Aufruf der Freiwilligen vom 3. Februar und dem Gesetz und Gebot über die Freiwilligen war die Entscheidung nicht mehr zweifelhaft. Hier in Königsberg wurden von mir und vielen andern Zugvögeln, die noch ein Bißchen Herz in der Brust hatten, wahrhaft königliche und kaiserliche Tage verlebt; noch kocht mir nach einem Vierteljahrhundert mein unterdes kälter gewordenes Blut bei dieser Erinnerung mit verdoppelten Schlägen. Diese Freudenbezeugungen empfieng man doch noch mit anderm Herzen als die in Petersburg! Es ist ein prächtiges deutsches Volk die Preußen, besonders die Ostpreußen und was dort von den Salzburgern stammt; sie haben beide Feuer und Nachhaltigkeit, und was sie als Geister vermögen, hat die Literatur in ihre unsterblichen Register eingetragen. Mit keinem der niedergeworfenen deutschen Staaten, mit keinem der verbündeten war Napoleon so grausam verfahren, als mit dem preußischen. Das war überhaupt die boshafte Wonne dieses großen Feldherrn und engen Menschen — denn wenn er ein weiter Mensch gewesen wäre, hätte er das Zeitalter und Europa beherschen und umbilden können —, wo irgend eine Tugend und Ehre übrig war, sie in höhnischer Schadenfreude mit Schmutz zu bedecken. Als der König sich nun endlich erklärte, und den Willen Gottes und die Wünsche und Gebete seines Volks erkannte, da schrie über Verrath, der nimmer einen Vertrag gehalten, der den jüngsten Vertrag mit Preußen gleich im Anfange treulos und stolz gebrochen hatte, indem er die Festungen Spandau und Pillau besetzte und mehrere preußische Regimenter über die Bedingung der Zahl gegen Rußland mit hinaustrieb, da klagte er, daß er zu großmüthig die Trümmer Preußens noch habe bestehen und den Herscherstuhl unverrückt gelaßen. Er wußte wohl, warum er es gethan hatte; er mußte die Völker durch die Könige und Fürsten beherschen. Wäre ihm der scythische Zug von 1812 gelungen, welches Spiel würde man die folgenden Jahre in Deutschland und Polen gesehen haben! wie viele Königskronen würde er wieder in den Staub geworfen, wie viele Fürstenstühle für erledigt erklärt haben! Preußen war im Jahr 1807 als Kriegsschauplatz der Russen und

Franzosen fürchterlich verheert; im Frühling des Jahres 1812 war dieß mit absichtlicher Grausamkeit geschehen: man hatte das Land durch die schrecklichsten Durchzüge und Einquartierungen der Heerhaufen, dann durch Wegnehmung und Wegführung aller Hilfsmittel an Getraide, Pferden und Rindern bis aufs Mark ausgesogen und ausgeplündert. Und nun, wie vergaß dieses in tausend Wunden zerhauene und verblutete Preußen in der Luft der Abschüttelung und Befreiung alle seine Narben, ja seine noch offenen Wunden, und scharte und rüstete sich zur Bewaffnung seiner Jugend und zum Vordermarsch der Deutschen für die Freiheit!

Hier ward die erste Landwehr von 30,000 bis 40,000 Mann errichtet; daneben wurden die aus Kurland zurückgekommenen preußischen Regimenter ergänzt; unter der Führung des Grafen von Lehndorf ward ein prächtiges Reiterregiment von Freiwilligen beritten gemacht. Das war eine Begeisterung in den Städten und auf dem Lande, auf den Straßen und in den Feldern, auf den Kathedern und Kanzeln und in den Schulen! In kälterer ärmerer Zeit lächelt man, wenn man zurückdenkt; aber es war alles bitterster heiligster Ernst, was den Leuten jetzt ein kindliches, ja kindisches, höchstens ein gemachtes poetisches Spiel dünken würde. Da sagten die sechszehn-siebenzehn-jährigen Jünglinge, die für die Waffenlast kaum reifen Jünglinge, beim Abschied aus den Gymnasien, als sie das Ross tummeln und die Büchse laden lernen wollten, übersetzte Stücke aus den Hymnen des Tyrtäus, lyrische Stücke aus der Klopstockischen Hermannsschlacht her, und Männer und Greise, Väter und Mütter stunden mit gefalteten Händen dabei, und beteten still Sieg und Segen. Ich schrieb da ein Büchlein über „Landwehr und Landsturm", woran ich Freude erlebt habe; es ist Monate später über ganz Deutschland hingeflogen und ohne mein Zuthun in vielen tausend Abdrücken vervielfältigt worden. Solches sind hinfliegende Blätter, die mit der hinfliegenden Zeit gleich andern fliegenden Blättern sich gelben und vergeßen werden. Doch ist ja jeder Einzelne auch nur ein hinfliegendes Blatt.

131.

Aufruf des Königs von Preußen.

(Von Theodor v. Hippel.)

An mein Volk.

So wenig für mein treues Volk als für Deutsche bedarf es eine Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt: klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht, denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der

Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterung zu verschaffen, und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vorteil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand schwindet. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt, ihr wißt, was euer trauriges Looß ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, an den großen Friedrich. Bleibet eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewißensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wißenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, gedenkt der Spanier und Portugiesen; selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen: erinnert euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer. Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euren angebornen König, als für einen fremden Herscher, der, wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unserer Bundesgenoßen werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müßen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegen gehen, weil ehrlos der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen. Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau, den 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

132.

Aufruf. 1813.

(Von Theodor Körner.)

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen,
frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte ligt im Schwerte!
drück dir den Speer ins treue Herz hinein,
Der Freiheit eine Gaße! Wasch die Erde,
dein deutsches Land mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wißen,
es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heilger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewißen
hat der Tyrann aus deiner Brust gerißen;
errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!"
der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut!
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

Zerbrich den Pflugschaar, laß den Meißel fallen,
die Leyer still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlaße deine Höfe, deine Hallen!
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
in seiner Freiheit ewgem Morgenroth:
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
der Tempel gründe sich auf Heldentod.

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
hinwerfen in die Scharen eurer Räuber,
daß euch des Kampfes kühne Wonne fehlt?
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euren herzlichen Gebeten
den schönen reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs,
Die Märtyrer der heilgen deutschen Sache,
o ruft sie an als Genien der Rache,
als gute Engel des gerechten Kriegs.
Luise, schwebe segnend um den Gatten!
Geist unsers Ferdinands, voran dem Zug!
Und all ihr deutschen freien Heldenschatten,
mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
drauf, wackres Volk! drauf, ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen,
was kümmern dich die Hügel deiner Leichen,
hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
in deiner Vorzeit heilgem Siegerglanz,
Vergiß die treuen Todten nicht und schmücke
auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

133.

„Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Freicorps.

Gesungen in der Kirche zu Rochau in Schlesien am 28. Mai 1813, nach der Weise: Ich will von meiner Missethat ꝛc."

(Von Theodor Körner.)

Wir treten hier im Gotteshaus
mit frommem Muth zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus
und alle Herzen flammen.
Doch was uns mahnt zu Sieg und
hat Gott ja selber angefacht. [Schlacht,
Dem Herrn allein die Ehre!

Der Herr ist unsre Zuversicht,
wie schwer der Kampf auch werde;
Wir streiten ja für Recht und Pflicht
und für die heilge Erde.
Drum, retten wir das Vaterland,
so thuts der Herr durch unsre Hand.
Dem Herrn allein die Ehre!

Es bricht der freche Uebermuth
der Tyrannei zusammen;
Es soll der Freiheit heilge Glut
in allen Herzen flammen.
Drum frisch in Kampfes Ungestüm!
Gott ist mit uns und wir mit ihm.
Dem Herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegerlust
für die gerechte Sache,
Er rief es selbst in unsre Brust:
Auf, deutsches Volk, erwache!
Und führt uns, wärs auch durch den Tod,
zu seiner Freiheit Morgenroth.
Dem Herrn allein die Ehre!

Geharnischte Sonette.

(Von Friedrich Rückert.)

134.

Der Mann ist wacker, der, sein Pfund benutzend, [Kräfte:
zum Dienst des Vaterlands kehrt seine
nun denn, mein Geist! geh auch an dein Geschäfte,
den Arm mit den dir eignen Waffen putzend.
Wie kühne Krieger jetzt, mit Glutblick trutzend,
in Reihn sich stellend, heben ihre Schäfte,
so stell auch Krieger, zwar nur nachgeäffte,
geharnischter Sonette ein Paar Dutzend!
Auf denn, die ihr aus meines Busens Ader
aufquellt, wie Riesen aus des Stromes Bette,
stellt euch in eure rauschenden Geschwader!
Schließt eure Glieder zu vereinter Kette,
und ruft, mithadernd in den großen Hader,
erst: Waffen! Waffen! und dann: Rette! Rette!

135.

Ei Gott! Kein Nichts ists, des ihr euch verwegnet!
ein Etwas ists, wofür den Arm ihr hobet,
ein Etwas, das die Welt und Nachwelt lobet,
ein Etwas, dem der Himmel Gnade regnet!
Drum, eh ihr auszieht und dem Feind begegnet,
steht erst vor dem, des Aug die Herzen probet:
nicht ehr zieht, als dem Höchsten anverlobet,
nicht ehr zieht, als vom Priester eingesegnet.
Der Feinde Lanzen müßen vor euch splittern,
und seine Donner müßen ihm versagen,
wenn für euch selbst Gott spricht aus den Gewittern.
Ja, Gottes Flügel, um euch her geschlagen,
muß, ob ihr fallet, selbst den Tod entbittern,
daß ihr sein Antlitz sehn könnt ohne Zagen.

136.

Wir schlingen unsre Händ in einen Knoten, [schwören!
zum Himmel heben wir den Blick und
ihr Alle, die ihr lebet, sollt es hören,
und wenn ihr wollt, so hört auch ihrs, ihr Todten.
Wir schwören: stehn zu wollen den Geboten
des Lands, des Mark wir tragen in den Röhren,
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
nicht ehr zu senken, als vom Feind zerschroten.
Wir schwören: daß kein Vater nach dem Sohne [Gatte,
soll fragen, und nach seinem Weib kein
kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,
Noch heimgehn, eh der Krieg, der nimmersatte,
ihn selbst entläßt, mit einer blutgen Krone,
daß man ihn heile, oder ihn bestatte.

137.

„Der ich gebot von Jericho den Mauern:
stürzt ein! und sie gedachten nicht zu stehen:
meint ihr, wenn meines Odems Stürme gehen,
die Burgen eurer Feinde werden dauern?
Der ich ließ über den erstaunten Schauern
die Sonne Gibeons nicht untergehen:
kann ich nicht auch sie laßen auferstehen
für euch aus eurer Nacht verzagtem Trauern?
Der ich das Riesenhaupt der Philistäer
traf in die Stirn, als meiner Rache Schleudern
ich in die Hand gab einem Hirtenknaben, —
Je höh'r ein Haupt, je meinen Blitzen näher!
Ich will aus meinen Wolken so sie schleudern,
daß fällt, was soll, und ihr sollt Frieden haben!“

138.

Des Deutschen Vaterland.

(Von Ernst Moritz Arndt. Aus dem Katechismus für den Teutschen Kriegs- und Wehrmann. Mit Auslaßung der sechsten Strophe und den andern seitdem eingeführten Veränderungen.)

Was ist des Deutschen Vaterland?
ists Preußenland? ists Schwabenland?
Ists, wo am Rhein die Rebe blüht?
ists, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, o nein!
sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
ists Baierland? ists Steierland?
Ists, wo des Marsen Rind sich streckt?
ists, wo der Märker Eisen reckt?
O nein, o nein!
sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
ists Pommerland? Westfalenland?
Ists, wo der Sand der Dünen weht?
ists, wo die Donau brausend geht?
O nein, o nein!
sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
so nenne mir das große Land!
Ists Land der Schweizer, ists Tyrol?
das Land und Volk gefiel mir wohl!
Doch nein, doch nein!
sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland!
so nenne mir das große Land!
Gewis, es ist das Oesterreich,
an Ehren und an Siegen reich.
O nein! o nein!
sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
so nenne endlich mir das Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
und Gott im Himmel Lieder singt,
das soll es sein!
das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist das deutsche Vaterland,
wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
und Liebe warm im Herzen sitzt.
Das soll es sein!
das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist das deutsche Vaterland,
wo Zorn vertilgt den welschen Tand,
Wo jeder Frevler heißet Feind,
wo jeder Edle heißet Freund.
Das soll es sein!
das ganze Deutschland soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
o Gott vom Himmel, sieh darein!
Und gib uns rechten deutschen Muth,
daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein!
das ganze Deutschland soll es sein!

Aus Briefen Gneisenaus an den Grafen von Münster zu London.

(Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Jena 1842. I. 2. Seite 282 ff.)

139.

Breslau, den 14. März 1813.

Morgen kommt der russische Kaiser hieher. Die Truppen aus Oberschlesien sind bereits im Marsch. Uebermorgen wird ein starkes Armeecorps hier versammelt sein. Man wird öffentlichen Gottesdienst halten, und die

Truppen für ihre neue Bestimmung einweihen. Von dem Geiste, der in der Nation herscht, kann nie genug erwähnt werden. Söhne von Fürsten, Kinder der reichsten Familien strömen herbei, und nehmen als Gemeine Dienste. Männer in Aemtern legen einträgliche Stellen nieder und thun dasselbe. Die Regierung hat bereits einhaltende Maßregeln ergreifen müßen. Es ist rührend, alle diese Söhne des Adel- und höhern Bürgerstandes von der feinsten Bildung als Gemeine in den zahlreichen Jäger-Compagnien eingestellt zu sehen, wo sie sich selbst bekleiden, bewaffnen und besolden. Es herscht ein herlicher Enthusiasmus.

Vor der Hand werden zwei Armeen gebildet, die eine unter General York, die andere unter General Blücher. Bei letzterem ist Scharnhorst als Haupt des Generalstabs angestellt.

140.

Marschquartier Heynau, den 21. März 1813.

Ich bin zweiter General-Quartiermeister des Blücherschen Armeecorps, und da der General Scharnhorst, der erste General-Quartiermeister und mit dem höchsten Vertrauen des Kaisers Alexander beehrt, in den verschiedenen Hauptquartieren herumreisen muß, um die Operationen zu verabreden, so besorge ich dessen Geschäfte unterdessen. Wir ziehen nun gegen Dresden. Davoust hat die schöne Brücke gesprengt. Wir wollen indessen schon über die Elbe kommen und, sofern Davoust sich wehren wollte, Dresden nehmen.

Die Truppen wachsen hier aus der Erde. Allerwärts eilt die junge Mannschaft zusammen. Aber es fehlt an Bedürfnissen. Ich flehe Ew. Excellenz daher an, zu bewirken, daß die mir bewilligten Gegenstände, für 20,000 Mann Waffen, Kleidung, Ausrüstung und Geschütze, schleunigst nach Colberg gesendet, und wo möglich vermehrt werden. Wir wollen wahrlich einen guten Gebrauch davon machen. Auch drückt uns bitterer Geldmangel. Was Sie, edler Mann, hiefür zum Ziel unserer deutschen Sache thun können, thun Sie gewis.

Empfangen Ew. Excellenz die Versicherung meiner treuen Verehrung.

Ihr

treuergebener
N. v. Gneisenau.

In höchster Eile. Ich beschaffe so viel, daß ich kaum, und manchmal gar nicht schlafe. Vergeben Sie daher die Unordnung dieses Briefes.

141.

Puschkau bei Striegau in Schlesien, den 29. Mai 1813.*

Der neueröffnete Feldzug stellt uns einen Krieg dar, wie er, soweit ich mich der Geschichte erinnern kann, noch nicht mit gleicher Heftigkeit geführt wurde. In vier Wochen haben wir mehr als zwanzig heftige Gefechte und drei Schlachttage gehabt. Der Tod hat gewaltig unter unsern Offizieren aufgeräumt. Mehrere Bataillone haben nur noch zwei Offiziere übrig; so wie ein Regiment Cavalerie ebenfalls. Letztere hat überhaupt mehr als ein volles Drittel verloren. Und dennoch stellt dieser Krieg auf der andern Seite die sonderbarsten Resultate dar. Wir haben nun einige und funfzig Stück Geschütz erobert und dagegen kein einziges verloren. Die Armee ist ungeachtet ihrer steten Rückzüge geschloßen und ungebrochen in ihrem Muthe, obgleich unzufrieden mit den rückgängigen Bewegungen, und jeden Augenblick ist sie in Bereitschaft, eine neue Schlacht anzunehmen.

— — —

Uebrigens haben wir manchen Verdruß. Wir sehen unser Land durch unsere Freunde nicht minder als durch unsere Feinde ausgeplündert. Selbst unsern Soldaten raubt man die Lebensmitteltransporte, die wir mit Sorge und Kummer herbeigeschafft haben. Doch ich will nicht klagen, sondern vor der Hand nur fechten. Aber es empört, zu sehen, daß unsere eigenen Verwundeten auf dem Schlachtfelde durch unsere Freunde ausgeplündert werden.

142.

Brechtelshof, den 26. August 1813.

Wir haben heute einen Sieg erfochten. Wir hatten die Disposition zum Angriff gemacht und wollten sie eben in Ausführung bringen, als man uns meldete, die feindlichen Colonnen seien gegen uns über die Katzbach im Anrücken. Schnell änderten wir unsern Angriffsplan, zeigten nur unsere Avantgarde, und stellten uns, als ob wir in die Defensive verfielen. Nun drang der Feind übermüthig vor. Auf einmal brachen wir über die sanften Anhöhen hervor. Einen Augenblick war das Gefecht im Stillstand. Wir brachten mehr Cavalerie ins Gefecht; zuletzt unsere Infanteriemassen; griffen die feindlichen mit dem Bajonnet an und stürzten sie den steilen Rand des Flußes, der Katzbach, hinunter. Der General (russische) v. Sacken hat uns vortrefflich unterstützt. Nicht so der russische General Graf Langeron. Er hatte eine ungeheuer starke Position, und wollte sich dennoch nicht schlagen. Er verlor einen Teil dieser Position durch Ungeschicklichkeit und Unentschloßenheit, und nur dadurch, daß wir dem gegen ihn vorgedrungenen Feind in den

* Nach der Schlacht bei Bützen, den 2. Mai 1813.

Rücken giengen, retteten wir ihn. Viel Geschütz ist in unsern Händen. Es ist jetzt Mitternacht, wir wißen also nicht dessen Zahl. Die Schlacht heißt die Schlacht an der Katzbach.

Gott erhalte Sie.

N. v. Gneisenau.

143.

Holstein bei Löwenberg, den 30. August 1813.

Unser Sieg am 26. ist weit vollständiger, als ich Ew. Excellenz in meinem letzten Bericht darüber anzeigen konnte. In den beholzten steilen Thalrändern der wüthenden Neiße und der Katzbach wurden des andern Tages die hinabgestürzten Geschütze und Kriegsfuhrwerke gefunden. Wir haben über 100 Kanonen erobert, 300 Munitionswagen und Feldschmieden, 15,000 Gefangene sind eingebracht, mehrere derselben kommen stündlich ein, alle Straßen zwischen der Katzbach und dem Bober tragen die Wirkungen des Schreckens unserer Feinde; Leichname überfahren und in den Schlamm gesenkt; umgestürzte Fahrzeuge, verbrannte Dörfer. Der größte Teil der Macdonaldschen Armee hat sich aufgelöst. Von den Uebergängen der angeschwollenen Flüße abgeschnitten, irren die Flüchtlinge in den Wäldern und Bergen umher und begehen aus Hunger Unordnungen. Ich habe die Sturmglocke gegen sie läuten laßen und die Bauern aufgeboten, sie zu tödten oder gefangen zu nehmen.

Gestern fand hier in der Nähe die Division Puthod ihr Ende. Sie ward ereilt und mußte sich, mit dem Rücken gegen den Bober aufgestellt, schlagen. Man kartätschte sie anfänglich und griff sie dann mit dem Bajonnet an. Zum Teil ward sie getödtet, zum Teil in das Waßer gestürzt; der Rest, Generale, Offiziere und Adler gefangen gemacht und erobert.

Das Wetter ist abscheulich, der Regen unaufhörlich; während der Schlacht schlug uns der Sturm ins Gesicht. Der Soldat bringt die Nächte unter freiem Himmel zu.

N. v. Gneisenau.

144.

Scene aus der Lützner Schlacht.

(Von Max v. Schenkendorf.)

Wer sprenget auf dem stolzen Roß
bis in die vordern Reihen,
Und will dem Eisen, dem Geschoß
das muntre Leben weihen?
Das ist ein junger Königssohn,
der Erbe von dem Preußenthron.

Drob zürnet ihm des Königs Muth,
und straft mit mildem Worte:
„Zurück, du junges Zollernblut,
zum angewiesnen Orte!
Du rascher, junger Königssohn,
mußt erben ja den hohen Thron!“

O reite, junges edles Wild,
du ritterlicher Degen!
Vom Himmel schaut ein selges Bild
mit Lust nach deinen Wegen:
Die Mutter schützt den Königssohn,
du erbest doch der Väter Thron!

Du wirst uns lang im Ehrenfeld
mit Blick und Schwert regieren,
In späten Jahren, werther Held,
ein frommes Scepter führen.
Du rascher, lieber Königssohn,
wir retten auch für dich den Thron.

145.

Scharnhorst.

(Von Ernst Moritz Arndt.)

Wer ist würdig unsrer großen Todten,
die einst ritterlich fürs deutsche Land
Ihre Brust dem Eisen boten?
wen erkennen sie als rechten Boten
aus dem alten Vaterland?

Nur ein Held mag Heldenbotschaft tragen,
darum muß der Deutschen bester Mann,
Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
Unser Joch, das wollen wir zerschlagen
und der Rache Tag bricht an.

Wer mag Hermann seine Rechte reichen
und der Väter Angesichte schaun?
Wahrlich, keine von den bleichen
Seelen, die vor jedem Sturmwind streichen,
die zermalmte schier das Graun.

Heil dir, edler Bote! hohe Weihe
gibt dein Gang dem deutschen Waffenspiel:
Jeder wird ein Held in Treue,
jeder wird fürs Vaterland ein Leue,
wenn ein solcher blutig fiel.

Heil dir, edler Bote, Männerspiegel!
Biedermann aus alter deutscher Zeit!
Ewig grünt dein Grabeshügel
und der Ruhm schlägt seine goldnen Flügel
um ihn bis in Ewigkeit.

146.

Von des Menschen Verworfenheit.

(Von Ernst Moritz Arndt. Juli 1813. Katechismus für den Teutschen Kriegs- und Wehrmann. Viertes Kapitel.)

Denn Gott hat Thiere geschaffen, dem Menschen zum Nutzen, und Wild in den Wüsten, und Schlangen und Gewürm, die auf der Erde kriechen, und hat es ihnen von Anfang an eingegeben, daß sie dem Menschen dienen sollen und zittern vor der Majestät, die trägt das Bild vom Angesicht des Herrn.

Und sehen die Thiere mit ihren Augen die Erde an, aber des Menschen Haupt ist stolz zum Himmel gerichtet, damit er hinaufsehe, wo seine Heimat ist.

Und hätte Gott nur Thiere gewollt, und solche, die ein dienstbares Gemüth hätten, wozu machte er den Menschen und drückte ihm das Siegel der Majestät und Freiheit auf die Stirn?

Denn ein freier Mann heißt wer Gottes Willen thut, und was Gott ihm ins Herz geschrieben vollbringt; wer aber vor Furcht zittert, das ist ein Knecht, und wer aus Furcht etwas thut, ein niedriges Thier.

Und es erniedrigen die Lüste den Menschen zum Thier, und in Geiz und Dienstbarkeit ist die Thierheit verschloßen. Der Mensch aber soll gehorchen mit Freiheit, und das Rechte thun, weil dasselbe seinem Herzen gefällt.

Und es sind viele Laster schändlich zu nennen, doch das schändlichste von allen ist ein knechtischer Sinn.

Denn wer die Freiheit verlor, der verlor jede Tugend, und dem zerbrochenen Muth hängen die Schanden sich an.

Wer mit hündischem Sinn das Rechte verschweiget, der umschleicht mit dem Unrecht bald auch das Recht.

Und so erwächst der Geiz und die Lüge und der Neid und die Verläumdung und aller Laster, die im Finstern schleichen, eine zahllose Menge, und ist zuletzt kein Ausweg mehr aus der Schande.

Und wenn solches geschieht, so häufen die Menschen die Sünden und das Gold, und zittern jeden Tag, und eßen im Jammer ihr Brot, und haben keine Freude und geben keine Freude.

Denn wen Furcht treibet, wie mag der fröhlich sein? und wer auf Tugend nicht getrost ist, wie mag der zu Gott beten?

Denn Gott wohnt nur in den stolzen Herzen und für den niedrigen Sinn ist der Himmel zu hoch.

Denn auch die Demuth ist stolz auf den Herrn, aber Sklavendienst kriecht mit dem Gewürm im Staube.

Und Gott spricht: Ich habe die Verworfenen gesehen und die Buben, die mein Volk aus Furcht verkauften.

Und weil ihre Herzen verkehrt waren, hab ich sie verkehrt, und weil sie mit Fremden buhlten, hab ich sie verworfen.

Und mag man heute wohl sagen, wie der Prediger spricht: Es ist ein groß Unglück, das ich sah unter der Sonne, nämlich Unverstand, der unter den Gewaltigen gemein ist, daß ein Narr sitzt in großer Würde und die Klugen unten sitzen; ich sah Knechte auf Rossen und Fürsten zu Fuße gehen wie Knechte.

147.

Von der Sünde und dem Unglück.

(Von Ernst Moritz Arndt. Juli 1813. Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann. Achtes Kapitel.)

Und es sind Viele, die da sagen: „Unabwendbar war das Unglück, das uns die letzten Jahre getroffen, und wir hätten auf keine Weise ihm entrinnen mögen.

Denn Gott hat von Ewigkeit her den Lauf der Zeiten bestimmt, und kein Sterblicher mag seine Wege wißen und meistern.

Und wäre es doch alles geschehen, wenn wir auch klüger gewesen, und wäre es geworden, wie es heute ist, wenn wir auch in der Treue unserer Väter gewandelt wären.

Denn Looß wird geworfen in den Schoß, aber es fällt, wie der Herr will.“

Ich aber sage euch: Ihr sehet die Furchen noch frisch, worein ihr gesäet, und die Stricke sind noch nicht verfaulet, worin ihr euch gefangen habt.

Denn eure Aussaat heißt Zwietracht und Neid, und die Stricke eures Verderbens waren Wollust und Geiz.

Und war die Liebe von euch gewichen, und der Haß hatte die Herzen erkältet, und wußten nichts mehr von Deutschland und von dem Vaterlande und von der alten deutschen Ehre und Freiheit, und ließen der eine von dem andern, und giengen ein jeglicher seinen eigenen Weg, und trachteten nur nach Gold und wie sie des Tages am besten gebrauchten.

Denn Gott im Himmel wohnt weit von uns, sprachen sie, und was hinter diesem Leben liegt, das ist dunkel.

Darum, weil sie Gott vergaßen, hat Gott sie vergeßen, und weil sie auf Nichtigkeit gebaut, sind sie nichtig geworden.

Und ihre Sünde hat sie gegeißelt, und nicht Gott, und in der Eitelkeit ihrer Herzen sind sie untergegangen.

Weil sie nicht glaubten, darum verzagten sie sogleich, und wurden gegeben in die Hand ihrer Dränger.

Also gebar die Sünde das Unglück und der Uebermuth brütete die Feigheit aus, daß ihre Männer wimmerten wie Säuglinge und ihren Fürsten geschah, wie trauernden Witwen geschieht.

Wie der Prophet spricht: Ich will den Erdboden heimsuchen um seiner Bosheit willen, und die Gottlosen heimsuchen um ihrer Untugend willen, und will des Hochmuths der Stolzen ein Ende machen, und die Hoffahrt der Gewaltigen demüthigen, daß ein Mann teurer soll sein denn sein Gold und ein Mensch werther denn Goldstücke aus Ophyr.

Wenn du dich aber bekehreſt und wieder zu Gott wendeſt, wird er ſich zu dir wenden und das Unglück von dir nehmen und dir ins Herz rufen:

Ich habe dich wider dieß fremde Volk zur feſten ehrnen Mauer gemacht; ob ſie wider dich ſtreiten, ſollen ſie dir doch nichts anhaben, denn ich bin bei dir, daß ich dir helfe und dich errette; und will dich auch erretten aus der Hand der Böſen und erlöſen aus der Hand der Tyrannen.

148.

Lützows wilde Jagd.

(Von Theodor Körner. 1813.)

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenſchein?
hörs näher und näher brauſen.
Es zieht ſich herunter in düſtern Reihn,
und gellende Hörner ſchallen darein,
und erfüllen die Seele mit Grauſen,
Und wenn ihr die ſchwarzen Geſellen fragt:
das iſt Lützows wilde, verwegene Jagd!

Was zieht dort raſch durch den finſtern Wald,
was ſtreift von Bergen zu Bergen?
Es legt ſich in nächtlichen Hinterhalt,
das Hurrah jauchzt und die Büchſe knallt,
es fallen die fränkiſchen Schergen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Jäger fragt:
das iſt Lützows wilde, verwegene Jagd!

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
der Wüthrich geborgen ſich meinte,
Da naht es ſchnell mit Gewitterſchein,
und wirft ſich mit rüſtigen Armen hinein,
und ſpringt ans Ufer der Feinde. [fragt:
Und wenn ihr die ſchwarzen Schwimmer
das iſt Lützows wilde, verwegene Jagd!

Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
was ſchlagen die Schwerter zuſammen?
Wildherzige Reiter ſchlagen die Schlacht,
und der Funke der Freiheit iſt glühend erwacht
und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Reiter fragt:
das iſt Lützows wilde, verwegene Jagd!

Wer ſcheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
unter winſelnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angeſicht,
doch die wackern Herzen erzittern nicht,
das Vaterland iſt ja gerettet.
Und wenn ihr die ſchwarzen Gefallnen fragt:
das iſt Lützows wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutſche Jagd
auf Henkers Blut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt,
das Land iſt ja frei und der Morgen tagt,
wenn wirs auch nur ſterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln ſeis nachgeſagt:
das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

149.

Gebet während der Schlacht.

(Von Theodor Körner. 1813.)

Vater, ich rufe dich! [Geschütze,
Brüllend umwölkt mich der Dampf der
sprühend umzucken mich raßelnde Blitze,
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
Führ mich zum Siege, führ mich zum Tode!
Herr, ich erkenne deine Gebote,
Herr, wie du willst, so führe mich!
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter
als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn ich dich.
Vater du, segne mich!

Vater du, segne mich!
In deine Hand befehl ich mein Leben,
du kannst es nehmen, du hast es gegeben;
zum Leben, zum Sterben segne mich!
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
's ist kein Kampf für die Güter der Erde:
das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte,
drum fallend und siegend preis' ich dich.
Gott, dir ergeb ich mich!

Gott, dir ergeb ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
wenn meine Adern geöffnet fließen,
dir, mein Gott, dir ergeb ich mich!
Vater, ich rufe dich!

150.

Der Kampf um Deutschlands Befreiung im Herbst 1813.

(K. F. Beckers Weltgeschichte. Berlin 1829. XIV. Seite 288 ff.)

Während an der Nordküste Deutschlands die Künste und Gesinnungen walteten, durch welche die Reiche Europas einem Mann aus Corsica unterthan geworden waren, gelangten glücklicher Weise auf dem Hauptschauplatze der Weltgeschicke die Grundsätze und Entschlüße zur Kraft, welche allein im Stande waren, das selbständige Dasein der Nationen herzustellen und zu befestigen. Am 28ten Juni erschien der Graf Metternich in Dresden, um daselbst dem Kaiser von Frankreich ein Schreiben des Kaisers Franz zu überreichen. Bei diesem Empfange machte Napoleon dem Verdruße, womit ihn die Oesterreichische Dazwischenkunft erfüllte, in einer derben Strafrede Luft, wie er sie längst schon nicht bloß seinen Ministern zu halten gewohnt war. „Ihr glaubt mir Gesetze vorschreiben zu können. Ihr wollt meine Verlegenheit benutzen, um alles wieder zu bekommen, was ihr verloren habt. Ihr wißt nur noch nicht, ob es euch mehr Vorteil bringt, mir ohne Kampf Loskauf zu gewähren, oder euch zu meinen Feinden zu schlagen. Sie, Metternich, kommen hieher, um sich darüber ins Klare zu setzen.“ Auf die Entgegnung:

Oesterreich wollte nur Einen Vorteil erlangen, den Einfluß nämlich, daß es den Mächten Europas den Geist der Mäßigung mitteilen könne, der die Rechte und die Besitzungen eines jeglichen achte; es wolle eine Ordnung der Dinge, in welcher der Friede durch eine weise Verteilung der Kräfte, durch eine Verbindung unabhängiger Staaten gewährleistet werde, — forderte Napoleon bestimmtere Auskunft, und fuhr dann fürchterlich auf, als er vernahm, daß Oesterreich außer Illyrien, das er selbst angeboten hatte, auch an die Verhältnisse Italiens, an Herstellung des Papstes, an Freigebung Polens, Spaniens, Hollands, der Schweiz, an Auflösung des Rheinbundes dachte. „Also ohne Schwertschlag soll ich auf euer Gebot Europa räumen, meine siegreichen Legionen mit umgekehrtem Gewehr hinter den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen zurückführen! Also dazu hat mein Schwiegervater Sie her geschickt. Auf einen verstümmelten Thron will er seine Tochter und seinen Enkel verweisen. Metternich, wie viel hat Ihnen England gezahlt, um Sie zu dieser Rolle gegen mich zu bestimmen?“ — Auf diese Worte folgte ein tiefes Stillschweigen; beide, auf deren Seelen das Schicksal der Welt lag, durchmaßen mit großen Schritten das Zimmer. Der Hut Napoleons war auf die Erde gefallen; aber der Minister, der sich in jedem andern Falle beeilt haben würde, ihn aufzuheben, schreitet dießmal wiederholt an demselben vorüber, und der Kaiser hebt ihn endlich selbst auf. Dennoch war das Ergebnis dieser Unterredung, daß sich ein schon früher in Vorschlag gebrachter Congreß zur Unterhandlung des Weltfriedens in Prag versammeln sollte. Damals erst erklärte Oesterreich, daß es seinem Bündnisse mit Frankreich für die Dauer der Unterhandlung entsage, um die Rolle des Vermittlers ganz unparteiisch durchführen zu können. Da die Zeit bis zum 20. Juli, dem zuerst festgesetzten Termine des Waffenstillstandes, für den beabsichtigten Zweck zu kurz war, so wurde eine neue Frist bis zum 10. August anberaumt. Aber Napoleon konnte sich nicht entschließen, im Ernst auf ein Geschäft einzugehen, bei welchem er, zum erstenmale, nicht den entscheidenden Meister spielen, sondern von seinen unermeßlichen Anmaßungen einen Teil, wenn auch nur einen kleinen, herausgeben sollte; denn es leuchtete ihm ein, daß Oesterreich wenigstens Zurückgabe der Illyrischen Provinzen, Freilaßung des Herzogtums Warschau und Auflösung des Rheinbundes verlangen würde. In dieser Abneigung gegen jegliche Nachgiebigkeit nahm er seine Zuflucht zu Schwierigkeiten über die zu wählende Form der Verhandlung, um nur Zeit für seine Rüstungen zu gewinnen, ohne jedoch zu bedenken, daß diese Zeit auch seinen Gegnern zu Gute kam. Durch vieljährige Erfahrungen sicher gemacht, schien es ihm noch immer unmöglich, daß sich die drei Haupt-Continentalmächte über ihren wahren Vorteil verstehen und vereinigen würden. Daher versuchte er neben den alten Künsten der Politik neue, und indem er dem Hofe zu Wien

ſchmeichelte, hoffte er, ihm die großherzigen Anſtrengungen des Königs von Preußen und ſeines Volkes als Wiederholungen der revolutionären Maßregeln von 1793, als Vorſpiel eines neuen jakobiniſchen Staatsſtums verdächtig zu machen. Er ſelbſt war den geiſtigen Schwungkräften des Staatslebens ſo abhold und ſo fremd geworden, daß er zu derſelbigen Zeit, wo die Monarchen und die Völker den ſchönen Bund edler Begeiſterung knüpften, gegen Frankreich das tiefſte Stillſchweigen über den Stand der öffentlichen Verhältniſſe beobachtete, und den Tageblättern ſeiner Hauptſtadt über die neueſte Zeitgeſchichte keine anderen Mitteilungen geſtattete, als ärgerliche Anekdoten vom engliſchen Hofe und Auszüge aus den Eheſtands-Akten der Prinzeſſin von Wales. Um ſeine vollkommene Gleichgiltigeit über den Gang der Begebenheiten zur Schau zu ſtellen, ließ er einen Teil des Pariſer Theaterperſonals nach Dresden kommen, und ſich an den Ufern der Elbe Komödie vorſpielen, während an den Ufern der Oder und Donau die furchtbarſten Veranſtaltungen zur Führung eines Weltkrieges getroffen wurden. Anſtatt die franzöſiſche Nation durch ein Manifeſt zu belehren oder aufzuregen, erklärte er, daß er mit den Königen des Rheinbundes zufrieden ſei, wiederholte dann die zum Ueberdruße gehörte Behauptung, daß England, Preußen und Ruſſland aus Mangel an Geld den Krieg nicht fortſetzen könnten, und berichtete endlich, daß der Garten des Hotels Marcolini, den er bewohnte, prächtige Waßerbehälter und einen ſchönen Waßerfall mit einem Neptunus, das Gartenhaus aber zwei Säle enthalte und fünf und vierzig Fenſter zähle. Die Kunde von dem Orte, wo der Kaiſer ſeine Mahlzeiten hielt und dem Schauſpiele beiwohnte, ſollte der franzöſiſchen Nation als Entſchädigung für die unermeßlichen ihr abgeforderten Opfer genügen. So ſchnell war aus dem Zöglinge von Brienne ein Seraikkaiſer geworden, der nur ſtumme Diener und blinde Werkzeuge verlangte.

Verblendet über ſeine eigene Beſtimmung, war er es noch mehr über die Gegner, die er gegen ſich in die Waffen gerufen hatte. Sein Haß gegen Preußen ließ ihn die furchtbare Ueberlegenheit nicht gewar werden, welche dieſem Staate die innerſte Aufregung der geſamten Volkskraft und die in Aller Seelen lebendige Ueberzeugung, kämpfen oder ſeine Knechte werden zu müßen, gewährte. Er berechnete den Eindruck, den auf Oeſterreich das Anerbieten der Rückgabe Schleſiens machen ſollte, und bedachte nicht, daß Oeſterreich den Werth und den Beſtand einer aus Napoleons Händen zu empfangenden Gabe nach dem Schickſale Hetruriens meßen werde, und daß für deſſen Geſamtſtaat der Beſitz einer offenen, außerhalb ſeiner Naturgränzen gelegenen Provinz die Bedeutung nicht habe, die ihr, bei kleineren Maßen der weltgeſchichtlichen Verhältniſſe, in der Bruſt Thereſiens das Schmerzgefühl eines unerwarteten Verluſtes geliehen hatte. Die Zeit der

Nebenbuhlerei und des gegenseitigen Mistrauens derer, die entweder mit einander stehen, oder nach einander fallen mußten, war vorbei, und indem Napoleon dem österreichischen Cabinet Veranlaßung gab, sich über die Erinnerung des alten Unfriedens erhaben zu zeigen, und den Preis, der den Bruderzwist erneuern sollte, großmüthig von sich zu weisen, brachte er selbst in den Bund der beiden Mächte das Element des Vertrauens, aus dessen Ermangelung die erste Coalition zu keiner Haltbarkeit gelangt war. Am 7. August stellte Oesterreich seine Forderungen aus. Sie enthielten: Wiederaufbau der preußischen Monarchie; Auflösung des Herzogtums Warschau, welches unter Rußland, Oesterreich und Preußen so geteilt werden sollte, daß das letztere Danzig erhielte; Herstellung der Hansestädte; Zurückgabe der Illyrischen Provinzen, mit Inbegriff Triests, an Oesterreich; endlich gegegenseitige Gewährleistung, daß der Stand der Mächte, der großen und der kleinen, der durch den Frieden bestimmt werden würde, nicht anders als nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft geändert werden könne. Die Frage über die Unabhängigkeit Hollands und Spaniens sollte bis zum allgemeinen Frieden verschoben werden. Napoleons Gegengebot willigte in die Auflösung des Herzogtums Warschau und in die Rückgabe Illyriens, behielt aber Danzig und Triest vor, und verlangte die Ausdehnung des Deutschen Bundes, unter welchem er wohl den Rheinbund verstand, bis an die Oder, wonach Berlin, und wahrscheinlich auch Breslau, aufgehört haben würden, preußische Städte zu sein. Nachdem sich also Oesterreich überzeugt hatte, daß Napoleon den Frieden nicht wolle, und von der fixen Idee, Europa beherschen zu müßen, freiwillig nicht abgehen werde, erklärte es am 12. August seinen Beitritt zu dem russisch-preußischen Bündnis und Krieg gegen Frankreich. Ein ausführliches Manifest entwickelte die Gründe, trotz seiner Mäßigung, mit solcher Ueberzeugungskraft, daß Napoleon es nicht für gut fand, dasselbe bekannt zu machen, sondern nur die letzte Note des Grafen von Metternich, und auch diese erst im Oktober, in den Moniteur aufnehmen ließ. Bis dahin erfuhren die Franzosen nicht einmal auf amtliche Weise, daß sie sich gegen Oesterreich im Kriege befinden.

Der Beitritt Oesterreichs verschaffte der Coalition nicht bloß eine große Masse von Streitkräften, sondern auch, nach den räumlichen Verhältnissen des Kriegsschauplatzes, eine sehr vorteilhafte Heeresstellung. Von drei Seiten her zugleich, von Böhmen, aus Schlesien und aus Brandenburg, mit Angriffen bedroht, sah sich Napoleon in dem befestigten Dresden plötzlich zu einem abwartenden Verteidigungskriege genöthigt, auf welchen er wenig eingerichtet war; denn wohin er sich auch wenden mochte, immer waren zwei Armeen bereit, auf seinen Flanken vorzurücken und das Netz hinter ihm zusammenzuziehen. Um die militärischen Vorteile ihrer Vereinigung nicht durch den

Einfluß der kleinlichen Leidenschaften stören zu laßen, welche bei verbündeten Heereszügen immer eine so große Rolle gespielt haben, beschloßen die drei Monarchen, bei dem Hauptheere, welches sich in Böhmen versammelt hatte, persönlich anwesend zu bleiben, die Leitung des Ganzen aber dem österreichischen Feldmarschall, Fürsten von Schwarzenberg, als Generalissimus zu übertragen. In dem Gefühl, daß es hier um größere Dinge, als um Ehrenplätze und Oberstellen sich handle, hatte Rußland, dessen greiser Kutusow schon am 28. April zu Bunzlau gestorben war, und eben so Preußen eingewilligt, ihre Generale eines Teils dem Fürsten von Schwarzenberg, andern Teils dem Kronprinzen von Schweden unterzuordnen, der mit 25,000 Mann Schweden von Pommern aus dem verbündeten Heere zuzog. Das schlesische, aus Preußen und Russen bestehende Heer befehligte Blücher, ein Greis von Jugendfeuer und Unternehmungsgeist, der vermöge seiner volksgewinnenden Rede und seiner kräftigen, im Unglück bewährten, auch in einem stark bezeichneten Aeußern hervortretenden Seele eines weit größeren Vertrauens bei der Menge als bei denen genoß, welche sich, mit Recht oder Unrecht, militärische Kennerschaft zuschrieben, und für die Eigenschaften des Feldherrn nur den beschränkten Maßstab taktischer Kriegskünstler des achtzehnten Jahrhunderts besaßen, besonders aber an Blücher militärische Gelahrtheit vermisten. Für die geheime, ihm nach dem Kriegsplane zugeteilte Anweisung, den Feind nicht aus den Augen zu laßen, und ihm stets auf den Ferſen zu sein, sobald er sich auf das Hauptheer werfen wolle, zugleich aber auch allen entscheidenden Gefechten auszuweichen, schien in der That gerade dieser Feldherr wenig geeignet, der sich in den Künsten eines Fabius für einen Fremdling erklärte, und dafür hielt, daß er nichts anders als darauf loszugehen verstehe. Auch hatte er sich dem Auftrage nur unter der Bedingung unterzogen, bei günstiger Gelegenheit dennoch schlagen zu dürfen. Da aber jene Anweisung, und zwar ohne diese Bedingung, vor den unter ihm befehlenden russischen Generalen kein Geheimnis geblieben war, so erwuchs nun der Uebelstand, daß Blücher, wenn er kühne Entschlüße faßte, Gegenwirkungen fand, welche die Ausführung hinderten oder erschwerten; wenn er aber nach seiner Anweisung handelte, erhuben die Tadler und Zweifler ihr Haupt, und entmuthigten das Volk und die Truppen. In dieser Beziehung war es nicht die kleinste der zu dieser Feldherrnschaft erforderlichen Gaben, daß Blücher hoch über dem Standpunkt derjenigen stund, die sich von abweichenden Meinungen und Handlungen Anderer persönlich beleidigt fühlen. Der großen Sache zu Gute, wußte er selbst Kränkungen zu verschmerzen, selbst unrichtigen Ansichten zur Vermeidung größern Unheils für den Augenblick nachzugeben. Dabei war er, in seinem großen Bewußtsein, von der bänglichen Besorgnis frei, durch einen Rückzug oder eine verlorene Schlacht seinen Ruf zu verscherzen. Der Fürst

Schwarzenberg, den Napoleon, seit jenem schaudervollen Festbrande in Paris, durch ein Vertrauen, wie er es nie einem Fremden erwiesen, ausgezeichnet, den er selbst zum Anführer gegen die Russen bestellt, dem er sogar damals ein französisches Corps (das Reyniersche) untergeben hatte, war nicht bloß ein eben so besonnener, als da, wo es galt, kühnsinniger, mit großen Gedanken und gereifter Erfahrung ausgerüsteter Feldherr; er war auch durch seine ruhige Haltung, seine weltmännische Feinheit und seine erhabene, eines Weisen würdige Gleichgiltigkeit gegen die Außenseite des Ruhmes für das so schwierige Geschäft der ihm übertragenen Oberanführung mehr als irgend ein anderer geeignet. Dabei hatte er die Eigenheiten des französischen Heerwesens im russischen Kriege vollkommen kennen gelernt.

Der Kronprinz von Schweden, obwohl als französischer General durch keine vom Glück gekrönten Großthaten ausgezeichnet, galt doch viel in der öffentlichen Meinung hinsichtlich seiner Kenntnis von französischer Kriegführung und wegen des Eindrucks, den seine Teilnahme an dem Bunde gegen Napoleon auf die Gemüther seiner alten und seiner neuen Waffengenoßen hervorbrachte. Es könnte nur Gedankenlosen bedeutungslos scheinen, daß, sieben Jahre nach der Unglücksgeschichte von Lübeck, Bernadotte und Blücher sich als Feldherren die Hand zu Buonapartes Bekämpfung reichten. Und noch mehr ward auf den Eindruck einer andern Erscheinung gerechnet. Moreau war bestimmt worden, aus Amerika herbeizukommen, um den Verbündeten seinen und Europas Feind wenigstens durch Rathschläge bekämpfen zu helfen.

Aber noch eine harte Prüfung sollte den standhaften Muth der verbündeten Fürsten erproben. Der erste große Schlag, womit die Hauptarmee Dresden zu nehmen gedachte, mislang, und nach einer zweitägigen Schlacht (am 26. und 27. August) sahen sie sich mit Verlust von wenigstens 13,000 Gefangenen zu einem Rückzuge genöthigt, der unter dem Einfluße eines gewaltigen Regenwetters die kläglichsten Anblicke darbot. Schwache Seelen wurden gänzlich niedergeworfen, als sich die Kunde verbreitete, daß Moreau an der Seite des Kaisers Alexander von einer Kanonenkugel, die durch sein Pferd hindurchfuhr, beider Beine beraubt worden sei. In diesem jammervollen Zustande ward der Sieger von Hohenlinden, den wenige Tage vorher die freudigsten Hoffnungen der Fürsten und Völker als den Retter Europas begrüßt hatten, vor seinen Landsleuten fliehend, von Kosaken und Kroaten auf einer Bahre nach dem Städtchen Laun im böhmischen Gebirge getragen, wo er nach sechstägigen Qualen verschied. Frohlockend verkündigte Napoleon diesen Ausgang seines Nebenbuhlers, als ein sprechendes Zeichen, daß jeder, der ihn bekämpfe, der göttlichen Rache verfalle; aber es war nur ein Zeichen an das kleingläubige Geschlecht, daß kein sterbliches Haupt das Schicksal der Welt trägt, und daß der Himmel anders rechnet, als die menschliche

Hoffnung und Klugheit. Deutschland sollte des Gefühls oder des Vorwurfs überhoben werden, der Hilfe eines Franzosen, eines Sohnes der Revolution, wie edel derselbe übrigens sein mochte, bedurft zu haben, um das französische Joch zu zerbrechen. Und dieselben Regenströme, welche den Rückzug von Dresden verschlimmerten, hatten zwei Tage vorher, am 26. August, der schlesischen Armee die Schlacht an der Katzbach (zwischen Jauer und Liegnitz) gegen ein französisches Heer unter Macdonald gewinnen helfen, durch welche Schlesien gerettet und zuerst das auf Blücher gesetzte Vertrauen in den Augen der Zweifler gerechtfertigt, der Glaube des Heeres an diesen Feldherrn zur kühnsten, den Sieg erzwingenden Zuversicht gesteigert ward. Und auch bei der Hauptarmee verwandelten sich die Bilder des Jammers und der Niedergeschlagenheit nach wenigen Tagen in Gestalten des Triumphs und der Freude, als Vandamme, ein sehr eifriger, aus der Jakobinerschule hervorgegangener Diener Napoleons, zur Abschneidung des verbündeten Heeres beauftragt, bei Culm in der Gegend von Teplitz am 30. August zwischen die Russen, Oesterreicher und Preußen gerieth, und nach einem verzweifelten Widerstande mit 10,000 Mann seines Heeres auf dem Schlachtfelde gefangen ward. Drei edlen Häuptern gehörte das Hauptverdienst dieses Sieges: dem Russen Ostermann, der den ganzen Tag vorher an der Spitze der Garderegimenter, durch den Verlust seines linken Armes unerschüttert, ein zweiter Leonidas, den Eingang des Egrathals verteidigt und dadurch die ganze Armee, ja die Personen der Monarchen selbst aus einer berechnungslosen Gefahr gerettet hatte; dem Könige von Preußen, der ihm im Augenblicke der höchsten Gefahr ein Oesterreichisches Reiterregiment, unter dem Obersten Sück, zur Unterstützung herbeiführte; und dem preußischen General Kleist, der am Tage der Schlacht mit einem preußischen Heerhaufen den steilen Bergrücken von Nollendorf überstieg und den Franzosen in den Rücken fiel. Die moralische Heilkraft dieses Tages war bei der ungünstigen Stimmung, welche der Rückzug hervorgebracht hatte, für die Coalition eben so wohlthätig, als sein militärisches Ergebnis nöthig für die Rettung des Heeres. Napoleon hatte gehofft, den Weg nach Wien dießmal über Prag sich geöffnet zu finden, als ihm nach Dresden, wohin er zurückgekehrt war, zu der Unglückspost von der Katzbach, die von Culm, und bald darauf eine dritte von der Nordarmee gebracht ward.

Ein französisches Heer, welches unter dem Marschall Oudinot gegen Berlin vordrang, war am 23. August von den Preußen bei Groß-Beeren geschlagen worden; und ein stärkeres, mit welchem der erzürnte Gebieter denjenigen seiner Diener, den er nach dem Siege an der Moskwa benannt hatte, den Marschall Ney, abermals zur Eroberung der preußischen Hauptstadt ausgesandt hatte, erlitt am 6. September bei Dennewitz in der Nähe von Jüter-

bock von den preußischen Generalen Bülow und Tauenzien eine so vollkommene Niederlage, daß es nur durch die Langsamkeit, womit der Kronprinz von Schweden die Früchte dieses ohne ihn erfochtenen Sieges einzusammeln gestattete, gegen gänzliche Auflösung bewahrt wurde.

Aufgebracht über die Unfälle seiner Marschälle, und doch unvermögend sie gut zu machen, obwohl er bald gegen Böhmen, bald gegen Schlesien zog, verließ Napoleon endlich auf die Nachricht, daß Blücher bei Wartenburg den Uebergang über die Elbe erzwungen und seine Vereinigung mit dem Kronprinzen von Schweden bewerkstelligt habe, die Stellung an der Elbe und wandte sich, begleitet vom Könige von Sachsen, den nun, gezwungen, sein Geschick an ihn band, zuerst nach Düben, um die Blüchersche Armee zum Rückmarsche auf Berlin zu nöthigen, und als dieser Zweck nicht erreicht ward, nach Leipzig, wohin ihm die aus Böhmen hervorgebrochene Hauptmacht der Verbündeten folgte. In der Umgegend dieser Stadt geschahen nun vom 16. bis zum 19. Oktober die Schlachten, deren Gesamtheit unter dem Namen: Völkerschlacht von Leipzig, alle künftigen Geschlechter zur Bewunderung und Dankbarkeit gegen die Tapfern verpflichtet, welche an diesen Tagen geleitet, gekämpft und geblutet haben, um Deutschland, um Europa von Buonapartes eisernem Scepter zu befreien. Dreimalhundert tausend Mann war die Zahl der Verbündeten, zweimalhundert tausend die des französischen Heeres, dem jedoch die Einheit und Allgewalt des Buonapartischen Willens dieses Mindergewicht der Streitkräfte hinreichend ersetzte. Welche Rücksichten dagegen hatte Schwarzenberg zu nehmen, welcher Künste, welcher Selbstverläugnung bedurfte es für Blücher, um den Kronprinzen von Schweden, dem, aus leicht begreiflichen Gesichtspunkten der Staatskunst, an einer gänzlichen Aufreibung der französischen Macht nichts gelegen war, wenigstens zu einiger Teilnahme an dem großen Völkerkampfe zu bringen! Dennoch war am 18ten des Abends der Sieg für die Verbündeten entschieden, und Napoleon beschloß für den andern Morgen seinen Rückzug aus Leipzig. Aber ehe die Armee denselben völlig bewerkstelligen konnte, wurde die Stadt gestürmt, und mit einer ungeheuren Masse von Verwundeten, Gefangenen und Geschützen genommen, die sich abgeschnitten fanden, als hinter Napoleon, der noch mit genauer Noth entkommen, die Brücke über die Elster, welche den einzigen Weg zum Rückzuge bot, (angeblich zu früh) gesprengt worden war. Auf der Flucht durch die Elster ertrank der Anführer der Polen, Fürst Joseph Poniatowsky, des letzten Königs Neffe, der im Geiste seiner Landsleute sich dem Herscher aus Frankreich als ein blindes Opfer ergeben hatte. Aber auch der Sieger lagen weit über 40,000 todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde.

Der König von Sachsen, dem Napoleon noch am 16ten Siegesnach-

richten geschickt hatte, sah sich am 19ten, als die verbündeten Monarchen in die Stadt gezogen waren, für einen Kriegsgefangenen erklärt, und genöthigt, als solcher mit seinem Hofe und seinen Ministern einstweilen seinen Aufenthalt in Berlin zu nehmen. Das Land wurde nun ernstlich für die deutsche Sache in Anspruch genommen, unter Verwaltung eines russischen Gouverneurs gesetzt, und das Heer, jedoch unter eigenen Fahnen, zur Teilnahme am gemeinsamen Kampfe gestimmt. Mehrere Führer derselben hatten bereits am 18ten mit ihren Brigaden die französischen Reihen verlaßen, und sich zu den Verbündeten hinüber gewandt, weil sie in dieser großen Zeit der Begeisterung für Deutschlands Dasein, Recht und Ehre der Meinung geworden waren, daß die Rettung des größern, allen Deutschen gemeinsamen Vaterlandes der unfreien Ansicht vorgelte, die ihrem Gebieter aufgedrungen worden war.

Von anderen Ansichten als diese Heerführer geleitet, hatte auch Bayern kurz vor der Leipziger Schlacht, dem Bunde mit Frankreich entsagt und mit Oesterreich gemeinsame Sache gemacht. Bei Eröffnung des Herbstfeldzuges stund die bayerische Armee an der österreichischen Gränze, bereit, wenn Eugen in Italien siege, ihm die Hand zu bieten. Eine Proclamation ihres Anführers Wrede athmete warmen Eifer für Frankreich, und Napoleons Sieg bei Dresden ward durch Freudenschüße gefeiert. Als aber der Vicekönig, anstatt siegreich vorzurücken, vom General Hiller zurückgeworfen ward, als die Schlachten an der Katzbach, bei Culm, bei Dennewitz den Wahn von der französischen Unüberwindlichkeit zerstörten, und Napoleons Zögern in Dresden seine Verlegenheit und die Erschöpfung seines kriegerischen Genius kund gab, da ward endlich auch in München erkannt, wie Bayerns Uebertritt auf die Seite der Verbündeten noch ein Gewicht in die Wagschale legen, noch den Schein der Freiwilligkeit haben und die im Rheinbunde gemachten Eroberungen unter den Schutz der Verträge stellen könne. Oesterreich, dem viel daran gelegen war, auf seiner Westgrenze eines störenden Nebenkrieges überhoben zu sein und die daselbst versammelte Armee gegen den Hauptfeind in Thätigkeit setzen zu können, gieng auf die gemachten Bedingungen ein, worauf am 8. Oktober auf dem Schloße Ried im Innviertel zwischen dem österreichischen General, Fürsten Reuß, und dem bayerschen General Wrede ein Vertrag zum Abschluße kam, welcher den König von Bayern verpflichtete, für Auflösung des Rheinbundes kämpfen zu helfen, und ihm dagegen die bei Stiftung desselben ausgesprochene Souveränität in ihrem ganzen Umfange verbürgte. Zwar bewies die Erklärung, womit das Cabinet am 14. Oktober seine veränderte Stellung dem Volke bekannt machte, zur Genüge, wie ungern der Minister (Montgelas) von der fremden Feßel sich losriß, und wie sehr er sich sehnte, die Verhältnisse zu erneuern, deren augenblickliche Ohn-

macht, nicht deren schimpflicher Druck, nach dem Sinne dieser Erklärung, ihre Aufhebung veranlaßt zu haben schien; als aber bald darauf die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig einlief, und alle noch vorhandenen Bedenklichkeiten wegnahm, ward Bayern von dem Wunsche, an dem Gewinn des großen Kampfes seinen Anteil zu verdienen, zu großer Thätigkeit fortgerißen. General Wrede, dem auch das österreichische Heer, welches bisher gegen ihn gestanden hatte, untergeordnet ward, eilte mit dieser vereinigten Macht nach Hanau, um dem französischen Kaiser, der sich über Erfurt nach dem Rheine zurückzog, den Heimweg abzuschneiden. In der That mußte sich Napoleon nun diesen Heimweg erst durch ein blutiges Treffen (am 30. Oktober) erkaufen, in welchem er zwar noch eine Menge Menschen und Geschütze verlor, aber doch zuletzt, da er immer noch 60,000 Mann hatte, mit seinen durch Zahl und Verzweiflung stärkeren Massen die schwächeren, die ihnen den Weg versperren wollten, durchbrach. Am 2. November gieng er mit den Trümmern seines Heers bei Mainz über den Strom, über welchen ruhmvoll und vertragsmäßig zurückzukehren, er so oft für die höchste, den französischen Waffen zugedachte Beschimpfung erklärt hatte.

151.

Die drei Gesellen.

(Von Friedrich Rückert.)

Es waren drei Gesellen,
die stritten wider'n Feind,
und thaten stets sich stellen
in jedem Kampf vereint.
Der Ein' ein Oesterreicher,
der andr' ein Preuße hieß,
davon sein Land mit gleicher
Gewalt ein jeder pries.
Woher war denn der dritte?
nicht her von Oestreichs Flur,
auch nicht von Preußens Sitte,
von Deutschland war er nur.

Und als die drei einst wieder
stunden im Kampf vereint,
da warf in ihre Glider
Kartätschensaat der Feind.
Da fielen alle dreie
auf einen Schlag zugleich;
der eine rief mit Schreie:
Hoch lebe Oesterreich!
Der andre, sich entfärbend,
rief: Preußen lebe hoch!
Der dritte, ruhig sterbend,
was rief der Dritte doch?

Er rief: Deutschland soll leben!
Da hörten es die zwei,
wie rechts und links daneben
sie sanken nah dabei:
Da richteten im Sinken
sich beide nach ihm hin,
zur Rechten und zur Linken,
und lehnen sich an ihn.
Da rief der in der Mitten
noch einmal: Deutschland hoch!
Und beide mit dem dritten
riefens, und lauter noch.

Da gieng ein Todesengel
im Kampfgewühl vorbei,
mit einem Palmenstengel,
und liegen sah die drei.
Er sah auf ihrem Munde
die Spur des Wortes noch,
wie sie im Todesbunde
gerufen: Deutschland hoch!
Da schlug er seine Flügel
um alle drei zugleich,
und trug zum höchsten Hügel
sie auf in Gottes Reich.

152.

Die Leipziger Schlacht.

(Von Ernst Moritz Arndt.)

WO kommst du her in dem rothen Kleid,
und färbst das Gras auf dem grünen Plan?
Ich komme her aus dem Männerstreit,
ich komme roth von der Ehrenbahn.
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
drob müßen die Weiber und Bräute klagen;
da ward ich so roth.

Sag an, Gesell, und verkünde mir,
wie heißt das Land, wo ihr schlugt die Schlacht?
Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
das manches Auge voll Thränen macht;
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken,
und Tausenden mußte der Athem stocken
bei Leipzig der Stadt.

Wie hießen, die zogen ins Todesfeld
und ließen fliegende Banner aus?
Die Völker kamen der ganzen Welt
und zogen gegen Franzosen aus: [Preußen,
Die Russen, die Schweden, die tapfern
und die nach dem Kaiser von Oestreich heißen,
die zogen all aus.

Wem ward der Sieg in dem harten Streit?
wer griff den Preis mit der Eisenhand?
Die Wälschen hat Gott wie die Spreu zerstreut, [Sand,
die Wälschen hat Gott verweht wie den
Viel Tausende decken den grünen Rasen,
die übrig geblieben, entflohn wie Hasen,
Napoleon mit.

Nimm Gottes Lohn! hab Dank, Gesell!
das war ein Klang, der das Herz erfreut,
Das klang wie himmlische Cymbeln so hell,
hab Dank der Mähr von dem blutgen Streit!
Laß Witwen und Bräute die Todten klagen,
wir singen noch fröhlich in späten Tagen
die Leipziger Schlacht!

O Leipzig, freundliche Lindenstadt!
dir ward ein leuchtendes Ehrenmahl:
So lange rollet der Zeiten Rad,
so lange scheinet der Sonnen Stral,
So lange die Ströme zum Meere reisen,
wird noch der späteste Enkel preisen
die Leipziger Schlacht.

O Leipzig! gastlich versammelst du
aus allen Enden der Völker Schar;
Auf! rufts dem Osten und Westen zu,
daß Gott der Helfer der Freiheit war,
Daß Gott des Tyrannen Gewalt zerstoben,
damit sie in Osten und Westen loben
die Leipziger Schlacht!

153.

Die Völkerschlacht bei Leipzig. Den 18. und 19. Oktober 1813.

(Von F. Kohlrausch.)

Der große Tag brach an, da der angemaßte Siegeskranz des Eroberers, der nun schon manches Blatt verloren hatte, von seinem Haupte gerißen werden sollte. Europa stund zum Kampfe gegen einander. Von da, wo seine Gränzen das ferne Asien und wo sie den atlantischen Ocean, wo sie das mittelländische und das Eismeer berühren, waren die Krieger hier versammelt und kämpften eine große Völkerschlacht.

Von drei Seiten sollte der Angriff auf den starken Halbkreiß geschehen, den Napoleon um Leipzig gezogen hatte. Von Mitternacht durch den Kronprinzen von Schweden und das schlesische Heer; von Morgen her durch Bennigsen, der außer seinen Russen, auch die Oesterreicher unter Klenau und eine preußische Abteilung unter Zieten befehligte. Von der Mittagsseite aber mußte der Hauptangriff kommen, weil hier noch immer Napoleons Stärke war. Der Oberfeldherr teilte sein Heer daselbst in zwei große Haufen; der erste waren die Russen und Preußen unter Wittgenstein und Kleist, die über Wachau den französischen Mittelpunkt angreifen sollten; der zweite aber, der Kern des östreichischen Heeres unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg, sollte den Poniatowsky, der sich so hartnäckig an der Pleiße behauptet hatte, von dort verdrängen und nach Leipzig zurückwerfen.

Napoleon dagegen hatte seinen Halbkreiß viel enger zusammengezogen, damit er mehr Festigkeit in sich haben möchte. Seine Scharen hatten Wachau und Liebertwolkwitz, um welche am 16ten so blutig gestritten war, verlaßen und den Mittelpunkt ihrer Stellung in Probstheyda genommen; er selbst aber hielt mit seinen Gyrden zwischen diesem Orte und dem rechten Flügel an der Pleiße. Sein Standort war auf einem Hügel bei einer durchlöcherten, halbzerstörten Windmühle, einem treuen Abbilde seines nun zertrümmerten, früher von günstigen Winden getriebenen Glückes. Da fieng er den großen Tag an und endigte ihn auch.

Mit dem Schlage acht Uhr eröffnete sich der Kampf. An der Pleiße hinab drang der Erbprinz von Hessen-Homburg gegen Dölitz und griff das Dorf im Sturme an. Die Polen und Franzosen unter Poniatowsky wehrten sich wie Verzweifelte, und es war ein harter, blutiger Streit um dieses Dorf. Mehr als einmal wurden die Oesterreicher zurückgeschlagen. Der Heerführer des Angrifshaufens selbst, der tapfere Erbprinz, empfieng zwei Wunden, und Colloredo mußte für ihn den Oberbefehl übernehmen; er und Bianki führten es endlich glücklich hinaus, eroberten Dölitz und Dösen und die Höhen

jenseits, und behaupteten sie, trotz Oudinot und den Garden, die den Polen zu Hilfe kamen, den ganzen Tag hindurch.

Rechts von ihnen waren auch die Russen und Preußen tapfer vorgedrungen, trieben die Franzosen immer fechtend vor sich her und stunden nach Mittage vor Napoleons Mittelpunkte Probstheyda. Da war heute der härteste Kampf, weil auf der Erhaltung dieses Dorfes die Rettung des französischen Heeres beruhte. Daher hatte Napoleon in und hinter demselben eine große Menge von Kriegshaufen aller Art aufgestellt und viele Schanzen errichtet, und er selbst stund mit seinen Garden so, daß er jeden Augenblick Hilfe leisten konnte. Die Gärten des Dorfes waren meistens mit Lehmmauern umgeben: diese gebrauchten die Franzosen als Schanzen, machten Schießlöcher hinein und stellten sich dahinter; ja, sie hatten fast jedes Haus zu einer Festung gemacht. Mit der ungestümsten Tapferkeit drangen die preußischen Abteilungen unter Prinz August und Pirch um 2 Uhr Nachmittags in das Dorf ein; aber sie konnten es nicht behaupten. Immer neue und neue Haufen trieb Mürat, der hier befehligte, gegen sie daher, und die Kartätschen schmetterten von allen Seiten in ihre Reihen. Vor dem Dorfe ordneten sie sich sogleich wieder und stürmten unerschrocken von Neuem, aber mit demselben Erfolge. Auch russische Haufen rückten heran und versuchten die blutige Arbeit; aber sie vermochten eben so wenig des Dorfes Meister zu werden. So entsetzlich war hier das Blutbad, daß die Kämpfenden zuletzt nicht mehr über die Haufen der Todten hinwegsteigen konnten. Da ligt mancher tapfere Jüngling erschlagen und hat mit seinem jungen frischen Leben unsere Freiheit bezahlt; mit Recht hat man daher zum Andenken des großen Tages an dieser Stätte, bei Probstheyda, ein Kreuz aufgerichtet.

Die drei verbündeten Herscher hielten selbst auf einer Anhöhe in der Nähe und sahen die übermenschliche Anstrengung der Ihrigen. Um halb 5 Uhr befahlen sie, das Stürmen aufzugeben und der tapferen Krieger zu schonen; denn der Sieg war schon an mehreren Orten vollkommen entschieden, und schon seit 10 Uhr Morgens hatte Napoleon dem General Bertrand Befehl gegeben, mit seinem Haufen von Lindenau nach der Saale zu ziehen; das war ein sicheres Zeichen, daß er den Rückzug des ganzen Heeres beschloßen hatte.

Dieses alles geschah auf der Mittagsseite des Schlachtfeldes. Von der Morgenseite griffen Klenau und Zieten, unter Bennigsens Oberbefehl, den Marschall Macdonald an, der diesen Teil der französischen Stellung verteidigen sollte. Der Marschall behauptete sich sehr tapfer, besonders in Holzhausen, welches mehrmals erstürmt und wieder verloren wurde. Dennoch eroberten die Oestreicher gegen 2 Uhr Nachmittags dieses Dorf, die Preußen aber Zuckelhausen, und Macdonald zog sich nach Stötteritz zurück,

welches nahe bei Probstheyda ligt. Um diese beiden Orte drängte sich der übrig gebliebene Kern des französischen Mittelpunktes zusammen und behauptete sich bis in die Nacht.

Der linke Flügel aber unter Ney litt an diesem Tage die härteste Niederlage. Ney sollte den ganzen Strich Landes von Macdonald an bis an die Partha beschützen; da kam aber das Nordheer und Blücher über ihn und ließen ihm nicht Rast und Ruhe, bis er ganz nahe an Leipzig hinangetrieben war. Und hätte nicht Napoleon selbst von seiner Windmühle aus die Noth bemerkt und Garden über Garden zu Hilfe geschickt, so wäre der Marschall wohl gar verloren gewesen und Leipzig schon an diesem Tage mit Sturm erobert worden. Auf diesem Teile des Schlachtfeldes gieng es nämlich so zu. Früh Morgens den 18ten hatte Feldherr Blücher mit dem Kronprinzen von Schweden eine Unterredung zu Breitenfeld, wie sie den entscheidenden Kampf am besten ordneten. Der Kronprinz, der seine Schweden gern schonen wollte, verlangte, daß ihm von dem schlesischen Heere 30,000 Mann an diesem Tage geliehen würden, wenn er über die Partha gehen und den Ney herzhaft angreifen sollte. „Wohl!“ sprach der alte Held, „aber ich will sie selbst anführen, denn es ist die größere Hälfte meines Heeres, das bei Möckern so eben den blutigen Strauß bestanden hat.“ Das war edel von dem Greise und recht deutsch gedacht, daß er sich selbst unter den Befehl des viel jüngeren Mannes stellte für das Gelingen der Sache. Und sogleich legte er auch Hand an das Werk. Der Kronprinz wollte das ganze nun vereinigte Heer von 100,000 Mann auf einem weiten Umwege bei Taucha über die Partha setzen laßen, um an den Feind zu kommen. Blücher aber berechnete, daß der Uebergang von so vielen Tausenden über Eine Brücke bis in die Nacht dauern und der kostbare Tag verloren sein würde. Da faßte er rasch seinen Entschluß und gieng mit den unverzagten Russen gleich bei Mockau, viel näher bei Leipzig, durchs Waßer, obwohl das Fußvolk bis an den Gürtel hineinfiel, und meldete dann dem Kronprinzen, er sei schon hinüber und warte seiner weiteren Befehle. Die Franzosen unter Marmont zogen sich eilig gegen Schönfeld zurück, und als sie von den Reitern verfolgt wurden, trat das sächsische Husaren- und Uhlanen-Regiment zu diesen über. Das war das erste Warzeichen an diesem Tage, daß nun die deutsche Sache in den Gemüthern jede andere Stimme besiege. Auch das Nordheer traf auf den Portitzer Höhen einige sächsische und würtembergische Haufen, welche den heranrückenden Brüdern mit freudigem Zuruf entgegen giengen und die Hand zum neuen Bunde reichten. Nun drang das Nordheer von Taucha her weiter vor und füllte den Raum zwischen Blücher rechts und Bennigsen links, so daß der Ring von dieser Seite geschloßen war. Er zog sich immer enger und

blutiger um die Franzosen zusammen. Langeron mit den Russen bestürmte Schönfeld, welches dicht an der Partha ligt und von Marmont hartnäckig verteidigt wurde. Vier Stunden währte der Kampf, und immer neue Haufen traten von beiden Seiten auf den Platz; endlich zwischen 5 und 6 Uhr Abends, als schon Dorf und Kirche brannten, verließen es die Franzosen und zogen sich nach Reudnitz und Volkmarsdorf, hart an den Thoren von Leipzig, zurück. Ney und Reynier, die das freie Feld über Paunsdorf hinaus behaupten sollten, wurden am Nachmittage von dem Nordheer gleichfalls angegriffen und durch die Preußen unter Bülow aus Paunsdorf herausgeschlagen. Und als sie sich noch im freien Felde behaupten wollten, da machte sich die treffliche Reiterei der Russen und Preußen, die an diesem Tage sonst wenig thun konnte, da fast nur in den Dörfern gestritten wurde, gegen sie auf, und das Geschütz warf die Congreviſchen Raketen in ihre Vierecke. Diese fürchterlichen Feuerdrachen fuhren ziſchend und heulend in die dichten Haufen der Reiter oder des Fußvolks und spieen aus vielen Röhren ein so verzehrendes, nicht zu löschendes Feuer rund umher aus, daß Menschen und Pferde erschrocken vor ihnen auseinander stoben. Da half kein Widerstehen und kein Halten der Befehlshaber, auch nicht, daß Napoleon Teile seiner Garde zu Hilfe schickte; die Reihen lösten sich, auch die andern Dörfer in der Nähe giengen verloren, und erst in Volkmarsdorf wurde wieder ein Halt gewonnen.

Auf diesen Feldern und in diesen Stunden war es, da die sächsischen Kriegshaufen, die bis dahin nach dem Willen ihres Königs geduldig für Napoleon gekämpft hatten, ihr Blut nicht länger für denjenigen vergießen wollten, der durch seinen unsinnigen Trotz nun gar zu klar an den Tag legte, daß er nur Freude an Mord und Zerstörung habe. In geschloßenen Reihen, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele, die Anführer an ihrer Spitze, zogen sie im Angesichte der Franzosen zu den Verbündeten hinüber. Es war ein herzerfrischender Anblick, wie die, welche längst in ihrem Herzen Freunde waren, nun zu einander traten, sich die Rechte reichten und brüderlich schüttelten und wie den benarbten Kriegern die Freudenthräne über die Backen rann.

Napoleon, in Bestürzung über diese Nachricht, schickte sogleich seine Gardereiter unter Nansouty, die gefährliche Lücke zu füllen, und dieser, mit schneller Wendung und vielem Geschütz, bricht plötzlich hervor und will dem siegreichen Bülow noch dazu in die offene Flanke fallen. Aber die Oestreicher unter Bubna, die in der Nähe stehen, nehmen nicht sobald die Absicht war, als sie sich eiligst schwenken und dem verderblichen Stoß kühn entgegen werfen; und von der andern Seite feuert selbst die eben übergetretene sächsische Artillerie, von dem Kronprinzen dazu aufgefordert, in die französischen Reihen,

weil es gerade an dieſer Stelle an Geſchütz fehlte. Da müßen die Garden eilig umkehren und auch hier das Feld den Verbündeten überlaßen.

Der blutige Tag neigte ſich zu ſeinem Ende. Mit Sehnſucht blickte Napoleon der Nacht entgegen, die ſeine noch übrigen hart bedrängten Haufen aus der Hand der ungeſtümen Feinde erretten ſollte. Er hatte viel Raum verloren und ſein großer Halbkreiß war in ein ſchwaches Dreieck zuſammengedrängt, das in ſeiner Spitze Probſtheyda hatte und mit einer Seite nach Connewitz an der Pleiße, mit der andern über Stötteritz und Volkmarsdorf nach Leipzig hin lief. Hätte ſein Heer nicht an dieſem Tage noch einmal mit recht feſtem Muthe und großer Ordnung den ſchweren Kampf beſtanden, — dieſer Ruhm ſoll auch dem Feinde nicht geſchmälert werden —, wäre einer der Schenkel dieſes Dreiecks noch vor Abend durchbrochen und Leipzig erſtürmt worden, ſo war alles verloren. Napoleon kämpfte an dieſem Tage nur noch für den Rückzug, und ſchon von 10 Uhr Morgens an war ein zahlloſer Troſs von Wagen und Pferden und Gepäck den ganzen Tag hindurch hinter dem Bertrandſchen Heerhaufen hergezogen. Wie ungeheuer die Menge der Menſchen und Sachen hier geweſen, kann leicht ermeßen, wer bedenkt, daß alles, was ſeit dem Monat April aus dem weiten Frankreich nach Deutſchland gezogen, die Krieger und die Frauen mit ihren Kindern, die Wundärzte und ihre Gehilfen und die Schar der Commiſſäre mit ihren Helfershelfern, das Geſchütz mit der Munition, ſowie die Wagen und Geräthe der Heerhaufen und die der Einzelnen, daß dieß alles nun in dem Einen Mittelpunkte in und um Leipzig zuſammengedrängt war. Jetzt zogen dieſe Gäſte ab, und ihr Reich hatte ein ſchreckliches Ende genommen, und die Herzen derer, die ſie ziehen ſahen, frohlockten. Gerade an dieſem Tage vor ſieben Jahren waren die erſten Franzoſen unter Davouſt in Leipzig eingerückt.

Als die dunkle Nacht ſchon das große Blutfeld bedeckte, befand ſich Napoleon noch auf dem Hügel bei ſeiner Windmühle, wo er ſich ein Wachtfeuer hatte anzünden laßen. Er hatte ſeinem erſten Gehilfen, Berthier, die Anordnung des Rückzuges mitgeteilt, und dieſer dictierte ſie an einem Seitenwachtfeuer einigen Adjutanten. Ringsum herſchte tiefe Stille. Man hatte dem von harter Anſtrengung der letzten Tage und noch mehr von den heftigſten Bewegungen des Gemüthes erſchöpften Herſcher einen hölzernen Schemel gebracht, auf welchem er in Schlummer ſank. Hoffnung, Furcht, Zorn, Unmuth, Zähneknirſchen — was mochte alles in dieſen Tagen das heftige Gemüth erſchüttert haben! Und deſto tiefer hatten die Gefühle in das Innere hineingezehrt, je weniger er ſie äußerlich ſichtbar werden ließ. Jetzt ſaß er, wie ein Augenzeuge ihn geſehen, nachläßig auf ſeinem Schemel zuſammengeſunken, die Hände ſchlaff im Schoße ruhend, die Augen geſchloßen, unter dem dunklen Zelte des Himmels, mitten auf dem großen Leichenfelde, das er

geschaffen hatte, und welches durch die brennenden Dörfer und unzählichen Wachtfeuer wie mit verzehrenden Flammen besäet war. Die Anführer stunden düster und verstummt um das Feuer, und die zurückziehenden Haufen rauschten in einiger Entfernung am Fuße des Hügels vorüber. Nach einer Viertelstunde erwachte Napoleon und warf einen großen, verwunderungsvollen Blick im Kreiße um sich her. Wohl mochte ihm die Wirklichkeit wundersamer vorkommen, als die Bilder, die ihm vielleicht ein Traum von alter Größe und Siegespracht vorgegaukelt hatte. Dann stund er auf und traf gegen neun Uhr in Leipzig ein, und nahm, wie durch eine Verspottung des Schicksals, sein letztes Nachtlager in dem Gasthofe von Preußen.

Nach Mitternacht, als der Mond aufgieng, begann der Rückzug des ganzen Heeres durch Leipzig. Da aber die Haufen von mehreren Seiten vom Schlachtfelde hereinzogen, und für alle nur Ein nicht breiter Ausweg nach Lindenau, der Ranstädter Steinweg, da war, so war oft Aufenthalt und Stockung. Die Wagen und Kanonen verfuhren sich in einander, und die zu Fuß konnten sich kaum daneben hinausdrängen. Voran zogen die Garden, auf deren Rettung am meisten ankam, dann die besten Haufen der Uebrigen: die Polen, Badener, Darmstädter mit einigen Franzosen sollten die Stadt vertheidigen, so lange es möglich sei. Leipzig war keine Festung, aber man hatte die Thore verrammelt, Schanzen aufgeworfen und alle Gräben und Gartenmauern zur Befestigung benutzt.

Aber das Bundesheer war nicht gesonnen, so ruhig zuzusehen, daß die Franzosen mit aller alten Beute und allem Kriegsgeräth ungestört abzogen. Schon seit acht Uhr Morgens rückten von allen Seiten die Haufen zum Angriffe heran und beschoßen die Thore. Da wurde den Abziehenden noch bänger, und sie strömten in solchem Getümmel nach dem Einen Ausgange hin, daß Napoleon, als er dem König von Sachsen den letzten Besuch gemacht hatte und nun gegen zehn Uhr die Stadt verlaßen wollte, nicht durchzukommen vermochte. Selbst die Furcht vor seinem Antlitze und die Säbelhiebe seines Gefolges halfen nicht mehr: der Trieb der Selbsterhaltung war mächtiger als jede andere Regung; er mußte sich von dem großen Wege abwenden und auf einem Nebenwege um die Stadt nach dem Ranstädter Steindamme reiten. Und auch hier konnten er und sein Gefolge sich nur einzeln an der Seite des Gewühles fortwinden. Da zog Fußvolk und Reiterei, Geschütz und Pulverwagen, Gesunde, Verwundete und Sterbende, Wagen mit Frauen und Kindern, Marketender und geraubte Viehherden, im wildesten Getümmel mit Drängen und Stoßen und Geschrei bunt durch einander, und der, welcher sich einen Herrn der Welt genannt hatte, mußte sich von diesem gedanken- und sinnlosen Strome nun mit fortschieben laßen.

Die verbündeten Herscher hätten die Verwirrung noch sehr vergrößern,

die abziehenden Haufen noch in verzweifeltere Flucht, die Widerstand leistenden zu schnellerer Ergebung bringen können, wenn sie die Stadt hätten beschießen laßen. Aber ein so grausames Mittel, welches Tausende von unschuldigen Einwohnern mit verdorben hätte, war ihrem menschenfreundlichen Herzen zuwider: sie wollten nur die Thore und Eingänge erstürmen laßen, und das vollbrachten ihre unerschrockenen Krieger auch sehr bald. Der Prinz von Hessen-Homburg — wiederum einer aus diesem tapfern Fürstengeschlechte — stürmte mit Preußen gegen das Grimmaische Thor, Bennigsen gegen das Petersthor, Langeron gegen das Hallische. Auch zu den Seiten drangen die Kämpfenden in die Gärten ein; aber die Franzosen und Polen vertheidigten jeden Schritt; jedes Gartenhaus und jede Hecke mußte erobert werden, und noch einmal floß viel Blut. Aber der Sieg konnte nun nicht mehr zweifelhaft sein. Halb zwölf Uhr drangen die ersten Preußen in die Stadt ein und der tiefe Hörnerklang der pommerschen Schützen ertönte durch die Gaßen. Das war den betäubten, ängstlich harrenden Einwohnern ein herlicher deutscher Klang. Die verschloßenen Thüren öffneten sich, und noch in das Schießen hinein weheten die weißen Tücher zum Freudegruß aus den Fenstern.

Um diese selbe Zeit wurde plötzlich die einzige Brücke, welche an der andern Seite der Stadt den Franzosen zur Rettung diente, über den Elster-Mühlengraben, in die Luft gesprengt, — es ist nicht entschieden, ob auf Napoleons Befehl, der den Feind an der Verfolgung hindern wollte, oder durch Furchtsamkeit und Voreiligkeit eines Feuerwerkers, wie der französische Bericht angibt, der dort zur Wache aufgestellt war. Alle aber, die sich noch auf dem Wege zu dieser Rettungsbrücke hindrängten, stießen einen Schrei des Entsetzens aus und zerstreuten sich nach allen Seiten, um noch einen Ausgang zu finden. Es war keiner mehr. Viele stürzten sich aus Verzweiflung in die Elster, um hindurch zu schwimmen, allein sie kamen fast alle in dem tiefen Fluße um oder blieben in seinen sumpfigen Ufern stecken. Auch einige der Feldherrn, die noch zurück waren, sprangen mit ihren Pferden in das Waßer, um der Gefangenschaft zu entgehen; aber einer der ersten, der polnische Fürst Poniatowsky, den Napoleon noch eben zum französischen Marschall gemacht hatte, ertrank in dem Fluße; Macdonald entkam. Unter denen, die gefangen wurden, waren Reynier, Bertrand und Lauriston.

An diesem Tage verlor Napoleon noch mehr, als in den Tagen der Schlacht. Ueber 15,000 waffenfähige Krieger, die durch das Sprengen der Brücke abgeschnitten waren, wurden gefangen; an Verwundeten aber und Kranken blieben noch 25,000 der Gnade der Sieger überlaßen. Der Kanonen und Wagen, die um und in der Stadt stehen geblieben, war eine unübersehbare Menge; auf der Allee allein stunden 105 Kanonen zusammengefahren. Es sind ihrer in diesen Tagen gegen 400, mit 1600 Wagen,

erbeutet worden. Das war ein Trümmerhaufe, wie ihn die Geschichte selten aufzuweisen hat.

Nach Ein Uhr zogen Alexander und Friedrich Wilhelm mit dem Gefolge ihrer Feldherrn unter lautem Siegesgruße ihrer tapfern Scharen und dem Freudengeschrei der Einwohner in die nun errettete Stadt ein. Wenige Stunden nachher kam auch der Kaiser Franz, der dritte im Bunde. Es war ein großer Anblick, als sich die drei nun die Rechte reichen und zu der Errettung Deutschlands und der Begründung einer neuen Ordnung in Europa Glück wünschen konnten. Sie erkannten es wohl, daß dieser Sieg kein Werk menschlichen Witzes und menschlicher Klugheit sei, sondern daß der Gott der Gerechtigkeit sich selbst in diesem Siege des Guten über das Böse dem jetzigen Geschlechte kund thue, damit es sich wieder mit ganzem Herzen zu ihm wende. Als am Tage zuvor der Oberfeldherr zu ihnen herankam, die auf einem Hügel zusammen des Kampfes Ausgang erwarteten, und ihnen nach den von allen Seiten erhaltenen Nachrichten den Sieg der gerechten Sache verkündigte, da fielen die frommen Herscher auf ihre Kniee nieder und dankten im stillen Gebete dem unsichtbaren Geber so großer Wohlthat.

154.

Blücher.

(Von Ernst Moritz Arndt.)

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
es reitet der Feldmarschall in fliegendem Saus,
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert!

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
o schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter, wie greisender Wein,
drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Er ist der Mann gewesen, da alles versank,
der muthig auf zum Himmel den Degen noch schwang!
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Franzosen zu weisen die deutsche Art.

Er hat den Schwur gehalten, als Kriegesruf erklang,
hei! wie der weiße Jüngling inn Sattel sich schwang!
Da ist ers gewesen, der Kehraus gemacht,
mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
daß vielen tausend Wälschen die Haare standen kraus,
Daß Tausende liefen gar hastigen Lauf,
zehntausend entschliefen, die nie wachen auf.

Bei Katzbach an dem Waßer, da hat ers auch bewährt,
da hat er viele Tausende schwimmen gelehrt.
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
und nehmt, Ohnehosen, den Wallfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
da schirmte die Franzosen nicht Schanze, nicht Burg.
Sie mußten wieder springen wie Hasen übers Feld,
und hintendrein ließ klingen sein Hussa der Held.

Bei Leipzig auf dem Plaine, o schöne Ehrenschlacht!
da brach er den Franzosen in Trümmer Glück und Macht;
Da liegen sie so sicher nach letztem harten Fall,
da ward der alte Blücher ein Feldmarschall.

Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren heraus!
du reite, Herr Feldmarschall, wie Sturmwind im Saus;
Du reit dem Glück entgegen, zum Rhein und übern Rhein!
du alter, tapfrer Degen! und Gott soll mit dir sein.

155.

Frühlingsgruß an das Vaterland. 1814.

(Von Max v. Schenkendorf.)

Wie mir deine Freuden winken
nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
hier in deiner Herlichkeit.
Wo die hohen Eichen sausen,
himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen,
alles das ist deutsches Land.

Von dem Rheinfall hergegangen
komm ich, von der Donau Quell,
Und in mir sind aufgegangen
Liebessterne mild und hell;
Niedersteigen will ich, stralen
soll von mir der Freudenschein
In des Neckars frohen Thalen
und am silberblauen Main.

Weiter, weiter mußt du dringen,
du mein deutscher Freiheitsgruß,
Sollst vor meiner Hütte klingen
an dem fernen Memelfluß.
Wo noch deutsche Worte gelten,
wo die Herzen stark und weich
Zu dem Freiheitskampf sich stellten,
ist auch heilges deutsches Reich.

Alles ist in Grün gekleidet,
alles stralt im jungen Licht,
Anger, wo die Herde weidet,
Hügel, wo man Trauben bricht.
Vaterland! in tausend Jahren
kam dir solch ein Frühling kaum!
Was die hohen Väter waren,
heißet nimmermehr ein Traum.

Aber einmal müßt ihr ringen
noch in ernster Geisterschlacht,
Und den letzten Feind bezwingen,
der im Innern drohend wacht:
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust,
Dann nach schweren, langen Kämpfen
kannst du ruhen, deutsche Brust.

Jeder ist dann reich an Ehren,
reich an Demuth und an Macht;
So nur kann sich recht verklären
unsers Kaisers heilge Pracht.
Alte Sünden müßen sterben
in der gottgesandten Flut,
Und an einen selgen Erben
fallen das entsühnte Gut.

Segen Gottes auf den Feldern,
in des Weinstocks heilger Frucht,
Mannesluſt in grünen Wäldern,
in den Hütten frohe Zucht;
In der Brust ein frommes Sehnen,
ewger Freiheit Unterpfand,
Liebe spricht in zarten Tönen
nirgends wie im deutschen Land.

Ihr in Schlößern, ihr in Städten,
welche schmücken unser Land,
Ackersmann, der auf den Beeten
deutsche Frucht in Garben band,
Traute deutsche Brüder! höret
meine Worte alt und neu:
Nimmer wird das Reich zerstöret,
wenn ihr einig seid und treu.

156.

Die Schlacht bei Ligny, den 16. Juni 1815.

(Der Wächter, von Ernst Moritz Arndt. Köln 1815. I. Seite 42 ff.)

Bericht über die Operationen des Heers des Niederrheins, bekannt gemacht durch den General Gneisenau auf Befehl des Feldmarschalls, Fürsten von Blücher.

Den 15. Juni begann Napoleon die Feindseligkeiten, nachdem er den 14. fünf Heerscharen und die verschiedenen Scharen der Leibwache zwischen Maubeuge und Beaumont zusammengezogen hatte. Die Vereinigungspunkte der vier preußischen Heerscharen waren Fleurus, Namur, Cirney und Hannut, deren Lage den Vorteil gewährte, das Heer an einem dieser Punkte in vier und zwanzig Stunden versammeln zu können.

Den 15. drang Napoleon über Thuin auf beiden Ufern der Sambre gegen Charleroi vor. General Zieten hatte die erste Heerschar bei Fleurus zusammengezogen, und hielt an diesem Tage ein sehr lebhaftes Gefecht gegen den Feind aus, der, nachdem er Charleroi genommen, seinen Marsch gegen Fleurus richtete. Da Feldmarschall Blücher gesonnen war, so bald als möglich dem Feinde eine große Schlacht zu liefern, so wandten sich die übrigen preußischen Heerscharen auf Sombref (anderthalb Stunden von Fleurus), wo die zweite und dritte Schar den 15., und die vierte den 16. anlangen mußten.

Lord Wellington hatte sein Heer in der Nähe von Ath und Nivelles zusammengezogen, und er wurde dadurch in Stand gesetzt, dem Feldmarschall Blücher Hilfe zuzusenden, falls die Schlacht den 15. statthaben sollte.

16. Juni. — Schlacht von Ligny.

Das preußiſche Heer hatte ſeine Stellungen auf den Höhen zwiſchen Brie und Sombref und noch über dieſen letzten Ort hinaus, und hielt mit bedeutenden Streitkräften die auf ſeiner Fronte gelegenen Dörfer Ligny und St. Amand beſetzt; indeſſen hatten erſt drei Heerſcharen ihre Vereinigung bewirkt: die vierte, welche zwiſchen Lüttich und Hannut ſtand, wurde auf ihrem Marſche durch mehrere Umſtände aufgehalten und war noch nicht angelangt. Der Feldmarſchall Blücher beſchloß dennoch eine Schlacht zu liefern, weil Lord Wellington zur Unterſtützung bereits eine ſtarke Abteilung ſeines Heeres und ſeinen geſamten in der Umgegend von Brüſſel befindlichen Nachhalt in Bewegung geſetzt hatte, und weil die preußiſche Heerſchar unverzüglich eintreffen mußte.

Die Schlacht begann um drei Uhr Nachmittags. Der Feind entwickelte eine Truppenmaſſe von mehr als 130,000 Mann. Das preußiſche Heer beſtand aus 80,000 Mann. Das Dorf St. Amand war der erſte Punkt, den der Feind angriff, und nach einer kräftigen Gegenwehr gelang es ihm erſt, ſich deſſelben zu bemächtigen. Jetzt wandte er ſeine Anſtrengungen gegen Ligny; dieß iſt ein großes, dauerhaft gebautes Dorf und ligt längs dem Bache dieſes Namens. Hier begann ein Kampf, der unter die hartnäckigſten gezählt werden muß, deren die Geſchichte je erwähnt hat. Oft hat man Dörfer nehmen und wieder verlieren ſehen; allein hier dauerte der Kampf fünf Stunden lang und in den Dörfern ſelber fort, und dieß Vorrücken oder Zurückweichen hatte auf einem ſehr engen Raume ſtatt. Von beiden Seiten rückten neue Truppen unaufhörlich vor. Jedes Heer hatte hinter dem von ihm beſetzten Teile des Dorfes große Maſſen Fußvolk, welche den Kampf unterhielten und ſich ſtets durch die Verſtärkungen erneuerten, welche ſie von ihrem Nachtrab, ſo wie von den links und rechts gelegenen Höhen erhielten. Ungefähr 200 Feuerſchlünde von beiden Seiten waren gegen das Dorf gerichtet, welches auf mehreren Punkten zugleich in Flammen ſtund. Von Zeit zu Zeit erſtreckte ſich das Gefecht über die ganze Linie, indem der Feind ebenfalls viele Truppen gegen das dritte Heer geführt hatte; jedoch war das Hauptgefecht bei Ligny. Die Sachen ſchienen für die preußiſchen Truppen eine günſtige Wendung zu nehmen, weil ein Teil des Dorfes St. Amand aufs neue den Franzoſen durch ein Bataillon entrißen wurde, welches der Feldmarſchall Blücher in Perſon anführte; ein Vorteil, wodurch wir eine nach dem Verluſt von St. Amand aufgegebene Anhöhe wiedergewannen. Dennoch dauerte der Kampf bei Ligny mit derſelben Wuth fort. Der Ausgang ſchien von der Ankunft der engliſchen Truppen oder der vierten preußiſchen Heerſchar abhangen zu müßen; in der That würde die Ankunft dieſer letztern Abteilung dem Feldmarſchall Blücher die Mittel gegeben haben, mit dem

rechten Flügel einen Angriff zu thun, von dem man einen großen Erfolg erwarten durfte. Allein man erhielt die Nachricht, daß die englische, zu unserer Unterstützung bestimmte Abteilung von einer französischen Heerschar lebhaft angegriffen sei, und daß sie sich nur mit der größten Anstrengung in ihrer Stellung bei Quatre-Bras behauptet habe; die vierte Heerschar erschien eben so wenig, so daß wir uns gezwungen sahen, den Angriff eines der Zahl nach weit überlegenen Feindes allein auszuhalten.

Der Abend war schon weit vorgerückt, und der Kampf bei Ligny dauerte stets fort mit derselben Hartnäckigkeit und mit derselben Gleichheit des Erfolges; man sehnte sich, allein vergebens, nach der Anwendung dieser so nothwendigen Unterstützung; die Gefahr ward mit jeder Stunde dringender, alle Abteilungen waren in Thätigkeit oder hatten bereits angegriffen, und in der Nähe war keine Schar mehr, die sie unterstützen konnte. Plötzlich griff eine Abteilung vom feindlichen Fußvolke, welche, von der Nacht begünstigt und von uns nicht bemerkt, um das Dorf gegangen war, in welchem zugleich einige Regimenter Küraſſiere auf der andern Seite den Durchgang erzwungen hatten, den Hauptteil unsers hinter den Häusern aufgestellten Heeres im Rücken an. Dieser Ueberfall von Seiten des Feindes ward vorzüglich in dem Augenblicke entscheidend, wo unsere Reiterei, die ebenfalls hinter dem Dorfe auf einer Anhöhe aufgestellt war, von der feindlichen Reiterei in wiederholten Angriffen zurückgeworfen wurde.

Unser Fußvolk, das sich hinter Ligny befand, ließ sich, obschon es sich zum Rückzuge gezwungen sah, dennoch weder durch den feindlichen Ueberfall mitten im nächtlichen Dunkel, (ein Umstand, der dem Menschen alle Gefahren, worin er sich befindet, stets vergrößert), noch durch den Gedanken niederschlagen, sich von allen Seiten umringt zu sehen. Es bildete Massen, warf kaltblütig alle Reiterangriffe und zog sich in guter Ordnung auf die Höhen zurück, von wo es seine Bewegung rückwärts auf Tilly fortsetzte. Durch das plötzliche Hervorbrechen der Reiterei hatten mehrere unserer Kanonen bei ihrem beschleunigten Rückzuge Richtungen genommen, welche sie zu engen Päſſen führten, worin sie nothwendig in Unordnung gerathen mußten; auf diese Weise fielen funfzehn Stücke dem Feinde in die Hände. Eine Viertelstunde vom Schlachtfelde stellte sich das Heer wieder auf. Der Feind wagte nicht dasselbe zu verfolgen. Das Dorf Brie blieb während der Nacht von uns besetzt, so wie Sombref, wo General Thielmann mit der dritten Heerschar gefochten hatte, und von wo er sich bei der Morgendämmerung langsam auf Gembloux zurückzog, und hier war endlich die vierte Heerschar unter den Befehlen des Generals Bülow in der Nacht angekommen. Die erste und zweite Schar zogen des Morgens hinter den engen Paſs des Berges St. Guibert. Unser Verlust an Todten und Verwundeten war groß; übri-

gens hatte uns der Feind, außer einem Teile unserer Verwundeten, keine Gefangene genommen.

Die Schlacht war verloren, aber nicht die Ehre. Unsere Soldaten hatten mit einer Tapferkeit gekämpft, die nichts zu wünschen übrig ließ; und sie blieben in guter Faßung, weil ein jeder das völlige Vertrauen auf seine eigenen Kräfte behalten hatte. An diesem Tage bestand der Feldmarschall Blücher große Gefahren. Ein von ihm selbst geleiteter Reiterangriff mislang. Während die feindliche Reiterei ihn kräftig verfolgte, durchbohrte eine Kugel das Pferd des Feldmarschalls. Das Thier wurde gar nicht in seinem Laufe aufgehalten, sondern rannte mit verdoppelter Wuth, bis es todt niederstürzte. Der Feldmarschall, den dieser gewaltige Sturz betäubte, blieb unter dem Pferde liegen. Die feindlichen Küraſſiere drangen vor, indem sie ihren Vorteil verfolgten; unsere letzten Reiter waren bereits am Marschall vorbeigeritten; ein einziger Adjutant,* war bei ihm geblieben, und war eben abgestiegen, entschloßen, das Looß des Feldmarschalls zu teilen. Die Gefahr war groß; aber der Himmel wachte über uns. Die Feinde ritten bei Fortsetzung ihres Angriffs schnell am Feldmarschall vorüber, ohne ihn warzunehmen; und als den Augenblick darauf ein zweiter Angriff unserer Reiterei sie wieder zurückwarf, zogen sie mit dem nämlichen Ungestüm vorbei, und bemerkten ihn eben so wenig wie das erste Mal.

Jetzt zog man nicht ohne Mühe den Feldmarschall unter dem Pferde hervor, und er bestieg sogleich ein Dragonerpferd.

Den 17. Juni Abends zog sich das preußische Heer in der Umgegend von Wavre zusammen. Napoleon lenkte seine Bewegung gegen Lord Wellington auf der großen Straße, die von Charleroi nach Brüssel führt. Eine englische Abteilung bestand am nämlichen Tage bei Quatre-Bras ein äußerst heftiges Gefecht mit dem Feinde. Lord Wellington hatte seine Stellung auf der Straße von Brüssel genommen, und seinen rechten Flügel gegen Braine-la-Leud, das Mitteltreffen an Mont-St. Jean und den linken Flügel gegen la Haye-Sainte angelehnt. Lord Wellington schrieb an den Feldmarschall, er sei entschloßen, die Schlacht in dieser Stellung anzunehmen, wenn der Feldmarschall ihn mit zwei seiner Heerscharen unterstützen wolle. Der Feldmarschall versprach, mit seinem ganzen Heere zu kommen; er schlug selbst vor, daß, im Falle Napoleon nicht angreifen würde, die Verbündeten ihn am folgenden Tage angreifen sollten. Man kann hieraus sehen, wie wenig das Gefecht am 16. die Ordnung des preußischen Heeres gestört und seine geistige Kraft geschwächt hatte. — So neigte sich der Tag vom 17ten.

* Graf von Nostitz.

157.

Die Schlacht bei Belleallance.

(Von Varnhagen von Enſe. Leben des Fürſten Blücher von Wahlſtadt. Berlin 1826. Seite 503 ff.)

Wellington hatte zum 17. Juni 1815 früh ſein Heer bei Quatre-Bras zuſammengezogen, und dachte den Feind dieſen Tag in Gemeinſchaft mit Blücher anzugreifen, von deſſen Rückzug er noch nichts erfahren hatte; ſeine Offiziere, die ſeine Vorſchläge deshalb an Blücher bringen ſollten, fanden auf der Straße von Quatre-Bras nach Sombref den Feind, und erfuhren, daß ein Adjutant Blüchers in der Nacht auf dieſer Straße getödtet worden war. Nach zufällig erlangter Gewisheit über den Ausgang der Schlacht von Ligny und den Rückzug Blüchers nach Wavre ſah Wellington ſich bei Quatre-Bras dem Angriffe der geſamten Macht Napoleons ausgeſetzt, und beſchloß daher, gleichfalls abzuziehen, um wieder mit Blücher näher zuſammenzuſtoßen; ob dieſer in der nächſten Zeit im Stande ſein würde, eine zweite Schlacht zu liefern, war völlig ungewis. Im Verneinungsfalle wurde ein weiterer Rückzug gegen Antwerpen nöthig, und Brüſſel mußte dem Feinde überlaßen werden. Jedoch ſchon um 9 Uhr Morgens empfieng Wellington von Blücher aus Wavre eine Botſchaft, worin derſelbe zum neuen Angriffe nur ſo viel Zeit verlangte, als nöthig ſei, ſeinen Truppen Patronen und Lebensmittel auszuteilen. Hierauf zog Wellington im Laufe des Tages in die Stellung von Mont-St. Jean zurück, vorwärts von Brüſſel, von dieſer Stadt nur durch den Wald von Soignes getrennt. Hier wollte Wellington das Heer Napoleons zur Schlacht erwarten, ſo ließ er Blüchern wißen, im Fall dieſer verſprechen könne, mit zwei preußiſchen Heerteilen zur Unterſtützung einzutreffen; Blücher antwortete: nicht mit zwei Heerteilen nur, ſondern mit ſeinem ganzen Heere werde er am 18ten über St. Lambert heranrücken, um an dieſem Tage den Angriff Napoleons mitzubeſtehen, oder denſelben am folgenden Tage mit Wellington vereint ſelbſt anzugreifen. — Zwiſchen den beiden Feldherren wurden die näheren Verabredungen genommen, und demnach alles für den nächſten Tag vorbereitet. Blücher befahl, die Truppen ſollten vor ihm in Parade vorbeimarſchieren, um Sinn und Gemüth in Uebung ſtrenger Genauigkeit und im Stolze kriegeriſcher Haltung von den Eindrücken der letzten Unfälle vollends zu reinigen.

Napoleon hatte am 17ten früh das Schlachtfeld von Ligny beritten, und nachdem er in Erwartung näherer Angaben, welche ſeinen Entſchluß bedingen möchten, lange gezögert, gegen Mittag den Marſchall Grouchy mit den Heerteilen von Vandamme und Gerard und der Reiterei der Generale Pajol und Excelmans, zuſammen über 32,000 Mann, von Ligny zur Ver-

folgung der Preußen abgesandt, und wandte sich dann mit seiner Hauptstärke links nach Quatre-Bras, um nun auch die Engländer heftig anzugreifen. Diese hatten blos eine starke Nachhut dem Marschall Ney gegenüber zurückgelaßen, die den Feind verzögerte, doch ohne den Angriff selbst abzuwarten, sondern in der Richtung von Brüssel abzog. Dahin folgte Napoleon mit all seinen Truppen voll Eifer und mit größter Anstrengung. Es hatte die Nacht geregnet, und regnete immer fort, der Boden war völlig durchweicht, die schwarze Erde löste sich in zähe Flüßigkeit auf, und mit unsäglichen Beschwerden kam das Heer auf der schlammigen Straße und in den alsbald unter den Hufen der Pferde grundlos gewordenen Getraidefeldern nur langsam fort. Bei Genappe hielt die englische Reiterei ernstlich Stand, und setzte erst nach hitzigem Gefecht ihren Rückzug fort. Erst am Abend gelangte der französische Vortrab an die englische Stellung von Mont-St. Jean, die sogleich, aber vergeblich, angegriffen wurde. Die Nacht brach herein und machte dem Gefecht ein Ende. Furchtbare Regengüße strömten diese Nacht vom Himmel; die Truppen litten unbeschreiblich, die Tritte versanken im Koth, Geschütz und Wagen schienen kaum fortzubringen. Am folgenden Morgen, den 18. Juni, waren die Franzosen sehr überrascht, den Feind, welchen sie unter Begünstigung der Nacht über Brüssel hinaus abgezogen glaubten, unverrückt in derselben Stellung, wie am vorigen Abend vor sich zu finden. Napoleon mußte bald erkennen, daß Wellingtons ganzes Heer auf der Anhöhe von Mont-St. Jean schlagfertig ihm gegenüber hielt. Der rechte Flügel, von Lord Hill befehligt, stund rechts der Straße von Nivelles, und erstreckte sich in der Richtung von Braine la Leude. Die Mitte, unter dem Prinzen von Oranien, hielt die Strecke zwischen den beiden Straßen von Nivelles und von Charleroy und, vorwärts dieser Stellung, rechts das Vorwerk Hougomont in einem Wäldchen und links den Meierhof la Haye-sainte besetzt. Der linke Flügel, unter dem General Picton, stund zwischen der Straße von Charleroy und den Dörfern Papelotte und la Haye bis gegen Frichemont. Die Schlachtordnung war in zwei gedrängten Treffen; die Reiterei, als drittes Treffen, stund in der Vertiefung, welche sich hinter der Anhöhe hinzog; Wellington hatte sein Hauptquartier rückwärts in Waterloo, am Ausgange des Waldes von Soignes. Die sämmtlichen Truppen betrugen etwa 68,000 Mann; mit 18,000 Mann stund der Prinz Friedrich der Niederlande bei Hall, um die rechte Flanke des Heeres, welche durch eine Scheinbewegung Napoleons bedroht war, zu decken. Napoleon ordnete sein Heer auf der Anhöhe von Bellealliance zum Angriff. Aber nur mühselig und langsam trafen auf durchweichtem Wege und Feld die Truppen ein; einzelne Regenschauer fielen noch von Zeit zu Zeit, der Boden erschwerte jeden Fortschritt. Erst um Mittag konnte Napoleon den Befehl geben, zum Angriff vorzurücken. Der

zweite Heerteil, unter dem General Reille, wandte sich links, der erste, unter dem General Drouet, rechts, von Bellealliance gegen die englische Linie andringend; der sechste, unter dem General Mouton, blieb in der Mitte rückwärts halten, noch weiter zurück die Garde; die Reiterei war auf beiden Seiten verteilt. Zuerst ward links das Vorwerk Hougomont heftig angegriffen, aber nicht minder hartnäckig verteidigt. Nachmittags um 2 Uhr wurde auch der Angriff rechts gegen den Maierhof la Haye-sainte und das Dorf la Haye durch den Marschall Ney mit stärkstem Nachdruck ausgeführt. Auf letzteren Punkt richtete Napoleon den Hauptstoß, weil der linke Flügel Wellingtons der schwächere schien, hier die Verbindung mit den Preußen abzuschneiden war und auf dieser Seite auch Grouchys Streitkräfte mitwirken konnten. Das Feuer aus dem Geschütz, aus dem Kleingewehr, die Angriffe mit blanker Waffe, wechselten mit immer neuer Wuth; die Reiterei wogte in stürmenden Angriffen hin und wieder, und zerstörte sich gegenseitig in furchtbarem Gemetzel, ohne irgend einen wesentlichen Erfolg. Dieser Kampf dauerte mehrere Stunden, die Franzosen fochten mit andringender Wuth, die Engländer mit ausdauernder Standhaftigkeit. Endlich wurde der Maierhof la Haye-sainte den Engländern entrißen, darauf auch das Wäldchen von Hougomont, allein weiter vorzudringen war den Franzosen unmöglich. Wellington, sein Heer mehrmals in Gefahr sehend durchbrochen zu werden, eilte persönlich in das stärkste Feuer, zeigte sich den Truppen, und strengte alle Kräfte an, sich gegen die Uebermacht zu behaupten, bis Blücher mit den Preußen herankäme und dem Kampf eine entscheidende Wendung gäbe. Er wußte, daß Blücher kommen würde, er wußte ihn im Anzuge, die Vortruppen desselben schon in der Nähe, doch wurde dessen wirkliches Eintreffen auch schon mit jedem Augenblicke nöthiger. Napoleon entwickelte unaufhörlich neue Streitkräfte, sein Geschütz wirkte verheerend, seine Truppen rückten entbrannt zu neuen Angriffen vor; die Kräfte Wellingtons erschöpften sich. Es war hohe Zeit, daß Blücher auf dem Kampfplatz erschiene, doch zeigte sich von ihm noch keine Spur, und die Lage der Dinge wurde jeden Augenblick bedenklicher.

Blücher war, seinem Versprechen gemäß, am 18. Juni frühmorgens von Wavre in zwei Heerzügen aufgebrochen: der eine, den Heerteil von Zieten begreifend, zog rechts über Fromant auf Ohain, dem linken Flügel Wellingtons zu; der andre, aus den Heerteilen von Bülow und Pirch bestehend, gieng links über Neuf-Cabarets und St. Lambert dem rechten Flügel Napoleons in Seite und Rücken; der dritte Heerteil, unter Thielmann, sollte bei Wavre stehen bleiben, und nur, wenn dort kein Feind erschiene, den übrigen als Unterstützung nachrücken. Blücher hatte den 17. an den Folgen seines Sturzes im Bette zubringen müßen, und am 18. in der Frühe, als er un-

mittelbar aus dem Bette wieder aufs Pferd sollte, um mit seinen Truppen zur neuen Schlacht auszurücken, war man für den übelzugerichteten Greis nicht ohne Sorgen; der Wundarzt wollte ihn noch zu guter letzt einreiben, Blücher aber, als er die Anstalten sah, versetzte: „Ach was, noch erst schmieren! Laßt nur sein! Ob ich heute balsamiert oder unbalsamiert in die andre Welt gehe, das wird wohl auf Eins herauskommen!“ erhub sich, ließ sich ankleiden, und setzte sich wohlgemuth zu Pferde, obgleich ihn bei jeder Bewegung die gequetschten Glieder schmerzten. Als er sah, wie stark es geregnet hatte, und daß es noch immer fort regnen würde, sagte er: „Das sind unsere Alliirten von der Katzbach, da sparen wir dem Könige wieder viel Pulver.“ Blücher begab sich an die Spitze des Heerteils von Bülow, der voranzog und zuerst an den Feind kommen mußte. Er that alles, um den Marsch zu beschleunigen; allein schon gleich Anfangs wurde derselbe durch ein zufälliges Hindernis unerwartet aufgehalten: in Wavre entstand eine Feuersbrunst, welche die Hauptstraße sperrte und die Truppen zu Umwegen nöthigte, wodurch ein beträchtlicher Zeitverlust entstand. Weiterhin wurde es noch schlimmer, der unaufhörliche Regen hatte den Boden ganz durchweicht, die Bäche geschwellt, jede kleinste Vertiefung mit Waßer gefüllt. Die schmalen Wege durch Wald und Gebüsch nöthigten zu häufigem Abbrechen der Glieder. Das Fußvolk und die Reiterei kamen mit Mühe fort, das Geschütz machte unsägliche Beschwer; der Zug rückte zwar immer vor, aber mit solcher Langsamkeit, daß zu befürchten war, er werde zur Schlacht viel zu spät eintreffen, und weit über den Zeitpunkt hinaus, in welchem er für Wellington noch die versprochene Hilfe sein könne. Offiziere kamen und brachten Nachricht von dem Gange der Schlacht, von Napoleons übermächtigem Andrange, und wie sehr die Ankunft der Preußen ersehnt werde. Blücher in heftigen Sorgen, sein gegebenes Wort nicht zu lösen, rief sein „Vorwärts, Kinder, vorwärts!“ anfeuernd in die Reihen der Truppen, überall fördernd flogen seine Blicke und Worte umher; wo ein Hindernis entstand, wo eine Stockung sich zeigte, war er sogleich gegenwärtig; doch alle Anstrengung gab noch immer nur geringe Aussicht, zu rechter Zeit anzulangen. Neuerdings trieb er zu verdoppelter Eile an; die Truppen erlagen fast den Mühseligkeiten; aus dem Gemurmel der im Schlamm und durch Pfützen Fortarbeitenden klang es hervor, es gehe nicht, es sei unmöglich. Da redete Blücher mit tiefster Bewegung und Kraft seine Krieger an: „Kinder, wir müßen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehn, ich hab es ja meinem Bruder Wellington versprochen! Ich hab es versprochen, hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?“ Und so gieng es denn mit allen Waffen unaufhaltsam vorwärts.

Es war angenommen, die Preußen würden um 2 Uhr Nachmittags zur Schlacht kommen. Aber erst nach 4 Uhr war endlich der schwierige Engweg von St. Lambert, über und durch den Bach von Lasnes, zurückgelegt; und nur zwei Brigaden und die Reiterei von Bülow hatten jenseits ihre verdeckte Aufstellung erreicht, und erwarteten das Herankommen der übrigen. Napoleon indes war auf seiner fernen Höhe die nahenden Preußen gewar worden, hielt sie jedoch für wenig bedeutend, und sandte nur an Grouchy den Befehl, seinen Angriff gegen das preußische Heer, welches er zu verfolgen beauftragt war, zu verstärken. Blücher aber, die Gefahr Wellingtons erkennend, gab seinerseits, ohne sich lange zu besinnen, den Befehl zum Vorrücken, er glaubte die Wirkung für das Ganze in diesem wichtigen Augenblicke jeder andern Betrachtung vorziehen zu müßen; sein einzelnes Unternehmen konnte scheitern, da nur erst so wenige Truppen heran waren, aber die Schlacht konnte dadurch zum Vorteil entschieden werden. Die beiden Brigaden Fußvolk und die Reiterei, unter Anführung des Prinzen Wilhelm von Preußen, drangen demnach ungesäumt zum Angriff gegen das Dorf Frichemont und in den Rücken des französischen rechten Flügels vor; sie zogen sich, nach Maßgabe, daß die übrigen Truppen nachrückten, mehr und mehr links, um das Dorf Plancenois zu gewinnen, welches teilweise erobert wurde, doch in hartnäckigem Kampfe noch lange streitig blieb. Napoleon hatte sofort genauere Kunde von dem Anzuge der Preußen erlangt, doch noch immer nicht von ihrer Macht und Eile: erst als sie auf der Höhe von St. Lambert sichtbar wurden, ließ er gegen sie einige Regimenter seitwärts im Haken aufstellen. Blücher aber gab nun durch frühzeitiges Geschützfeuer dem Heere Wellingtons das Zeichen seiner ersehnten Ankunft; dieser Kanonendonner erweckte den Engländern frohe Zuversicht, den Franzosen Staunen und Bestürzung. Jetzt schickte Napoleon den sechsten Heerteil, den er bisher noch aus dem Gefechte zurückgehalten, dem Angriffe der Preußen entgegen, und es entstund ein heftiger Kampf, in welchem die beiden Brigaden anfangs gegen die Uebermacht einen harten Stand hatten. Blücher indes sandte allen Truppentrilen, deren Herankommen er auf alle Weise rastlos beeilte, den Befehl, ihre Richtung geradezu auf die Höhe von Bellealliance zu nehmen, deren Gebäude über die ganze Gegend sichtbar emporragten; der Bach von Lasnes sollte die Stütze des linken Flügels bleiben. Der Kampf stund in aller Heftigkeit, als Blücher von dem General von Thielmann die Meldung erhielt, der Marschall Grouchy habe ihn bei Wavre mit beträchtlicher Truppenmacht angegriffen und suche den Uebergang über die Dyle zu erzwingen; wenn dieß gelang, so konnte das Heer, im Fall Napoleon die Schlacht behauptete, zwischen zwei Feuer kommen und vernichtet werden. Doch Blücher hatte für die Meldung, der Feind

greife ihn im Rücken an, dasselbe Wort wie bei Hainau: vor ihm lag die Entscheidung des Tages und nicht anderswo, sagt der amtliche Bericht. Er befahl, alle Truppen sollten im Vorrücken bleiben; erst wenn Napoleon geschlagen worden, dürften Unterstützungen nach Wavre umkehren; und den Heerteil von Thielmann ließ er wißen, er habe dem Feind nach Kräften zu widerstehen.

Auf Wellingtons linkem Flügel, wo die Vereinigung der beiden Heere sich bewerkstelligen mußte, drängten sich jetzt die wichtigsten Bezüge des Tages zusammen. Der General von Müffling, der sich preußischer Seits im Hauptquartier Wellingtons befand und zwischen beiden Heerführungen das Zusammenwirken thätigst förderte, begab sich selbst dahin, wo er schon frühmorgens die Gegend erkundet und für den preußischen Anmarsch und Angriff die leitenden Angaben, unter Wellingtons voller Zustimmung, an Blücher und Bülow gesandt hatte; er ordnete die Maßregeln zur beschleunigten Annäherung und Einwirkung der Preußen, nach deren Erscheinen vielfach verlangt und gefragt wurde. Doch Wellington selbst, voll unerschütterlichen Vertrauens in Blüchers Wort, ließ in dieser Hinsicht weder Besorgnis noch Ungeduld blicken, und kein Zweifel, keine Frage solcher Art unterbrach die entschloßene Ruhe seiner strengen Faßung. Endlich zeigten sich die ersten Truppen des Heerteils von Zieten; durch wiederholte Botschaften in ihrem Marsche beschleunigt, auf den linken Flügel Wellingtons von Ohain her im Anrücken. Sogleich brachen nun sechs Regimenter englischer Reiterei, welche bisher auf dem linken Flügel gehalten hatten, zur Unterstützung der hartgedrängten Mitte der englischen Schlachtordnung auf, wo sie im rechten Augenblicke zum erfolgreichen Einhauen anlangten. Inzwischen hatte der Feind seine Stärke gegen Wellingtons linken Flügel beträchtlich vermehrt, und drang nun, nach dem Abrücken jener Reiterei, deren nahe Ersetzung durch die Preußen er noch nicht warnehmen konnte, nachdrücklich in den Raum vor, welcher die beiden verbündeten Heere noch trennte; die Franzosen nahmen das Dorf Papelotte wieder, zu gleicher Zeit griffen sie das Dorf Frichemont heftig an, und schoben sich demnach zwischen die Truppen von Bülow und das Heer Wellingtons immer mehr trennend vor. In diesem gefahrvollen Augenblicke, gegen sieben Uhr, treffen die ersten Truppen Zietens, durch Müfflings Angaben förderſamst geleitet, auf dem Kampfplatz ein, Zieten selbst an der Spitze seiner ersten Brigade, mit der ganzen Reiterei und dem Geschütze seines Heerteils; er erstürmt mit zwei Bataillons das Dorf Papelotte, und bereitet sich zu stärkerem Vordringen. Napoleon jedoch wankt noch immer nicht; er sieht die Truppen Blüchers immer furchtbarer auftreten, allein sein hartnäckiger Eifer verzichtet noch nicht auf den Sieg, ein letzter verzweifelter Schlag soll ihn

entscheiden. Bereits hatte er die junge Garde nach Plancenois geworfen, um das den Preußen wieder entrißene Dorf zur Sicherheit seiner rechten Flanke festzuhalten; jetzt läßt er die alte Garde, den Kern seiner Truppen, zwölf Bataillons, zur Durchbrechung der Schlachtordnung Wellingtons auf deren Mitte im Sturm vorrücken, zusammengedrängt, das Gewehr im Arm, ohne Schuß, unter Anführung des Marschalls Ney, während zugleich die ganze französische Linie überall zum neuen Angriff übergeht. Doch Wellington stellt der vordringenden Garde sechs englische Bataillons in zwei Gliedern aufmarschiert entgegen, deren mörderisches Gewehrfeuer ganze Reihen des dichtgescharten Feindes niederstreckt, zugleich richtet alles Geschütz seine Wirkung gegen die Masse, von allen Seiten wenden sich die Truppen zu diesem Kampfe, dem blutigsten des Tages. Ganze Scharen werden vernichtet; die große Menge der Verwundeten, welche dem Gefecht entweichen, gibt auf beiden Seiten den Anschein einer Flucht. Die französische Garde, trotz ihres ungeheuren Verlustes, rückt immer vor, ihrem gewaltigen Ungestüm scheint nichts widerstehen zu können, die Engländer weichen auf mehreren Punkten, ihr Geschütz stellte das Feuern ein. In diesem Drange rückt Zieten über Papelotte hervor, läßt vierundzwanzig Stücke Geschütz in den Feind schmettern, und führt seinen Hauptangriff im Sturmschritt, unter dem Wirbel aller Trommeln, die Höhe von Bellealliance zur Richtung nehmend, unaufhaltsam vorwärts. Diese Bewegung ist entscheidend; der Feind, auf dem Winkel seiner beiden Kampflinien durchbrochen, beginnt aus beiden zu weichen. Schon aber hat gleichzeitig auch Wellington die Truppen seines weniger bedrängten rechten Flügels nach der Mitte gezogen, seine Reiterei zusammengebracht, und geht nun selbst wieder mit allen Kräften zum entschloßensten Angriff über. Er befiehlt seiner ganzen Schlachtordnung ein allgemeines Vorrücken. Die französische Garde, dem allseitigen Sturm erliegend, geräth in Unordnung und flieht; vier Bataillons, die am meisten vorgerückt sind, ziehen sich in Vierecken geschloßen nach Bellealliance zurück. Sie kommen aber hier in das Geschützfeuer Bülows, sie werden von der Reiterei umzingelt, man ruft ihnen zu, sich zu ergeben, aber: „Die Garde stirbt, sie ergibt sich nicht!“ schallt es aus ihrer Mitte; die meisten fallen; einige entkommen, gefangen werden nur wenige. Jetzt kommt auch der zweite preußische Heerteil, unter Pirch, zur Schlacht, und um halb acht Uhr erneuert sich der Kampf bei Plancenois. Noch leistet der Feind verzweifelte Gegenwehr, alle drei preußische Heerteile sind im heißesten Gefecht, aber die Schlacht ist schon gewonnen, der Feind überall im Rückzuge, er kämpft nur noch für seine Rettung. Endlich gegen neun Uhr erobern Pirch und Bülow vereint das Dorf Plancenois, und das Verderben des französischen Heeres ist entschieden, der Rückzug artet

in wilde Flucht aus, die Truppen aller Waffen, mit Geschütz und Fuhrwerk untermischt, drängen sich auf der Straße von Genappe und Charleroy; die Nacht nimmt die Flüchtigen auf. Es war schon völlig dunkel, als Blücher und Wellington auf der Höhe von Bellealliance zusammentrafen und sich gegenseitig als Sieger begrüßten. Diese Höhe führte den Namen von der Verbindung zweier schönen Brautleute, welche sich hier niedergelaßen; Blücher, der siegreichen Waffenverbindung zu Ehren, nannte die Schlacht nach diesem Namen; Wellington nannte sie, dem eingeführten Gebrauche gemäß, nach dem Hauptquartiere, welches er an dem Tage gehabt, die Schlacht von Waterloo, Napoleon die von Mont-St. Jean; welcher dieser Namen in der Folge vorherschend bestehen wird, ist noch die Frage. Wem die Ehre des Tages vorzugsweise gebühre, darüber ist viel gestritten worden; in Betreff Blüchers dünkt uns der Streit unnütz: wem sie zugesprochen, wie sie verteilt werden möge, immer wird wahr und fest bestehen, daß Blücher und die Preußen gethan, was hier erzählt worden, und dieß kann genügen. Blücher hegte für Wellington von jeher ganz besondere Achtung und Zuneigung, und sein inniges Vertrauen zu demselben hatte weder Groll wegen Ligny, wozu keine Stimme befangenen Unmuths ihn gegen beßere Ueberzeugung aufreizen gekonnt, noch dann Zweifel wegen Bellealliance in seiner Brust aufkommen laßen; ihm fiel auch jetzt nicht ein, mit eifersüchtiger Rechnung das gemeinsame Werk in seinen und seines Waffenbruders Anteil scharfsondernd zu zerlegen. Wellington selbst aber schloß seinen Bericht an den Prinz-Regenten von England mit den so gerechten als edlen Worten der Anerkennung: „Ich würde nicht nach meiner Ueberzeugung sprechen, wenn ich nicht dem Feldmarschall Blücher und dem preußischen Heere das glückliche Ergebnis dieses furchtbaren Tages beimäße, durch den Beistand, welchen sie mit so großer Bereitwilligkeit und so zu rechter Zeit mir geleistet haben."

Die Schlacht war gewonnen, aber die Arbeit noch keineswegs vollendet. Das Heer Wellingtons hatte furchtbar gelitten, die Menschen und Pferde konnten nicht weiter. Die Preußen waren kürzere Zeit im Kampfe gewesen, die Anstrengung des Marsches kam nicht in Anschlag. Von dem Nachdringen beider Heere auf derselben Straße fürchtete man überdieß nur Verwirrung; man kam deshalb überein, Wellington sollte, nach fürerst höchstnöthiger kurzer Rast, über Nivelles und Binch in Frankreich einrücken, während Blücher unmittelbar die Verfolgung Napoleons und seines geschlagenen Heeres übernähme. Also noch in derselben Nacht gieng Blücher sofort nach Genappe, wo sein Vortrab den Feind, der sich anfangs verteidigen wollte, um eilf Uhr in der Nacht zu weiterer Flucht nöthigte. Der Feind hatte sein meistes Geschütz auf dem Schlachtfelde stehen laßen, das mit seinen Trüm-

mern und Leichen bedeckt war. In Genappe war aufgehäuft, was an Geschütz, Pulverwagen, Gepäck und anderem Fuhrwerk noch gerettet worden; alles fiel hier den Preußen in die Hände, unermeßliche Beute, Napoleons eigne Feldrüstung, sein Silbervorrath, seine Edelsteine, der Wagen selbst, in welchem er gefahren war und den er beim plötzlichen Geschrei, die Preußen seien da, ohne Hut und Degen eiligst verlaßen hatte, um sich aufs Pferd zu werfen. Die Kleinodien, das viele Geld, und andrer Besitz, verblieb den Soldaten; den Wagen Napoleons, den kaiserlichen Mantel, sein Fernglas, nahm Blücher an sich, Hut und Degen und die Ordenssterne Napoleons sandte er als Siegeszeichen an den König. Die Verfolgung gieng unaufhaltsam fort. Wie bei Genappe, so auch bei Quatre-Bras und weiterhin bei Frasnes, wurde der Feind noch in derselben Nacht immer wieder aufgestört: wo im Getraide sich ein Trupp lagern, in Gebäuden und Höfen sich einrichten wollte, trieb schnell wieder der Schall der Flügelhörner und Trommeln, das Feuern aus Flinten und Kanonen ihn auf; der Mond schien hell, und begünstigte die Verfolgung, welche Gneisenau mit dem Heerteile von Bülow rastlos betrieb, und an welche, wie Blücher befohlen hatte, der letzte Hauch von Roß und Mann gesetzt wurde. Der Heerteil von Pirch war inzwischen beordert, den Truppen unter Grouchy, welche bei Wavre gegen Thielmann gefochten hatten, den Rückzug bei Sombref abzuschneiden; der Heerteil von Zieten folgte dem von Bülow nach. Blücher selbst blieb die Nacht in Genappe; in dem Zimmer, das ihm angewiesen wurde, lagen sechs schwer verwundete Franzosen, die man fortschaffen wollte, doch er litt nicht, daß sie um seinetwegen gestört würden, sondern ließ ihnen vielmehr alle Hilfe und Linderung zukommen, welche der Zustand gestattete. Noch in der Nacht, während zugleich die Angaben zu dem Bericht an den König gesammelt wurden, ließ Blücher folgenden Aufruf an sein Heer anfertigen:

„Brave Offiziers und Soldaten des Heers vom Niederrhein! Ihr habt große Dinge gethan, tapfre Waffengefährten! Zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert; die erste war unglücklich, und dennoch war euer Muth nicht gebeugt. Mit Mangel hattet ihr zu kämpfen, und ihr trugt ihn mit Ergebung. Ungebeugt durch ein widriges Geschick tratet ihr mit Entschloßenheit vier und zwanzig Stunden nach einer verlornen, blutigen Schlacht den Marsch zu einer neuen an, mit Zuversicht zu dem Herrn der Heerscharen, mit Vertrauen zu euren Führern, mit Trotz gegen eure siegtrunkenen, übermüthigen, eidbrüchigen Feinde, zur Hilfe der tapfern Britten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen schweren Kampf fochten. Die Stunde der Entscheidung aber sollte schlagen, und kund thun, wer ferner herschen solle, ob jener ehrsüchtige Abenteurer oder friedliche Regierungen. Das Schicksal des Tages schwankte furchtbar, als ihr aus dem euch verbergenden Walde

hervorbrachet gerade in den Rücken des Feindes, mit dem Ernſt, der Entſchloßenheit und dem Selbſtvertrauen geprüfter Soldaten, um Rache zu nehmen für das vor acht und vierzig Stunden erlittene Unglück. Da donnertet ihr in des Feindes erſchrockene Reihen hinein, und ſchrittet auf der Bahn des Sieges unaufhaltſam fort. Der Feind in ſeiner Verzweiflung führte nun ſein Geſchütz und ſeine Maſſen gegen euch, aber euer Geſchütz ſchleuderte den Tod in ſeine Reihen, und euer ſtetes Vorſchreiten brachte ihn in Verwirrung, dann zum Weichen und endlich zur regelloſeſten Flucht. Einige hundert Geſchütze mußte er euch überlaßen, und ſeine Armee iſt aufgelöst. Noch weniger Tage Anſtrengung wird ſie vollends vernichten, jene meineidige Armee, die ausgezogen war, um die Welt zu beherſchen und zu plündern. Alle großen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einem geſchlagenen Heere nicht ſogleich darauf wieder eine Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dieſer Meinung dargethan, und gezeigt, daß tapfere geprüfte Krieger wohl überwunden, aber ihr Muth nicht kann gebeugt werden. Empfangt hiermit meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr meine hochachtbaren Waffengefährten! ihr habt euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geſchichte gibt, wird ſie eurer gedenken. Auf euch, ihr unerſchütterlichen Säulen der preußiſchen Monarchie, ruhet mit Sicherheit das Glück eures Königs und ſeines Hauſes. Nie wird Preußen untergehn, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen. Genappe den 19. Juni 1815. Blücher."

An Schwarzenberg ſchrieb er eigenhändig: „Mein Freund! Die ſchönſte Schlacht iſt geſchlagen, der herlichſte Sieg iſt erfochten. Das Detaillierte wird erfolgen. Ich denke, die Bonaparteſche Geſchichte iſt nun wohl vorbei. La belle Alliance, den 19. Juni. Ich kann nicht mehr ſchreiben, denn ich zittre an allen Gliedern; die Anſtrengung war zu groß. Blücher."

Am 19. Vormittags erhub ſich Blücher von ſeinem Lager, und ſah ſeine nachrückenden Truppen vorüberziehen; jede Abteilung, ſo wie ſie nahe kam, rief ihm ein ſiegfreudiges Hurrah, das er mit freundlichem Grüßen erwiderte. —

Inzwiſchen ſetzte Gneiſenau, voll muthigen Eifers und kriegeriſcher Thätigkeit, die angeſtrengte Verfolgung fort, durch welche die Niederlage des franzöſiſchen Heeres vollendet wurde. Die Flüchtigen wurden von jedem Orte, wo ſie zu ruhen meinten oder ſich ſammeln wollten, durch die nachſtürmenden Preußen ſchnell wieder aufgetrieben, und mit größerem Verluſt in vermehrte Verwirrung geſtürzt. Erſt an der Sambre konnte man dazu gelangen, die Ergebniſſe der letzten Schlacht zu überſchauen. Das Heer Wellingtons hatte gegen 13,000 Todte und Verwundete, und unter dieſen die angeſehenſten Befehlshaber. Geringer war an dieſem Tage der Verluſt der Preußen; obwohl ſie dem Feinde den größten bewirkt, hatten ſie ſelbſt, be-

günstigt durch den Stand und die Wendung der Dinge, den kleineren, er betrug 7000 Mann, meistens den Heerteil von Bülow betreffend. Die Franzosen dagegen hatten über 30,000 Todte und Verwundete, 15,000 Gefangene, 300 Kanonen nebst der verhältnismäßigen Anzahl Pulverwagen und zahlloses Fuhrwerk mit Gepäck und Kriegsgeräthen aller Art eingebüßt. Was übrig war, floh in aufgelösten Haufen, Napoleon mit ihnen, kaum ein Bataillon war noch beisammen, nur einige Kanonen wurden über die Sambre gerettet. Napoleon dachte anfangs, bei Scharleroy die Trümmer seines Heeres wieder etwas zu gestalten, erkannte aber die Unmöglichkeit, und gab den verwirrten Massen weit rückwärts die Stadt Laon zum Sammelorte: er selbst flüchtete zuerst nach Philippeville, und begab sich von da nach Paris. Auch der Marschall Grouchy mit seinen beiden Heerteilen, noch zurück auf dem linken Ufer der Sambre, schien abgeschnitten und verloren; doch dieser, nachdem er bei Wavre noch am 19. gegen Thielmann im Vorteil und sogar über Dyle vorgerückt war, hatte auf die Nachricht von Napoleons verlorner Schlacht den Rückzug auf Namur ungehindert ausgeführt und daselbst am 20ten von den Festungswällen herab den schroffen Angriff des Heerteils von Pirch überlegen abgewiesen. Nachdem hierauf Pirch und Thielmann, der gleichfalls vor Namur gerückt war, den Befehl erhalten, in Eilmärschen dem Zuge Blüchers nachzufolgen, entkam Grouchy desto leichter auf dem rechten Ufer der Sambre nach Dinant und Givet, und strebte, seine noch völlig streitfertigen Truppen auf dem Umwege über Rethel und Rheims der übrigen Heermasse wieder zu vereinigen.

Das Verderben der Franzosen zeigte sich jenseits der Sambre immer schrecklicher; so viele Flüchtlinge, ermattet, verhungert, zum Teil verwundet sich fortschleppend, nur noch dem eigenen Lande durch ihr Elend und ihre Zügellosigkeit furchtbar, brachten überall Schrecken und Zerstörung hin; Straßen und Felder trugen die Opfer der Noth und der Wildheit; geplünderte und abgetragene Häuser, umgestürzte Wagen und weggeworfene Waffen; Leichen und Sterbende; Augenzeugen, welche den Rückzug der Franzosen nach der Schlacht von Leipzig gesehen, erklärten diesen von Bellealliance nicht geringer an gräßlichen Anblicken. In dieser Zerstörung rückten die Preußen nach, durch alle Arten der Aufregung zu Grimm und Haß entflammt, noch erbittert vom heißen Kampfe, unaufhörlich vorwärts zu neuer Entscheidung strebend, dabei selbst als Sieger mit allen Entbehrungen der Besiegten ringend.

158.

Das Lied vom Rhein.

(Von Max v. Schenkendorf.)

Es klingt ein heller Klang,
ein schönes deutsches Wort
In jedem Hochgesang
der deutschen Männer fort:
Ein alter König hochgeboren,
dem jedes deutsche Herz geschworen,
Wie oft sein Name wiederkehrt,
man hat ihn nie genug gehört.

Das ist der heilge Rhein,
ein Herscher, reich begabt,
Des Name schon wie Wein
die treue Seele labt.
Es regen sich in allen Herzen
viel vaterländsche Lust und Schmerzen,
Wenn man das deutsche Lied beginnt
vom Rhein, dem hohen Felsenkind.

Sie hatten ihm geraubt
der alten Würden Glanz,
Von seinem Königshaupt
den grünen Rebenkranz.
In Feßeln lag der Held geschlagen,
sein Zürnen und sein stolzes Klagen,
Wir habens manche Nacht belauscht,
von Geisterschauern hehr umrauscht.

Was sang der alte Held?
ein furchtbar dräuend Lied!
„O weh dir, schnöde Welt,
wo keine Freiheit blüht!
Von Treuen los und baar von Ehren!
Und willst du nimmer wiederkehren,
Mein, ach! gestorbenes Geschlecht,
und mein gebrochnes deutsches Recht?

O meine hohe Zeit,
mein goldner Lenzestag!
Als noch in Herlichkeit
mein Deutschland vor mir lag;
Und auf und ab am Ufer wallten
die stolzen adlichen Gestalten,
Die Helden, weit und breit geehrt
durch ihre Tugend und ihr Schwert.

Es war ein frommes Blut
in ferner Riesenzeit,
Voll kühnem Leuenmuth
und mild als eine Maid:
Man singt es noch in späten Tagen,
wie den erschlug der arge Hagen:
Was ihn zu solcher That gelenkt,
in meinem Bette ligts versenkt.

Du Sünder, wüthe fort!
bald ist dein Becher voll!
Der Nibelungen Hort
ersteht wohl, wann er soll.
Es wird in dir die Seele grausen,
wann meine Schrecken dich umbrausen;
Ich habe wohl und treu bewart
den Schatz der alten Kraft und Art!“

Erfüllt ist jenes Wort:
der König ist nun frei,
Der Nibelungen Hort
ersteht und glänzet neu!
Es sind die alten deutschen Ehren,
die wieder ihren Schein bewähren:
Der Väter Zucht und Muth und Ruhm,
das heilge deutsche Kaisertum!

Wir huldgen unserm Herrn,
wir trinken seinen Wein.
Die Freiheit sei der Stern,
die Losung sei der Rhein!
Wir wollen ihm aufs Neue schwören,
wir müßen ihm, er uns gehören.
Vom Felsen kommt er frei und hehr:
er fließe frei in Gottes Meer.

159.

Die frommen Helden.

(Kreuzzüge von Karl v. Raumer, I. Seite 15.)

Der Krieg von 1813 bis 1815 war ein heiliger Krieg, weil er aufopfernd zur Rettung des Heiligsten geführt ward; darum durften auch die Deutschen aus vollem Herzen Gott danken und ihm die Ehre geben, wenn er die Arbeit ihrer Schwerter segnete. So nach dem Siege an der Katzbach. Damals richtete Blücher folgende Worte an sein siegreiches Heer: „Laßt uns dem Herrn der Heerscharen, durch dessen Hilfe ihr den Feind niederwarfet, einen Lobgesang singen und im öffentlichen Gottesdienste ihm für den uns gegebenen herrlichen Sieg danken. Ein dreimaliges Freudenfeuer beschließe die Stunde, die ihr der Andacht weihet. Dann suchet euern Feind aufs Neue auf!“ — Und wie bei dem ersten Siege, so geschah es bis zum letzten. Als der Held Gneisenau nach der Schlacht von Bellealliance unermüdet und rastlos den Feind in der Nacht verfolgte, hielt er plötzlich still, und sagte zu seinen Begleitern, man solle „Nun danket alle Gott“ singen. Er gab es nur auf, weil bei einer Verfolgung, die wie ein Sturmwind fortbrauste, der Gesang unmöglich war.

Wer nur von dem wilden Husarenleben Blüchers gehört hat, dürfte sich über die aufrichtigen Aeußerungen seiner Frömmigkeit wundern. Doch mit Unrecht. Eine ächte Demuth, eine entschiedene Verachtung alles eitlen Scheines war ein Grundzug seines Charakters. Wer aber nicht Ehre bei Menschen sucht, der hat seine Lust daran, Gott die Ehre zu geben. Als man den alten siegreichen Helden im Jahre 1814 in England vergötterte, sagte er: „Ich muß über mich selbst wachen, daß ich nicht zum Narren werde.“ Ein anderesmal ward er der ihm gehaltenen Lobrede überdrüßig, und erwiderte kurz: „Was ists, das ihr rühmet? Es ist meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit, des großen Gottes Barmherzigkeit.“

160.

Des Rheinstroms Gruß.

(Von Friedrich Rückert.)

Als die deutschen Kriegesscharen
siegreich im Vereine,
Von Paris zurückgefahren
kamen nach dem Rheine,
Weckten ihn die hellen Töne
seiner kriegerischen Söhne,
Und aus seinen Flüßen
stieg er, sie zu grüßen.

Eine bergkrystallne Schale
haltend in der Linken,
Angefüllt mit Flutenstrale,
wie mit Silberblinken,
So in seinen Waßern stehend,
freudig nach den Kriegern sehend,
Rief er den Genoßen,
die zur Seit ihm floßen:

Saar und Moſel, meine Kinder
von den linken Borden,
Knechte einſt, und frei nicht minder
jetzt, wie ich, geworden!
Und ihr von der rechten Seite
deutſche Ströme, mein Geleite,
Neckar, und vor allen
Main, mein Wohlgefallen!

Sehet euern Vater heute,
wie der Stolz ihn ſchwellet,
Wonne ihm das ſtillerfreute
Vateraug umhellet.
Heute ſteht vor mir erfüllet,
was ein Traum mir jüngſt enthüllet:
Meine Ströme, ſäumet,
hört, was ich geträumet!

Mir das Haupt mit Trauerneßeln
kränzend, ſtatt mit Schilfe,
Weil ich aus den Sklavenfeßeln
hoffte keine Hilfe,
Lag ich, eingewiegt vom Kummer,
auf des feuchten Bettes Schlummer,
Und von Wintereiſe
ſtockten meine Gleiſe.

Da war mirs, als ob geronnen
plötzlich andre Wellen
Kämen, als aus euren Bronnen
kommen, ihr Geſellen:
Alle Flüß in deutſchen Landen
Sah ich, wie ſie ſich verbanden,
Sendend um die Wette
Fluten meinem Bette.

Elbe, die hervor aus Böhmen
ſucht des Nordmeers Pfoſten,
Donau, die mit ihren Strömen
weit ſich zieht nach Oſten;
Und die andern Ströme alle,
mit vermiſchtem Flutenſchwalle,
Floßen, groß und kleine,
nieder nach dem Rheine.

In die ſtarren Adern flößten
ſie mir neue Säfte,
Und des Eiſes Bande löſten
ſich durch ihre Kräfte.
Als ich ſah nach ihren Fluten,
war es mir, als ob ſie bluten,
Und ein Grauſen machte,
daß ich ſchnell erwachte.

Da ſeh ich im alten Gleiſe
zwar die Ströme fließen,
Aber völlig neuer Weiſe
Völker ſich ergießen,
Welche meine Stammsverwandten
mir anſtatt der Fluten ſandten,
Daß ſie zu mir kamen
in ganz Deutſchlands Namen.

Die lebendgen Fluten goßen
über mich ſich rauſchend;
Anſah ich die Bundsgenoßen,
mich mit Stolz berauſchend;
Kämpfen ſah ich fern und nahe,
furchtbar kämpfen, und ich ſahe,
Daß von blutgen Wogen
nicht mein Traum gelogen.

Doch die Völkerſühnflut ſchwemmte
furchtbar hochgewaltſam,
Was ſich ihr entgegenſtemmte
brechend unaufhaltſam,
Bis ſich in freiwillger Hemmung
endigt jetzt die Ueberſchwemmung,
Und ſie reich an Ehren
heim in Friede kehren.

Siegerſchar! mit Stolze ſeh ich
dich an meinen Flüßen,
Und mit meiner Schale ſteh ich
hier dich zu begrüßen.
Wie du deine Namen nenneſt,
Bund der Deutſchen! eh du trenneſt
Dich von dieſem Orte,
höre meine Worte:

Habt ihr in der Sünden Pfuhle,
draus ihr jetzt zurücke
Kehret, habt ihr in der Schule
des Verraths, der Tücke,
Euch verunreint? Keine Spuren
tragt mit heim zu euern Fluren,
Hier in meine Schlünde
werfet eure Sünde!

Wenn ihr selbst in euren Herzen
habt nicht ganz vergeßen,
Was, zum Weh euch, mir zum Schmerzen,
euch getrennt vordeſſen,
Haß, der noch im Stillen grimmet,
Zwietracht, die noch heimlich glimmet:
Waſcht in meinem Becken
ab die letzten Flecken.

Dann ihr alle, ſo gereinigt
von dem fremden Gräuel,
Alle ihr, nun ſo geeinigt
zu der Eintracht Knäuel,
Hier zu ewgem Bundesmale
reich ich euch die volle Schale;
Trinkt aus ihrer Tiefe,
daß vom Mund es triefe.

Was zuſammen ward geſchmiedet
von des Krieges Hammer,
Was zuſammen wird genöthet
unter Druck und Jammer:
Daß die Freiheit und der Friede
ſtets es mehr zuſammenſchmiede,
Darauf, deutſche Zecher,
trinkt aus meinem Becher.

Wenn ihr denn als einzle Glider
in die Heimat fahret,
Denket zu dem Rheine nieder,
wo Ein Leib ihr waret!
Wenn ihr heim zu euren Flüßen
kommt, ſollt ihr von mir ſie grüßen,
Gebt aus meinem Munde
ihnen dieſe Kunde:

Deutſche Flüß, in der Gewäßer
noch ſo ſtolzer Fläche!
Einzeln ſeid ihr doch nicht beßer
als die Wieſenbäche;
Aber wenn ihr, deutſche Flüße,
ſtrömet eure Waßergüße
In Ein Bett, in Eines,
das iſt groß, ich mein es.

Inhalts-Verzeichnis.

(Die mit einem Sternchen bezeichneten Stücke sind Gedichte.)

	Seite
* Rückkehr in die Heimat. Hölderlin.	1
* Frühlingsfeier. Uhland.	2
Deutschlands Lage und Grenzen. Guts Muths.	2
* Der Graf von Habsburg. Schiller.	4
Gott und die Seele des Menschen. Schubert.	6
* Lobt den Herrn. Rückert.	7
* Die Kapelle. Uhland.	8
Peter der Einsiedler und die Kirchenversammlung zu Clermont. Fr. v. Raumer.	8
* Kreuzgesang. Novalis.	11
Von deutscher Baukunst. Göthe.	12
* Der Straßburger Münster.	15
* Morgenlied. Uhland.	15
* Räthsel. Schiller.	16
* Sylbenräthsel. Schleiermacher.	16
* Aus Meister Freidanks Sprüchen.	16
* Sprichwörter.	17
* Sprichwörtliche Redensarten.	17
Satyre. Fittewald.	17
* Preis der Dummheit. Kopisch.	19
* Kuckuck. Claudius.	20
Die Stadtsoldaten alter Zeit. Jean Paul.	20
* Sylbenräthsel. Schleiermacher.	21
* Vierzeilen. Rückert.	21
Der Hirsch. Kaup und Lenz.	21
* Unter den Palmen. Freiligrath.	27
* Sehnen. Heine.	27
Das befreite Jerusalem. Wilken.	28
* Die letzten Griechen. W. Müller.	36
* Vaterlandsliebe und Vaterlandsverrath. Schiller.	37
* Rechtschaffen ist edel. Fittewald.	40
Kaiser Heinrich und die Hunnen.	41
* Sprichwörter.	42
* Im Frühling. Lenau.	43
Das Chamounithal. Göthe.	43
* Wanderers Nachtlied. Göthe.	48
* Der Wanderer in der Sägmühle. Kerner.	49
Das Bettelweib von Locarno. v. Kleist.	49
* Erlkönig. Göthe.	51
* Räthsel. Schiller.	52
* Sylbenräthsel. Schleiermacher.	52
Die Fixsternenwelt. Schubert.	52
* Bei Sonnenuntergang. Rückert.	58
* Mich wundert, daß ich fröhlich bin. Martin.	58
Traum über das All. Jean Paul.	58
* Die Nacht. Lenau.	62
* Vierzeilen in persischer Form. Rückert.	62
Nicht der Schule, sondern dem Leben. Herder.	63
* Aus dem Nibelungenlied.	
Der Traum der Kriemhild.	64
Wie Sigfrid erschlagen ward.	64
Die Singschule der Meistersinger. Hagen.	70
* Räthsel. Schiller.	77
* Der Wegweiser. Hebel.	78

	Seite
Deutsch. Jahn.	78
* Alte Sprüche.	78
* Sprichwörtliche Redensarten.	79
Herr Baron von Münchhausen erzählt einige Begebenheiten aus seinem Leben.	80
* Sylbenräthsel. Schleiermacher.	83
* Aus dem Reineke Fuchs.	84
Die Wandertaube. Kaup.	89
* Das schlimmste Thier. Lessing.	92
* Räthsel. Schiller.	92
* Sylbenräthsel. Schleiermacher.	92
Werth des Sprichworts. Schottel.	92
* Sprichwörter.	93
* Reiselied. v. Eichendorff.	94
Empfindsamkeit. Hegner.	94
* Das Meer der Hoffnung. Rückert.	99
* Paul Gerhardt. Schmidt.	99
Der Bergmann. Novalis.	101
* Bergmannsleben. Novalis.	107
Beschreibung eines Gewitters in Brasilien. Eschwege.	108
* Räthsel. Schiller.	110
* Salas y Gomez. v. Chamisso.	111
Vorrhede auff den Psalter. Luther.	115
* Acht und Bann. Uhland.	118
* Sprüche.	122
Herr Charles. Hebel.	123
* Hab nur Geduld. Sittewald.	126
* Der Lootse. Giesebrecht.	126
Morgengespräch zwischen Vater und Sohn. v. Hippel.	126
* Räthsel. Schiller.	132
* Sylbenräthsel. Schleiermacher.	132
* Frühlingsglaube. Uhland.	132
Des Alpenlandes Natur und Art. Guts Muths.	132
* Sprichwörter.	134
* Der Winter. Hebel.	135
* Der Eislauf. Klopstock.	136
Der Eisbär. Lenz.	137
* Löwenritt. Freiligrath.	144
* Der Tod fürs Vaterland. Hölderlin.	145
Die Schlacht bei Sempach. J. v. Müller.	145
* Des Arnold von Winkelried Opfertod. Follen.	150
Maximiliaen van Oostenryk in gevangschap te Brugge, ten jare 1488.	152
* Räthsel. Schiller.	155
* Menschenweisheit. Schubart.	155
Göthes Briefe über seine Besuche auf dem Vesuv	156
* Sprichwörter.	159
Aus des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz. Jean Paul.	160
* Sprüchlein vom Freunde. Sittewald.	162
* Räthsel. Schiller.	162
Der Buchfink. Lenz.	162
* Der Sänger. Göthe.	167
Der Husar in Neiße. Hebel.	167
* Psaumis und Puras. Kopisch.	169
Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen. Jean Paul.	171
* Räthsel. Schiller.	172
* Des Sängers Fluch. Uhland.	173
Oberstlieutenant Lingg und die Jäger in Hersfeld.	174
* Die hohle Weide. Rückert.	175
Der Friede zu Tilsit im Juli 1807. M. A. Menzel.	176
* Deutscher Sinn. Fr. Schlegel.	183
* Gelübde. Fr. Schlegel.	183
Gneisenau an Schill.	183
* Das Lied vom Schill. Arndt.	185
Blücher und Scharnhorst. Arndt.	186
* Vaterlands Trost. Buchner.	188
Preußens Erhebung im Jahre 1813. M. A. Menzel.	189
* Freiheit. M. v. Schenkendorf.	196
Königsberg im Januar und Februar 1813. Arndt.	197
Aufruf des Königs von Preußen. v. Hippel.	199
* Aufruf. Theodor Körner.	201

	Seite
* Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Freicorps. Körner.	202
* Geharnischte Sonette. Rückert.	203
* Des Deutschen Vaterland. Arndt.	204
Aus Briefen Gneisenaus an den Grafen von Münster in London.	204
* Scene aus der Lützner Schlacht. M. v. Schenkendorf.	207
* Scharnhorst. Arndt.	208
Des Menschen Verworfenheit. Arndt.	208
Von der Sünde und dem Unglück. Arndt.	210
* Lützows wilde Jagd. Körner.	21
* Gebet während der Schlacht. Körner.	212
Der Kampf um Deutschlands Befreiung im Herbst 1813. K. A. Menzel.	212
* Die drei Gesellen. Rückert.	221
* Die Leipziger Schlacht. Arndt.	222
Die Völkerschlacht bei Leipzig den 18. und 19. Oktober 1813. Kohlrausch.	223
* Blücher. Arndt.	230
* Frühlingsgruß an das Vaterland. 1814. M. v. Schenkendorf.	231
Die Schlacht bei Ligny, den 16. Juni 1815.	232
Die Schlacht bei Waterloo. Varnhagen von Ense.	236
* Das Lied vom Rhein. M. v. Schenkendorf.	247
Die frommen Helden. K. v. Raumer.	248
* Der Rheinstrom. Rückert.	248

Auflösung der Räthsel.

Himmel. Morgenröthe. Taschendieb. Mond und Sterne. Mondschein. Regenbogen. Windbeutel. Schiff. Wachslicht. Blitz. Funke und Luft. Wachsstock. Die Farben. Pflug. Auge.

Wörter zu Nro. 55.

1) Werchtig — Werktag.
3) echt — etwa, fürsi — fürsich.
4) nümme — nicht mehr, ane — hin.
5) chilchhof — Kirchhof, witt — willst.
6) sel — dieß, ene — jenseits.

Wörter zu Nro. 95.

1) Bauwele — Baumwolle, aben — herab.
2) ne ma — ein Mann.
3) scheie — Zaunpfähle, heigs — hab es.
5) chunt — kommt, sider — unterdes.
6) schwälmli — Schwälblein, nummen — nur.
7) sider nechti — seit gestern Abend.

In demselben Verlage sind nachstehende Werke erschienen und fortwährend in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes zu haben:

Das Deutsche Kirchenlied

von Martin **Luther** bis auf Nicolaus **Herman** und Ambrosius **Blaurer.**

Von

Philipp Wackernagel.

Royal-Oktav. 119 Bogen auf Velinpapier. Preis 5½ Thlr. fl. 9. 36 kr.

Inhalts-Uebersicht:

Einleitende Vorrede S. I.—XXXVI. **I. Lateinische Hymnen und Sequenzen** (soweit sie die Grundlage der evangelischen Lieder-Dichtung bilden) S. 1—37. **II. Deutsche Lieder und Leiche bis auf die Zeit M. Luther's.** (U. a. Lieder von Otfried, Spervogel, W. v. d. Vogelweide, G. v. Straßburg, Gesänge der Geißler, Tauler's, Heinrich's v. Loufenberg, Johannes v. Salzburg; Lieder aus dem Witzel'schen Psalter und dem Behe'schen Gesangbuche) S. 38—128. 605—675. **III. Geistliche Lieder aus der Zeit der Reformation.** (Ulrich v. Hutten. Martin Luther. Lieder der Lutherischen Kirche — der Böhmischen Brüder — der Reformirten Kirche — von Burcard Waldis — Martyrer-Lieder) S. 129—603. 676—717. **IV. Lieder der ältesten katholischen Gesangbücher** (M. Behe. G. Witzel. Leisentrit) S. 694—717. **V. Fünf Anhänge.** S. 718—894. 1. Beschreibung der alten Gesangbücher. 2. Vorreden derselben. 3. Neununddreißig weltliche, geistlich umgearbeitete Lieder. 4. Anmerkungen. 5. Ausführliche Register.

Paulus Gerhardts

geistliche Lieder

getreu

nach der bei seinen Lebzeiten erschienenen Ausgabe wiederabgedruckt.

(Herausgegeben von **Philipp Wackernagel.**)

Zweite Auflage.

16 Bogen in Octav. Auf Druckvelin, geheftet 40 kr. — 12 Sgr. — Auf Velinpapier fl. 1. 12 kr. — 20 Sgr. — In Saffianband mit Goldschnitt und Verzierungen fl. 2. 15 kr. — 1⅔ Thlr.

Möge die neue Auflage dieses schönen Büchleins, welche um **mehrere neu aufgefundene Lieder** hat vermehrt werden können, eine gleich freundliche Aufnahme finden, wie die erste, und die hier in ihrer ursprünglichen Lauterkeit, frei von allen Veränderungen und Entstellungen dargebotenen Lieder des begeisterten Sängers von Neuem ihre Gotteskraft — zumal in gegenwärtiger Zeit — an Vieler Herzen bewähren.

Martin Luthers geistliche Lieder

mit den

zu seinen Lebzeiten gebräuchlichen Singweisen.

Herausgegeben

von

Philipp Wackernagel.

Mit Randzeichnungen

von

Gustav König.

31 Bogen in kl. Quart, auf feinstem Velinpapier. Geh. Preis 2⅓ Thlr. — fl. 3. 48 kr. Rh.

Ausgabe in ächtem Maroquin gebunden, mit reichen, emblematischen Goldverzierungen und Goldschnitt 3⅙ Thlr. — fl. 5. 24 kr.

Die Verlagshandlung freut sich, hiemit eine Ausgabe der geistlichen Lieder Martin Luthers anzeigen zu können, welche sie in jedem Betrachte, von Seiten des Inhalts sowohl als der äußeren Form, eine des hohen Gegenstandes würdige und denselben erschöpfende nennen darf.

Der Herr Herausgeber, bekannt durch seine umfaßenden Forschungen auf diesem Gebiete, war wohl am ehesten berufen, die große Bedeutung jener „Erstlinge des evangelischen Kirchengesangs, ja der gesammten evangelischen Poesie", für ihre und unsere Zeit in ein helles Licht zu setzen und sie so der Gegenwart wieder zum Bewußtsein zu bringen. Er hat sonach — vor Allem neben der Herstellung des reinen unverfälschten Textes der Lieder, der auch hier wie sonst überall der schönste ist, und der meist gleichzeitigen Melodien — in den belangreichen Anhängen alles dasjenige beigebracht, was zum Verständnis der folgenreichen Bemühungen Luthers und seiner Freunde um die Herstellung evangelischer Gesangbücher, und deren Gebrauch in Kirche, Schule und Haus führen kann.

Ein vollständiger Bericht über den gesammten Inhalt und die Form derjenigen Gesangbücher, in welchen uns die Lieder Luthers zuerst begegnen, geht den genauen historischen und literarischen Nachweisungen über jedes einzelne Lied und seine Melodie voran. Außerdem sind die Vorreden Luthers zu den von ihm selbst herausgegebenen Gesangbüchern wortgetreu abgedruckt; ihnen folgt sein schönes Gedicht: ‚**Fraw Musica, eine Vorrede auff alle guete Gesangbücher.**' So findet der Leser in unserer Ausgabe, wie noch in keiner bisher erschienenen, alles beisammen, was ihn über die Lieder Luthers, nach jeder Seite hin, zu orientiren vermag.

Die Verlagshandlung ihrerseits war bemüht, dem Werke durch die würdigste Ausstattung eine weitere Zierde zu verleihen. Die beigegebenen Zeichnungen sind aus der Hand eines Künstlers hervorgegangen, der mit seltener Hingabe und Liebe zu seinem Gegenstand die schwierige Aufgabe in einer Weise gelöst hat, welche Sinn und Gemüth des Beschauers immer von Neuem anziehen und erfreuen muß. Die Zeichnungen sind Kunstwerke, in Einem Geiste und in Einer Richtung geschaffen, die durch die so ernste als tiefe Auffaßung ihres erhabenen Stoffs dem Künstler ein bleibendes Denkmal in den Herzen glaubenstreuer Glieder unserer Kirche sichern werden. —

Fest-Ausgabe
der
Heiligen Schrift des Neuen Bundes
und der Psalmen.

Ein Band von 570 Seiten in großem Hochquartformate, auf Kupfer-Druckpapier mit vielen künstlerischen Beilagen.

Preise:

Geheftet, für Liebhaber eines eigenen Büchereinbandes fl. 7. — Rthlr. 4. —
In verschiedenen Einbänden, in Leinwand, Leder und Sammt von fl. 8. 45 kr. — Rthlr. 5. — bis fl. 27. — Rthlr. 15½.

Ausgabe mit gemaltem Widmungsblatt und reicher Einbandvergoldung
fl. 10. 30 kr. oder Rthlr. 6. —

(Diese Ausgabe wird stets vorräthig gehalten.)

Bei der Herausgabe dieses zum vierhundertjährigen Jubiläum der Buchdruckerkunst veröffentlichten Prachtwerkes hatte der Verleger die Absicht, die wichtigsten Teile der Heiligen Schrift mit all dem Aufwande zu schmücken, den man sonst wohl nur an weltlichen Büchern zu erblicken gewöhnt war — mit einem Aufwande, wie sich seiner jeder Verehrer des Schönen, besonders wo es mit dem Heiligen verbunden erscheint, als eines Zolles der Ehrfurcht und des Dankes gegen das Buch der Bücher freuen müßte. — Er darf sein Ziel als erreicht betrachten: in allen Ländern Deutscher Zunge ist diese Fest-Ausgabe mit ungeteilter Anerkennung aufgenommen worden und gilt mit Recht als Deutschlands schönster, jetzt vorhandener Bibeldruck.

In der That, wer das ausgezeichnet schöne, schwere Papier, den klaren, auch schwachen Augen wohlthuenden Druck in seiner harmonischen Anordnung, den Schmuck großer, in der Weise des Mittelalters mit Gold und Farben verzierter Anfangsbuchstaben, die werthvolle Zugabe von Luthers Handschrift und einer Nachbildung aus der ältesten Bibel-Ausgabe des Reformators ins Auge faßen, wer den künstlerischen Werth eines mit seltener Vollendung gestochenen Titelbildes nach Rafael beachten oder sich an der sinnigen Vignette freuen wird — Zierden, zu denen sich noch ein Widmungsblatt für den Zweck von Geschenken und ein getreuer Abdruck von Luthers Vorrede zu seinem ersten Neuen Testamente gesellen — der wird dem Verleger Recht geben, wenn er das mit vieler Mühe hergestellte Werk ein Denkmal, einen Familienschatz für lange Zeiten nennt, dessen Besitz jedem Käufer Genuß verschaffen wird — ein Werk, das

als christliche Festgabe

bei den verschiedensten Anläßen lange unübertroffen bleiben dürfte — und wird endlich gestehen, daß die mitgeteilten Preise, zumal für die äußerst ansprechend gebundenen Exemplare, sehr mäßig sind.

L'École des Hautes Études commerciales de Mon

Préparant aux situations supérieu
commerce, de la finance et de l'ind

Cours du jour: trois, qua
cinq années d'étude, selon l
de préparation du cand
l'admission. Cours d
réguliers et prépar
à l'admission da
Associations de
tables. Cour
correspond

Décerne les diplômes de "Licencié en sciences commerciales," de "Docteur en sciences commerciales," de "Licencié en sciences comptables," ainsi qu'une Licence spéciale d'enseignement.

Cours spéciaux pour les avocats, les notaires, les ingénieurs et les agronomes, conduisant à la Licence en sciences commerciales. Bibliothèque économique — Musée commercial et industriel.

Pour tous renseignements, s'adresser au directeur

Coin avenue Viger et rue Saint-Hubert

Montréal

L'École au foyer

:ous, instituteurs, professeurs de l'enseignement moyen, spécialistes, employés de commerce et de banque, diplômés rimaires ou secondaires, vous pouvez, sans abandonner vos , sans même vous déranger de votre foyer, grâce à nos orrespondance *préparés à votre intention*,

Parfaire vos connaissances en:

abilité: quatre séries formant un total de cent quinze leçons, depuis élémentaires jusqu'à la haute comptabilité et la vérification comprises. MM. Lucien Favreau, De Ligny Labbé, Aurélien Noël et Gilles Murray.

ommercial: vingt-cinq leçons expliquant et commentant un manuel. MM. Léon-Mercier Gouin et Maximilien Caron.

aie politique: vingt leçons, adaptées au Canada, expliquent et commanuel. Professeurs: MM. Édouard Montpetit et François Vézina.

française et français commercial: deux séries comprenant quade composition française et vingt-cinq leçons de français commercial e la série des lettres d'affaires usuelles et des imprimés commerciaux. MM. Léon Lorrain, François-Albert Angers et Jean Delorme.

anglaise et anglais commercial: quatre séries formant un total cinq leçons se rapportant à la grammaire, à la composition, à la correspondance commerciale anglaise. Professeurs: MM. T. A. Birch

cours donnés par correspondance : droit civil, algèbre, ues financières, etc.

Demandez nos brochures et prospectus.

'École des Hautes Études commerciales

Affiliée à l'Université de Montréal.

Coin avenue Viger et rue S.-Hubert

Montréal